DIE HEROEN DER DEUTSCHEN LITERATUR IN LEBENSGESCHICHTLICHER FORM:...

Ferdinand Sonnenburg



Die Heroen

der

deutschen Literatur.

Πολλαὶ δ' ὁδοὶ
Σὺν θεοῖς εὐπραγίας.

Pindar.

Die Heroen

der

deutschen Literatur.

In

lebensgeschichtlicher Form.

Zum Gebrauche

auf

Gymnasien, Real- und höheren Töchterschulen, sowie
für Lehrer und zum Privatstudium.

Von

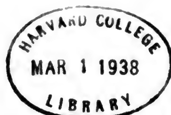
Ferdinand Sonnenburg,
Rektor der Bürgerschule in Bad Oeynhausen.

In drei Bänden.

Zweiter Band.

Zweite Ausgabe.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1874.


HARVARD COLLEGE
MAR 1 1938
LIBRARY

Vorwort.

In den Lebensbeschreibungen des vorliegenden Bandes habe ich nicht filologisch-anatomische Präparate liefern wollen, sondern ich habe mich bemüht, dem Leser lebensfrische Gestalten vorzuführen. Von diesem Bestreben geleitet, habe ich es überall für einen Vorzug gehalten, die großen Männer, deren Leben ich darzustellen versuchte, so viel als möglich selbst reden zu lassen, und meine eigenen Ansichten zurückzuhalten, wo ich statt ihrer die Aussprüche der Heroen selber geben konnte.

Den Artikel Kant habe ich gemeinschaftlich mit meinem Bruder, dem Direktor Rudolf Sonnenburg in Ludwigslust, gearbeitet. Die eigentliche Lebensbeschreibung vom Anfang bis zu Seite 563 ist von mir verfaßt. Bei den Worten: „Mit Recht sagt Hermann Grimm" beginnt die Arbeit meines Bruders. Der zehnte Abschnitt „Gottesdienst und Religion" ist von mir eingefügt, das Folgende gehört wiederum meinem Bruder an, bis zu Seite 580. Was nun folgt, von: „In diesen Worten" bis „genommen werden" ist meine Ansicht; die Worte von „Zum Schluß" bis „zu poetischem Schwunge" auf Seite 582 gab mein Bruder, und den eigentlichen Schluß fügte ich hinzu.

In Bezug auf die Angabe der Quellen und Hülfsmittel bemerke ich noch, daß nur die vorzugsweise benutzten Werke aufgeführt sind. Es ist nichts leichter, aber auch nichts zweckloser, als lange Reihen von Titeln gelehrter Zeitschriften und bändereicher Werke anzuführen. Eine selbständige Arbeit bedarf solcher Reklame nicht. Aus dem Umstande, daß ich die Werke von Koberstein, Wackernagel u. A. nicht unter den Hülfsmitteln genannt habe, folgern zu wollen, daß ich diese Werke entweder nicht kenne oder nicht gelten lassen wolle — dieses Verfahren ist nur der Anmaßung eines Pedanten vom

reinsten Wasser möglich. Ich halte es gänzlich unter meiner Würde, gegen solche Behauptungen, denen die Absicht an der Stirn geschrieben steht, auch nur ein einziges Wort zu erwidern.

Den Verwaltungen der Universitätsbibliotheken in Göttingen und in Bonn sage ich wiederum meinen herzlichen Dank!

Bad Oeynhausen, im Januar 1874.

Ferdinand Sonnenburg.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Friedrich Gottlieb Klopstock	1
Kristof Martin Wieland	78
Gotthold Efraim Lessing	151
Johann Gottfried Herder	317
Immanuel Kant	532

Friedrich Gottlieb Klopstock.

Wenn wir den jugendlichen Geist lange genug auf dem geebneten Wege der Erkenntniß geleitet und ihn vor Irrthum behütet, wenn wir sein Vermögen entwickelt und seinen Blick geübt und geschärft haben, dann tritt auch einmal der Augenblick ein, in welchem der junge Geist sich stark genug fühlt, seiner eigenen Kraft zu vertrauen und seinem eigenen Urtheil zu folgen, und ohne Führer hinauszuschreiten in die wunderbare Welt, die sich ahnungsvoll, Glück und Freude verheißend vor ihm aufthut. Von allem, was sich dann dem staunenden Auge darbietet, haftet der Blick am meisten auf den Lichtpunkten, welche jeder Forscher neu für sich entdeckt, und an ihrem Lichte, an ihrer Wärme, an ihrer Schönheit entzündet sich das junge Herz, es schlägt den glänzenden Bildern begeistert entgegen, es bringt ihnen alle seine Liebe als vollstes Opfer dar, es schmückt sie mit den reichsten Kränzen seiner Bewunderung und seiner Verehrung. Und dieser süße Taumel erfüllt die junge Brust ganz und gar und versperrt allem andern, besonders aber dem nüchternen, zergliedernden, prüfenden Verstande den Eintritt, und alles, was die Welt zeigt, wird nur im Lichte jener glänzenden Bilder, nur in Beziehung zu ihnen betrachtet und gewürdigt. Liebe zu allem, was groß und gut und schön ist, Liebe zu Gott und zu edlen Herzen, Liebe zu Kunst und Wissenschaft, Liebe für Freundschaft, Vaterland, Frühling und Schönheit — welches junge Herz hätte sie nicht einmal unendlich weit gemacht und mit Träumen und Hoffnungen gefüllt, welche das hellste Glück der Erde vor ihm niederlegten?

Auch die Völker haben ihre Jugend, auch die Völker ergreift zu Zeiten diese jugendliche Schwärmerei und durchdringt alle Klassen, welche fähig sind, selber zu denken und den Blick über die Alltäglichkeit zu erheben. Im achtzehnten Jahrhundert wurde nach langer trauriger Nacht dem deutschen Volke ein solcher Geistesfrühling zu Theil, und begeisterte Schwärmerei erweckte und erhob alle besseren, edleren Herzen. Der Vertreter und der hervorragendste Träger dieser Schwärmerei war Friedrich Gottlieb Klopstock, sein Leben und sein Dichten war edle jugendliche, begeisterte Schwärmerei, seine Schriften weckten mehr als alle gleichzeitigen in dem deutschen Gemüthe das Gefühl für das Große und Schöne wieder auf und erhoben den Blick des deutschen Volkes wieder zu dem Ideal, zu

dem was hoch über dem Erdenleben in unvergänglicher Wahrheit und Schönheit thront, und den Geist dessen, der ihm mit Liebe naht, emporzieht in das Reich des Ewigen.

Fleißige Forscher haben Klopstock's Familie schon im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts nachgewiesen*). Des Dichters Aeltervater war der Magister Kristof Klopstock, aus Ratzeburg gebürtig, er war 1603 Diakonus und Schulkollege im Städtchen Lauenburg, 1629 wurde er als Pastor nach dem zum Herzogthum Lauenburg gehörigen jenseits der Elbe belegenen Flecken Artlenburg berufen, wo er schon 1632 starb. Er hinterließ einen in seinem Todesjahre geborenen Sohn Daniel, welcher das Amt eines Stiftschossers oder Kammerverwalters des Stiftes Quedlinburg bis zu seinem Tode am 3. September 1684 bekleidete.

Dessen Sohn Karl Otto, Lizenziat der Rechte und Advokat in seiner Vaterstadt, geboren 1667, gestorben 1722, war des Dichters Großvater. Sein Sohn Gottlieb Heinrich, geboren am 28. Juli 1698, ward fürstlich schleswig-holsteinischer Lehnssekretarius und Advokatus Ordinarius im Stifte Quedlinburg. Er wird als ein biederer Mann geschildert, der in edlem Selbstbewußtsein es verschmähte, sich unterwürfig zu beugen, wo sein Vortheil es erheischte. Er theilte mit vielen seiner Zeitgenossen den Hang zum Aberglauben. Von der Möglichkeit, daß die Geister der Verstorbenen gerufen werden könnten, schwärmerisch ergriffen, ließ er sich öfter durch Betrüger täuschen, nicht ohne Schaden für seine Berufsgeschäfte**). An die leibliche Existenz des Teufels und böser Geister glaubte er so fest, daß er sich des Nachts mit ihnen herumschlug. In einem seiner Briefe an Gleim vom Jahre 1754 heißt es: „Mir hat's ein glaubwürdiger Mann, von Leichtgläubigkeit und Aberglauben gleich entfernt, erzählt, daß Herr Professor Meier***) von einem Geiste in seiner Gestalt eine Ohrfeige erhalten habe." An einer andern Stelle sagt er: „Sonst ist mir auch für gewiß bekannt, daß ein Verwandter meiner Frau sich selbst gesehen, solches mit allen Umständen erzählt und nachher gestorben sei. Von der sonderbaren Historie weiß ich die weiteren Umstände nicht, mir ist aber nicht wahrscheinlich, daß man eines Andern Bildung und Gesichtszüge mit Aehnlichkeit an sich nehmen könne. Herr Professor Meier hat bekanntermaßen die Gespenster noch mehr als Thomasius geläugnet, weil ihre Erscheinung sich a priori nicht wolle behaupten lassen. Dieses hab' ich nicht gelesen, trage auch kein Verlangen darnach, weil ich schlechterdings überzeugt bin: daß viele Dinge sind, welche weder ausgerechnet, abgewogen noch gemessen werden können. Wir glauben und verehren vielmehr: Reservata Majestatis supremae, den Vorhang der Natur, und daß das Erkennen, Wissen und Begreifen einem bessern Stande aufbehalten sei."

Des Dichters Vater wurde später fürstlich Mansfeldischer Kommissionsrath und Pachtinhaber der Herrschaft Friedeburg. Kostspielige Prozesse und Krankheiten verkümmerten seine letzten Lebensjahre, das Mißgeschick nährte in ihm den

*) Briefe von und an Klopstock. Mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von J. M. Lappenberg. Braunschweig 1867. S. 435 ff.
**) Klopstock's Leben von Heinrich Döring. Weimar 1825. S. 25.
***) Ein Professor der Filosofie in Halle, der zu seiner Zeit viel galt.

religiösen Sinn, den er als Hauptzug in seinem Karakter zeigte. In seiner Bibliothek befanden sich zahlreiche Predigtbücher, zehn Bibeln und ein Sistem der Gottesgelahrheit, aber kein einziger Dichter. Auch seine Kinder hielt er früh zum Lesen der Bibel an. Er starb am 28. Oktober 1756. Seine Frau war Anna Maria, Tochter des Rathskämmerers und vornehmen Kaufmanns Johann Kristof Schmidt zu Langensalza. Sie war geboren 1703, verehelicht 1723, ihr Tod fällt in das Jahr 1773. Aus dieser Ehe wurden in den ersten 22 Jahren 17 Kinder geboren, von denen unser Dichter der älteste war. Von seinen Geschwistern hat sich niemand besonders hervorgethan.

Friedrich Gottlieb Klopstock, der Dichter, wurde am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg geboren. Seine Erziehung war unter der Hand seines verständigen Vaters eine freie, die körperliche Entwicklung wurde durch keine Pedanterie beschränkt. In Friedeburg erhielt er durch einen Hauslehrer gemeinschaftlich mit den Söhnen einiger benachbarter Edelleute den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der Wissenschaften und der alten Sprachen. Körperliche Uebungen wurden vielfach vorgenommen, Friedrich ging seinen jüngeren Brüdern rüstig voran, wenn es galt zu laufen, zu klettern, wilde Stiere zu necken oder Hasen zu jagen. Zwei Hunde, Satan und Schäfer, waren die treuen Begleiter der Knaben. Der Muthwille, mit dem sie sich öfter an den Schwanz eines im Hofe befindlichen Stieres hingen und ihn mit einem spitzigen Stabe reizten, hätte Klopstock einst beinah das Leben gekostet, nur die schleunigste Flucht rettete ihn. Auch das Schlittschuhlaufen und das Baden wurden eifrig betrieben, letzteres wurde trotz der mütterlichen Verbote öfter an gefährlichen Stellen wiederholt. Der Vater ließ dem jugendlichen Muthwillen seiner sonst gut gearteten Söhne freien Lauf.

Im dreizehnten Jahre kehrte Klopstock mit seinem Vater wieder nach Quedlinburg zurück und besuchte das dortige Gymnasium. Doch übte er während der drei Jahre, die er dort zubrachte, mehr seine körperlichen, als seine geistigen Kräfte. Später sagte er selbst einmal: „Es wollte mir nicht recht behagen, so von dem freien Landleben in den städtischen Schulzwang verpflanzt zu werden. Ich gab nicht viel aufs Lernen und ließ manche von den Knaben mir vorauskommen. Dies währte bis 1739, wo mein Vater durch einen Verwandten in Sachsen eine Stelle für mich in der Schulpforte erhielt.“

Schulpforte war schon damals eine der berühmtesten Lehranstalten. Nach der Meinung jener Zeit suchte man die heranwachsende Jugend völlig von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden und jede Regung jugendfrischen Sinnes zu unterdrücken. Auf diese Weise, meinte man, bewahre man die Jünglinge am leichtesten vor allen Verirrungen, während man ihnen doch alle Gelegenheit benahm, die Welt mit ihren Lockungen kennen zu lernen und die sittliche Kraft solchen Versuchungen gegenüber zu stählen. Auf Klopstock scheint indeß die strenge Zucht einen wohlthätigen Einfluß geübt zu haben, er zeigte in Schulpforte weit mehr Fleiß und Eifer als früher. Das lateinische Exerzizium, welches ihm der damalige Rektor Freitag aufgab, war noch vor dem festgesetzten Termin zur Zufriedenheit seines Lehrers beendet. Das Lob, welches der Rektor ihm ertheilte, machte die Profezeiungen einiger Mitschüler zu Schanden, welche in dem Namen Klopstock eine mißliche Vorbedeutung erkennen wollten.

Den regsten Eifer zeigte Klopstock beim Studium der alten Sprachen, doch scheint ihm Hauptzweck die Lektüre der Dichterwerke der Griechen und Römer gewesen zu sein. Die Kenntniß der klassischen Literatur weckte sein poetisches Talent, die klösterliche Einsamkeit und die schöne Umgebung der Anstalt gab seinem Streben eine fest bestimmte Richtung, er versuchte sich in Idillen und Oden, und der Rektor Freitag, ein wohlwollender Mann, störte den ersten Flug des jungen Dichters nicht. Seine Mitschüler hielten viel von diesen poetischen Versuchen und gaben ihm willig den ersten Preis. Einer derselben erzählte von ihm: „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen, als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte verfertigt. Er kennt die wahre Natur dieser Poesie und schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe. In der Beschreibung ihrer unschuldigen Liebe ist er am vortrefflichsten. — Seine Gedichte nehmen das Gemüth mit einer süßen Regung ein, sie stellen ihm eine mannigfache Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder dar. In seinen Sitten herrscht Einfalt und Unschuld, im Gespräch Freundlichkeit und Vorsicht, im Umgange eine von Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebt er treu, den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er weilt gern in der Einsamkeit; an Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, ist er am liebsten. Gewöhnliche Lustbarkeiten betrachtet er ganz gleichgültig. Er bleibt stets gelassen und vergnügt."

Den lyrischen Versuchen folgte bald der Entwurf zu einem Epos, dessen Held Heinrich der Vogelsteller sein sollte. Mehrere Pläne wurden gemacht und wieder verworfen, und zuletzt wurde dieser Stoff ganz aufgegeben, und Klopstock wandte sich ganz dem religiösen Gebiete zu, welches seiner jugendlich-unklaren Schwärmerei ein günstigeres Feld bot, als das geschichtliche Epos, welches klar erkannte Begebenheiten in fest begrenzter Form und Darstellung forderte. In der Ode „Mein Vaterland" vom Jahre 1768 sagt Klopstock:

Früh hab ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkohr ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts.

Der Plan, das Leben des Messias zum Gegenstande eines epischen Gedichtes zu machen, beschäftigte im achtzehnten Jahrhundert mehrere bedeutende Geister. Auch Leibnitz schreibt in einem Briefe vom Jahre 1711 an Fabrizius: „Ich habe mich öfter mit dem Gedanken beschäftigt, es ließe sich ein großes episches Gedicht nach Virgilischem Zuschnitt schreiben unter dem Titel Uranias, welches die Stadt Gottes und das ewige Leben besänge. Der Dichter hätte mit der Schöpfung der Welt und dem Paradiese anzufangen. Das dritte, vierte und fünfte Buch könnte etwa den Fall Adam's und die Erlösung des menschlichen Ge-

schlechts durch Kristus enthalten. Ein solches Werk würde den Verfasser unsterblich machen, und könnte wunderbar dazu wirken, die Seelen der Menschen durch die Hoffnung des Bessern zu rühren, und die Flamme ächterer Frömmigkeit zu unterhalten.

Auch Milton's Verlorenes Paradies, welches schon 1732 von Bodmer ins Deutsche übersetzt war, hätte Klopstock auf den Plan des „Messias“ führen können, doch war ihm das Werk des Engländers noch unbekannt, als der Entschluß in ihm zur Reife gedieh, das Leben Kristi zu besingen. Doch lernte er noch auf der Schulpforte das Verlorene Paradies in Bodmer's Uebersetzung kennen, und obwohl der Rektor verbot, dieses Gedicht zu lesen, machte Klopstock es doch zu seinem Lieblingsstudium.

Bei einem ernsthaften Streite, der unter den Zöglingen der Schulpforte sich über den Vorrang der ersten vor der zweiten Klasse und über das Recht, im Schulgarten spazieren zu gehen, erhob, zeigte Klopstock sich muthig und gerade, und hielt mehrere begeisterte Reden nach dem Muster des Livius. Von seinem eigenen Werthe hatte er damals schon eine hohe Meinung, an eine Wand schrieb er einmal die Worte: „Mich schreibt die Nachwelt einst in ihre Bücher ein!“

Als er die Schule verließ, hielt er, dem allgemeinen Gebrauche gemäß, am 21. September 1745 eine lateinische Abschiedsrede „Ueber den hohen Endzweck der Poesie.“ Diese Rede, in welcher der einundzwanzigjährige Jüngling ein ungewöhnlich besonnenes und reifes Urtheil entwickelt, beweist, daß schon zu jener Zeit sein ganzes Streben auf die Dichtkunst und die Beschäftigung mit ihr gerichtet war. Er nennt darin die Dichtkunst eine Priesterin der Gottheit und eine Lehrerin der Menschheit. Die höchste Stelle weist er den Epikern an, und spricht sein Urtheil über die bedeutendsten epischen Dichter der gebildeten Völker aus. Nachdem er die Eigenschaften und Vorzüge der epischen Dichtungsart geschildert und gepriesen, sagt er:

„Ich will Euch die großen Geister nennen, welche Heldengedichte zu schaffen wagten, mit Verehrung, aber ohne Lob, denn der Beifall vieler Jahrhunderte ist ihnen schon Lobes genug. Wer ist durch sein Alter und durch seine Würde der Führer dieses himmlischen Chors? — Homer ist jenes große und reiche Genie, das mit Hülfe der Natur, mit dem höchsten Urbilde dichterischer Vollkommenheit in seiner Seele, das Heldengedicht nicht nur erfunden, sondern es auch nach diesem schönsten Urbilde so glücklich vollendet hat. Darauf also beruht jener Vorzug Homer's, diese so vielen Dichtern noch unzugängliche Größe, die nach dem Urtheile jedes einsichtsvollen Richters alle späteren Jahrhunderte verehrt haben. Vielleicht drücke ich mich für einige zu stark aus, allein die sind es eben, welche Homer nie, wie er's verdient, gelesen, und auf einen Blick den Umfang seines Werkes erkannt haben. So aber las ihn Aristoteles einst, dieser scharfsinnige Beurtheiler der Dichtkunst, so muß ihn jeder lesen, der seine ganze Schönheit einsehen will. Er ist ganz einfach und natürlich in seiner Pracht. Er schlummert nie, allein seine Leser träumen, wie Pope sagt. Er allein war es werth, nachdem er die Natur nachgeahnt hatte, daß ihn Virgil nachahmte. Denn dieser, der gegen Homer in nichts, als daß er ihn nachgeahmt, nachsteht, hat ein Gedicht geliefert, ohne welches das Zeitalter des Augustus und das vorzüglich damals große Rom einer seiner größten Zierden

beraubt sein würde. Jene Unsterblichkeit, die man jetzt unter uns durch gegenseitiges Preisen so freigebig und ungerecht mißbraucht, hat Virgil mit ewigem Lorbeer bekränzt. Auch uns, uns späte Nachkommen, unterrichtet und ergötzt noch Maro, während unsere meisten Dichter, die sich unter einander mit so vielem Lobe von Unsterblichkeit zu beladen pflegen, in ihren Liedern schon todt sind, oder bald sterben werden. Aber diesen schließt ewig mit Homer die Poesie in ihre Arme, umfaßt den Griechen mit der Rechten, und mit der Linken den Römer. Diese werden vor dem Untergange gesichert sein, auf diese werden die Dichter, welche etwas Großes wagen, blicken, diesen sollen, weil sie nicht überwunden und übertroffen werden können, die Thränen meines Wetteifers beständig fließen.

„Aber manches Jahrhundert ist müßig verflossen, ehe ein kristlicher Heldendichter, Eures Namens werth, aufstand, den der Erdkreis wieder bewundern konnte. Torquato Tasso*) ward endlich geboren, daß er der erste unter den Dichtern Italiens würde. Bei einem umfassenden und reichen Genius war er vorzüglich mit einer seltenen Einbildungskraft begabt und glücklich in der Wahl seines Stoffes, der sowohl seiner Religion, als seinem Jahrhundert angemessen war. Er besang jene heilige Stadt Gottes, das befreite Jerusalem. Auf sie richtete noch mit Bewunderung ganz Europa seine Blicke, in vielen Seelen war noch das Andenken jener heiligen Kriegeszüge neu, und diese Ergiebigkeit des Stoffes ward noch durch Tasso's fruchtbaren und erfinderischen Kopf vermehrt. Hier ist ein flüchtig gezeichneter Umriß von dem Geiste dieses Mannes: Er war lebhaft und feurig, sah alles heftiger bewegt und fand mit leichter Mühe Schmuck. Aber in der Wahl des Würdigen war er nicht strenge genug. Bisweilen niedrig und schwach, öfter zwar groß und erhaben, doch nie völlig göttlich, so daß er oft meine Bewunderung erregt, aber nie Thränen eines edlen und würdigen Neides mir ausgepreßt hat. Dich auch würd ich nennen, weicher Marino, nicht unglücklicher Nachahmer Tasso's, wäre dein Adonis der Stoff eines Heldengedichtes. Aber so mögest du denn, ungestört durch meine Rede, unter deinen Wollüsten in den unrühmlichen Schattenhainen der Venus ruhig schlummern.

„Laßt uns nun zu der Königin der übrigen Nazionen in Europa, dem großen Brittanien uns wenden, welches durch den Ozean von den übrigen Ländern abgesondert zu sein scheint, weil es über sie durch seine Vortrefflichkeit und Größe weit hervorragt. Da es mir hier erlaubt ist, einen von den Männern einer solchen Nazion zu nennen, so überströmt mein Herz eine große Freude, eine Freude der Art, wie sie aus der Betrachtung und der Empfindung der Vollkommenheit zu entspringen pflegt. Ihr wißt alle, welchen Theil unserer heiligen Religion Milton mit einem neuem Lichte der Dichtkunst verklärt hat, wenn ich das Verlorene Paradies nenne. Konnte etwas glücklicher und treffender ersonnen werden, als dieser Stoff? Gab es etwas, was den Menschen stärker rühren, ihn mit einer göttlichern Art von Wollust in den alten Zustand seiner Vollkommenheit gleichsam zurückführen konnte, als jenes liebenswürdige Paar der ersten Menschen, so schön von Gott erschaffen, mit Majestät und der Herrschaft über den

*) Es ist auffallend, daß Klopstock den viel größern Dante Alighieri gar nicht kennt.

Erdkreis begabt, jene unserer zartesten Ehrfurcht würdige Eltern, die Urheber und Geber unseres Lebens. O der glückliche und dem menschlichen Geschlechte wahrhaft liebenswürdige Dichter! Sein Ruhm wird, so lange Menschen sind, mit den fortströmenden Jahrhunderten, gleich unversiegbaren Flüssen, immer größer und überschwenglicher werden. Einen solchen Schauplatz von Dingen hatte vor ihm noch niemand gewagt mit dem Liede zu betreten. Gott, der Himmel, die Hölle, das Chaos, die Reihe so vieler Welten, die daraus hervorgegangen, die Bewohner aller dieser Gestirne, die ruhigen Versammlungen der Engel, die Menschen glücklich und unglücklich, aber nach ihrem Unglücke einer noch größern Seligkeit fähig — dies alles, oder mit anderen Worten, was nur wichtig und erhaben ist, bot sich Milton zum Gesange dar. Mit Homer streitet er um den Vorzug der Vortrefflichkeit, nicht ohne wetteifernden Muth und edlen Stolz, und den hohen Spuren der heiligen Schriftsteller folgt er zitternd von fern nach. Er erfand glücklich, und indem er eine Reihe erfundener Dinge an sich vorübergehen läßt, faßt er sie so, daß er nichts als das Schöne, Erhabene und Bewundernswerthe erwählt, und was ihm gefallen hatte so beschreibt, daß er alles, ob er gleich blind war, mit seinen Augen gesehen zu haben scheint. Ueberall ist er ein getreuer und genauer Maler der Natur. Sehet ihn zwischen den glücklichen Bewohnern des Paradieses, und ihr werdet fast eben die Leichtigkeit und Zartheit der Erzählung bei ihm finden, die ihr so sehr in Salomo's hohem Liede bewundert. Folgt ihm, wenn er empor in die Versammlungen der Engel wandelt, und auch da, welche unnachahmliche Würde, welche Pracht des Gesanges! Begleitet ihn weiter, doch von fern und zitternd, bis zum Throne der Gottheit. Hier wirft er sich nieder, von der hohen Majestät betroffen betet er an, hier ist ihm Schweigen die höchste Beredtsamkeit. Selten führt er Gott redend ein, fast immer ein wenig scheu, und verlassen von jener heiligen Kühnheit. Dies ist der letzte und zugleich der höchste Zug von dem Bilde des Dichters. Heiliger Schatten Milton's! in welchem Kreise des Himmels du dich jetzt freuest, und, was in deinen Liedern den Ohren der Engel werth ist, diesen dir jetzt verwandten Geistern vorsingst, vernimm es, wenn ich jetzt etwas Deiner Würdiges gesagt habe, und zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größern und herrlichern Stoff zu wagen gedenkt."

Den französischen Dichtern weist er, wie sie es verdienen, einen sehr niedrigen Platz an, und wendet sich dann zu den Dichtern seines deutschen Vaterlandes. Er sagt: „Durch die Sache selbst, durch ein großes unvergängliches Werk müssen wir Deutschen zeigen, was wir können. O wie wünschte ich, es würde mir so gut, dies in einer Versammlung der ersten Dichter Deutschlands zu sagen! Die größte Freude würde mich dann durchdringen und ganz überströmen, wenn ich die Würdigsten zu diesem Werke dahin brächte, daß sie wegen der so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlandes von edler und heiliger Schamröthe glühten! Wofern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht noch keiner gefunden wird, der bestimmt ist, Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitze beleuchten soll. Mögen ihn doch mit der himmlischen Muse Tugend und Weisheit auf den zärt-

lichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur sich ihm eröffnen, und die ganze, Anderen unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion. Selbst die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht gänzlich in Dunkel gehüllt, und von diesen Lehrern werde er gebildet, werth des menschlichen Geschlechts, der Unsterblichkeit und Gottes, den er vorzüglich preisen wird."

Voll warmen Gefühles sind die Schlußworte der Rede, in welchen er von den Lehrern und Mitschülern Abschied nimmt. „Unter den Wohlthaten, die mir erzeigt worden sind, gebührt der erste Platz Eurer Fürsorge, ehrwürdige Väter dieser Schule, die Ihr mein weiches Herz durch Eure Lehren gebildet habt. Denn obwohl ich einiges auch meiner Wißbegierde und dem Lesen ausgesuchter Bücher schuldig bin, so verdanke ich doch willig und mit Erkenntlichkeit noch mehreres und das wichtigste Eurer Sorge und Eurem gelehrten Unterricht. Aber Ihr habt mich die schönen Wissenschaften nicht allein mit Eurem Munde, sondern auch durch die Tugenden Eures Lebens gelehrt. Nimmer, nimmer werde ich dieser höchsten Art von Wohlthat vergessen, und mich stets mit dem dankbarsten und unauslöschlichsten Andenken erinnern, daß ich so glücklich gewesen bin, durch Euer Muster belehrt, den Weg der Weisheit betreten zu haben.

„Auch Ihr, geliebteste Freunde, die Ihr mit mir ein gleiches Glück genossen, Ihr erwartet mit Recht eine Aeußerung des Dankes von mir. Denn vieles und treffliches habe ich durch Euren Umgang gelernt. Ich habe stets auf Euch und Euer Leben wie in ein Buch von weitem Umfange geblickt, habe oftmals bei den dunkelsten Blättern desselben verweilt, und alles so fleißig und unermüdlich wiederholt, daß mir das meiste noch im Gedächtniß ist. Laßt mich ohne Schmeichelei, die der Freundschaft ganz unwürdig ist, erklären, worin ich Euch verbunden bin. Ich habe einige von Euch geliebt, weil ein lebhafter, feiner Geist und ein biegsames, von der Schönheit zärtlich gerührtes Herz sie mir liebenswürdig machte. Andere habe ich deshalb geschätzt, weil, wenn sie sich gleich nicht über die Mittelmäßigkeit erhoben, sie doch mit ganzem Ernst dem gemeinen Wesen und sich einst nützlich zu werden wünschten. Uebrigens habe ich keinen gehaßt, nur die Fehler von einigen, und bin nicht ungeneigt gewesen, sie wegen der Geistesschwäche, an der sie krankten, zu tragen. Seid, ich bitte Euch, lieben Freunde, mit dieser Erklärung meiner Dankbarkeit, wie sie ist, zufrieden, und glaubt mir, daß Ihr in Eurer Versammlung viele von größerm Geiste und tieferer Gelehrsamkeit gesehen habt und sehen werdet, niemand aber, der Eure Sitten genauer beobachtet und Euren Umgang mehr geliebt hat, als ich.

„Du endlich, Pforte, Pflegerin und Augenzeugin dieser Freundschaft, sei glücklich, und erziehe in deinem sanften Schoße diese deine Söhne. Ewig werde ich mich deiner mit Dankbarkeit erinnern und dich als Mutter jenes Werkes, das ich in deiner Umarmung durch Nachdenken zu beginnen gewagt habe, betrachten, verehren!" —

In dieser Rede liegen die Grundzüge von Klopstock's Wesen schon genau ausgeprägt vor unseren Blicken: ein lebendiges Gefühl für alles Große und Gute, verbunden mit einem sehr starken Selbstbewußtsein, und einem Urtheil, welches mehr auf den unklaren Empfindungen eines warmen Gefühls, als auf der klaren Erkenntniß eines scharfen Verstandes beruht.

Nachdem Klopstock die Schulpforte verlassen, begab er sich im Herbst 1745 nach der Universität Jena, wohin ihn besonders der große Ruf des Professors Daries zog, welcher Filosofie lehrte. Klopstock studirte mit regem Eifer Theologie, doch arbeitete er mehr privatim, als daß er öffentliche Vorlesungen besuchte. In dem halben Jahre, welches er in Jena zubrachte, arbeitete er in der Stille nach dem Plane, welchen er bereits in Schulpforte entworfen, die ersten drei Gesänge des Messias aus, und zwar in Prosa, weil ihm keine der Versarten zusagte, in denen man damals zu schreiben pflegte. Den Alexandriner, jenes widerliche Geklapper französischer Skribenten, ließ sein musikalisches Ohr ihn als unerträglich ermüdend und einförmig erkennen. Der trochäische Vers erschien ihm zu schleppend. Auch die fünffüßigen Jamben verwarf er, da sich seiner Ansicht nach keine reinen Jamben in deutscher Sprache herstellen ließen. Die Kraft, der Ausdruck und die musikalische Mannigfaltigkeit des Hexameters bei Homer und Virgil ergriffen ihn lebhaft, allein er zweifelte, daß die deutsche Sprache biegsam genug sei, um sich zu künstlerischer Befriedigung in jene künstliche Form zu schmiegen. Wenn wir uns erinnern, von welcher Art die Hexameter waren, welche der große Fischart zuerst in deutscher Sprache dichtete, so werden wir uns über Klopstock's Bedenken nicht wundern. Denn die Versuche, welche im Jahre 1742 Gottsched unternahm, um das Vaterunser und den sechsten Psalm in Hexameter zu quetschen, konnten Klopstock keineswegs ermuthigen.

Der Winter in Jena verstrich unter poetischen Entwürfen. Klopstock fühlte sich stark abgestoßen von dem damals sehr rohen Leben der Jenaischen Studenten, und da er den Umgang mit gleichgestimmten Karakteren besonders schmerzlich vermißte, so begab er sich im Frühling 1746 nach Leipzig und bewohnte hier mit seinem Vetter Johann Kristof Schmidt, der sich in Leipzig dem Studium der Rechte widmen wollte, ein gemeinsames Zimmer in der Burgstraße.

Der junge Dichter war damit in die Haupt- und Residenzstadt jenes Mannes gelangt, welcher gerade damals sein kritisches Zepter im hohen Gefühl seiner eigenen Vortrefflichkeit über Deutschland schwang. Gottsched wurde im nördlichen Deutschland längere Zeit als berufener Diktator, und seine willkürliche Pedanterie als Ausfluß eines hocherleuchteten Geistes angesehen, doch Bodmer und Breitinger in der Schweiz wollten sich seinem Regimente nicht fügen, sie begannen einen heftigen Streit gegen den Pascha in Leipzig. Gottsched hatte eine Anzahl von theilweis begabten Köpfen um sich gesammelt, welche unter dem Vorsitz seines Bundesgenossen Schwabe seit 1744 eine eigene Zeitschrift unter dem Titel Belustigungen des Verstandes und Witzes herausgaben. Aber durch eine klägliche Redakzion, welche Beiträge selbst des geringsten Gehaltes ohne Wahl aufnahm, sanken die Belustigungen auf eine so tiefe Stufe herab, daß eine Anzahl begabter Jünglinge, Kramer, Ebert, Gärtner, Gellert, Rabener, Schlegel, Zachariä u. a., es unter ihrer Würde hielten, ferner daran Theil zu nehmen. Sie errichteten eine eigene Gesellschaft, in wöchentlichen Zusammenkünften trugen sie ihre literarischen Arbeiten vor und kritisirten sie gegenseitig. Ihre Zeitschrift, in welcher sie ihre für gut befundenen Arbeiten mittheilten, führte nach dem Verlagsorte den Titel der Bremischen Beiträge.

Ehe Klopstock mit diesem Kreise bekannt wurde, hatte er sein großes poeti-

sches Geheimniß noch niemand als seinem Freunde Schmidt verrathen. Der Messias, dessen erste drei Gesänge mittlerweile in Hexameter umgeschmolzen waren, sollte der Welt erst bekannt werden, wenn er völlig vollendet wäre. Zufällig aber machte der Dichter Kramer's Bekanntschaft. Wie das noch heute in Leipzig Sitte ist, hatten Klopstock und Schmidt zur Meßzeit ihr bisher bewohntes größeres Zimmer mit einem Stübchen nach dem Hofe hin vertauscht. Dicht daneben wohnte Kramer, ihre Wohnungen waren nur durch eine dünne Wand geschieden. Johann Andreas Kramer (1723 bis 1788), welcher später durch Klopstock's Einfluß Hofprediger in Kopenhagen war und als Prokanzler der Universität Kiel starb, studirte damals in Leipzig. In dem Zimmer seiner neuen Nachbarn hörte er öfter über Epos, Hexameter u. dgl. sprechen, er ging deshalb hinüber und machte sich mit seinen Hausgenossen bekannt. Die Unterhaltung wandte sich auf das literarische Gebiet, und Schmidt, der ein Verehrer der brittischen Dichter war, konnte es nicht unterlassen, auf die Verfasser der Bremer Beiträge einige spöttische Blicke zu werfen. Kramer entgegnete, sie wüßten selber sehr gut, daß sie nicht vollkommen wären, doch übten sie gegen einander eine strenge Kritik. „Strenge Kritik," entgegnete Schmidt lächelnd, „ist wohl gut, aber Genie! —" Klopstock wollte vermitteln, aber Schmidt rief: „Hören Sie auf den nicht, der ist der ärgste Kritikus unter uns. Wenn Sie nur wüßten —". Bei diesen Worten sprang Schmidt auf und zog mit sicherm Griffe eine Handschrift aus einem Koffer mit Wäsche hervor. Klopstock war höchst entrüstet und suchte wieder Herr seines Werkes zu werden, er ließ sich schließlich aber doch überreden, den ganzen ersten Gesang des Messias selbst vorzulesen.

Kramer bewunderte dieses Gedicht aufs höchste und bat den Dichter dringend, ihm das Manuskript mitzutheilen. Nun lasen es nach der Reihe alle, die zu dem bereits erwähnten Bunde gehörten, und die Einladung, welche nun an Klopstock erging, an den Bremer Beiträgen Theil zu nehmen, wurde von ihm nicht zurückgewiesen. Von den neuen Freunden, in deren Kreise Klopstock der jüngste war, wurde der Dichter warm aufgenommen. Wenn mehrere von ihnen auch geistig nicht sehr hoch standen, so bildeten sie alle doch einen höchst anmuthigen und heitern gesellschaftlichen Kreis, in welchem der Ton guter Gesellschaft nicht fehlte*). Die Freunde waren der Meinung, daß Klopstock ungehindert an der Weiterführung und Vollendung seines großen Werkes arbeiten müsse, sie gaben sich daher Mühe, ihm auch seine äußere Lebensstellung vor Sorgen zu sichern. Gärtner, der kritische Führer des Freundschaftsbundes, wandte sich an Hagedorn in Hamburg, welcher seit 1731 in seiner Vaterstadt die Stelle eines Sekretärs bei dem englischen Court, einer ansehnlichen Handelsgesellschaft, bekleidete. Dieser damals auch als Schriftsteller sehr angesehene Mann sollte dem jungen Dichter zu einer Unterstützung von Seiten des englischen Königs verhelfen. Aber Hagedorn fand nach einem Briefe an Bodmer vom Frühling 1747 die Proben des ihm mitgetheilten Gedichtes fremdartig und sonderbar, er befürchtete noch größere Anfechtung als bei Milton und namentlich die Anschuldigung der Ketzerei. Das Urtheil eines solchen Mannes mußte die Freunde herabstimmen und entmuthigen.

*) Klopstock in Zürich. Von Mörikofer. Zürich und Frauenfeld 1851, Seite 3 ff.

Erst nach längerm Zögern ließen sie daher die ersten drei Gesänge des Messias im Jahrgang 1748 der Bremer Beiträge erscheinen. Aber das neue Gedicht blieb anfangs völlig unbeachtet, die Kritik beobachtete ein tiefes Schweigen. Dieses Verhalten des Publikums machte nun auch Klopstock's nächste Freunde und Bewunderer irre, einige derselben urtheilten, Klopstock habe etwas unternommen, was über seine Kräfte ginge, sie ermunterten ihn nicht mehr, fortzufahren, ja sie ließen selbst merken, es reue sie, den Anfang veröffentlicht zu haben.

Aber Hagedorn hatte Gärtner den Rath gegeben, sich an Bodmer zu wenden. Gärtner hatte daher eine Abschrift des zweiten Gesanges des Messias nach Zürich geschickt. Bodmer aber erkannte sogleich den ganzen Werth dieser Poesie. In dem Werke, welches ihm vorlag, waren alle die Grundsätze vertreten, für welche er so lange und mühsam gekämpft hatte, ein großer Dichter sollte jetzt praktisch beweisen, was Bodmer längst theoretisch dargestellt hatte. Voll von dem Glücke dieses Fundes theilte Bodmer sogleich triumfirend seinen Freunden mit, daß ein Dichter lebe, auf dem Milton's Geist ruhe. Denn auch Bodmer stellte, ebenso wie Klopstock, Milton noch über Homer. Seine Freunde in Deutschland und in der Schweiz suchte er nun für den jungen Dichter zu gewinnen, dessen Unsterblichkeit er mit Siegesgewißheit verkündete. „Ich könnte," schrieb er an einen Freund, „Ihnen den Namen melden, der itzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll, ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unbemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glücklichen und über den Pöbel weg ist."

Auch an Gärtner hatte Bodmer seinen Beifall über das Gedicht und seine Theilnahme für den Dichter ausgesprochen und alles mögliche für denselben zu thun verheißen.

Der schöne Kreis der in Leipzig versammelten Freunde hatte sich unterdessen aufgelöst, Klopstock, der bei seiner Mittellosigkeit sich nach einer Beschäftigung umsehen mußte, war als Hauslehrer in die Familie eines Verwandten seiner Mutter in Langensalza eingetreten. Die Aufgabe, dessen Sohn für den Kaufmannsstand vorzubereiten, war für den Dichter drückend, die völlige Trennung von seinen Freunden lähmte ihn, und dazu fiel ihm seine eigene gedrückte Lage den reichen Verwandten gegenüber schwer. Unter diesen Umständen traf ihn Gärtner's Nachricht, wie Bodmer den Messias aufgenommen. Die begeisterte Theilnahme des berühmten Schriftstellers ergriff den Jüngling mächtig, und zudem war unter den Autoren damaliger Zeit niemand, dem Klopstock im Geiste verwandter gewesen wäre, als Bodmer. Der Dichter des Messias schrieb daher an Bodmer einen lateinischen Brief vom 10. August 1748: „Schon lange würde ich an Sie geschrieben haben, mein theurer Bodmer, hätten mich nicht immer die großen Lobeserhebungen abgeschreckt, womit Sie mich in einem Briefe an Gärtner überhäuft haben. Ich sah, wie Sie mich Neuling auf die Schwelle des Parnasses setzten und erröthete. Der Dank, den ich Ihnen schuldig war, hätte mich verrathen, es hätte geschienen, als ob ich mich dessen würdig hielte. So wie ich Sie für aufrichtig halte und glaube, daß Ihnen alles, was Sie gesagt, vom Herzen gehe, eben so möchte ich Sie bitten, auch mich dafür zu halten und versichert zu sein,

daß die Bescheidenheit, mit der ich von mir selbst rede, nicht geheuchelt ist. Ihr Urtheil über mich mögen Sie vor dem Richterstuhl der Kritik rechtfertigen. Jetzt — hören Sie mich an, wie ein Vater seinen Sohn — muß ich Ihnen sagen, daß ich Sie nicht nur verehre, sondern daß ich Sie liebe, und daß Sie, so wenig Sie es wissen, die größten Verdienste um mich haben. Ich war ein junger Mensch, der seinen Homer und Virgil las und sich schon über die kritischen Schriften der Sachsen (Gottsched's) im stillen ärgerte, als mir Ihre und die von Breitinger in die Hände fielen. Ich las oder verschlang sie vielmehr, und wenn mir zur Rechten Homer und Virgil lag, so hatte ich jene zur Linken, um sie immer nachschlagen zu können. O wie oft wünschte ich damals, Ihre versprochene Schrift: „Vom Erhabenen“ schon zu besitzen, und wie wünsche ich es jetzt noch. Und als Milton, den ich vielleicht ohne Ihre Uebersetzung allzuspät zu sehen bekommen hätte, mir in die Hände fiel, fachte er im innersten Grunde das Feuer an, das Homer in mir entzündet hatte, und hob meine Seele, um den Himmel und die Religion zu besingen. Wie oft habe ich damals das Bild des epischen Dichters, das Sie in Ihrem kritischen Lobgedicht aufgestellt, betrachtet und angestaunt, wie Zäsar vor dem Bilde Alexander's geweint! Das sind Ihre Verdienste um mich, freilich noch schwach genug dargestellt. Doch, wenn Sie wollen, können Sie noch größeres an mir thun. Der Messias nämlich ist kaum angefangen. Habe ich so gesungen, daß ich Ihren Beifall verdiente, so werde ich künftig noch größeres singen. Aber es fehlt mir an Muße. Und da ich von ziemlich gebrechlichem Körper bin, und, wie ich vorahne, meine Lebensdauer kurz sein wird, so ist meine Hoffnung, den Messias vollenden zu können, gering. Es wartet meiner ein lästiges Amt, wie sollte ich unter seinem Drucke den Messias würdig besingen können? Mein Vaterland kümmert sich nicht um mich, und wird sich auch ferner nicht kümmern. Aber hören Sie meinen Plan, nach dem ich unter Ihrem Schutze mein Mißgeschick zu überwinden hoffen darf. Es war vor einiger Zeit ein Dichter in der Schweiz, der Herr van Haaren, der in großer Gunst bei dem Prinzen von Oranien steht, und der Prinz soll sehr großmüthig und freigebig sein. Wie, wenn der mir eine jährliche Pension aussetzte? Wenn Sie mir hierin etwas helfen können, bester Bodmer, so thun Sie es ja, allein ich möchte durchaus nicht, daß bei der Bitte mein Name gebraucht würde. Ich möchte mein Glück nicht Fürsten, ich möchte es Bodmer zu danken haben. Und nun führe ich Sie noch unter dem Versprechen des tiefsten Schweigens in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen aufs zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt, und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre sie demnach bei dem Schatten Milton's und Ihres seligen Knaben, bei Ihrer großen Seele beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn es Ihnen möglich ist.“ —

Das Herz, welches der Dichter dem ältern Manne so begeistert entgegentrug, wies Bodmer nicht zurück; wie ein Vater für seinen Sohn bot er von nun an alles auf, um den Jüngling zu fördern, und seine ersten Bemühungen galten Klopstock's Liebe.

Es gibt nichts, was sich tiefer in das Herz eines schwärmerisch angelegten Mannes einzugraben vermag, als das Bewußtsein und die Erinnerung einer unglücklichen Liebe. Keine Zeit und keine Ereignisse decken diese Quelle wehmüthigen Glückes zu, und oft genug wird die ganze Richtung des Lebens dadurch bestimmt. Auf Klopstock hat seine hoffnungslose Liebe zu Fanny den gewichtigsten Einfluß geübt, in allen Zeiten seines Lebens, selbst noch in den letzten Jahren, tritt sie stark und bedeutungsvoll hervor, und wir können sein Leben nicht verstehen, wenn wir uns nicht mit dieser Seite desselben vertraut machen.

In Langensalza lebte ein Bruder der Mutter Klopstock's, Kristian Andreas Schmidt, seine Frau war eine Tochter des Kaufmanns Weiß, bei welchem der Dichter des Messias Hauslehrer war. Von den drei Kindern des Andreas Schmidt war der zweite Sohn, Johann Kristof, Klopstock's vertrauter Jugendfreund, den wir in Leipzig bereits kennen gelernt haben; die einzige Tochter, Maria Sofia Schmidt, von Klopstock unter dem Namen Fanny vielgepriesen, war des Dichters erste, nie vergessene Liebe. Als er Fanny in Langensalza kennen lernte, machte sie sofort einen tiefen Eindruck auf ihn, aber sie zeigte ihm auch von Anfang an, daß ihre Gefühle für ihn das Maß freundschaftlicher Zuneigung nicht überschritten, und auf diesem Standpunkte blieb sie immer stehen, kaum daß sie zuweilen ein leises Schwanken zeigte. Der Dichter war von der Leidenschaft zu ihr so beherrscht, daß er nicht einmal immer die männliche Würde zu wahren vermochte. Immer und immer wieder verschmäht, kam er immer aufs neue flehend wieder, und das leiseste Zeichen von Fanny's Gunst erhob ihn bis zum Himmel. „Ich ging“ — so erzählte er in sehr späten Jahren einem Freunde — „jeden Abend in Langensalza an ihrem Hause vorbei, hochbeglückt und den Göttern gleich, wenn mir die Angebetete noch einen Gruß aus ihrem Fenster zugeworfen hatte. Einst war ich bei Tage mit ihr zusammen gewesen und hatte sie um einen Blumenstrauß gebeten, den sie nach damaliger Sitte an ihrem knapp geschnürten Korset vorgesteckt hatte. Allein sie hatte mir die bescheidene Bitte in mädchenhaftem Uebermuthe mit muthwilliger Laune abgeschlagen. Ich schmollte. Abends war ich fest entschlossen, heute nicht vor ihrem Fenster vorüberzugehen, und ihre Sprödigkeit so durch Verachtung zu strafen. Als aber die gewohnte Viertelstunde kam, ward es mir so enge und wunderlich in meinem Stübchen, daß es mich dort nicht länger leiden wollte. Wenigstens, sagte ich mir endlich, kannst du bis an die Ecke der Gasse gehen und das Haus, das deine neidische Blumenkönigin verschließt, von fern beobachten. Ich ging. An der Ecke schien mir beim Hinschauen, als bewege sich etwas am Fenster. Wider meinen Willen zogen mich meine Füße weiter. Ich stand unter dem Fenster, ohne selbst zu wissen, wie ich bis dahin gekommen war. Ich zog den Hut, das Fenster öffnete sich, und der Strauß fiel hinein. Triumfirend trug ich ihn nach Hause, wie ein Imperator seine Lorbeerzweige in den Schoß des kapitolinischen Jupiter.“ —

Als Bodmer von Klopstock's Liebe hörte, schrieb er einen Brief an Marie Schmidt und übersandte denselben dem Dichter zur Bestellung. Es heißt darin: „Ein ehrfurchtsvoller Schauer überfällt mich, wenn ich gedenke, was für eine Rolle das Schicksal, Mademoiselle, Ihnen zugedacht hat. Sie sollen den Poeten

mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth und Liebe beseelen, die macht, daß die ewigen Seelen vor himmlischer Entzückung erzittern, Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen, ein jedes Glück zu verachten, das pöbelhaft ist, weil es nur irdisch ist, und eine jede Weisheit zu verwerfen, die kein Gefühl für die Liebe und Tugend hat. Dieses alles sollen Sie thun, damit sein Herz in den Vorstellungen der liebenswürdigen himmlischen Personen nicht erschöpft werde. Wiewohl ich ihn stark am Gemüthe sehe, so wird er doch herrlicher emporsteigen, wenn er von Ihnen aufgestützt wird. Das ist das himmlische Vorrecht der Tugend, daß sie die Herzen der Jünglinge durch Blicke, durch süße Reden, durch kleine Gunstbezeugungen zu erhabenen Unternehmungen geschickter macht. Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil. Die Nachwelt wird den Messias nie lesen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieser Gedanke wird allemal ein Segen sein. Wenn ich die Nachwelt sage, was für eine Menge von Geschlechtern verstehe ich, die auf einander folgen werden! Ganze Nazionen, die ihre Lust am Messias finden, und neben der Lust göttliche Gedanken und Empfindungen darin lernen werden, welche sie mit dem Mittler vereinigen und zu dem versöhnten Gott erheben. Nazionen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Messias allein, sondern die Seligkeit mit danken, welche sie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Last von Glückseligkeit ist daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie kostbar ist sein Leben Welten, die noch nicht geboren sind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geschäfte, durch widrige Sorgen, durch eine stumme Wehmuth in seinem Umgange mit der himmlischen Muse stören, die das göttliche Gedicht dadurch an seinem Wachsthume verzögern. Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde, so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben. — Der Poet hat sich und sein Werk in gute Hände vertraut, da er sie Ihrer Aufsicht, Mademoiselle, vertraut hat. Es ist nicht möglich, daß Sie nicht mit einem sorgfältig wachenden Auge auf dasselbe schauen. Da Sie die Freundin seiner Seele sind, da Sie in dem vertraulichen Umgange mit ihm öfters Ihre Gedanken mit seinen Gedanken von dem großen Messias vereinen, so ist Ihre Person und Ihr Leben mir so schätzbar, als er selbst, oder ihm selbst, und es wäre ein Verbrechen gewesen, wenn ich Ihnen diese Empfindungen nicht in einigen Zeilen entdeckt hätte."

Dieser Brief Bodmer's gelangte nicht in Fanny's Hände, Klopstock übergab ihn nicht, er sandte ihn an Fanny's Bruder. Schwerlich würde der Brief auch erreicht haben, was Klopstock's schwärmerische Gedichte, seine oft wiederholten Erklärungen, seine flehenden Briefe nicht zu erreichen vermochten. Später, als der Dichter des Messias berühmt geworden war, wurde Marie Schmidt, deren Hartherzigkeit zuerst durch Bodmer der Welt verrathen war, von vielen Seiten bestürmt, des Dichters Flehen zu erhören, doch ihre Entscheidung wurde keine günstigere, ihr entschlossener Karakter, ihr klar verständiger Geist paßte nicht zu Klopstock's Schwärmerei, und sie that wohl daran, den Bewerbungen des

Dichters entschlossen zu widerstehen. Nichts kann das Verhältniß des Dichters zu Fanny klarer machen, als seine Briefe. Wir lassen einige Stellen daraus folgen.

Klopstock an Marie Schmidt.

Halberstadt, den 13. Juni 1750.

— Wie sehr hängt mein ganzes Glück von dem Gedanken ab, nur ein kleines Bischen von Ihrer Freundschaft zu besitzen. Nehmen Sie doch diesen kleinen Antheil an meinem Schicksale. Ich bitte dieses wenige sogar mit vieler Furchtsamkeit. Denken Sie nicht, daß ich die ganze Reihe von tödtenden Kaltsinnigkeiten, die ich von Ihnen ganze zwei Jahre für so viel Freundschaft erfahren habe, immer von neuem empfinde, so oft ich an Sie denke? Fallen Sie nicht darauf, daß mir Ihr Herz ein Labyrinth sein müsse, aus dem ich mich nicht finden kann, wenn ich es auf dieser Seite betrachte, und dann wieder auf einer andern, da ich's meinem gleich hielt? Wollen Sie mir nicht die kleine Beruhigung geben, mich nur ein bischen aus diesem Labyrinth zu helfen? Wenn Sie mir die Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen, mich so zu kennen, als ich wirklich bin, werden Sie mir nicht zugestehen müssen, daß ich sehr wenig von mir eingenommen bin, und daß kein Mensch mehr geeignet ist, als ich, billig von anderen zu urtheilen? Ich verdiene wirklich um Sie, daß Sie mir aus Ihrem eignen Karakter helfen, der mir in so vielen Stücken ein Räthsel ist.

Quedlinburg, den 3. Juli 1750.

Liebste Cousine.

— Sehen Sie wohl, wie sehr es wahr ist, daß mein Leben ein einziger langer Gedanke von Ihnen ist. Ich habe Ihren Brief, seitdem ich diesen Morgen meinen geschrieben habe, nun von neuem wohl noch sechs acht Mal gelesen. Ein ungehoffter, so freundschaftlicher Brief, ein Brief von meiner liebsten Cousine Schmiedin, ein Brief von derjenigen, die ich sonst Fanny nannte, sonst, da mein Herz noch um Sie zittern durfte, da mein Auge noch weinen und gen Himmel sehen durfte. Wie ist es gekommen, daß ich das alles nicht mehr kann? Mein Herz ist mir nur schwer, gewaltig schwer, wie eine Last, aber das Zittern, das gewaltige Schlagen kennt es nicht mehr. Ich habe der Sache nachgeforscht, sie scheint mir so zu sein. Auch bei der allerfurchtsamsten, bei der allerehrerbietigsten Liebe ist noch einige Hoffnung, einmal geliebt zu werden. Daher wird das Herz wie mit Strömen von Blut durchgossen, es kann leben, und das Auge weinen. Die Seele fühlt auf die reinste Art ihre Würdigkeit, und in diesem Enthusiasmus erhebt sie sich und wird kühn, einige Hoffnung zu haben. Dies sind eigentlich die Schmerzen der Liebe. Mein jetziger Zustand ist die Verstummung der Liebe. Ich will Ihnen denselben nicht beschreiben. Er würde Ihnen ebenso dunkel sein, so gewiß er das wesentliche Unglück meines Lebens ist, gegen welches meine Seele vergebens ringt. Ich würde von diesem allen nichts geschrieben haben, wenn es nicht vor einer Stunde ein Augenblick, wahrhaftig nur ein Augenblick gewesen wäre, da ich das erstemal nach so langer Zeit wieder weinen konnte. In diesem Augenblick hatte ich auch diesen süßen Gedanken, daß

vielleicht einmal ein Zeitpunkt in Ihrem Leben kommen würde, da Sie mir einige von den Empfindungen entdecken würden, die Sie bei meinen langen Schmerzen gehabt haben. Jetzo habe ich diese kleine Hoffnung schon wieder aufgegeben. Sehen Sie einmal, dies getraue ich mir nicht einmal von Ihnen zu hoffen.

Halberstadt, den 4. Juli 1750.

Ich denke immer an Sie. Ach wenn ich doch zu Ihnen hinfliegen könnte, Sie nur einige Minuten wieder zu sehen. Wie sehr fühle ich's, daß ich nicht mehr bei Ihnen bin. Und vielleicht werde ich Sie in meinem Leben nicht wiedersehen. Es ist ein unaussprechlich trauriger Gedanke, aber vielleicht ist er nur allzuwahr. Es ist ein rechter Tod in diesem Gedanken. Ach, wenn Sie nur einmal fühlen sollten, was ich dabei empfinde, nur einmal! Sie würden vielleicht eine Minute in Ihrem Leben anders von mir denken. Doch weg aus diesem Labyrinthe! Was habe ich gethan, daß nur Schmerz mein ewiges Loos sein soll?

Sie versprachen mir Ihr Portrait. Wissen Sie es noch wohl, meine liebste Cousine, Sie haben mir's recht gewiß versprochen. Wo ich hinkomme, bei allen braven Leuten soll ich von Ihnen sprechen. Wenn ich anfangen will, so komme ich ins Unendliche hinein, und ich kann nicht anfangen. Wenn ich nur Ihr Bildniß hätte, so würde ich es zeigen, und nichts dabei sagen, und ich hätte doch genug gesagt. — Wie erschrecke ich vor meinem Einfalle. Vielleicht wollten Sie dies nicht. Um des Himmels willen, lassen Sie sich dies nicht abhalten. Wenn Sie es nicht erlauben, so will ich es keinem Menschen zeigen, so will ich es zwischen Ihre Briefe (vielleicht schreiben Sie mir noch einige) wie in ein Heiligthum legen, es nur heraus holen wenn ich allein bin, und es an mein Herz drücken und weinen. Schicken Sie mir es ja, meine liebste Cousine. Doch wie kann ich dies nur einen Augenblick hoffen, da Sie mir das versprochene Gedicht nicht allein nicht geschickt haben, sondern auch nicht mit einer Silbe daran gedenken, warum Sie Ihr Versprechen nicht halten. Wie müssen Sie gegen mich gesinnt sein, da Sie wissen, daß alles, was von Ihnen herkömmt, mich unendlich vergnügt, und Sie sich doch nicht entschließen, mir diese kleine, Ihnen so leichte Gütigkeit zu erweisen. Ich werde wieder ganz traurig. Ich will hier abbrechen.

Quedlinburg, den 10. Juli 1750.

Ich bin gestern, liebste Cousine, von Magdeburg zurückgekommen. Ich habe mich dort der Freude überlassen, die in vollem Maße auf mich wartete, und ich würde ganz glücklich gewesen sein, wenn ein kleiner Brief von Ihnen, warum ich Sie bat, meine Freude vollkommen gemacht hätte. Wie leicht wäre es Ihnen gewesen, ein kleines anakreontisches Täubchen fliegen zu lassen! Wie sehr leicht! Aber — — —

(Nach einer langen Beschreibung der Reise:)

Den Abend, um Ihnen viel andere Dinge ins kurze zu fassen, bin ich nach zwölf Uhr wieder aufgestanden, bin allein in dem Garten umhergegangen, habe

gebetet und an Fanny gedacht. Eine wahrhaft himmlische Stunde! Dieser unüberwindliche, ewige Hang, Fanny ohne Maß zu lieben, kann nicht vergebens in mir sein. Ich habe dies ganz empfunden. Die Hoffnungen der Unsterblichkeit sind ganz mein gewesen — —

Morgen will ich wieder schreiben.

Zürich, den 10. September 1750.

Liebenswürdige Cousine.

Sie schreiben gar nicht an mich, Sie lassen mich ganz allein. Man sucht mir hier um die Wette so viel Vergnügen zu machen, daß mir nicht selten die Wahl schwer wird. Sie, liebste Cousine, hätten durch einen einzigen kleinen freundschaftlichen Brief machen können, daß ich unendlich viel mehr Antheil an diesen Vergnügen genommen hätte, als ich daran habe nehmen können, und, wenn Sie immer so fortfahren mich zu verlassen, daran nehmen werde. Ich habe itzt auch viel Vergnügen von anderer Art, als wohlgewählte Gesellschaften, Schifffahrten und kleine Reisen. Ich würde ein ungerechtes Mißtrauen in Ihre Freundschaft setzen, wenn ich glaubte, ich dürfte Ihnen von denselben keine Nachricht geben.

Ich habe bisher zween Freunde gefunden, den König von Dänemark, und einen jungen Kaufmann, den ich über den König setze. Der König gibt mir ein jährliches Gehalt von 400 Thaler, den Messias zu vollenden. Es ist dies durch die Vermittlung zweener Minister geschehen, die mehr als nur Minister sind, den Baron von Bernstorf und den Grafen von Moltke. Ich habe Wahrscheinlichkeiten, dies Gehalt zu vermehren und mich nur selten in Kopenhagen aufzuhalten.

Ich weiß, es ist Ihnen nicht zu ernsthaft, wenn ich hier mit Dankbarkeit an die göttliche Vorsehung zurückdenke. Wenn ich Ihnen auch ganz unbekannt wäre und Sie nur die Geschichte eines Fremden hörten, Sie würden von dieser Vorsehung gerührt werden und den großen Beherrscher derselben anbeten.

Aber, gütige Vorsehung, darf ich dich auch um das größte bitten, was ich in dieser und jener Welt bitten kann, darf ich dich bitten, daß Fanny meine Fanny werde? O angebetete Vorsehung, darf ich dich um dieses himmlische Geschenk anflehen?

Ich kann Ihnen, allerliebste Schmiedin, weiter nichts mehr sagen. Denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die schon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu sein.

Zürich, den 20. November 1750.

Liebste Cousine.

So sehr ich herumsinne, so weiß ich doch nichts, womit ich Sie so sehr beleidigt haben könnte, daß Sie mir nicht einmal antworten. Im Vorbeigehen muß ich hier sagen, daß ich es noch viel weniger begreifen kann, warum es Ihr Bruder, den ich doch so sehr liebe, auch nicht thut? Was habe ich Ihnen doch immer gethan? Und wollen Sie denn meine Freundin nicht mehr sein? Wollen Sie

mir nicht einige Gerechtigkeit widerfahren lassen? Und gar nichts zur Beruhigung meines Herzens beitragen? Da, was mir auch glückliches begegnen mag, ohne Ihre Freundschaft mir ganz gleichgültig ist. Ich muß es Ihnen gestehen, ich schreibe an Sie ohne die geringste Hoffnung, eine Antwort zu erhalten. Und dennoch schreib ich. Ich bin so weit von Ihnen entfernt. Ich sehe Sie nicht mehr. Zwar oft, sehr oft sehe ich Sie im Traume oder in der Vorstellung.

Ich will mich Ihrer Erlaubniß bedienen, oft und lange Briefe an Sie zu schreiben. Dies wird zwar eben so sein, als wenn ich Sie in einem Nebenzimmer wüßte, und durch eine geschlossene Glasthür Sie anredete, ohne Sie zu sehen und ohne daß Sie mir antworteten. Aber unterdeß wären Sie doch auf einige Augenblicke im Nebenzimmer, und ich redete Sie an. Ach, liebste Schmiedin, verdient denn ein ganzes, Ihnen gewidmetes Leben nicht Ihre Freundschaft? Und werden Sie mit mir schmälen dürfen, wie Sie in Ihrem letzten Briefe (wie lange ist es, daß Sie den geschrieben haben) thaten, daß ich Sie von neuem um Ihre Freundschaft gebeten hätte. Schreiben Sie nur an mich, und sagen Sie mir alles, was Sie wider mich haben.

Ich wollte Ihnen einen langen Brief schreiben. Aber wie wenig lebhaft und Ihrer würdig werde ich schreiben können, da Sie mich durch Ihr Stillschweigen dahin gebracht haben, daß ich von neuem an Ihrer Freundschaft zweifeln muß.

Marie Schmidt an Klopstock.

Langensalza, den 7. April 1751.

Ich will, lieber Herr Vetter! das anakreontische Täubchen, dessen Ankunft Sie so begierig entgegensehen, nur immer fliegen lassen, ob es gleich eine sehr große Forderung ist, daß ein so kleines und zartes Geschöpf sich auf eine so weite und so lange Reise und sogar über das Meer wagen soll*). Wo sind Sie jetzo, und wo wird es Sie antreffen? Das arme kleine Ding, es wird ganz außer Athem und müde von der Reise sein, ehe es in Ihre Hände kommt. Fragen Sie es nur nicht gleich gar zu viel, denn anstatt daß es so geschwätzig als der Bote des Anakreon ist, wird es Ihnen vor Müdigkeit kaum sagen können, daß es eben so wie ich recht böse auf Sie ist, daß es Sie so weit und so lange hat suchen müssen. Es wird mir angst und bange, wenn ich daran denke, daß man so viele Länder mit seinen Gedanken durchstreichen muß, ehe man Sie ganz nahe unter dem Nordpole ertappen kann. Wahrhaftig! eine weite Entfernung für ein Mädchen, das es schon für ein sehr großes Unternehmen gehalten hat, sich zu einer Reise nach Leipzig zu entschließen!

Machen Sie dem kleinen anakreontischen Vogel, den ich Ihnen übersende, nur immer tausend Liebkosungen, damit er Ihnen alles das Böse, was ich von Ihnen wegen Ihrer Nachlässigkeit, uns in Langensalza nicht zu besuchen**), gedacht habe,

---

*) Klopstock befand sich in Kopenhagen.

**) Klopstock verweilte auf seiner Reise von Zürich nach Kopenhagen in Quedlin-

ja nicht sagen möge! Erkennen Sie denn nicht, daß ich, wenn ich von Natur nicht so gütig wäre als ich bin, die Vorwürfe, die ich Ihnen zu machen hätte, leicht zu hoch treiben könnte, da Sie mich um die beste Hoffnung der Freude und des Vergnügens, um die Hoffnung, Sie zu sehen, gebracht haben? Es ist Ihr großes Glück, daß ich so wenig geneigt bin, mich um eine Sache, die nicht mehr zu ändern ist, zu zanken, besonders mit jemand, den ich gern für unschuldig halten möchte.

Ich glaube, daß Sie sich recht freuen werden, die Verheirathung der Demoiselle Hagenbruch mit Herrn Lutheroth zu hören. Ihr so liebes, freundliches Mädchen! Ich weiß nicht, ob sie künftig noch immer so freundlich sein wird. Ich habe ihr eine Ode auf ihre Hochzeit versprochen, ich hoffe, daß Sie ihr doch auch ein Gedicht machen werden. — Lachen Sie mich ja nicht über mein Versprechen aus, ich bin zwar keine geborene Dichterin, mein Umgang mit Ihnen hat mich aber doch zu etwas dergleichen gemacht, und eben daher bin ich noch immer mit der größten Freundschaft Ihre

ergebene Dienerin
M. S. Schmidt.

Klopstock antwortete auf diesen kühlen Brief, dessen Ton fast spöttisch klingt:

Friedensburg, vier Meilen von Kopenhagen,
den 11. Mai 1751.

Liebste Cousine.

Ihre kleine anakreontische Taube kam mir gestern an einem Frühlingsabend, den der volle Mond noch schöner machte, und in einer Gegend zugeflogen, die so reizend als irgend eine in Sachsen ist. Die Nachtigallen singen hier so schön als bei Ihnen. Und schicken Sie mir nur fein viel der kleinen Tauben, sie sollen mit mir in jeden Lieblingsbusch der Nachtigallen spazieren fliegen.

Als ich gestern Abend Ihren so unerwarteten Brief empfing, ging ich in eine Allee an dem Ufer eines Sees hinauf, und da ich ihn noch etlichemal gelesen hatte, redete ich die kleine Taube so an:

Und du bist endlich, kleine liebenswürdige Taube, zu mir gekommen, nachdem du so lange unterwegs zugebracht hast? Ich wollte dich gern viel mehr fragen, als du mir sagst, aber du bist, wie du sagst, ganz außer Athem und willst nicht viel gefragt sein. So setze dich denn auf diesen hangenden Zweig, wo der Mond am heitersten scheint und wo die Abendlüfte am sanftesten wehen. Schwanke hier ein wenig und erhole dich von deiner Müdigkeit. Ich will dich hierauf nur ein klein wenig ausfragen. — — Nun, so höre mir denn zu, kleine liebe Taube. Als du wegflogst, da war noch kein Frühling bei Euch, und da besuchte deine Gebieterin jene Gegenden noch nicht, wo ich manchmal mit ihr, und zu oft allein war?

---

burg. Auf seine Anfrage, ob er nach Langensalza kommen dürfe, erhielt er eine so wenig ermuthigende Antwort, daß die Reise dahin unterblieb. Die Vorwürfe dieses Briefes sind daher ohne Grund.

„Das that sie bisweilen, aber sie kehrte bald zurück.“

War sie oft allein, wenn sie dies that?

„Sie war oft allein, und immer sehr heiter.“

Redete sie nicht manchmal mit dir von ihren Freunden?

„Das that sie.“

Ach, kleines Täubchen, war ich denn auch unter ihren Freunden?

„Sie redete nur selten von dir.“

Hast du sie nicht manchmal gesehen, wenn sie Briefe bekam?

„Das habe ich gesehen. Bisweilen legte sie die Briefe mit einer ernsthaften Miene weg, und nahm gleich darauf ein Buch, etwas zu lesen, oder that sonst etwas.“

Hast du nicht manchmal eine Thräne des Mitleids in ihrem schönen Auge gesehen?

„Niemals, dazu ist sie viel zu gesetzt.“

Warte, Taube, ich reiße dir eine deiner schönsten Federn aus, wenn du noch einmal deiner Beherrscherin mit dem schönen Namen der Gesetzten eine solche Hartnäckigkeit Schuld gibst.

„Wenn du mir dafür, daß ich dir die Wahrheit sage, so begegnen willst, so kann ich wohl wieder wegfliegen.“

Bleib, kleine Taube, ich will dir nichts thun.

„So will ich denn bleiben. Aber warum fragst du mich nichts mehr? Und warum bist du so sehr niedergeschlagen?“

Sehe ich denn nicht heiter aus, liebes Täubchen?

„Ach, was ist das für eine Heiterkeit! Das ist nur eine leichte Decke einer alten tiefen Traurigkeit, von der du dich nicht losmachen kannst, und die, wie es scheint, einen beständigen Schatten auf dein Leben werfen wird. Du sahest ja recht von Herzen fröhlich aus, da ich zu dir kam, warum hast du dich so geändert? Ich habe dir doch nichts gethan? Ach, das wollte ich bei allen Göttern nicht, daß ich dir etwas gethan hätte! Denn ich habe noch nie ein so starkes Gefühl des Schmerzes gesehen, als ich es bei dir sehe. Und du scheinst mir ein Herz voll Edelmüthigkeit und Rechtschaffenheit zu haben.“

Komm, kleine Taube, ich habe dich viel zu lieb, als daß ich dich traurig machen sollte. Komm her, kleiner Liebling, und setze dich auf meine Leier, ich will dir ein Lied von einer Fanny spielen, die der einzige Gedanke meines Lebens ist. — Warum senkst du deinen schimmernden Fittig herunter? Warum wirst du so traurig?

„Höre auf, dieses Lied zu singen oder ich fliege in einen dunklen Schatten und sehe dich nicht wieder.“

Bleib bei mir, kleine Gespielin, ich will aufhören zu singen. Aber noch etwas darf ich doch fragen? Warum hast du mir gesagt, daß deine Gebieterin es Nachlässigkeit nenne, daß ich nicht zu ihr gekommen sei? Da es doch das gar nicht war?

„Du forderst zu viel von mir. Ich bin ja nur ihre Gesandtin. Kann ich dir von allem, was sie denkt, Rechenschaft geben?“

Sehen Sie, so habe ich und die kleine Taube mit einander gesprochen, bis

mich eine Gesellschaft gefunden und mir selbst und meinem schönen Baume und dem schönen Ufer weggenommen hat. Wollen Sie denn nun fein oft an mich schreiben? Die Briefe sind ordentlich nicht lange über acht Tage unterwegs, obgleich der Ihrige diesmal länger zugebracht hat. Wenn es Ihr Ernst ist, ein Gedicht auf Mademoiselle Hagenbruch zu machen, so schicken Sie mir es ja. Vielleicht fällt Ihnen auch das Gedicht wieder in die Hand, das Sie mir einmal zu schicken versprachen, und von dem Sie mir sagten, daß dieser Vers darin stände:

„Wie glücklich war ich nicht, eh ich die Liebe kannte!“

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama. Ich bin mit wahrhafter Freundschaft

Ihr ergebener

Klopstock.

Friedensburg, den 1. August 1751.

Ich habe gestern an Ihren Bruder geschrieben, und ihm mein ganzes Herz gesagt, aber das darf ich Ihnen nicht sagen. Was soll ich Ihnen denn nun sagen? Daß mir jeder Morgen der Posttage heiterer vorgekommen ist, als andere Morgen, weil ich auf Briefe von Ihnen hoffe? Daß ich bei dem geringsten Winde einen Brief von Ihnen in Gefahr zu sehen glaubte, obwohl auf den Belten nur alle Jahrhundert ein Schiff verloren zu gehen pflegt? Daß ich noch immer die einsamsten Gänge suche, um an Sie zu denken? Daß ich zu diesen Gedanken sogar eine solenne Stunde und einen heiligen Baum bestimmt habe? Die Stunde ist gegen elf des Abends (denn um die Zeit ist es hier noch dämmernd hell), der Baum steht an einem runden erhöhten Rasenplatze, zwei hundert Schritt von der großen Allee und von einer hohen Aussicht über den Friedensburger Landsee, und besonders gegen eine kleine, dichtbewaldete Insel des Sees. Hier ist es, wo mir Fanny über den Wipfeln der Bäume in silbernen Abendwolken erscheint. Hier ist es, wo ich meine Lieder auf Fanny singe, und beim Weggehen allzeit drei geküßte und thränenvolle Rosen gegen die Erscheinung ausstreue, als kleine Opfer, die ich nicht Ihnen (denn Sie haben mein Herz), sondern jenen süßen, nun verblühten Blumen bringe, die Sie mir einmal nachschickten. — — Wenn ich Ihnen dies sage, so ist es zwar auch mein Herz, aber wie wenig von einem Herzen, das so viel in sich faßt. Was würde ich Ihnen nicht zu schreiben haben, wenn ich Ihnen dies Herz schreiben dürfte. Schreiben Sie doch auch an mich, liebste Schmiedin. Nur einen kleinen lieben Brief! Nur ein solches Briefchen, wie Sie sonst manchmal an mich schrieben, wenn wir bei einander an Einem Tische saßen. Ich bin, liebste Schmiedin, ich bin, wenn ich das sein darf, Ihr

Klopstock.

Kopenhagen, den 14. September 1751.

— — Noch etwas muß ich Ihnen erzählen. Vor wenigen Tagen bekam ich einen Brief von Fanny. Ich hatte den Abend lange mit tiefer Traurigkeit nachgedacht. Zuletzt riß ich mich von meiner Angst los und sah gen Himmel.

Da begegente mir dies. Ich sage deswegen es begegnete mir, weil wirklich die Gedanken, die ich hatte, mir beinah wie nicht meine Gedanken zu sein schienen. Damit Ihnen dies nicht zu sonderlich vorkomme, so will ich lieber sagen, ich dachte sie mit einer neuen Art von Lebhaftigkeit und Empfindung, die mir vorher unbekannt waren. Nach einer geheimen Frage an die Vorsehung: warum bin ich so lange, so sehr und auf diese Weise unglücklich? erschrak ich über meine Frage, und sah vom Himmel nieder. Und da hatte ich diese Gedanken: „Und du fragst so frühzeitig? Thu einen Blick, so weit ihr ihn thun könnt, einen Blick von menschlicher Aussicht ein paar Schritte übers Grab! Deine Bestimmung, kennst du sie nicht? Sie war: Vielen die Menschlichkeit desjenigen, der eurer ganzen Nachahmung und Anbetung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte hierzu völlig entwickelt werden. Wehmuth und Thränen mußten dies thun und dich völlig ausbilden. Und wenn du zugleich hierbei zeigtest, daß dir tiefe Unterwerfung und Anbetung theurer sei als eine Glückseligkeit, deren Dauer dir so unbekannt war, so ist Lohn für dich da. Steh hier, und frage nicht weiter. Es ist jenseit dem Grabe viel Seligkeit und in den ewigen Hütten wohnt die Liebe viel himmlischer, als du sie empfunden hast. Geh nun und bete an, des Lohns werth zu sein. —

Wir schließen hier die Korrespondenz zwischen Klopstock und Marie Schmidt. Sie verheirathete sich 1754 mit einem angesehenen Kaufmanne zu Eisenach, Johann Lorenz Streiber, später Kammerrath und Bürgermeister daselbst, mit welchem sie in einer glücklichen Ehe beinah vierzig Jahre verlebte. Als Frau zeichnete sie sich aus durch ihr imposantes Aeußere, ihre thätige Aufsicht in einem zahlreichen Hausstande und in der Schreibstube eines sehr bedeutenden Handlungshauses, sowie durch ihre Entschlossenheit. Eine Nichte von ihr schilderte die Tante Marie als sehr lebhaft, für alles Geistige sehr empfänglich, aber nichts weniger als sentimental. Sie war vielmehr ganz praktisch, so daß sie in dem bedeutenden Fabrikgeschäfte ihres Mannes sogar die eigentliche Seele gewesen und die Pläne von ihr gemacht sein sollen, welche dieser ausführte.

Klopstock bewahrte seine Anhänglichkeit an Marie Schmidt sein ganzes Leben hindurch. Noch im Jahre 1795 wurde er hoch entzückt, als bei Gelegenheit eines Gastmahles ein besuchender Freund ihm die Jugendgeliebte als immer noch sehr stattliche, sich auszeichnende Frau schilderte. Klopstock rief die ganze Gesellschaft auf zu hören, was seine Fanny noch jetzt sei.

Marie Schmidt starb am 25 März 1799. Nachkommen von ihr leben noch bei Eisenach.

Wir kehren nun zu Klopstock zurück, den wir verließen, als er mit Bodmer in Briefwechsel getreten war.

Bodmer ließ es in warmer Fürsorge sich angelegen sein, dem jungen Dichter eine unabhängige Existenz zu verschaffen. Er schrieb an Haller nach Göttingen, derselbe sollte an den Prinzen von Wales und andere hochstehende Personen Exemplare der ersten Gesänge des Messias schicken und die Engländer auf den deutschen Nachfolger Milton's aufmerksam machen. Als sich jedoch für Klopstock keine Aussichten in England eröffnen wollten, versuchte Bodmer durch Mosheim die Geistlichen für den Messias zu gewinnen. Auch gab er sich Mühe, seinem

Schützlinge eine wenig lästige Anstellung an der Universität Erlangen auszuwirken; er ließ den Messias ins Französische übersetzen, er selbst schrieb eine italienische Rezension des Messias, und sein Freund, Pfarrer Heß in Altstetten, gab auf Bodmer's Betrieb ein Bändchen „Zufällige Gedanken über das Heldengedicht: der Messias“ heraus, in welchem dem Epos das überschwänglichste Lob ertheilt wurde.

Während Bodmer sich auf diese Weise alle ersinnliche Mühe gab, den Dichter des Messias und sein Werk zu fördern, schwieg man in Deutschland zu der überraschenden Erscheinung noch still. Klopstock selbst hoffte so wenig auf den Beifall seines Vaterlandes, daß er an Bodmer schrieb: „Aber haben Sie nicht bei Ihren Zweifeln selbst noch ein zu günstiges Vorurtheil für unsere Nazion? Ich glaube, daß man sie oft wird aufwecken müssen, ehe sie nur merken, daß ein Messias da ist.“

Beinah ein Jahr verstrich, ehe auch in Deutschland eine Stimme vollen Beifall und hohe Bewunderung dem Messias spendete, und zwar auf Bodmer's Anregung. Er forderte nämlich den bereits erwähnten Professor der Filosofie Meier in Halle zur Beurtheilung des Gedichtes auf. Kaum hatte dieser aber dem Rufe Folge geleistet, als Gottsched und seine Genossen mit Wuth den Feldzug gegen Klopstock eröffneten. Der Hauptmann selber schenkte der Welt „Herrn Professor Gottsched's bescheidenes Gutachten, was von den bisherigen kristlichen Epopöen der Deutschen zu halten sei“, und kurz darauf „Gottsched's Bemerkungen, warum das Heldengedicht: der Messias, nicht allgemeinen Beifall erhalten hat.“ Er bezeichnete die Messiade als eine Mißgeburt, die nicht nur durch Unnatürlichkeit der Sprache und des Stils den guten Geschmack beleidige, sondern auch jedem verständigen Kristen mißfallen müsse, da eine solche Legendendichterei offenbar das Kristenthum entweihe. Zugleich suchte er die geistliche Polizei gegen das Gedicht in Harnisch zu bringen.

So wurde das Urtheil des größern Publikums irre geführt, doch bald entschied sich die Welt für Klopstock, und als erst einmal die ersten Schranken übersprungen waren, wurde der Dichter des Messias und sein Werk in maßloser Bewunderung angestaunt.

Das Verhältniß zwischen Klopstock und Bodmer gewann fort und fort an Innigkeit, den jungen Dichter fesselte an den ältern Freund und Beschützer die Dankbarkeit, und dieser hingegen fühlte sich geschmeichelt durch die Verehrung, welche der talentvolle Schüler ihm zollte. Klopstock's ganzes Wesen, seine begeisterte Schwärmerei übten auf Bodmer einen so mächtigen Eindruck, daß der bejahrte Mann, der bisher fast ausschließlich Kritiker gewesen war, nun zum Dichter wurde. Schon im Jahre 1741 hatte Bodmer den Plan eines Epos: „Grundriß eines epischen Gedichtes von dem geretteten Noah“ veröffentlicht. Jetzt ging er mit jugendfrischem Muthe an die Arbeit, diesen längst entworfenen Plan selbst auszuführen. Die erste Bearbeitung des „Noah“ begann er im Frühling 1748, und in weniger als einem Jahre war das Werk vollendet, welches damals ein gewisses Ansehen errang und mehrfache Auflagen erlebte, während die Welt es jetzt kaum noch dem Namen nach kennt.

Klopstock's Verhältnisse in Langensalza hatten sich inzwischen so gestaltet,

daß er entbehrlich wurde. Jede Bemühung, ihm eine selbständige Existenz zu sichern, war fehlgeschlagen. Da trat Bodmer mit dem Anerbieten hervor, dem Dichter in seinem Hause eine stille Zufluchtsstätte zu gewähren, damit der Messias vollendet werden könne. Bodmer lebte kinderlos mit seiner blinden Frau, die an seinen Bestrebungen keinerlei Antheil nahm, und fühlte großes Verlangen nach anregendem Umgange. Da keiner seiner jungen Freunde in Zürich geeignet war, so ganz auf seine Bestrebungen und Gedanken einzugehen, so mußte er es als eine glückliche Fügung des Schicksals betrachten, daß ihm dasselbe einen verwandten und hohen Geist zuführte, welchem er unter vielen ungünstigen Verhältnissen hülfreich sein konnte.

Klopstock nahm die Einladung dankbar an, er schrieb an Bodmer: „In einer Zeit, wo ich von Fürsten unbeachtet bleibe, sind Sie, mein theuerster Freund, so großmüthig und laden mich nach Ihrer freien Schweiz ein. Wenn das einigermaßen eine Belohnung für Ihre Edelmüthigkeit sein kann, daß ich sie in ihrem ganzen Umfange empfinde: wohlan, so nehmen Sie die Kleinigkeit dieser Belohnung an! Lassen Sie mich Ihnen noch was zärtlicheres sagen. Ich will kommen, Sie bei den Gebeinen Ihres Sohnes zu sehen. Ich will kommen, Ihnen Ihre Thränen, die ich Ihnen vielleicht von neuem erregt habe, abzutrocknen.“ Der Dichter konnte sich jedoch nicht entschließen, sogleich nach der Schweiz aufzubrechen, da er immer noch hoffte, Fanny würde ihn erhören. Bodmer fuhr fort, seinem jungen Freunde nach Kräften sich nützlich zu machen; im Sommer 1749 schenkte er ihm 830 Bücher, theils von ihm und Breitinger, theils von anderen verfaßt, welche Klopstock gut verkaufen konnte, und als jede Aussicht, Fanny's Liebe zu gewinnen, sich verdüsterte, als auch die Hoffnung, durch den Abt Jerusalem eine passende Stelle am Kollegium Karolinum in Braunschweig zu erhalten, sich zerschlug, schickte Bodmer dem Dichter auf sein Ersuchen Ostern 1750 die Summe von 300 Thalern und schrieb dabei, wegen der Bezahlung solle sein junger Freund nicht in Sorgen sein, es wäre genug, wenn das Geld mit der Restituzion aller Dinge wiedergegeben würde.

Im Mai 1750 verließ Klopstock Langensalza, sein Herz blutete beim Abschiede von Fanny, denn für seine Hoffnungen zeigten sich nicht die geringsten Aussichten, zu der Gleichgültigkeit der Geliebten kam noch der Umstand, daß deren Mutter in Klopstock nicht etwa den berühmten Dichter des Messias, sondern einen mittellosen und daher unbedeutenden jungen Mann erblickte, der nach der Verarmung seiner Eltern auf Kosten der Familie seine Studien gemacht. Es wurde verabredet, daß Klopstock mit einem Freunde Bodmer's, mit Georg Schultheß, welcher sich eine kurze Zeit in Berlin aufhielt, gemeinschaftlich die Reise in die Schweiz antreten sollte. Sie war auf Mitte Juli 1750 festgesetzt, Klopstock brachte die Zeit vom Mai bis Juli theils in Halberstadt bei Gleim, theils in Quedlinburg bei seinen Eltern zu. Von hier aus unternahm er noch eine Reise nach Magdeburg, wo er in einer großen Gesellschaft aus dem Messias vorlas und besonders von dem weiblichen Theile der Gesellschaft sehr gefeiert wurde. Hier lernte er auch den Hofprediger Sack aus Berlin kennen, mit dem er in Verbindung blieb. Die Gesellschaft wünschte von dem Dichter auch zwei Oden an Fanny zu hören. „Wie hätte ich das aushalten können?“ berichtet er dar-

über an die Geliebte, „Gleim las sie endlich und ich verbarg mich hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen. Man fragte mich sehr viel. Vieles, ach! sehr vieles, viel, viel wahres wollte man mir nicht glauben! Nur da glaubte man mir ganz, als ich sagte: „Und noch viel mehr als dies alles verdient Fanny!" — Wenn man dann mit Händeklatschen, mit Entzückungen und mit Thränen Fanny lobte, so sah ich auf die schwimmenden Augen um mich herum wie in die Elysäer Felder!"

Auf Bodmer's Umgang setzte der junge Dichter große Hoffnungen. „Lassen Sie mich's noch einmal sagen", schrieb er ihm, „wie freue ich mich auf Ihren Umgang! Was für ein himmlisches Leben wollen wir zusammen führen. Uns nur und Ihren Freunden bekannt, wie wollen wir uns, dem sterblichen Auge unsichtbar, freuen, unterdeß man mich in Ihrer Stadt für einen Reisenden hält, der gekommen ist, in Ihrer öffentlichen Bibliothek ein Manuskript abzuschreiben, oder für einen wunderlichen Menschen, der bisweilen stumm wird, und sich oft auf eine seltsame Weise beklagt, daß er nicht auch die Gnade hat, unterweilen taub zu werden. Denn Ihre Stadt wird vermuthlich nicht ganz rein von Leuten sein, die man Schwätzer nennt, und deren Gesellschaft, wenn man sich auch noch so klug zurückzuziehen glaubt, man dennoch nicht allezeit entkommen kann." — „Hören Sie die Bedingungen, unter denen ich zu Ihnen komme. Meine körperliche Gegenwart muß in Ihrem Hause beinah unmerklich sein, sie muß da auch nicht die mindeste Veränderung hervorbringen. Dies vorausgesetzt, und als wenn Sie mir's mit dem Handschlage der Freundschaft im goldenen Weltalter versprochen hätten, komme ich zu Ihnen. Ich bin schon sehr bekannt mit einer gewissen Gegend, die ich die zürchische nenne. Vielleicht irre ich sehr, unterdeß kenne ich doch nun eine reizende Gegend mehr in der Welt. Zu einer schönen Gegend gehören nun zwar auch Berge, Thäler, Seen, aber viel vorzüglicher die Wohnungen der Freunde. Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir zur Gegend gehört, denn

Mein Leben ist zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen —

wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glauben, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Weiser sein will. Nur dürfen die Mädchen so nichts von meiner Geschichte wissen, denn sie möchten sonst vielleicht sehr ohne Ursache zurückhaltend werden."

Bodmer's Freund Zellweger fand solche Aeußerungen des Messiassängers wunderlich, er gab Bodmer den Rath, seine Erwartungen herabzustimmen oder noch besser den Dichter den Messias in der Nähe seiner Geliebten vollenden zu lassen. Aber Bodmer hegte selbst schwärmerische Hoffnungen von seinem Umgange mit dem geweihten Jünglinge, dessen Dichterruhm, den der Schweizer mit größter Bestimmtheit voraussagte, auch auf ihn seine Strahlen werfen sollte. Ja er war nicht weit entfernt, in dem Messiassänger einen zweiten Messias zu erkennen, der die Gedanken des frühern Messias gleichsam in verherrlichter Gestalt von neuem erzeuge. Seine ungeduldige Sehnsucht findet ihren stärksten Ausdruck

in seiner Ode „Verlangen nach Klopstock's Ankunft.“ Er sagt darin: Wie die Völker des Nordens nach dem lichten Tage, so sehnen unsere Gemüther sich nach dir. Reiß dich los aus den Umarmungen der Freunde,

Hat sich den Glücklichen doch seit Jahren die Schönheit der Erde
Nun schon verschönert in deinem Geleite,
Haben sie doch in deiner Gestalt der Unsterblichen einen
Lang an der Unstrut schon wandeln gesehen,
Einer Gestalt, mit welcher des Schöpfers heiliges Bildniß
Göttlicher glänzt und die Meisterhand ehret.

Und am Schluß:

Ach! ein Tag wird erscheinen, der Milton's göttliche Werke
In der Vergessenheit Strudel hinabtaucht!
Dieser Tag wird erscheinen, eh' noch an des Weltgerichts Abend
Himmel und Erde und Sterne vergehen.
Aber die Zeit mit der Sense nicht, noch die Anarchen der Dummheit
Werden sich deines Messias bemeistern:
Denn Gott wird dem Beschützer der Erden, Eloa, gebieten,
Daß er ihn vor dem Verderben bewahre.

Am 13. Juli brach Klopstock endlich auf, begleitet von Schultheß und Sulzer. Es wurde ein Reisetagebuch geführt, und Klopstock schrieb öfter Briefe an Fanny und an Bodmer. Den Rheinfall bei Schaffhausen feierte er mit den Worten: „Sei mir gegrüßt, Strom, der du zwischen Hügeln herunterstäubst und donnerst, und du, der den Strom dahinführt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet! Hier, im Angesichte des großen Rheinfalls, in dem Getöse seines mächtigen Brausens, auf einer holdseligen Höhe im Grase gestreckt, hier grüß ich Euch, nahe und ferne Freunde, und vor allem dich, du werthes Land, das jetzt mein Fuß betreten soll! O daß ich alle, die ich liebe, hier versammeln könnte, mit ihnen eines solchen Werkes der Natur recht zu genießen! Hier möcht ich mein Leben zubringen und an dieser Stelle sterben, so schön ist sie. Weiter kann ich davon nichts ausdrücken. Hier kann man keinen andern Gedanken und Wunsch hegen, als seine Freunde um sich zu haben und beständig hier zu bleiben. Und ich sage im Namen aller dieser Freunde: Amen! Hallelujah!“

Am Abend des 23. Juli langte Klopstock mit seinen Reisefährten in Zürich an.

Was wir mit freudigem Herzen und mit hochgespannten Hoffnungen erwarten, pflegt uns am leichtesten zu täuschen. Unsere Wünsche verleiten uns, die Bilder unserer Fantasie immer schöner auszumalen und immer mehr nach einer Seite hinzudrängen, so daß schließlich nur wunderbare Fügung uns gewähren könnte, was wir als unausbleiblich voraussetzten. Da das praktische Geschlecht unserer Tage jedoch der Wunder nicht mehr gewürdigt wird, so ist im natürlichen Verlauf der Dinge eine Enttäuschung oft nicht zu vermeiden. Auch Klopstock und Bodmer sollten das in Bezug auf die schwärmerisch gesteigerten Erwartun-

gen ihres persönlichen Verkehrs erfahren. Ihre Naturen waren zu verschieden, um bei nächster Berührung einander innig ergreifen zu können. Klopstock hatte auf der Universität seine Freunde in einem Kreise gefunden, dessen feiner, anmuthiger Umgangston uns ausdrücklich bestätigt wird, und dazu waren diese Jünglinge freisinnig, in ihrer Begeisterung für das Ideale bald feierlich ernst, bald stürmisch aufjubelnd, immer dem vollsten Maß der Empfindungen hingegeben, erhaben über alles kleinlich Pedantische des spießbürgerlichen Lebens. Wir erinnern uns, daß Klopstock schon seit früher Jugend in allen körperlichen Uebungen ein Meister und dadurch um so vieles leichter im Stande war, in reiferm Alter sich jene sichere Gewandtheit anzueignen, welche das erste Erforderniß der gesellschaftlichen Bildung sein muß. Jetzt war er sechsundzwanzig Jahre alt, er fühlte das natürliche Verlangen, in der freien Schweiz sich zu entschädigen für die kleinlichen, drückenden Verhältnisse, die er in Langensalza so lange getragen, und seine ganze Persönlichkeit sowohl als Mann wie als Dichter war sehr wohl dazu angethan, die Poesie in das Leben zu übertragen und in fröhlicher Gesellschaft anmuthigen Verkehr heimisch zu machen. Bodmer dagegen war an eine enge Stille gewöhnt, schüchtern und steif, und wußte in Wort und Benehmen wenig Maß zu halten. Diese Eigenschaften, das wenig beneidenswerthe Erbtheil der Stubengelehrten, mußten nothwendig sehr bald einen Zusammenstoß mit dem jugendfrischen Muthe des Dichters herbeiführen.

Schon der Eindruck der ersten Begegnung scheint die gegenseitigen Erwartungen nicht erfüllt zu haben. Bodmer schrieb an seinen Freund Heß nur ganz kurz: „Gestern Abend um halb zehn Uhr sind die lieben Freunde wirklich bei mir angelangt. Ich bin die ganze Nacht in Ekstase gelegen, mich alle Augenblicke von neuem in der Wahrheit zu befestigen, daß Klopstock, Sulzer nun wirklich bei mir wären." Und Klopstock äußert an seine Freunde: „Ich habe die Freude ganz genossen, den ehrlichsten Mann das erstemal in meinem Leben zu sehen, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehen würde."

In Zürich war Klopstock nicht allein von Bodmer erwartet worden. Schon am Tage nach seiner Ankunft wurde Bodmer von einer Schaar munterer Freunde bestürmt, daß er ihnen erlauben möchte, den Dichter zu besuchen. Durch die Vermittlung des lebhaften und lebensfrohen Schultheß, seines Reisegefährten, wurde Klopstock schnell mit diesem Kreise vertraut. Er fühlte sich wohl in dieser Gesellschaft, durch welche gleich anfangs Bodmer's stille Hausordnung gestört wurde. Ein solches Treiben entsprach den Wünschen und Hoffnungen desselben sehr wenig, und er mochte wohl kaum stillschweigend zugesehen haben. So entstand eine unwillkürliche Spannung, welcher Klopstock sich gleich in den ersten Tagen durch einen Besuch bei Heß in Altstetten zu entziehen suchte. Hier erreichte ihn ein Einladungsbillet, welches im Namen jener Gesellschaft der junge Hartmann Rahn, der später Klopstock's Schwager wurde, in schlechtem Französisch an ihn erließ, um ihn zu bewegen, an einer Fahrt auf dem Zürcher See theilzunehmen, die veranstaltet wurde, um dem Dichter die Schönheit der Gegend und die Schönheit der Zürcher Mädchen zu zeigen.

Am 30. Juli 1750 fand diese berühmte Fahrt statt, an welcher neun junge Männer und ebenso viel Damen theilnahmen. Klopstock, die gefeierte Hauptperson, wußte an diesem Tage die Gesellschaft auf das fröhlichste zu beleben und auf das anmuthigste zu unterhalten, denn obwohl er klein von Gestalt war, so floß er doch über von Scherz und Laune und zeigte sich als trefflicher Vorleser und Sänger. Neben ihm stand der Doktor Kaspar Hirzel, schon früher mit Klopstock bekannt, ein trefflicher Mann, der sich später um sein schweizerisches Vaterland die schönsten Verdienste erwarb. Hartmann Rahn ist schon genannt worden, und auch die übrigen Theilnehmer waren sämmtlich nicht unbedeutende Männer. Unter den Damen war Hirzel's junge Frau zuerst des Dichters Gesellschafterin, die ehrwürdige Frau von Muralt spielte die Mutter der jüngeren Damen, von denen die siebzehnjährige Fräulein Schinz sich ganz besonders der Aufmerksamkeit des Dichters zu erfreuen hatte. Ueber die Fahrt*) schrieb Dr. Hirzel an Kleist einen ausführlichen Bericht:

„Die Gesellschaft fuhr gleich nach fünf Uhr des Morgens vom Lande ab. Ein vorhergegangenes Gewitter hatte die allzuschwüle Luft gereinigt und die brennende Hitze dieser Jahreszeit gemildert. Sanft blasende Weste folgten uns nach, trieben unser Schiff sachte fort und heiterten den Himmel, der anfangs noch mit leichtem Gewölke bezogen war, vollends auf, so daß wir bald die Natur im hellsten Sonnenglanze prangen sahen. Das glückliche Schiff, dergleichen Zürich noch keines gesehen, rückte allgemach weiter. Wiesen, Weinberge, gelbe Kornfelder, auf denen fröhliche Schnitter jauchzten, Landhäuser von Bauern und Städtern flohen hinter uns, um anderen Platz zu machen. Wir kamen an das Landhaus der trefflichen Eltern unseres Gesellschafters Keller. Hier stiegen wir aus, um ein Frühstück zu nehmen. Das ehrwürdige Paar empfing uns mit heiterm Lächeln, erfreut, den geliebten Sohn in solcher Gesellschaft zu sehen. Beide begrüßten unsern Klopstock auf eine Art, die ihn überzeugte, daß sie die hohen Gedanken seines Gedichtes empfunden haben.

„Klopstock rühmte die Schönheiten unserer Gegenden, doch schien er weniger davon gerührt, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Karaktere, die sein Scharfblick auszuspähen fand. Nie sah ich jemand die Menschen aufmerksamer betrachten, er ging von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als sich zu unterreden. Noch war uns ein neues Vergnügen bereitet. Der ältere Sohn unsers ehrwürdigen Wirthes, der eine nicht gemeine Stärke besitzt, den Flügel zu spielen, gab uns ein italienisches Solo zu hören. Klopstock belauschte auf den Gesichtern unserer Mädchen den Eindruck, den die Musik machte, er schien daraus bestimmen zu wollen, welche die zärtlichste wäre. Dann spazierten wir in dem Garten und ergötzten uns an den einfachen Schönheiten desselben. Endlich stiegen wir, von den Segnungen unserer ehrwürdigen Wirthe begleitet, wieder zu Schiffe und verließen voll Liebe und Dankbarkeit gegen dies theure Paar ihren glücklichen Wohnplatz. Von munteren Scherzen begleitet, schlich die Vertraulichkeit sich in unsere Gesellschaft. Die Mädchen waren bekannter mit einander geworden, Klopstock hatte durch seine einnehmenden Sitten und geistvollen Reden ihre allgemeine

*) Wir folgen der trefflichen Darstellung bei Mörikofer a. a. O. S. 52 ff.

Hochachtung gewonnen, und sie wünschten alle, aus den Fragmenten zum vierten und fünften Gesang etwas von ihm zu hören. Der gefällige Klopstock entsprach dem einstimmigen Wunsche und las eine Stelle vor, die in unsere Seelen noch nie gewohnte Wehmuth senkte *).

Die ganze Gesellschaft ermunterte sich nach und nach. Lachender Scherz umhüpfte uns, jeder suchte seine Schöne witzig zu unterhalten. So rückten wir von einer angenehmen Gegend zur andern. Der Anblick verschiedener Landhäuser gab uns Stoff, den ungleichen Geschmack ihrer Besitzer zu rezensiren. Dies verhinderte indessen nicht, daß wir unsere Aufmerksamkeit nicht immer wieder auf unsern Helden sammelten, den wir stets seiner würdig fanden. Ueber seine Fröhlichkeit herrschte freie Vernunft, wie über seinen Ernst, seiner Witz begleitete seine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude ist. Wenn uns seine rührenden Gedichte in eine zärtliche Wehmuth versetzten, so erheiterte uns bald wieder sein aufgeweckter Geist und führte die Freude zurück. Jene erste Vorlesung machte uns nach einer zweiten begierig. Er willfahrte, und las uns jetzt die hohe Liebesgeschichte, Lazarus und Zidli, vor, wo er seine eigene Liebe für die göttliche Fanny im Auge gehabt zu haben scheint **):

Zu Zidli
Trat jetzt Semida näher, doch schwieg er und sah zu der Erde.
Diese kannte den Schmerz, der lange schon Semida's Herz traf,
Und sie blickte seitwärts ihn an und sah die Empfindung
Seiner Seel' in dem Auge voll Wehmuth, sahe die Hoheit
Welche mit Zügen der Himmlischen schmückt die leidende Tugend.
Edler Jüngling! Um mich bringt er sein Leben mit Wehmuth
Seine Tage mit Traurigkeit zu! Ach war ichs auch würdig,
Daß du so himmlisch mich liebst, wars deine Zidli auch würdig?
Lange schon wünscht' ich, die deine zu sein und von dir zu lernen
Wie sie so schön ist, die selige Tugend! Dich innig zu lieben
Wie zu der Väter Zeit die Töchter Jerusalems liebten,
Wie ein jugendlich Lamm um deine Winke zu spielen
Gleich den Rosen im Thal, die der frühe Tag sich erziehet,
So in deiner reinen Umarmung gebildet zu werden,
Dein zu sein und dich ewig zu lieben! Du frohste der Mütter,
Warum gebotest du doch das himmlische strenge Gebot mir?
Aber ich schweig' und gehorche der Weisheit der liebenden Mutter
Und der Stimme Gottes in ihr! Dem bin ich gewidmet!
Ich bin auferstanden! ***) gehöre zu wenig der Erde,

---

*) Messias V, 136 bis 178: Auf einem Gestirn der Milchstraße leben Menschen, welche die Sünde nicht kennen und in ewiger Jugend eines seligen Lebens sich erfreuen. Der Stammvater der Glückseligen schildert seinem Geschlechte das Elend der irdischen Menschen, welches der Sündenfall ihnen brachte, namentlich die schrecklichen Bilder des Todes.

**) Messias IV, 740 bis 889. Wir lassen diese schöne Stelle als einzige Probe aus dem wenig bekannten Messias hier folgen. Statt Lazarus und Zidli sagte der Dichter später Semida und Zidli.

***) Zidli war gestorben und von Jesus auferweckt worden, Lazarus-Semida bekanntlich auch.

Sterbliche Söhn' ihr zu geben! Nur du mußt deine Betrübniß,
Deine zärtlichen Klagen, du edler Jüngling, auch mindern!
Würde doch meinem Leben der Trost noch einmal gegeben,
Daß ich in deinem Gesicht das süße Lächeln erblickte,
Da du keine Thränen noch kanntest, als Thränen der Freude,
Da du ein Knabe noch warst, und ich dem schmeichelnden Arme
Deiner Mutter entfloh, hinüber in deinen zu eilen!
Also denkt sie. Es bricht ihr das Herz, sie kann sich nicht halten,
Stille Thränen zu weinen. Es sah sie Semida weinen,
Ob sie gleich mit dem fließenden Schleier ihr Auge bedeckte.
Semida geht still aus der Versammlung, und da er hinauskömmt,
Sieht er mit traurigem Angesicht nieder und denkt bei sich selber:
Warum weint sie? Ich konnte sie länger weinen nicht sehen,
Denn es brach mir mein Herz! Zu theure, zärtliche Thränen,
Schöne Thränen, so still, so zitternd im Auge gebildet!
Wäre nur Eine von euch um meinetwillen geweinet,
Eine wäre mir Ruhe gewesen! Ich klage noch immer,
Immer um sie! Mein Leben voll Qual, mein trauriges Leben
Ist noch immer von ihr ein einziger langer Gedanke!
O du, welches in mir unsterblich ist, dieser Hütte
Hohe Bewohnerin, Seele, von Gottes Hauche geboren!
Du des Erschaffenden Bild, der nahen Ewigkeit Erbin!
Oder wie sonst dich bei deiner Geburt die Unsterblichen nannten,
Red', ich frage dich, lehre du mich! enthülle das Dunkle
Meines Schicksals! öffne die Nacht, die über mich herhängt!
Red', antworte mir! ich frage dich! müde zu weinen,
Müde bin ich zu trauern in dieser Wehmuth mein Leben!
Warum, wenn ich sie seh, die vielleicht zur Unsterblichkeit aufstand,
Oder, ferne von ihr und nicht um Zidli, sie denke,
Warum fühl' ich alsdann im überwallenden Herzen
Neue Gedanken, von denen mir vormals keiner gedacht war?
Bebende, ganz in Liebe zerfließende, große Gedanken!
Warum weckt von der Lippe Zidli's die silberne Stimme,
Warum vom Aug' ihr Blick voll Seele mein schlagendes Herz mir
Zu Empfindungen auf, die mit dieser Stärke mich rühren?
Die sich rund um mich her wie in hellen Versammlungen drängen,
Jede rein wie die Unschuld, und edel wie Thaten des Weisen?
Warum decket der Schmerz mit mitternächtlichem Flügel
Dann mein Haupt, und begräbt mich hinab in die Schlummer des Todes
Wenn ich, sie liebe mich nicht! den trüben Gedanken entfalte?
Ach, dann wall' ich am Grabe, dem ich so nah war, und weine
Meinen Jammer. Mir horcht die schauernde Todesstille.
Oft will ich dann mit gewaltigem Arm den Kummer bestreiten,
Meine Seele versammelt in sich die Empfindungen alle
Welch' ihr von ihrer hohen Geburt und Unsterblichkeit zeugen.
Sei, so red' ich sie an, sei wieder dein, die himmlisch,
Die du bist unsterblich geschaffen! So red' ich ihr Hoheit
Und Standhaftigkeit zu, sie aber verstummt, sich zu trösten,
Schaut auf ihre Wunden herab, und weinet und zittert.

Warum bin ich's allein, der ungeliebet auf ewig
Liebt? Was erhebt sich mein Herz, auch über die edelsten Herzen
Groß und elend zu sein? Was ist es in mir, das noch immer
Sie bei dem Namen mir nennt? Will ich ihr Gedächtniß vertilgen?
Welche Stimme Gottes ist das, die mit heiligem Lispeln
Und mit Harmonien, den zarteren Seelen nur hörbar,
Meinem Herzen leise gebeut, sie ewig zu lieben?
Und so will ich denn ewig dich lieben, wie schweigend du mir auch,
Wie verstummend du bist! Ach, da ich es, Zidli, noch wagte
Zitternd zu denken, du seist mir erschaffen, wie still war mein Herz da!
Welche Wonnen erschuf sich mein Geist, wenn Zidli mich liebte!
Welche Gefilde der Ruh um mich her! O darf ich noch Einmal,
Süßer Gedanke, dich denken? Und wird dich mein Schmerz nicht entweihen?
Du warst, Himmlische, mein! durch keine kürzere Dauer
Als die Ewigkeit, mein! Das nannt' ich für mich geschaffen!
Jeder Tugend erhabneren Wink, der unsichtbar mir sonst war,
Lernt' ich durch deine Liebe verstehn! Mit zitternder Sorgfalt
Folgte mein Herz dem gebietenden Wink. Die Stimme der Pflichten
Hört' ich von fern. Ihr werdendes Lispeln, ihr Wandeln im Stillen,
Ihren göttlichen Laut, wenn keiner sie hörte, vernahm ich!
Und nicht umsonst! Wie ein Kind voll Unschuld, mit biegsamem Herzen
Folgt' ich dem leichten Gesetz der sanftgebietenden Stimme,
Daß ich deinen Besitz, die du mir theurer als alles
Was die Schöpfung hat, warst, durch keinen Fehl nicht entweihte.
Welche Gabe warst du mir von Gott! Wie dankt' ich dem Geber,
Daß ich wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen kam, der so schön dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz, und deins so himmlisch gemacht hat!
Wie mit dem Lächeln ihrer Entzückungen deine Mutter,
Da du geboren warst, über dir hing, und wie sie sich neigte
Ueber dein Antlitz mit Todesangst, da du ihrer Umarmung
Still entschlummertest, sie den Schall der kommenden Füße
Noch nicht hörete, noch nicht die Stimme des Helfers in Juda:
Also hat meine Seele sich oft mit jeder Empfindung
Und mit jeder Entzückung in ihr, die sie mächtig erschüttert,
Auf den großen Gedanken gerichtet: Du seist ihr geschaffen!
Ausgebreitet hing auf ihn hin die schauende Seele,
Sah ihn ganz, den Gedanken der Ewigkeit, sah von dem Endzweck
Ihres Daseins viel in ihm, von Entzückungen trunken,
Wie sie selten ins Herz des Menschen vom Himmel strömen!
Aber in Traurigkeit, welche kein Maß, kein endendes Ziel kennt,
Und in Schauer namloser Angst, in Schlummer des Todes
Löste meine Seele sich auf, wenn ich jenen Gedanken,
Jenen andern Gedanken der Nacht und der Einsamkeit dachte!
Dann, dann war ich von allen verlassen, dann war ich einsam!
Ach du warst mir nicht mehr! Ich war allein in der Schöpfung!
O bei allem, was heilig ist! um der Tugend und Liebe,
Um der Schönheit willen, die deine Seele voll Unschuld
Ueber den Staub der Erd' erhöht, und wenn was noch theurer,

Wenn was erhabner noch ist: bei deinem Erwachen vom Tode!
Und bei jeder Unsterblichkeit, die du, mit Lichte bekleidet,
Unter des Himmels Bewohnern einst lebest! o um der Kronen,
Um der Tugend Belohnungen willen, beschwör' ich dich, Zidli:
Sage, was denkt da dein Herz? was fühlt's? wie ist es ihm möglich,
Dieses mein Herz, das so liebt, mein blutendes Herz zu verkennen?
Ach der große Gedanke, der schauernde, süße Gedanke,
Daß sie vom Tod' erweckt ist, daß ich erweckt bin vom Tode!
Daß wir von neuem vielleicht nicht sterben, und beide zum höhern
Bessern Leben — — doch schweigt, zu kühne, zu feurige Wünsche!
Dieser Gedanke führte vielleicht mich zu weit, und ich liebte
Sie zu heftig! Wie kann ich zu sehr die lieben, mit der ich
Jenes erhabnere Leben vielmehr als dies an dem Staube
Wünsche zu leben? Mit der, es sei dort oder auf Erden,
Angefeuert durch sie, ich den ewigen Schöpfer der Himmel,
Unseren Schöpfer, noch mehr zu lieben so innig verlange?
Aber der göttliche Sohn des Angebeteten, Jesus,
Mein Erretter, ist in der Gefahr getödtet zu werden!
Ist es jetzo! Aber ich kann nicht, wie kann ich es glauben,
Daß der sterben werde, der mich von den Todten erweckt hat?
Und wie oft entging er nicht schon der Verfolgenden Unsinn!
Fehlet' ich dennoch, durft' ich, da diese Gefahren ihm drohen,
Meinem Schmerze mich nicht, nicht so hingeben der Wehmuth,
So verzeih du es mir, du theurer, göttlicher Retter!
Reiß denn von einem Kummer dich los, der dich nur angeht,
Trauernder, Eines Ruhe nur nahm, und vielleicht nicht auf immer!
Ganz sei deine Seele gerichtet auf jenen Ausgang,
Den der Ewige deinem erhabenen Retter bestimmt hat.
Also denkt er, verläßt Jerusalem, eilt zu dem stillen
Einsamen Felsen, der vor kurzem zum Grab' ihm gehaun ward. —

„Unsere Schönen fanden sich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt, sie belohnten unsern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmlische Liebe zu sprechen, bis einer von der Gesellschaft das Stillschweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach, nirgend hätte er noch die platonische Liebe so prächtig geschildert gesehen. Klopstock verwarf diesen Beifall und versicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichste Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre, als die platonische Freundschaft, Semida liebte seine Zidli ganz und gar! — Wir stimmten ihm aus vollem Herzen bei, und Plato war nicht unser Mann. Die süßesten Gefühle waren in uns rege und beseelten die Unterhaltung. So langten wir unbemerkt zu Meilen an, einem schönen Dorfe, vier Stunden von Zürich. Hier stiegen wir hochvergnügt aus dem Schiffe und brachten noch ein paar Stunden vor dem Mittagessen mit traulichen Gesprächen zu.

„Als wir von unserm Spaziergange zurück in den Gasthof kamen, fanden wir unsere Schönen in dem ernsthaftesten Gespräche über die Erziehung u. s. w. Unter solchen harmlosen Reden verstrich die Zeit bis zum Mittagessen, wo wir die Tafel trefflich besetzt fanden. Da hatten wir keinen Mangel an Freude! Der

Wein übte seine schönste Kraft an uns aus, die Vertraulichkeit wuchs mit der Fröhlichkeit, satirische Scherze umgaukelten uns, ein fröhliches Gelächter begleitete sie. Zum erstenmal bedauerte mein Bruder seine Unwissenheit im Weintrinken, doch feierte er mit uns das Andenken an die abwesenden Freunde, auf deren Gesundheit wir tranken, und, was die angenehmste Abwechslung gewährte, karakteristische Erzählungen von ihnen einmischten. Da klangen die Gläser auf Ihre Gesundheit, mein Kleist, und auf Gleim's und Ebert's, bei der Gesundheit der göttlichen Schmid (Fanny) herrschte tiefe Ehrfurcht; er erwiderte mit einem sanften Ernste, der die Empfindungen seiner großen Seele verrieth, doch ließ er den Ernst diesmal nicht siegen, er sah die frohe Gesellschaft an, und trank und scherzte. Nach Tische rüsteten wir un, zur Ueberfahrt auf eine kleine, jenseit Meilen liegende Halbinsel, wo man die angenehmste Aussicht über den Zürchersee hat. Ein kühlender Wind blies in unser Segel und trieb das Schiff sanft nach dem vorgesetzten Port. Die Schiffer verließen die Ruder, saßen vergnügt auf den Bänken und sahen die lachende Freude über uns schweben. Eines der Mädchen sang. Wir klatschten der schönen Sängerin zu und erweckten unsere übrigen Begleiterinnen zu edelm Nacheifer, gleichen Beifall zu verdienen. Allein in diesem Augenblick kamen wir unvermuthet bei der kleinen Halbinsel an. Wir fanden an dem Gestade eine anmuthige Ebene, über welche kühlende Schatten von Eichbäumen schwärmten. Diesen Platz wählten wir zu unserm Speisesaale, wo wir uns eine Tafel mit Erfrischungen zurüsten ließen, die wir nach einem Spaziergang in den Eichenwald genießen wollten.

„Jeder theilte mit seinem Gefährten auf einem besondern Spaziergange sein Vergnügen. Klopstock, von Freude belebt, hüpfte mit seinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris das Lied auf Haller's Doris singen. Ich folgte ihnen eine Weile nach, aber die brennende Sonnenhitze gab mir ein Gefühl des höhern Alters *), ich suchte meinen Rahn, dem Klopstock sein Mädchen genommen hatte, der half mir den Alten machen. Doch bald verjüngten wir uns wieder, und was mein Herz am meisten erfrischte, war Klopstock's Freude und der Dank, den er mir, als dem Urheber dieser Lustreise, auf die Wangen küßte. — Man sammelte sich bei der frohen Tafel, zerstreute sich dann wieder und genoß die Annehmlichkeiten dieses Ortes, bis verlängerte Schatten uns die Rückreise antreten hießen. Kaum waren wir eingeschifft, so wurde Klopstock noch um eine Vorlesung gebeten. Er gab uns ein Fragment, Abbadona (Messias Bd. V, S. 486 bis 702), den redlichsten Teufel, den je die Hölle sah. Voll zärtlichsten Mitleids baten unsere Freundinnen einmüthig den Dichter, jenen Elenden, Reuevollen doch in seinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu schenken. Klopstock erzählte, daß schon eine ähnliche Gesellschaft in Magdeburg für die Beseligung dieses Teufels einen förmlichen Synodalbeschluß gefaßt habe, unter dem Präsidium des Herrn Hofprediger Sack, doch hätte er sich damals durch keine Unterschrift seine poetische Freiheit rauben wollen, und würde es auch heute nicht thun.

„Klopstock sah nicht gern den Ernst so überhand nehmen. Er las uns eine anakreontische Ode seines Schmid, ganz in Gleim's Geiste, dann sang er uns

*) Dr. Hirzel hatte sein „höheres" Alter schon auf 25 Jahre gebracht.

Lieder von Hagedorn vor; so schön fand ich sie noch nie, aber es ward auch kein Gedanke unempfunden gesungen, dies ersetzte, was an musikalischer Kunst mangelte. Die Sonne war allmälig niedergegangen, einmal noch schien sie sich zu erheben und lächelnd uns anzublicken, endlich sank sie ganz hinter die Berge hinab, das wallende Feuer, das noch auf dem Wasser schwebte, erlosch in ein dunkles Grün. Noch sahen wir an den entfernten Schneebergen erleuchtete Stellen. Doch die Dämmerung überzog auch diese mit ihrem grauen Flor und goß eine feierliche Stille über die Natur, sie wollte sich unser bemächtigen, wir widerstanden ihr aber tapfer. Begleitet von schwatzendem Witze waren wir unvermuthet wieder bei dem Keller'schen Landhause angelangt, wo wir gefrühstückt hatten. Lächelnd kam uns die ehrwürdige alte Dame entgegen. Unsere Freude hatte sich in ihr theilnehmendes Herz ergossen, sie gab uns Lichter, damit wir nicht aufhören müßten, die Grazien der Fröhlichkeit und Freundschaft in den Blicken und Mienen zu sehen. Doch ließen wir von hier das Schiff eine ziemliche Strecke vorausfahren und gingen mit unseren Schönen in der kühlenden Dämmerung dem Gestade nach. Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel, diese besetzten wir. Fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein, Gleim's Schöpfung ist nicht schöner als jetzt unser Inselchen war. Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß, und auch wir eroberten Küsse: denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benetzen? Von diesem glücklichen Eilande eilten wir zu dem kleinen Port, wo wir zum letztenmal einschifften. Auch die Dämmerung war dem Schatten der Nacht gewichen, helle flimmerten die Sterne aus dem dunkelblauen Gewölbe. Mich befiel eine Traurigkeit über das Hinscheiden dieses Tages; ach! rief ich, daß wir so der Ewigkeit zufahren könnten! Klopstock fand diesen Wunsch zu ausschweifend, wünschte sich für einmal nur eine Ewigkeit von vier Tagen und forderte meine Doris auf, noch einmal Haller's „Doris“ zu singen. Sie sang. Haller's Gedanken verloren nichts an ihrer Stärke. Indessen näherten sich die Lichter der Stadt, und so sehr wir auch die Schiffer baten, langsamer zu fahren, befanden wir uns doch gleich nach zehn Uhr in der Stadt, und die glücklichste Schifffahrt war geendigt!“ —

Bodmer, welcher an der Fahrt nicht theilgenommen hatte, veranstaltete auf den folgenden Tag eine Zusammenkunft aller näheren Freunde und Verehrer Klopstock's in Winterthur; acht Tage verlebte man dort in fröhlicher Geselligkeit und hier überraschte der Dichter seine Freunde mit einer der schönsten seiner Oden, welche wir nachstehend wiedergeben.

Der Zürchersee.

Schön ist, Mutter Natur, deiner Schöpfung Pracht
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von des schimmernden Sees Traubengestaden her
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm in röthendem Strahle
Auf dem Flügel der Abendluft.

Komm und lehre mein Lied jugendlich heiter sein,
Süße Freude, wie du, gleich dem beseelteren
Schnellen Jauchzen des Jünglings,
Sanft, der fühlenden Schinzin*) gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freie Bewohner nährt,
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbeigeflohn.

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh',
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.

„Hallers Doris", die sang, selber des Liedes werth,
Hirzels Dafne, den Kleist innig wie Gleimen liebt,
Und wir Jünglinge sangen
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt,
Da, da kamest du, Freude,
Volles Maßes auf uns herab.

Göttin Freude, du selbst! dich, wir empfanden dich!
Ja du warst es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß.

Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeistrung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.

Ach, du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!

Lieblich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Beßre, sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt
Im sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt.

---

*) Fräulein Schinz war bekanntlich Klopstock's Gefährtin auf der Seefahrt. Statt Schinzin setzte der undankbare Dichter später Fanny.

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entschließungen
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten
Was nicht würdig des Weisen ist.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth!

Durch der Lieder Gewalt bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch sein, mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genannt,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen ins sanfte Herz,
Ist, beim Himmel, nicht wenig,
Ist des Schweißes der Edeln werth!

Aber süßer ist noch, schöner und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll, in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenktem Blick
Auf die silberne Welle
That ich schweigend den frommen Wunsch:

Wäret ihr auch bei uns, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schooß einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand:

O so bauten wir hier Hütten der Freundschaft uns!
Ewig wohnten wir hier, ewig! Der Schattenwald
Wandelt' uns sich in Tempe,
Jenes Thal in Elysium!

Bodmer's Haus lag sehr schön außerhalb der Stadt am Fuße eines Berges, der mit Reben bepflanzt war, seinen Gipfel bedeckte dunkler Tannenwald, gegenüber lag der Uto, der höchste der Nachbarberge, durch fruchtbare Ebenen strömten Limmat und Siel, den südlichen Horizont begrenzten die Alpen, der ewige Schnee auf ihren Häuptern kühlte die Hitze des Sommers lieblich ab. In dieser schönen Einsamkeit, so hoffte Bodmer, sollte Klopstock mit ungetheiltem Fleiße sich der Vollendung des Messias widmen, und nebenbei versprach er sich auch die Mitwirkung des Jünglings zur Vervollkommnung seines Gedichtes vom geretteten Noah. Bodmer's Lebensgenuß bestand in unablässiger Arbeit am Schreibtisch, er konnte es nicht verstehen, wenn Klopstock auf den gelehrten, ernsthaft-schwerfälligen Verkehr mit einer gewissen Geringschätzung herabsah und sich vorzugsweise im

frischen und fröhlichen Kreise einer ihm ganz ergebenen und von ihm begeisterten Jugend gefiel. Der Dichter band sich wenig an die Zeit, er aß hier oder dort zu Mittag, er blieb bis spät in die Nacht fort und stand erst spät am Morgen auf. Seine Lust war, den Mädchen Küsse zu rauben, Handschuhe zu erobern, mit ihnen zu tändeln. In Bodmer's Hause rauchte er Taback, was dieser durchaus nicht leiden konnte, er trank auch gern Wein, den Bodmer ebenfalls verachtete, und als Klopstock in der Ode „Der Zürchersee“ den Wein pries, verfaßte Bodmer eine Parodie dazu. Klopstock verrieth keine Neugier, über die politischen und bürgerlichen Verhältnisse der Schweiz irgend etwas zu erfahren, er verlangte nicht Bodmer's Bibliothek zu durchforschen, kurz, seine Bestrebungen paßten so wenig zu denen seines Wirthes, daß Bodmer klagen konnte: „Ein halbes Dutzend galopins haben keine Mühe, ihn von mir zu führen.“

So veränderte sich die hochgehende Freundschaft in immer schroffere Spannung, Bodmer konnte sich allerlei Spöttereien gegen den brausenden Jüngling nicht versagen, und auch gegen Freunde rückte er allmälig mit Aeußerungen der Unzufriedenheit heraus. Gegen dies alles beobachtete Klopstock ein stolzes und beharrliches Schweigen, und als ihm Bodmer schließlich geradezu sagte, er und seine Freunde hätten an dem Dichter des Messias einen heiligen, strengen Jüngling erwartet, entgegnete der Dichter spöttisch: ob sie geglaubt hätten, er äße Heuschrecken und wilden Honig. Klopstock scheint sich demnach keine Mühe gegeben zu haben, die Mißverständnisse zu lösen, und seinen Hauswirth zu begütigen, wie er denn sein ganzes Leben hindurch sich öfter darin gefiel, seinem Benehmen etwas Unfreies, Erzwungenes, Pathetisches zu geben, wodurch er bei seinem ungewöhnlichen Selbstgefühl häufig schroff, rücksichtslos und verletzend wurde.

Des Dichters Selbstgefühl wurde noch besonders gesteigert durch eine Nachricht, welche ihm eine sichere Zukunft versprach. Durch den Kabinetsprediger des Herzogs von Gotha, Klüpfel, war der Herr von Bernstorf, der eben seinen Posten als dänischer Gesandter in Paris verlassen, mit dem Messias bekannt geworden. Johann Hartwig Ernst von Bernstorf wurde dänischer Minister und als solcher der verdienstvolle Reformator des dänischen Staatswesens. Er bemühte sich, dem jungen Dichter des Messias, dessen Werth er erkannte, eine Pension von dem Könige Friedrich dem Fünften von Dänemark zu verschaffen, und hatte schon, als Klopstock noch in Langensalza war, diesem von seinen wohlwollenden Absichten Nachricht geben lassen. Während Klopstock in Bodmer's Hause weilte, im Anfang des August 1750, traf nun ein Schreiben des Ministers von Bernstorf ein, welches ihn benachrichtigte, daß der König von Dänemark ihm eine jährliche Pension von 400 Thalern ausgesetzt habe, damit er die Messiade mit guter Muße und ohne Abhaltung vollenden könne. Auch wurde ihm das Reisegeld nach Kopenhagen bewilligt.

Nun hatte Klopstock einen sichern Hinterhalt, er bedurfte Bodmer's nicht mehr, und dieser Umstand scheint nicht ohne Einfluß auf sein Benehmen und seine Entschließungen geblieben zu sein. Nach einem Aufenthalte von etwa einem Monate verließ der Dichter Bodmer's Haus am 3. September und begab sich zu dem uns bereits bekannten Hartmann Rahn, wo er allerdings in einem zahlreichen, heitern und liebevollen Familienkreise den Gegensatz von dem Leben des

Bodmer'schen Hauses fand. Hartmann Rahn war Kaufmann, er hatte die Erfindung gemacht, farbige Muster auf Seide zu drucken, und in seiner großen Verehrung für den Dichter wollte er diesen, der gut zeichnete, an seinen Handelsgeschäften theilnehmen lassen, welche er in großartiger Weise selbst bis China ausdehnen zu können hoffte. Klopstock selber glaubte bei dieser Verbindung reich werden zu können, und diese Aussicht wirkte stark auf ihn, denn als reicher Mann, so meinte er, würde Fanny ihm gewiß sein. Hartmann Rahn heirathete im Jahre 1751 Klopstock's Schwester Johanna, er folgte noch in demselben Jahre dem Dichter nach Dänemark, wo er mit dessen ältestem Bruder August zu Lingbye bei Kopenhagen eine Seidenfabrik anlegte, zu welcher der König beträchtliche Summen hergab. Allein der fantastische Rahn mochte kaum zum Geschäftsbetrieb geeignet sein, seine Anlage ging bald zu Grunde. Er lebte dann in bedrängten Umständen in Hamburg und in Zürich. Seine Tochter Johanna wurde die Gattin des Filosofen Fichte, bei welchem Rahn in Jena in hohem Alter starb.

Vergebens hoffte Bodmer von Seite Klopstock's eine Rückkehr der frühern freundschaftlichen Gesinnung. Das schmerzte ihn tief, er fühlte sich in den Augen Deutschlands verunehrt. Auf den Rath Breitinger's forderte er nun von dem Dichter die 300 Thaler zurück, welche dieser als Geschenk betrachtet hatte. Nun ließ Klopstock sich zu einem leidenschaftlichen Briefe verleiten, welcher einen völligen Bruch herbeiführte und Bestürzung unter die beiderseitigen Freunde brachte. Bodmer empfand den Zwiespalt hart und machte seinem Mißbehagen darüber bisweilen in Spott, häufiger aber in großem Schmerze Luft, zeigte dabei jedoch für den entfremdeten Freund fortwährend die herzlichste Theilnahme und äußerte auch immer noch die Hoffnung auf eine freundliche Wiederkehr. Eine wenigstens äußerliche Versöhnung wurde denn auch durch die Vermittlung des Hofpredigers Sack in Berlin herbeigeführt. In einem Briefe vom 5. Januar 1751 schrieb derselbe an Klopstock: „Wie? Bodmer und Klopstock lieben sich nicht mehr? Die zwei Dichter, die von der Freundschaft so erhaben, so schön denken und derselben göttliche Reizung und Rechte aus Einem Herzen und aus Einer Seele besingen, und zwar so stark und zärtlich besiegend besingen, daß dies himmlische Feuer auch die kältesten Herzen entzünden kann. Dies ist mir eine so unerwartete Seltenheit, daß ich fast an eine gewisse poetische Erbsünde glauben sollte, wenn ich nicht zugleich als gewiß glaubte, Bodmer und Klopstock sind schon wieder ausgesöhnt und lieben sich stärker als jemals. Nie werden die Verfasser des Messias und des Noah dem besten und frömmsten Theil des menschlichen Geschlechts den betrübenden Anstoß, und dem boshaftesten Unglauben die Freude geben, zu sehen, daß man zwar von der Religion und Tugend sehr hoch und einnehmend, ja bemeisternd schön denken, und doch sich entzweien könne. Mein Herz blutet, wenn der quälende Gedanke mir einfällt: Nun wird der Messias und der Noah nicht mehr erbauen. Nein! Klopstock muß das Herz seines Bodmer's wieder gewinnen, und nie wieder verlieren. Er muß hingehen, und wäre er auch der Beleidigte, und Thränen der zärtlichsten Wehmuth weinen, die ich so oft weinte, wenn ich den Messias las. Klopstock muß dies thun, er muß aus Zürich als Bodmer's Freund reisen, oder mein Herz wird kalt bleiben und mein Auge wird nicht mehr weinen, wenn ich gleich die stärksten Stellen im Messias lese. Meinem Sohne

werde ich sein Bildniß zeigen und sagen: „So sah Klopstock aus, den Dein Vater als den schönsten Geist, als das beste Herz liebte, der so neu, so schön dachte, der aber — Ja, Klopstock muß aus Zürich als Bodmer's Freund reisen, oder kein Mensch fühle die Stärke seiner Gedichte, sein Messias werde ein mittelmäßiges Stück und seine Oden kriechend, und Schmidin gedenke nicht mehr an ihn! Bodmer muß Klopstock wieder lieben, oder die ganze Welt müsse glauben, Klopstock hat Unrecht und Bodmer hat Recht.

„Mein werther Freund, so denkt mein Herz, und Ihr Herz wird die Sprache der wahren Freundschaft fühlen und sich wieder in Bodmer's Arme werfen, und dadurch mich wieder beruhigen."

Durch diesen Brief veranlaßt suchte Klopstock nun eine Annäherung an Bodmer durch Breitinger anzubahnen, und als Bodmer ihm hatte sagen lassen: „es würde ihm sehr lieb sein, wenn der stille, gottselige Messiasdichter ihn besuchen wolle, ging Klopstock wieder zu ihm. Die Aussöhnung war etwas kühl, aber sie fand doch statt, und die beiden Versöhnten sahen sich noch einigemal in der Zeit, welche Klopstock in Zürich zubrachte.

Des Dichters Freunde suchten ihn in der Schweiz zurückzuhalten, sie verhießen ihm eine reiche Heirath und das schweizer Bürgerrecht, doch Klopstock zog es vor, dem Rufe nach Dänemark zu folgen. Den letzten Besuch bei Bodmer schildert dieser: „Klopstock blieb etwa dreiviertel Stunden bei uns, sehr liebreich und gut. Der Abschied geschah mit vieler Zärtlichkeit. Ich begleitete ihn an der Hand bis zum Gatter an der Landstraße, und blieb stehen, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Er selbst sah vielmals zurück und rief von weitem noch Lebewohl. Er versprach mir zu schreiben. Das Herz ward mir sehr groß."

In der Folge blieben die beiden Dichter noch eine Zeitlang im Briefverkehr. Der Aufenthalt in Zürich trug für Klopstock schöne Früchte: der Dichter wurde seinem niederdrückenden Liebeskummer entzogen und dieser Kummer selber verlor viel von seiner Melankolie, auf der andern Seite erweiterte der Dichter um vieles seine Umschau, er lernte Kreise kennen, welche er früher kaum aus weiter Ferne beobachtet hatte. Er selbst bekannte einst Bodmer: erst in Zürich sei er in die Welt gekommen, vorher sei er nur auf Schulen gewesen. Für die Schweiz bewahrte er auch stets ein freundliches Andenken und gedachte noch in spätem Alter gern der frohen Tage, die er dort verlebte.

In der Mitte des Februar 1751 verließ Klopstock das gastliche Zürich, und wandte sich zuerst nach Quedlinburg zu seinen Eltern, bei denen er einige Wochen verweilte. Dort lebte auch noch seine Großmutter, die er zärtlich liebte, sie hatte auf seine früheste religiöse Bildung viel Einfluß gehabt. Der Dichter fand sie vom Alter sehr verändert. „Aus der theilnehmendsten, zärtlichsten Seele" — so erzählte er — „war sie fast die Unempfindlichkeit selber geworden. Sie blickte kaum empor, als sie mich gewahr ward, und sprach nur wenige Worte, fast nichts vom Vergangenen, nichts von der Zukunft. Ich kann nicht beschreiben, mit welcher Wehmuth mich der Anblick erfüllte. Als ich einige Zeit dagewesen und unser Gespräch ganz einsilbig blieb, wollt' ich mich wegbegeben und sie ohne Geräusch verlassen. Da raffte diese völlig unempfindlich scheinende Frau auf einmal alle ihre Kräfte, alle ihre Lebensgeister zusammen, wie eine sterbende Lampe noch

zum letztenmal auflodert. Nicht so, mein Sohn! sagte sie, mich zurückrufend, und nun faltete sie ihre Hände, um mich zu segnen, und das mit einer solchen mütterlichen Zärtlichkeit und einem Strom von Worten und einer Salbung — so hat mich nichts in meinem Leben gerührt und ich werde es nie vergessen.“ Noch als Greis von 76 Jahren schilderte Klopstock diesen Jugendeindruck in der Ode „Der Segen.“

Auf seiner Reise nach Kopenhagen verweilte Klopstock bei seinen Freunden in Braunschweig. Giseke sagte ihm: „Wenn Sie nach Hamburg kommen, müssen Sie ein Mädchen kennen lernen, das Sie zu sehen wünscht: Meta Moller.“ Er gab dem Dichter die Adresse mit. Meta Moller war eine große Verehrerin des Messias und hatte an ihren Freund Giseke geschrieben, er möchte ihr Gelegenheit verschaffen, den Dichter des Messias kennen zu lernen. Am 4. April 1751 traf Klopstock in Hamburg ein. Der Hauptgrund seines Aufenthaltes war, Hagedorn kennen zu lernen. Da er denselben bei seinem ersten Besuche nicht traf, fiel ihm die von Giseke mitgegebene Adresse ein. Was nun folgte erzählt Meta Moller selber in einem Briefe an Giseke. Wir theilen denselben mit, da sich Klopstock's zukünftige Gattin darin sehr karakteristisch vor unsere Augen stellt:

„Klopstock läßt fragen, wann er mich besuchen darf. Ich sage: gleich, ohne daran zu denken, daß gleich nicht zwei Stunden heißt, und wohl wissend, daß ein Frauenzimmer sich nicht leicht in weniger Zeit ankleiden kann, so fange ich an mich zu putzen. Kaum aber hatte ich mich an den Nachttisch gesetzt und die Nadeln aus den Haaren genommen, welche nun mit großer Unordnung um meine Stirn hingen, so sagt man mir: der fremde Herr ist da. Ich stecke geschwinde, geschwinde die Haare nur so viel zurück, als nöthig war, um sie mir nicht in die Augen hängen zu lassen, werfe ein Negligé über, und weil ich nicht Zeit hatte, es zurecht zu stecken, so schlage ich ein großes, großes Tuch darüber. Die Schmidt*) kommt herein, ich springe ein paarmal in die Höhe und freue mich ganz unbeschreiblich, daß ich nun den Verfasser des Messias, den Freund von Giseke sehen soll, wonach mich so sehr verlangt. Ich sehe, wie ich durch das Vorzimmer gehe, noch einmal in den großen Spiegel, sage: ich bin doch auch nicht zu meinem Vortheil gekleidet (und das war ich auch wirklich nicht), ich hätte es wohl mehr sein mögen, aber der Verfasser des Messias wird wohl nicht sehr darauf sehen. — Hätte ich gewußt, daß der Verfasser des Messias würde mein Geliebter werden, wie viel mehr würde ich dann hierüber bekümmert gewesen sein? Nun mache ich die Thür auf, nun sah ich ihn — — ja, hier müßte ich Empfindungen malen können. — Sein Anblick frappirte mich in dem eigentlichsten Verstande. Ich hatte schon so viele Fremde gesehen, aber niemals hatte ich einen solchen Schrecken, ein solches Schauer — ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll — empfunden. Ich hatte gar nicht die Meinung, daß ein ernsthafter Dichter finster und mürrisch aussehen, schlecht gekleidet sein, und keine Manieren haben müsse, aber ich stellte mir doch auch nicht vor, daß der Verfasser des Messias so süß

---

*) Meta Moller's Schwester Elisabeth war an Benedikt Schmidt in Hamburg verheirathet. Sie ist es, welche stets gemeint wird, wenn Meta von der Schmidt spricht.

aussähe, und so bis zur Vollkommenheit schön wäre. Denn das ist Klopstock in meinen Augen, ich kann nicht helfen, daß ich's sage, aber Ihnen kann ich's sagen. — Er stutzte auch. Wir schwiegen alle beide eine kleine Weile länger still, als man in einem solchen Falle sonst thut. Endlich sagte er: „Herr Giseke hat mir gesagt, daß ich die Erlaubniß hätte, Ihnen aufzuwarten.“ — Ach Giseke, wie rührte mich der Ton seiner Stimme! Und da sah ich ihn noch einmal recht an. Ach da stand er, da, da. In der Schmidt ihrer Stube, vor der Kammerthür. Wenn Sie hier wären, so würde ich Sie an die Stelle hinführen und sagen: da war's, Giseke, da! — Ich fand, daß er sich mit ungezwungener vieler Anmuth bückte — und ich finde noch, daß er's thut. — Was meinen Sie nun aber, daß ich nun antwortete? — Es ist mir angenehm, Sie kennen zu lernen. — Wahrhaftig, ich konnte nichts anderes aufbringen. Und dann geschwinde: Wollen Sie die Güte haben, sich zu setzen? Ich setzte mich gegen ihm über. Ich habe mich nachher erinnert, daß ich gesehen, daß er seine eine Hand mit der andern hielt. Ich glaubte, es käme von ungefähr. Klopstock hat mir aber gesagt, er habe gezittert, und hätte mir das Zittern dadurch verbergen wollen. Er hätte sich sehr darüber verwundert, daß er zitterte, weil er's nicht gewohnt wäre, und auch keine Ursache davon hätte finden können.

„Den folgenden Tag speiste Klopstock des Mittags mit vieler unwürdiger Gesellschaft bei uns. Ich hatte mich sehr sorgfältig geputzt. Ein Umstand, der bei verliebten Mädchen, und am allermeisten bei denen, die im Begriff sind es zu werden, sehr oft vorkommt. Ich hatte sogar deswegen eine Trauer mehr erleichtert, als ich eigentlich gesollt hätte. Wie ich fertig war, sagte man mir, Klopstock wäre gekommen. Ich wollte noch geschwinder sein als ich schon von Natur bin, und zerriß darüber im Laufen die Garnitur meines Kleides. Ich ward sehr böse. Es mußte doch wieder gemacht werden. Das war entsetzlich, daß das Dienstmädchen so langsam war. „Fort! Fort! Geschwind!“ schrie ich bei jedem Stiche, den sie that. Ich hätte beinah geflucht, wenigstens stampfte ich mit dem Fuße. Es ward glücklich fertig, und ich flog hinauf. Ich war von Klopstock's Süßigkeit so überzeugt, daß ich mit der Schmidt gewettet hatte, sie würde Klopstock gleich unter den beiden anderen Fremden (die ich damals selbst noch nicht gesehen hatte) erkennen. Nun machte ich die Thür auf und sah — — — und sah gleich Klopstock. Er sah noch süßer aus, als den vorigen Tag, und kam mit einer so sanften Freundlichkeit zu mir, die sich nicht beschreiben läßt. Nun sah ich erst die Uebrigen in der Gesellschaft, deren Unwürdigkeit ich damals noch nicht so kannte, als jetzt. Ich sprach mit ihnen und kam wieder zu Klopstock. Ich setzte mich sogar mit ihm allein ans Fenster. „Ich bleibe bis Mittwoch,“ sagte er mir mit einer Freude, die mir sehr angenehm war. Ich freute mich auch. Er sah meine Kleidung an. „Ist das Trauer?“ fragte er. Es war mir angenehm, daß meine Kleidung bemerkt wurde, weil's Klopstock war. Wir gingen zu Tisch. Klopstock führte mich, was mir lieb war, obgleich mehr Gesellschaft da war. Ich bot Klopstock den obersten Platz an, wünschte aber, daß er ihn nicht annehmen möchte. „Wo sitzen Sie?“ fragte er. — Ich sitze hier. — „Ich sitze bei Ihnen.“ — So setze ein jeder sich, wie ihm gefällig, sagte ich, denn nun hatte ich, was ich wollte. Klopstock sprach immer mit mir allein. Die Anderen nahmen es übel, ich nicht.

Man sprach von schönen Augen. Klopstock sagte, er kennte die schönsten blauen Augen in Deutschland. Das sind der Schmidt*) ihre, dachte ich, und fühlte, daß ich roth ward. Aber könnten's nicht auch die meinigen sein? Er sah mich doch so süß an, wie er's sagte. Nein, das ist doch nicht möglich. — Wenn sie nur noch recht blau wären! Ein geschwinder Blick nach dem Spiegel, welcher betrübt wieder zurückkehrte. Klopstock, der immer mehr tändelte, tändelte nun endlich Liebe. Er sagte, er haßte die ernsthafte Liebe, wobei nur lauter Seufzer und Schmerzen wären. Eine Frühlingsliebe wäre recht nach seinem Geschmack, nämlich eine, die, wenn's hoch käme, einen ganzen Frühling dauerte, man könne sich sonst auch wohl sechsmal in einem Frühling verlieben. Ich setzte den Scherz fort, zumal da ich wußte, wie sehr Klopstock gegen seine wahre Meinung sprach. Endlich blieb er mir nicht mehr angenehm. Ich fürchtete, Klopstock möchte auch wohl gar denken, ich wäre ein Mädchen, mit dem man nur dergleichen sprechen müßte. — Diese Furcht ist oft wiedergekommen. Rahn brachte seine Gesundheit aus, die mich vollends verdrießlich machte. „A vos amours, Mr. Klopstock, qui à présent se divulguent par tout le monde!“ Ich glaube, die Sache an sich und das Divulgiren war mir beides unangenehm. Ich erklärte es mir aber so, daß ich verdrießlich darüber ward, daß Rahn es noch mehr ausbreitete.

„Wir standen vom Tische auf. Klopstock hat mir nachher gesagt, daß er sich selbst gewundert habe, daß ich mit meinen anderen Nachbarn so wenig gesprochen hätte. Bei Tisch hatte man von unseren hiesigen Regenkleidern gesprochen. Ich versäumte die Gelegenheit nicht, jetzt eins bringen zu lassen und es umzuthun, auf daß sie die Mode recht sehen könnten. Ein Nebenumstand ist sonst auch, daß es mir sehr gut steht. Dieser Nebenumstand that auch die sehr gute Wirkung auf Klopstock, daß er herflog und mich mit vielem Feuer küßte. Nun fing die Gesellschaft an sich zu zerstreuen, und die meisten fuhren weg. Klopstock trat mit mir an ein Fenster und las einen Brief von Ihnen. Ich, um desto besser in den Brief zu sehen, weil wir ihn doch nicht ganz laut lesen konnten, hatte, wirklich ganz von ungefähr, meine Hand hinter Klopstock's Rücken gelegt. Er drückte sie mir ganz sanft mit seinem Rücken. Dieser Druck erregte bei mir ein Gefühl, das mich aufmerksam machte, das doch aber so süß war, daß ich nicht im Stande war, meinen Arm zurückzuziehen (welches ich bei einer andern Mannsperson gewiß gleich gethan hätte). Mein Arm blieb also ganz dicht an Klopstock's Rücken liegen, so lange er den Brief las. Klopstock hat mir auch erzählt, daß ich, wie er nachher mit mir gesprochen und er seine Stirn so ein bischen gegen mich geneigt, ich die meinige auch ein bischen so hingebogen, daß sie sich einander ganz sanft berührt. Diesen Umstand weiß ich nicht mehr. Ich glaube daher, daß ich's auch nicht muß gewußt haben, wie ich's gethan habe. Klopstock fragte, ob ich seine Elegie: Die nur zärtliches Herzens u. s. w. kennte. Ich sagte aus einer gewissen Furchtsamkeit, daß ich sie nicht genug kennen möchte, nein. Er wunderte sich und sagte: so wollen wir sie zusammen lesen. Ich ging deswegen mit ihm nach der Schmidt ihrem Zimmer. Ich fing an zu lesen, konnte aber

---

*) Fanny ist gemeint.

nicht fortfahren, weil ich einen zu starken Fluß auf den Augen hatte. Klopstock las. Er hielt meine eine Hand. Das Herz schlug mir gewaltig, unsere Hände wurden immer heißer, ich fühlte sehr viel, und ich glaube Klopstock auch. Er las ein Stück aus dem Messias. Die Schmidt war dazugekommen. Er fragte, ob er nicht einen Kuß dafür verdient hätte? die Schmidt sagte ja. Ich sagte, ich küßte keine Mannsperson. Er disputirte viel dagegen. Ich dachte, warum küßt der Affe dich denn nicht? du kannst ihm den Kuß ja nicht geben. Herr Keller kam herauf. Er fragte, ob Klopstock denn noch nicht wegfahren wollte? Er müßte ja zu Olden. Ja bald, sagte Klopstock, setzte sich unterdeß hin und trank mit uns Thee. Die Schmidt war so gut, Herrn Keller zu unterhalten, ich schwatzte mit Klopstock. Er sagte, ich sollte mit ihm reisen. Ich sagte, ich wollte wohl. „Aber Sie würden zu sehr frieren?“ — Wenn ich Ihr Feuer bei mir hätte, wohl nicht, sagte ich mit Lachen. „Ach, Sie haben genug eigenes Feuer,“ sagte er, und küßte mich mit nicht wenigem. Endlich, nachdem Herr Keller lange angemahnt und die Glocke neun geschlagen hatte, fuhr mein Klopstock zu Olden.

„Den Montag ehe Klopstock wegfuhr, hatte er mich gefragt, um welche Zeit er mich den andern Morgen besuchen könnte. Er wunderte sich sehr wie ich um zehn sagte; wie ich merkte, daß er sich wunderte, bat ich ihn, er möchte früher kommen, aber er wollte nicht. Dienstag Morgen um zehn Uhr kam er also. Wie er in die Stube trat, spottete er über meine Toilette und meinen Schoßhund. Den letztern habe ich gleich darauf abgeschafft und durchaus keinen wieder haben wollen. „Sind in dem kleinen Kasten Liebesbriefe?“ sagte er von einem der auf dem Tische stand. Ja, sagte ich, und es ist Ihnen erlaubt, sie zu sehen. Er fand eine von seinen Oden darin. Er machte ein freundliches Gesicht und sagte mir noch eine andere vor. Endlich setzte er sich hin und trank Thee mit mir. „Ich habe dem Herrn von Hagedorn absagen lassen,“ sagte er, „um noch eine Stunde länger bei Ihnen sein zu können.“ — Er hatte den Herrn von Hagedorn erstaunlich lieb damals. — Wir kamen nach und nach so weit, daß er mir seine ganze Geschichte erzählte. Ich empfand so viel dabei, daß ich's gar nicht ausdrücken kann. Ich nahm das alles für freundschaftlichen Antheil, aber nachdem ich recht darauf achtgegeben, so habe ich gefunden, daß mein Gefühl mehr der Ehrfurcht, als der Freundschaft ähnlich war. Dieses Gefühl hat sich nachher sehr oft wieder merken lassen. Klopstock selbst war sehr decontenancirt bei seiner Erzählung, aber ich glaube nicht, daß er das meinetwegen gewesen ist.

„Endlich ging er weg mit dem Versprechen, den Abend bei uns zu essen, er sagte aber, daß er nicht vor acht Uhr kommen könnte. Wenn er weg war, schlug mir immer das Herz so, und die Zeit währte mir so lang. Ich mochte so gern von ihm sprechen, und es verdroß mich, wenn die Schmidt mich unterbrach oder von etwas anderm redete.“

Am folgenden Tage reiste Klopstock nach Kopenhagen ab, mit Meta verabredete er einen lebhaften Briefwechsel, der auch mit großem Interesse von beiden Seiten geführt wurde. Das Verhältniß gestaltete sich immer inniger, bis es schließlich, wie wir seiner Zeit erzählen werden, zur Ehe führte.

In Kopenhagen wurde Klopstock mit vieler Achtung empfangen, Bernstorf und der Graf Moltke verkehrten freundschaftlich mit ihm und ließen sich von

ihm über die Erscheinungen der deutschen Literatur unterrichten. An den König hatte er schon in der Schweiz die bekannte Ode Friedrich der Fünfte gedichtet. Als der Dichter zum erstenmal bei seinem hohen Gönner erschien, gab ihm derselbe seinen Beifall des Messias wegen zu erkennen und sagte, daß die an ihn gerichtete Ode sehr schmeichelhaft für ihn wäre. Für die Herreise hatte ihm der König hundert Dukaten geschenkt.

In der Folge gelangte Klopstock zu einem nicht unbedeutenden Einfluß auf den König. Er begleitete denselben aufs Land nach Friedensburg, durch seine Fürsprache wurden mehrere seiner Freunde nach Dänemark berufen und ihnen einflußreiche Stellen verliehen. Im Gefolge des Königs kehrte Klopstock von Friedensburg im Herbst 1751 nach Kopenhagen zurück. Im Dezember desselben Jahres starb die Königin Luise von Dänemark in dem jugendlichen Alter von 27 Jahren. Klopstock richtete bei dieser Gelegenheit an ihren Gemahl die Ode An den König, welche später Die Königin Luise überschrieben wurde. Um seinen Kummer über diesen harten Verlust zu zerstreuen, unternahm Friedrich der Fünfte im Frühjahr 1752 eine Reise nach Holstein. Klopstock benutzte diese Gelegenheit, um nach Hamburg zu reisen. Er verweilte daselbst vom 1. Juni bis zum 15. Juli 1752 und verlobte sich in dieser Zeit mit Meta. — Meta oder eigentlich Margarethe Moller war die Tochter des Peter Moller zu Hamburg. Sie war am 16. März 1728 geboren. Klopstock nannte sie oft Klärchen, auch wohl Clary, nach dem Richardson'schen Roman Clarissa. In seinen Oden redet er sie mit dem Namen Zidli an.

Von Hamburg reiste der Dichter am 15. Juli nach Braunschweig und Quedlinburg zu seinen Eltern und Geschwistern. Sein Vater freute sich des Ruhmes, den sein Sohn nun bereits erlangt hatte, großen Verdruß bereiteten ihm aber die feindseligen Angriffe von Seiten Gottsched's und seiner Spießgesellen, denen Klopstock indeß beharrlich ein stolzes Schweigen entgegensetzte.

Der ehelichen Verbindung Klopstock's und seiner Meta trat der Mangel an genügenden Existenzmitteln für jetzt noch hindernd in den Weg. Klopstock kehrte im September 1752 nach Kopenhagen zurück, wo er das ganze folgende Jahr verlebte. In der dänischen Hauptstadt erweiterte sich der Kreis seiner Freunde immer mehr, auch einige seiner Freunde kamen, wie wir bereits erwähnten, nach Dänemark, des Dichters Schwager Rahn befand sich schon in Lingbye. In diesem Kreise schien der Dichter sich sehr wohl zu fühlen, seine poetische Thätigkeit war während dieser Zeit lebhaft gesteigert. Die Trennung von seiner Meta wurde ihm besonders schwer, ein ununterbrochener Briefwechsel gewährte den Ersatz, welchen ein solcher Verkehr immer gewähren kann. Meta's Briefe zeigen ein tiefes Gemüth, das mit Entzücken in den höheren Regionen schwärmt, in denen Klopstock dichtete. Ihrem Geliebten gegenüber stellt sie sich mit großer Liebenswürdigkeit auf den bescheidensten Standpunkt, in dem Messiasdichter sieht sie das höchste und heiligste Ideal ihres Lebens und verehrt ihn mit unbedingter Hingebung. So war sie geeignet, des Dichters außerordentlich starkes Selbstgefühl immer von neuem an sich heranzuziehen und ihm im Verkehr Anregung und Befriedigung zu gewähren. Einige wenige Stellen aus der beiderseitigen Korrespondenz wollen wir folgen lassen.

Meta an Klopstock.

Oktober 1752.

Ich habe nicht geglaubt, daß die Trennung so schwer wäre. Was ist das Leben ohne Dich — was ist das Leben mit Dir! — Jetzt errinnert mich alles an die Stunden, welche nicht mehr mein sind, da ich meinen besten, geliebtesten Freund, welcher mich so zärtlich liebt, hatte. Sei übrigens versichert, daß ich so ruhig bin, als ich in Deiner Abwesenheit sein kann. Ich bin auf immer die Deine, Du liebst mich und ich erhalte mich für Dich. Ich wollte Du könntest sehen, wie ich meine Thränen zurückhalte. Unsere gütigen Freunde bewachen mich zärtlich, sie bestreben sich, mir alles so angenehm zu machen, als möglich. Aber was ist das alles ohne Dich!

21. November 1752.

— — Gestern Abend, wie ich in mein Zimmer gegangen war und einige sehr entzückende Stunden hatte, da dachte ich: Vielleicht betet dein Klopstock jetzt mit dir, und meine Andacht ward dadurch noch feuriger. O wie süß ist es, Gott anzubeten! Welche Entzückung ist es, ihn empfinden! O wie selig können wir hier sein! Aber Du hast recht, wenn es schon so viel hier ist, was wird es nicht dort sein! Und auch dort werden wir zusammen sein. Welch eine unaussprechliche Glückseligkeit ist die unsre! — Lebe wohl, mein Klopstock, lebe wohl. Ich werde morgen und übermorgen viel an Dich denken. Die heiligsten Gedanken und Du, Du Bester, stimmen sehr gut zusammen. Du, der Du heiliger bist als ich, Du, der Du unsern Schöpfer nicht weniger liebst als ich. Mehr kannst Du ihn nicht lieben, mein Klopstock, mehr nicht, erhabener, heiliger, das gebe ich zu! — Ach, Klopstock, wie glücklich bin ich, daß ich Dir zugehöre! Du weißt es wohl, ich will durch Dich noch immer besser, noch immer heiliger werden. — O ich bin so gerührt, Klopstock, ich kann Dir's nicht sagen. Welch ein Unterschied von jetzt und nur noch vor einem halben Jahre! Ehe ich von Dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück. Mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich! Die Widerwärtigkeiten führen zu Gott, das ist wahr, aber eine Glückseligkeit wie die meine kann mich nicht von Gott zerstreuen (oder ich müßte gar nicht fähig sein eine solche Glückseligkeit zu genießen), sie nähert mich ihm vielmehr. Die Rührung, der Dank, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feuriger. — Lebe wohl, Klopstock, bete für mich.

Deine Braut.

Klopstock an Meta.

Mit welchem Frieden der Seele denke ich von allen Seiten den Gedanken, daß Du mein bist und ich Dein bin. O Meta, wie ganz bist Du geschaffen, mich glücklich zu machen, mich nach Dir zu bilden? Kann hier größere Glückseligkeit sein? Doch was ist die größte irdische Glückseligkeit gegen die, welche wir in einem künftigen Zustand zu hoffen haben?

— Ach, meine Beste, wenn Du sie nur alle um mich herum fragen könntest, wie ich dich liebe! Das würde zwar nur sehr wenig sein, was Du erführest, denn wie können sie es wissen? Dennoch würde Dir es süß sein, es so mit anzuhören, wie sie mich aus meiner Entzückung aufwecken! wie ich dann gern von Dir viel sagen möchte, und doch nichts herausbringe, das einen andern Inhalt hätte, als: Laßt mich nur gehen! Es ist ein Einziges Mädchen! Ich mag gar nichts mehr von ihr sagen. Und ach, wie sehr fühle ich dann wieder, daß ich nicht bei Dir bin. Hier, hier, Klärchen! hier zittert mein Herz nach Dir! — Doch kein Wort mehr, kein Wort mehr davon. Ich will's mir in meinem Leben nicht mehr unterstehen, die Unaussprechlichkeiten der Umarmung aufschreiben zu wollen. —

Erst im Jahre 1754 gestalteten sich Klopstock's äußere Verhältnisse so, daß er daran denken konnte, seine Meta heimzuführen. Denn seine Dichtungen brachten ihm wohl Ruhm, aber wenig Geld, die Messiade wurde ihm mit drei Thalern für den Bogen bezahlt. Wie hoch aber des Dichters Ansehen auch beim königlichen Hofe in Kopenhagen damals sein mußte, beweisen uns interessante Verhandlungen, welche im Juni 1754, kurz vor Klopstock's Verheirathung, im Hamburger Senate gepflogen wurden. Es war in Hamburg Gesetz, daß jeder abziehende Bürger ein Abzugsgeld in die Stadtkasse zu entrichten hatte. Auch Margaretha Moller hätte diese Gebühr bezahlen müssen, der Senat erließ ihr jedoch dieselbe, in der Erwartung, daß Klopstock dafür in Kopenhagen der Stadt Hamburg wieder gute Dienste leisten würde. Daß der Dichter sich bewußt war, solche Dienste leisten zu können, erhellt aus folgendem Protokoll des Hamburger Senates:

„Den 11. Oktober 1754. Herr Syndikus Faber und Herr Syndikus Dresky referunt, daß der Herr Klopstock aus Kopenhagen, welcher bekanntermaßen bei dem Herrn Geh. Rath von Bernstorff und bei dem Herrn Geh. Rath von Moltke in so großem Ansehen stehe, sich jetzt hier aufhalte, und ihn, Herrn Dresky, ersucht, E. Hochw. Rathe nochmals zu danken für die ihm, Klopstock, bei seiner Verheirathung mit der Mad. Mollern, erwiesene grace, und zu versichern, wie er, Klopstock, sich ein wahres Vergnügen daraus machen werde, wenn er der Stadt einige Dienste werde leisten können. Sie, Domini Referentes, geben dahero zu bedenken, ob es nicht gut, wenn unter der Hand mit dem Herrn Klopstock gesprochen und er sondirt würde, ob er sich künftighin wohl zum Sollizitanten bei dem Herrn von Bernstoff gebrauchen lassen wolle, da ihm denn, wenn er dazu sich geneigt erkläre, allenfalls ein Present pro Arrha gegeben werden könne. Concl. placet et commissum Herrn Synd. Faber, mit dem Herrn Klopstock desfalls en ami zu reden.“

„Den 14. Oktober 1754. Herr Synd. Faber refert, daß er vigore commissorii d. 11. h. m. am abgewichenen Sonnabend mit dem Herrn Klopstock en ami gesprochen, und derselbe bereit sei, die Sollicitation quaestionis zu übernehmen, sich auch zur Privatkorrespondenz mit ihm, Dno Syndico, erboten habe. Dnus Referens habe hierauf dem Herrn Klopstock, unter hoffentlicher Genehmigung E. Hochw. Raths, von dem in Händen habenden Ungarischen Wein 25 Bouteilles zugesandt, welche derselbe mit vielem Dank angenommen.“ —

Die Hochzeit Klopstock's mit seiner Meta ward begangen am 10. Juni im

Hause von Meta's Schwager, Benedikt Schmidt, in der Großen Reichenstraße. Der Dichter reiste mit seiner Gattin nach Quedlinburg und stellte sie seinen erfreuten Eltern vor. Klopstock war sehr glücklich, in einem Briefe aus jener Zeit schreibt er: „Mein Leben bis dahin war nur ein Traum. Jetzt erst, da Meta ganz mein ist, umfasse ich den Werth des irdischen Lebens, und preise den Gott der Himmel, der mir die Gefühle gab, in diesem wahren Leben ihn verherrlichen zu dürfen. Die Glorie des irdischen Daseins ist mir geworden, die Siegespalme ist in meiner Hand, ich singe Dir Jubellieder, Jehovah, Jehovah!" —

In Quedlinburg befiel den Dichter ein hitziges Fieber, von welchem er nur langsam sich erholte, so daß er erst im Herbst seine Reise nach Kopenhagen antreten konnte, wo er am 25. Oktober mit seiner Meta glücklich anlangte. Ihre Ehe wurde in den wenigen Jahren, welche sie nur währte, durch keinen Mißton getrübt. Sie lebten abwechselnd in Kopenhagen, Lingbye und Hamburg, und für Meta war es ein besonderes Vergnügen, sich von dem Dichter seine Verse diktiren zu lassen. Er selber schrieb so undeutlich, daß er seine Verse oft selbst nicht lesen konnte. „Ich mache zuweilen nur Züge statt der Buchstaben," sagte er einmal.

Im November 1756 traf den Dichter der Schmerz, seinen Vater zu verlieren, den er stets innig geliebt hatte. „Mein Schmerz ist zwar durch die Gnade Gottes ruhig," schrieb er, „aber er wird lange dauern." — Und Meta sagte: „Klopstock betrübt sich wie ein Mann und wie ein Krist. Stille Thränen, gen Himmel geschlagene Augen und gefaltete Hände, das ist seine Betrübniß. Das Erste nach der langen Stille waren die Worte: Ich habe Dich noch! und darauf umarmte er mich mit vieler Inbrunst."

Doch dem großen Schmerze des Dichters sollte bald noch ein größerer folgen. Am 28. November 1758 starb Meta in Hamburg an der unglücklichen Entbindung von einem todten Sohne. Sie wurde zuerst mit dem Kinde im Arme in dem Begräbniß der Familie Schmidt beigesetzt, dann im nächsten Frühlinge auf dem Kirchhofe zu Ottensen bestattet. Auf des Dichters Bitte pflanzten Meta's Schwestern zwei Linden neben das Grab, in welchem auch der Dichter einst ruhen wollte. Eine dieser Linden ist noch jetzt in ehrwürdiger Pracht vorhanden, in ihrem Schatten ruht der Messiassänger ja nun auch schon lange. Meta's Grabstein bezeichnete Klopstock mit folgender Inschrift:

Saat von Gott gesäet dem Tage der Garben zu reifen.
Margarethe Klopstock
Erwartet da wo der Tod nicht ist
Ihren Freund ihren Geliebten ihren Mann
Den sie so sehr liebt
Und von dem sie so sehr geliebt wird.
Aber aus diesem Grabe
Wollen wir mit einander auferstehn
Du mein Klopstock und ich
Und unser Sohn
Den ich dir nicht gebären konnte.
Betet den an der auch gestorben begraben und auferstanden ist.

Im Sommer nach Meta's Tode weilte Klopstock oft auf ihrem Grabe. An die Schwester der Entschlafenen schrieb er im Juni:

„Ich weiß nicht, ob die Bäume, die Sie und Ihre Schwester bei die beiden Gräber in Ottensen setzen, schon lange Schatten gegeben haben werden, wenn ich bei meiner Meta ruhen werde. Aber das weiß ich wohl, daß dies kurze Leben schnell vorübergeht, und daß wir uns dann alle wiedersehen werden."

Vierzehn Jahre nach Meta's Tode wand der Dichter für sie einen ewigen Kranz. Im funfzehnten Gesange des Messias, V. 419 bis 475, schildert er das Hinscheiden Zidli's in den Armen ihres Gatten, den Schmerz beider und ihre ewig feste Hoffnung auf ein Wiedersehen in den ergreifendsten Worten, deren letzte lauten:

„Doch mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmuth zu enden!
Späte Thräne, die heute noch floß, zerrinn mit den andern
Tausenden, welch' ich weinte. Du aber, Gesang von dem Mittler,
Bleib', und ströme die Klüfte vorbei, wo sich viele verlieren,
Sieger der Zeiten, Gesang, unsterblich durch deinen Inhalt,
Eile vorbei und zeuch in deinem fliegenden Strome
Diesen Kranz, den ich dort an dem Grabmal von der Zipresse
Thränend wand, in die hellen Gefilde der künftigen Zeit fort!" —

In den Jahren 1759 bis 1762 hielt sich Klopstock in Deutschland auf. Er verweilte in Quedlinburg, in Braunschweig, und in Halberstadt bei Gleim, mit dem er gern und viel verkehrte, den Sommer 1760 brachte er zu seiner Stärkung in Pyrmont zu.

Von Quedlinburg aus unternahm Klopstock öfter kleine Ausflüge, welche ihn auch nach dem nahegelegenen, romantischen Blankenburg am Harz führten. Hier machte er die Bekanntschaft einer jungen adligen Dame, welche ihm geeignet schien, den schweren Verlust seiner Meta zu ersetzen. Ueber die Verhältnisse dieses jungen Mädchens sind wir nicht völlig im klaren. Den Anfang erzählt Klopstock selbst in einem bisher unbekannten, bei Lappenberg Seite 146 gedruckten Briefe an den Grafen Andreas Peter Bernstorf *). Die bezüglichen Stellen lauten folgendermaßen:

Quedlinburg, 5. September 1762.

„Ich muß Ihnen doch eine kleine Geschichte erzählen, deren Hauptinhalt ist, daß ich vor kurzem sehr glücklich hätte werden können, wenn nicht Ein Umstand, den Sie bald hören werden, mein Glück gehindert hätte. Diese kleine Geschichte hat von dem 10. bis zum 19. August, dem Tage der Entscheidung, gewährt, sie wird aber wohl in meinem Herzen noch sehr lange fortdauern. Wenn ich weniger gewohnt wäre, bisweilen recht sehr unglücklich zu sein (ich bin aber bisweilen oder vielmehr oft auch recht sehr glücklich gewesen), so würde ich in einem andern Tone davon sprechen. Ich würde es keine kleine Geschichte nennen.

---

*) Andreas Peter Bernstorf war der Neffe des Grafen Joh. Hartw. Ernst Bernstorf, der Klopstock nach Dänemark rief. Auch dieser Neffe zeichnete sich als Staatsmann und als Mensch aus. Er starb als dänischer Minister im Jahre 1797.

Ein Mädchen, dem ich kein Beiwort (alle würden zu schwach sein) geben will, weil ich es jetzt wirklich noch über allen Ausdruck liebe, machte, da ich es das erstemal sah, daß etwas in meinem Herzen vorging, das ich zwar wohl vergleichen, aber nicht beschreiben kann. Doch ich kann es bei Ihnen ja kurz machen*). Kaum hatte ich sie eine Stunde gesehen, so empfand ich, daß ich schon angefangen hatte, sie zu lieben. Ich sah sie noch einmal, und noch einmal, und wieder einmal. Ich wurde mir sehr lebhaft bewußt, daß ich mich nicht blendete, es war alles reell was ich bemerkte, sie hatte überdies das Zeugniß zweier Freunde für sich, die sie von Kindheit an gekannt hatten, diese, und ihre Tante (diese allein wissen etwas davon, selbst meine Mutter und Geschwister wissen noch nichts davon) wurden meine Vertraute. Mein Herz gehörte ihr schon zu sehr zu, als daß mir's nun möglich gewesen wäre, langsam zu verfahren. Ich entdeckte mich ihrer Tante, meiner neuen Freundin, ganz, und ich erfuhr (was ich nicht hatte wissen, nicht einmal vermuthen können), daß sie schon versprochen wäre, aber erst nach dem Frieden ihre Heirath vollziehen würde, daher wäre die Versprechung bisher ganz geheim gehalten worden, ich erfuhr aber zugleich, daß ich, wenn die Sachen nicht einmal wären, wie sie sind, glücklich gewesen sein würde, und daß sie mir, obgleich von sehr geliebten Verwandten geliebt, dennoch gefolgt sein würde. Mich däucht, daß ich mit dieser Erklärung zufrieden sein konnte, besonders da sie wohl ein zwanzigtausend Thaler Vermögen hat, und solche Mädchen schwerer als andere sich entschließen, ihr Vaterland zu verlassen. Das süße Mädchen, wie lieb habe ich sie, und lieb werde ich sie immer haben. Ich habe sie seit dem traurigen 19. kurz vor meiner Abreise nach Sondershausen (was sagen Sie zu diesem Muthe?) wiedergesehen. Ich hatte mehr Contenance als ich mir zugetraut hatte. Wir waren in einer sehr muntern Gesellschaft. Es war so ein sonderbares Gemisch von Vergnügen und Traurigkeit in meinem Herzen. Weil aber die anderen so sehr aufgeweckt waren, so schien ich es vermuthlich auch. Wie ich die 4 bis 5 letzten Tage zugebracht habe vor dem 19., kann ich Ihnen nicht beschreiben. Unter andern ritt ich einmal eine Meile, und noch eine Meile, durch einen Expressen die letzte Rose des Jahres zu schicken. Es ist mir lieb, daß ich so eilte, denn ich hätte die Ungewißheit kaum länger aushalten können. — Ich kenne den Antheil, den Sie an meinem Schicksale nehmen werden. Ich könnte Ihnen noch vieles von dem erzählen, was bis zu meinem Entschlusse, und dann hierauf, da ich ungewiß war, ob ich glücklich oder unglücklich sein würde, in mir vorging, aber ich will abbrechen, weil ich für Sie und für mich genug gesagt habe, für Sie, weil Sie aus dem wenigen, was ich gesagt habe, meine ganze Situazion übersehen können, und für mich, weil ich durch eine umständlichere Erzählung nur trauriger werden würde." —

Doch war die Angelegenheit damit noch nicht beendet. Klopstock nahm seine Bewerbungen um das junge Mädchen, dessen Verlobung inzwischen rückgängig geworden zu sein scheint, bald nachher wieder auf. Aus Halberstadt richtete er am 2. Dezember 1762 eine Ode an sie, welche er An Done überschrieb. Der

*) Bernstorf stand im Begriff, sich zu verheirathen.

Name muß eine Abkürzung von Sidonie oder Antonie sein, man vermuthet, daß Done der Familie von Bothmer angehörte, entweder von Geburt oder durch ihre spätere Verheirathung. Denn das Verhältniß zu Klopstock gedieh nicht weiter, da die Eltern des Mädchens in die Verbindung nicht willigen wollten, weil Klopstock nicht von Adel war.

So war des Dichters Hoffnung, sich eine Familie zu gründen, wieder zerschlagen. Er suchte und fand einen Ersatz in seiner Liebe zum deutschen Vaterlande, mit dessen Geschichte er sich jetzt eingehend beschäftigte. Seiner ganzen Geistesrichtung gemäß zogen ihn die im sagenhaften Nebel verschwimmenden frühesten Gestalten am meisten an, er wandte sich besonders der germanischen Götterlehre zu und suchte die nordischen Göttergestalten an Stelle der griechischen und römischen in die deutsche Poesie einzuführen. Wenn dieser Versuch auch ein verfehlter war, da das deutsche Volk diese fabelhaften Gestalten nicht einmal dem Namen nach kannte, so hat Klopstock's Streben doch entschieden den vaterländischen Sinn genährt und manchen auf das Studium deutscher Vorzeit hingeleitet. Die Blüthezeit von Klopstock's Begeisterung für das Urdeutsche bilden die Jahre 1766 und 1767, worin er nicht allein viele auf die deutsche Urzeit bezügliche Oden dichtete, sondern auch ältere von seinen Oden mit Uebertragung der altnordischen Mythologie umarbeitete und auf seine sogenannten Bardiete, Gesänge der angenommenen Barden, kam, die Hermannsschlacht schrieb und Hermann und die Fürsten begann*). „Meine Oden, die Sie sonst so lieb zu haben pflegten," schrieb Klopstock 1767 an Gleim, „werden auch bald, entweder gedruckt oder im Manuskript, zu Ihnen kommen. Wo Mythologie vorkommt, da ist es keltische, oder die Mythologie unserer Vorfahren. Die lange Ode An meine Freunde ist daher, was die Ausbildung anbetrifft, jetzt ganz anders. Sie heißt Wingolf (ist der Tempel der Freundschaft), die jüngeren Schwestern machen hiermit einen tiefen Knicks vor Gleim und bitten sich von ihm ein hübsches, frisches, hellgrünes Eichenblatt aus, denn Lorbern mögen diese deutschen, dummen Dinger nicht." Von den 18 Oden dieser beiden Jahre bezieht sich die Hälfte auf die Dichtkunst, und insbesondere auf den Werth der deutschen Dichtkunst und Sprache, eine preist Hermann den Befreier Deutschlands, eine ist ein Schlachtlied vaterländischer Begeisterung.

Es stimmt genau zu Klopstock's übrigen Bestrebungen, daß er zu dieser Zeit sich eingehend mit Ossian beschäftigte, der um diese Zeit von Denis**) übersetzt wurde. An letztern schrieb Klopstock: „Ich liebe Ossian so sehr, daß ich seine Werke über einige griechische der besten Zeit setze."

Die bereits erwähnte Hermannsschlacht erschien 1769 im Druck, ihr ist eine Zuschrift an den Kaiser Josef den Zweiten vorgesetzt, von dem Klopstock sich damals vieles für sich und für die Beförderung der Wissenschaften in Deutschland

---

*) Klopstock's Oden, erläutert von Heinrich Düntzer. Wenigen-Jena, 1860. Sechs Hefte. Einleitung, Seite 40 ff.

**) Joh. Mich. Kosmas Denis, ein Jesuit (1729 bis 1800), welcher in der letzten Zeit seines Lebens erster Kustos der kaiserlichen Bibliothek in Wien war, trug, obwohl als Dichter unbedeutend, viel zur Verbesserung des Geschmacks und der Sprache in seinem Vaterlande bei, verdienstlich sind auch seine bibliografischen Arbeiten.

versprach. Er schrieb darüber: „Ich habe theils auf Veranlassung des Gesandten Grafen Wallsperg und nach vielen warmen Unterredungen mit demselben an den Kaiser einen Plan überschickt, die Gährung, in welcher jetzt die Wissenschaften in Deutschland sind, durch eine sich herausnehmende und neue Unterstützung zu vermehren. Einige wichtige Erläuterungen stehen in einem nicht kurzen Briefe an den Fürsten Kaunitz. Und einige wenige Zeilen in einer Zuschrift von Hermanns Schlacht an den Kaiser enthalten eine Art der Ankündigung dessen, was geschehen soll."

Alles was Klopstock jedoch von dem Kaiser erlangte, war die Uebersendung einer Schaumünze, welche Josef's Bildniß in Brillanten enthielt, und welche man dem Dichter zu tragen erlaubte.

Im Jahre 1767 fesselte den Dichter ein eigenthümliches Verhältniß an eine junge Flensburgerin, Zäzilie Ambrosius, die Tochter des wohlhabenden Kaufmanns und Kanzleirathes Ambrosius in Flensburg. Klopstock, der sie nie gesehen hatte, wurde zuerst ihr Vertrauter in Herzensangelegenheiten, und nahm dann dieses Herz für sich selbst in Anspruch. Die Korrespondenz mit Zäzilie dauerte bis zum Oktober 1770. In diesem Jahre wurde der Minister Bernstorf in Kopenhagen durch Struensee verdrängt, und dadurch trat auch in Klopstock's äußerer Lage eine Unsicherheit ein, welche zum Abbrechen jenes Verhältnisses die Veranlassung gab. In Folge jener Entlassung Bernstorf's verließ Klopstock Kopenhagen auf immer, und lebte mit Beibehaltung seiner Pension und dem Titel eines königl. dänischen Legazionsrathes in Hamburg.

Nach manchen Unterbrechungen wurde im Jahre 1773 der Messias vollendet und der letzte Band der Oeffentlichkeit übergeben. Die ersten Gesänge erschienen bereits 1748, so daß die Herausgabe des ganzen Gedichtes in einen Zeitraum von 25 Jahren fällt. In demselben Jahre berief der Markgraf Karl Friedrich von Baden (1746 bis 1811) den Dichter mit dem Titel eines Hofraths nach Karlsruhe. Klopstock bestand aber darauf, daß er sich aufhalten könne, wo er wolle, worauf ihm der edelgesinnte Fürst erwiderte: „Sie begehren einen uneingeschränkten Aufenthalt, und werden denselben jederzeit bei mir haben. Die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen, und von den Wissenschaften ganz unzertrennlich." — Im Herbst 1774 reiste Klopstock über Göttingen und Frankfurt nach Karlsruhe. Seine Hofrathsbesoldung bestand in 528 Gulden und Naturalien. Doch schon im März des folgenden Jahres verließ er Karlsruhe, und ist auch nicht wieder dahin zurückgekehrt. Mit dem Markgrafen blieb Klopstock bis zu seinem Tode im Verkehr.

In den nächsten Jahren beschäftigte sich Klopstock eingehend mit Studien der deutschen Sprache und deutscher Zustände. Er veröffentlichte seine Gelehrtenrepublik, in welcher er einen Plan angab, wie die deutschen Gelehrten sich miteinander vereinigen sollten, um dem Vaterlande und sich selbst wahrhaft nützlich werden zu können. Eine Schrift Ueber die deutsche Rechtschreibung forderte so viel Angriffe heraus, daß Klopstock sie nicht wieder veröffentlichte. Von den Regeln, welche der Dichter in diesem Werke aufstellte und denen er selber eine kurze Zeit folgte, gibt der nachstehende Brief ein kurzes Beispiel.

Klopstock an Ebert.

Hamburg, den 9. März 1781.

Lessing's Tod ist mir innig nahe gegangen. Wann ist är denn eigentlich gestorben? Wenn Seine Stelle wieder besetzt wärden soll, so kann si's durch Niemand besser, als durch Vossen. Denken Si hierüber wie ich, und arbeiten Si daran. Bernsdorff ist nicht mer in Dänemark, und man rüstet dort Schiffe aus. Meine Pension könte jetzt fileicht ein wenig in Gefar sein. Was meinen Si, wenn Si, aber als für Sich, den Herzog Ferdinand beten, diesem Dinge bei Seiner Schwester zuforzukommen. Ich umarme Si beide herzlich. Ir

Klopstock.

Des Dichters Selbstbewußtsein war zu keiner Zeit seines Lebens ein geringes, am stärksten in den ersten achtziger Jahren. Er hatte nun nicht allein in der Vollendung des Messias seinen höchsten Beruf erfüllt, sondern auch als Odendichter Sprache, Verskunst und Dichtung mächtig bereichert, er hatte durch viele vortreffliche geistliche Lieder erbaulich gewirkt, er hatte mit seiner Hermannsschlacht die Begeisterung für die deutsche Vorzeit wachgerufen, auch durch theoretische Arbeiten über deutsche Sprache, Verskunst, Rechtschreibung wie durch Förderung deutscher Dichtkunst und Wissenschaft seine Einsicht und Vaterlandsliebe bethätigt. Von einem so schwärmerischen Patrioten wie er war kann es uns nicht verwundern, daß er den König Friedrich den Großen, der in französischer Sprache geringschätzig über deutsche Dichtungen schrieb und dem Messiasdichter keine Pension gab, in seinen Oden angriff, und sentimentale Schwächlinge wie Josef den Zweiten dem großen Friedrich vorzog.

Mit höchster Begeisterung begrüßte Klopstock die in Frankreich tagende Morgenröthe der Freiheit, in vielen schwungvollen Oden forderte er die Deutschen auf, nicht zurückzustehen hinter den Franzosen, die ein so herrliches Beispiel gegeben*), in anderen Oden schilderte er die Angst eines Despoten über den auferwachten Geist der Freiheit, der nun drohend seinen ehemaligen Bedrängern entgegentritt und Rache fordert. Als die verbündeten deutschen Heere gegen Frankreich ziehen sollten, konnte Klopstock seinen Unwillen über einen solchen Zug gegen das Volk der Freiheit nicht unterdrücken, er ergoß ihn in einer im April 1792 geschriebenen Ode, die er am 2. Juli an den Oberbefehlshaber, den Herzog von Braunschweig, übersandte. Den Ereignissen folgte Klopstock mit fieberhafter Spannung, aber als die schlimmsten Befürchtungen sich in Frankreich auf das schlimmste erfüllten, als statt der verheißenen goldenen Freiheit viehische Wuth die Herrschaft mit blutbesudelten Fäusten ausübte, da schlug Klopstock von einem Extrem ins andere über, er fluchte nun den Franzosen, welche die ganze Welt mit wildem Kriege, mit Mord und Greuel aller Art anfüllten, und von der politischen Dichtung zog er sich nun immer mehr zurück, obwohl er einzelne politische Oden noch bis kurz vor seinen Tod gedichtet hat.

*) Klopstock erhielt als Anerkennung der gepriesenen Republik am 26. August des Jahres 1792 vom Nazionalkonvent das französische Bürgerrecht.

Seit dem Jahre 1777 wohnte Klopstock in Hamburg in der Königstraße bei einem Herrn Johann Martin von Winthem, welcher die Nichte von Klopstock's Meta geheirathet hatte. Martin von Winthem starb am 4. Juni 1789, und am 30. Oktober 1791 heirathete der nun 67jährige Dichter die 45 Jahre alte Wittwe des Martin von Winthem, Johanna Elisabeth.

Mit seiner zweiten Gattin und deren Tochter lebte Klopstock nun die letzten Jahre seines Lebens in Hamburg in dem eben genannten Hause. Im Sommer pflegte er ein kleines aber bequem eingerichtetes Haus vor dem Dammthore zu bewohnen. Ein Freund, der ihn im August 1795 besuchte, erzählt von ihm folgendes:

„Als ich ihn das erstemal früh besuchte, war er zum Empfang stattlich bereitet. Er hatte einen schiefergrauen Rock und bis über die Knie heraufgestülpte Reiterstiefel angelegt, zum Zeichen, daß er diesen Morgen schon ausgeritten sei. Ueber den diätetischen Nutzen des Reitens ergoß er sich in große Lobeserhebungen und versicherte, daß er alle Monate einmal als Universalmedizin das Reiten in die Hamburger Zeitung setzen lassen möchte. Klopstock's Lieblingsritt war nach Ham, jenseit der Alster, wo Karoline Rudolfi damals ein weibliches Erziehungsinstitut hatte. Er pflegte sich dort in einer Laube sehr wohl zu fühlen, wenn die jungen Mädchen ihm Blumen brachten.

„Die Unterredung lenkte sich dann auf griechische und deutsche Metrik, er sagte, die deutsche Sprache gestatte vielleicht noch mehr Mannigfaltigkeit in den Metris, als die griechische. Dies wurde der Uebergang auf seinen Lieblingsgegenstand, den Triumf der deutschen Sprache über die griechische. Diese Idee war so herrschend bei ihm, daß sich gleichsam alles, was er that und dichtete, darauf bezog. Um dieses Triumfs recht gewiß zu sein, hatte er die erste Strofe aus einer seiner Lieblingsoden: Die frühen Gräber selbst ins Griechische und zwar in eben demselben Silbenmaße übersetzt und seiner Kapelle, wie er sich ausdrückte, im voraus mitgetheilt, um mich mit deren Absingung zu bewillkommnen. Seine Kapelle bestand aus seiner Frau und seiner Stieftochter Meta von Winthem, die im Kreise mit uns zusammensaßen, sich aber für jetzt des ungewohnten Griechischen wegen entschuldigten, aber eben diese Ode nach Reichard's Komposizion sehr sanft und rein absangen. Dies war überhaupt einer von den seligsten Genüssen Klopstock's, sich seine eigenen Lieder von seiner Frau und seiner Tochter vorsingen zu lassen.

„Er führte mich in den hinter dem Hause gelegenen Garten. Man geht aus ihm über eine kleine Wiese bis an das Ufer des hier fast eine Meile breiten und langen Alstersee's. Unter einer schattigen Ulme war ein Sitz angebracht, von wo aus man gerade die Aussicht auf das über das Wasser hervorragende Wandsbeck hatte. „Hier sehen Sie," sagte Klopstock, „das Theater meiner sonst so berühmten Eisfahrt. Seit einigen Jahren erlaubt mir zwar meine Gesundheit den Schlittschuhlauf nicht mehr, aber ich komme doch alle Winter noch einigemal hierher, wenn hier die Eisläufer ihr Wesen treiben, und da erinnere ich mich an die verflossenen Zeiten." — Ich erzählte ihm ein Geschichtchen aus der auch ihm unvergeßlichen Schulpforte, wo sich die im Schulgarten ertappten und vor die Synode

der Lehrer geforderten jungen Eisläufer dadurch von der Strafe befreiten, daß einer hervortrat und Klopstock's Ode:

O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beflügeln weiß, und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin! Komm mit mir,
Wo des Krystalls Ebene dir winkt u. s. w.

vor dem ehrwürdigen Kreise der strengen Aristarchen so muthig deklamirte, daß der Rektor Grabner sie alle mit dem Denkspruch entließ: Diesmal soll's Euch geschenkt sein, aber werdet auch Klopstocke! — Diese Anekdote versetzte ihn in die heiterste Stimmung. —

„Als ich das zweitemal zu ihm kam, ward ich in sein sehr kleines Studirzimmer, ein kleines Gartenstübchen im ersten Stock, geführt. Klopstock's Wesen und Treiben in diesem Stübchen war in der That sehr genialisch. Die Selbstgenügsamkeit und Selbständigkeit des Bewohners schien alle Zierde und allen Aufputz der Wohnung zu verachten. An der einst weißgetünchten, aber bereits gelblich gewordenen Wand war weder Bild noch Spiegel zu sehen. Ein runder hölzerner Tisch, der einmal roth angestrichen gewesen war, mit altmodischen Füßen und Fußbänken ließ gerade noch so viel Platz übrig, daß zur Seite einige Personen sitzen und bequem zur Thür hereintreten konnten. An diesem Tische, wo Kaffeetassen, Bücher von allerlei Band und Schnitt, Papiere, Rauch- und Schnupftabacksdosen, Pappendeckel für Schreibereien, Federmesser und Tabacksstopfer in ungestörter Eintracht neben einander ruhten und das buntfarbigste Allerlei bildeten, fand ich Klopstock, mit einem gelbgeräucherten Nachtmützchen auf dem Kopfe, an seinen grammatischen Gesprächen arbeitend. Eine bläuliche Tabackswolke umhüllte den Greis. Als er mir bei einigen Uebersetzungen aus dem Horaz das Original in die Hand geben wollte, entdeckte ich erst, daß ihm zur Seite an der Wand ein ziemlich betagter Koffer stand, der ihm als Bücherbehälter und Repositorium diente und seine Handbibliothek umfaßte. Er kannte, was er suchte, am Griff.

„Die Rede war in dem grammatischen Gespräche, das ich jetzt hörte, davon, daß die deutsche Sprache an Kürze und Nachdruck alle übrigen weit übertreffe. Beispiele waren gesammelt, Stellen aus Homer, Virgil, Horaz, Milton übersetzt, und in der Gedrungenheit dieser in eben dem Silbenmaße wiedergegebenen Uebersetzungen sollte nun der Triumf der deutschen Sprache gefeiert werden.

„Die Sache lag Klopstock außerordentlich am Herzen. Präzision war von jeher ein Hauptstudium in allem, was Klopstock dichtete und schrieb. Daher die emsigste Feile an seiner Sprache, das strenge Wegschneiden alles Ueberflusses, der ihm als solcher erschien, das Wägen jedes Wortes, und aus dieser Wortkargheit die Dunkelheit seiner Oden. Diese Wortkargheit ging selbst in seine Deklamazion über, wo er die sanfteren Stellen mancher Ode so ätherisch weghauchte, daß man hätte ein Hörrohr anlegen müssen, um die leisesten Vibrazionen der Luft aufzufassen. Obgleich ich ihm bei seinen Vorlesungen so nahe saß, daß sich unsere Füße berührten, so konnte ich doch in einigen Oden die Ausgänge nicht weghorchen, und mußte um ihre Wiederholung bitten. Eine seiner Freundinnen erzählte mir, daß, als

er einst im Kreise der Stolberg'schen Familie seine Oden vorgelesen habe, der jüngere Sohn von Fritz Stolberg, ein sechsjähriger Knabe, der aufmerksam gelauscht hatte, als nach Vollendung der Vorlesung darüber gesprochen wurde, daß Gott alles gut gemacht hätte, auf einmal ganz naiv vor ihn hintrat und sagte: Gott hat aber deine Sprache sehr leise gemacht! —

„Von den Vorlesungen der grammatischen Gespräche ging es an einige von Klopstock's neuesten Oden. Er hatte innerhalb acht Wochen zwölf neue Oden gemacht, und war wieder mit einigen beschäftigt. Die geistige Erzeugung derselben schilderte er mir so: der erste Grundkeim befruchte sich plötzlich in ihm, und ohne daß er es im geringsten darauf anlege, wie durch das Einflüstern eines Genius. So wie ihn ein solcher Gedanke überfalle und er sich's lebhaft gedacht habe: daraus kann eine Ode werden, trage er ihn einige Tage mit sich herum und wende ihn so lange, bis er aus ihm den Plan herausgesponnen habe. Abends schlafe er ganz voll davon ein. Um Mitternacht wache er gewöhnlich wieder auf, und in diesem Mittelerwachen stehe die Ode schon vollendet vor ihm, so daß er sie des Morgens nur aufschreiben dürfe.

„Dies versinnlichte mir Klopstock recht lebhaft an einer Ode, die er in diesem Frühling gemacht hatte, Der Tod im Frühlingsleben betitelt. Er saß, erzählte er, unter einem blühenden Apfelbaum, umsummt von tausend emsigen Bienen und Frühlingsinsekten. Da überfiel ihn auf einmal der Gedanke, daß, da alles in der Natur mit Lebendigem angefüllt sei, ja wohl jeder Athemzug des Menschen eine zahllose Menge kleiner, dem bloßen Auge unsichtbarer Geschöpfe hinunterschlürfen und also das Grab einer Insektenwelt sein könne. Dies ist ein lyrischer Stoff, fiel ihm ein, und nun kam er auf die sonderbare Idee, sich vorzustellen, als wenn der Dichter in einem Nachtigallenhain mit seinem Athem eine unendlich kleine Nachtigall hinunter athme, die sich trotz seiner Warnungen seinem Athemzuge zu weit näherte, und nun doch, mit dem Dichter vereinigt, ihr Grablied aus ihm heraussingt. —

„Das Mittagsmahl war frugal und eben darum recht fröhlich. Klopstock's Gattin bewirthete ihn mit seiner Lieblingsschüssel, Gründlinge, eine Art sehr kleiner Fische, die man fast ohne auszugräten essen kann. Uebrigens würzte Klopstock die wenigen Schüsseln mit desto mehr Frohsinn, und mit Erzählungen aus der Geschichte seines frühern Lebens.

„Als ich das zweitemal bei ihm speiste, war eine große Gesellschaft gebeten. Ich mußte mich auch diesmal neben ihn setzen, und hier erzählte er mir, daß Chenier seine Revoluzionsoden verlange, um sie ins Französische zu übersetzen. Neben seinen grammatischen Gesprächen schien ihm nichts so sehr am Herzen zu liegen, als eine gute französische Uebersetzung des Messias. Das Gespräch lenkte sich auf seinen Abbadona*). Diesen hatte Klopstock, wie er sagte, schon als er in die Schweiz gegangen sei, völlig ausgearbeitet gehabt, weil er von jeher sein Liebling gewesen sei. Auf seiner Reise nach Magdeburg habe er dies Stück fünfmal vorlesen müssen, weil immer noch jemand dazugekommen sei, der es auch gern habe hören wollen, und dem er es nicht füglich abschlagen konnte. Nun wisse er

*) Abbadona ist bekanntlich ein reuevoller Teufel im Messias.

nicht, wie sie es angefangen hätten, ob sie hinter der Tapete jemand hätten nachschreiben lassen, kurz, sie hätten den Abbadona ihm weggehorcht, und Klotz habe ihn dann zu seinem Erstaunen in Halle drucken lassen. Uebrigens habe er sich schon in seiner Jugend nie eine ewige Hölle denken können, sondern eine solche Behauptung stets für eine wahre Gotteslästerung gehalten, und daher sei die Idee von dem geretteten Abbadona so früh in seinem Gedicht vollendet worden.

„Klopstock's Augen, die früher so scharf gewesen waren, daß er sich mit Grund rühmen konnte, eben so weit und genau damit zu sehen, als andere durch Ferngläser, hatten in der Folge durch hartnäckige Augenübel bedeutend gelitten. Jetzt bediente er sich seit geraumer Zeit einer Brille, hatte aber doch in der Ferne noch recht gute Augen.

„Als ich beim letzten Besuche seine Aufträge an Eschenburg, Gleim, Herder und Wieland empfangen hatte, und gerührt einige Worte des Abschieds herstammeln wollte, verfinsterte sich auf einmal Klopstock's Stirn. Er ward höchst feierlich, und mit einem Pathos, das ich in dieser Zeit nur zweimal an ihm bemerkt hatte, sprach er die Worte: Abschiednehmen ist eine halbe Gotteslästerung. Unter den Guten ist im Geisterreich weder Abschied noch Trennung!" —

Soweit die Erzählungen aus dem Jahre 1795.

Eine vortreffliche deutsche Malerin in Rom, Angelika Kaufmann*), mit welcher Klopstock schon seit 1769 in brieflichem Verkehr stand, hatte es unternommen, sich mit Klopstock über Bilder zu verständigen, welche sie nach Szenen aus dem Messias malen wollte. Aber der Dichter stellte die sonderbarsten Forderungen. Er verlangte, die Engel sollten keine Flügel haben, und jedermann sollte ihnen doch die überirdische Natur beim ersten Blick ansehn, die Auferstandenen sollten von den noch nicht Gestorbenen eben so sehr, als von den Engeln unterscheidbar gemalt werden, Gott Vater sollte gar nicht gemalt werden, u. s. w. Solche Forderungen konnte kein Künstler erfüllen, und die ganze Sache unterblieb daher.

Klopstock genoß das Glück, sich auch im Greisenalter einer ungeschwächten Geisteskraft und körperlichen Wohlbefindens zu erfreuen. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn vorzüglich die Herausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche vom Jahre 1798 ab bei Göschen in Leipzig erschienen. Als die ersten vier Bände, welche den Messias enthalten, im Jahre 1800 erschienen waren, übersandte der Dichter in dankbarer Erinnerung der Schulpforte ein Exemplar derselben, und bat in seinem Schreiben den damaligen Rektor Heimbach, er möge durch einen Schüler auf das Grab des Konrektors Stübel, den Klopstock am meisten verehrt hatte, Blumen streuen lassen. Klopstock's Geschenk wurde auf das feierlichste am Ostermorgen 1800 in die Bibliothek getragen. Dieser Akt bekundet das hohe Ansehen, in welchem der Dichtergreis damals stand, so treffend, daß wir

---

*) Angelika Kaufmann war 1741 zu Chur geboren, wo ihr Vater bischöflicher Hofmaler war. Sie lebte bis 1769 in Italien, in welchem Jahre sie nach London zog, wo sie die königliche Familie malte und zum Mitglied der königl. Akademie der Künste ernannt wurde. Sie verheirathete sich mit dem venezianischen Maler Zucchi und starb 1807 in Rom.

eine kurze Stelle aus einem Briefe des Rektor Heimbach an Klopstock hier wiedergeben wollen:

„(Von Stübel's Grabe ging der Zug zur Blibliothek), die beiden Jünglinge traten hinein, das Geschenk auf einem Kissen von weißer Seide, mit dem jungen Grün des Waldes geschmückt, tragend. Eine sanfte Musik ertönte. Sie legten es nieder auf den kleinen, dazu errichteten Altar, mit weißer Seide umhangen, mit Immergrün umwunden und am Fuße mit Blumen bestreut. Ein Lorberzweig wand sich über die Messiade. Die Musik schwieg, ich trat aus der Mitte meiner Gehülfen hervor und sprach die wenigen Worte:

„Mit dem tiefgefühlten Entzücken einer glücklichen Mutter empfängt die Pforte dieses heilige Geschenk des ersten ihrer Söhne, der längst ihr geheimer Stolz war. Sie beschied sich gern, daß sie auf dies unsterbliche Werk wenig Anspruch machen dürfe, den hohen, himmlischen Geist, der in ihm weht, hat keine Menschenschule gegeben. Aber wohl wußte sie, daß es in ihrem Schoß empfangen war, und sagte sich oft mit demüthiger Freude, daß sie es gewesen, die Klopstock's Geist zu dem erhabenen Gedanken, den Messias zu singen, geweckt und mit der ätherischen Kraft griechischer und römischer Kunst genährt habe. Dankbar legt sie das Geschenk der Weihe in dem kleinen Heiligthume ihrer Musen nieder, auf daß es jetzt und künftig seine heiligen Flammen in des Jünglings Herz ströme! Den Platz, welcher ihm als Werk der Kunst gebührt, hat längst Vaterland und Ausland mit Einer Stimme entschieden. Aber als Gabe der achtenden Liebe Klopstock's an die Pforte räumt diese ihm den Platz über allen ihren Schätzen ein.

„Mit heiliger Stille standen, sahen und horchten die Jünglinge, und der göttliche Funke schien sich in aller Herzen zu entzünden. Dann ging jeder langsam und voller Gedanken nach Hause. Hätten Sie, Verehrtester, den Eindruck bemerkt, welchen die einfache Feier machte, dieser eine Augenblick hätte Sie mit den schönsten Freuden belohnt." —

Klopstock war von der Schilderung dieser Feier tief ergriffen. Auch fremde Nazionen ehrten den Dichter. Als Nelson, der große Seeheld, im Jahre 1800 nach Hamburg kam, begab er sich mit seinem Gefolge zu Klopstock's Hause und sprach dem Dichter seine Hochachtung aus. Bis zum Ende seines Lebens bewahrte Klopstock seinen Sinn für alles Edle und Hohe und seine Liebe für sein Vaterland. An einen seiner Verehrer schrieb er: „Geben Sie mir Nachricht von moralischen Einflüssen, die nach Ihrer Bemerkung meine Schriften, besonders der Messias, gehabt haben. Dies ist mir vor allem andern Beifall wichtig. Nur Sprößlinge von dieser Palme sind mir mehr werth, als andere auch große Palmenzweige, und insofern von Erweckung vaterländischer Gesinnungen die Rede ist, Ein Eichenblatt mehr, als Eichenkränze, die man nur dem Dichter gibt."

Im Jahre 1802 nahten auch dem Dichter die Vorboten, daß für ihn das Scheiden nahe sei. Am 6. Mai überfiel ihn in einer Gesellschaft ein starkes Fieber. Man führte ihn nach Haus, er war sehr schwach, als man ihn aus dem Wagen hob. Erst im Juli konnte Klopstock wieder in den Garten gehen, doch erholte er sich nie ganz wieder. Gleichzeitig mit ihm ging auch sein langjähriger vertrauter Freund Gleim dem Tode entgegen. Am 24. Januar 1803 schrieb derselbe seinen letzten Brief an den Dichter des Messias: „Ich sterbe, lieber

Klopstock! Als ein Sterbender sage ich: in diesem Leben haben wir für und miteinander nicht genug gelebt, in jenem wollen wir es nachholen."

Im Winter des Jahres 1803 empfand Klopstock eine zunehmende Schwäche seiner körperlichen Kräfte. Er blieb indeß ruhig und gleichgestimmt, und schien seine Schmerzen zu vergessen, wenn ihn einige Freunde besuchten, was ihm besonders Abends willkommen war. Er pflegte dann absichtlich das Gespräch von seinem Uebelbefinden abzulenken, und forderte die anwesenden Gäste auf, ein Glas alten Wein zu trinken, den er von seinen Freunden zum Geschenk erhalten hatte. Blieben diese Freunde bisweilen mehrere Tage aus, so warf er ihnen wohl mit strafenden Worten ihr Ausbleiben vor. Theilnehmend erkundigte er sich nach den Angelegenheiten seiner Freunde und ließ sich über die kleinsten Vorfälle ihres Lebens unterrichten.

So sehr sich der Dichter in einer frühern Periode seines Lebens für politische Ereignisse interessirt hatte, so schien er jetzt absichtlich dem Gespräch darüber auszuweichen. Er lenkte es vielmehr auf die Geschichte seiner Jugend und auf einzelne Züge, welche dieselbe an seine späteren Lebensjahre knüpften. Diese Rückerinnerungen vergangener Zeiten, die bei Klopstock's reger Fantasie, der Stärke seines Ausdrucks und seiner lebhaften Darstellungsgabe etwas ungemein Ergreifendes hatten, schienen sichtlich seinen Geist heiterer zu stimmen.

Den letzten frohen, von keinem Schmerz unterbrochenen Tag verlebte er am 6. Januar 1803 im Kreise einiger Freunde. Heiterer Frohsinn und liebevolle Theilnahme beseelte ihn, er schien um zwanzig Jahre verjüngt. Aber die Hoffnungen, welche seine Freunde auf die Dauer dieses Wohlbefindens bauten, waren leider trüglich. Als einer seiner Freunde ihn am 12. Februar besuchte, fand er den Dichter nicht nur in seinem Aeußern, sondern auch in seiner Stimmung gänzlich verändert. Der unerschütterliche Gleichmuth, der ihm eigen war, schien gesunken. Er war tief in sich gekehrt, und mit seiner Stieftochter in einem ernsten Gespräch begriffen über den Tod und über die Unsterblichkeit der Seele. Schweigend reichte er dem hereintretenden Freunde die Hand, welcher das Gespräch auf den herannahenden Frühling zu lenken suchte, weil es dadurch ihm öfter gelungen war, den Geist des Dichters zu erheitern. Doch Klopstock entgegnete im schmerzlichsten Tone: „Reden Sie nicht davon, mich wird der Frühling nicht erfreuen!"

Immer mehr schwanden seine Kräfte, seit dem 17. Februar sah er sich genöthigt, das Bett zu hüten, von dem er nicht mehr aufstand. Sein Geist wandte sich von Tage zu Tage mehr ab von den Erinnerungen der Welt. Außer seinen Aerzten Heise und Reimarus, die zugleich seine Freunde waren, sah er keinen von denen, welche ihm sonst näher standen, doch sandte er mitunter Grüße an diesen oder jenen. Er wünschte Ruhe, und wollte nicht erschüttert werden durch Worte und Blicke des Bedauerns. Als sein jüngster Bruder ihn während eines Zwischenraumes, der von Schmerzen frei war, besuchte und Klopstock sah, wie tief jenen seine leidende Gestalt erschütterte, reichte er ihm die Hand und sagte mit ernstem Nachdruck: „Kein Mitleid, mein Bruder!"

Nur seine Gattin und seine Stieftochter blieben fortwährend in seiner Nähe. Oefters bat er sie, daß sie ihn nicht verlassen möchten, und nannte sie sterbend noch seine Engel. Einige stärkende Getränke machten seine ganze Nahrung aus. Auf

seinen Wunsch wurden die Vorhänge seiner Fenster niedergelassen, und in dem stillen, matt erleuchteten Zimmer lag er allein, mit Gott und mit dem Gedanken an Tod und Unsterblichkeit beschäftigt. Zu heftigen Klagen ließ sich der Dichter auch bei den schmerzlichsten Leiden nicht hinreißen, durch die Erinnerung an den Heiland suchte er sich stets zu trösten. „Kristus litt," sagte er einst, „warum staunen wir denn, daß er litt, daß er leiden mußte? War es nicht der Wille des Allerhöchsten?"

Mit sichtbarer Heiterkeit und ahnungsvoller Freude erzählte er Träume, die ihm seine verstorbenen Freunde darstellten. So unter anderm, wie ihm der verstorbene Bernstorf in einem prachtvollen Gewande erschienen sei und ihm mit den Worten: „Kommen Sie mit mir!" freundlich die Hand gereicht. Lange dauerte der schwere Kampf des Lebens mit dem Tode. Bald war seine Stimme kräftig und ausdrucksvoll, und einige Augenblicke später athmete er wieder so schwach, als sei er im Begriff nun hinüber zu schlummern. In dem letzten und schwersten Kampfe richtete er sich empor auf seinem Lager, faltete die Hände und sprach die Worte der Schrift: „Kann auch ein Weib ihres Kindes vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie sein vergäße, so will Ich doch dein nicht vergessen. Siehe, in die Hände hab' ich dich gezeichnet." — „Wir alle," fügte er hinzu, „wir alle sind in Gottes Hand gezeichnet." Nach diesen Worten sank er in einen tiefen Schlummer, aus dem er nicht mehr erwachte. Klopstock starb am 14. März 1803.

Am 22. März wurde seine Leiche zu Grabe geführt. Von allen Thürmen Hamburgs tönten die Glocken, dem unabsehbaren Trauergefolge hatten sich die Vertreter der fremden Mächte, die Mitglieder des Hamburger Senats, die Geistlichkeit und mehr als 50 000 Bürger angeschlossen, einhundert sechsundzwanzig Kutschen folgten der Leiche. Klopstock's einfach schwarzer Sarg ruhte auf einem vierspännigen Trauerwagen, auf dem Deckel lagen Zweige von Palmen und Eichen. Als der Zug an der damals dänischen Grenze vor Altona ankam, wurde die Leiche von den königlich dänischen Behörden, von vielen Gelehrten, fremden Generälen und von Bürgern der Stadt empfangen, eine Ehrenwache von Husaren geleitete den Zug. Alle Glocken Altonas wurden geläutet, von den Schiffen im Hafen wehten Trauerflaggen.

Auf dem Kirchhofe in Ottensen, neben dem Grabe seiner Meta, hatte Klopstock sich die letzte Ruhestatt bereiten lassen. Dort schlummert der Dichter des Messias neben seiner Gattin und seinem Kinde im Schatten der Linde, die in ehrwürdiger Pracht sich über die Gräber neigt.

Bei der Bestattung ertönten des Dichters Worte:

Auferstehn, ja auferstehen wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh!

Wir haben Klopstock auf seinem Wege durch das Leben begleitet, es bleibt uns nun noch übrig, seine Verdienste als Dichter zu betrachten und zu würdigen.

Wenn wir uns in dem ganzen Gebiete der Geschichte umschauen, so finden wir kein einziges großes Volk, welches seine eigene Würde und Ehre jemals so selbstvergessen in den Staub getreten hätte, als das deutsche Volk des siebzehnten

und achtzehnten Jahrhunderts. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, die Freude über die Errungenschaften und über das Vermögen der Nazion waren ja längst schon erloschen, eine Unzahl selbstsüchtiger, in allen Thorheiten und Lastern bis zu französischer Virtuosität geübter Tyrannen sog das Mark des Landes aus, und auf diese Weise wurden die überreichen Mittel, welche vorhanden waren, um den Ruhm und Glanz des Vaterlandes zu sichern, auf das schändlichste vergeudet, um bornirte Müßiggänger zu vergnügen und ausländische Gauner zu bereichern, welche dazu noch ungestraft mit frechem Munde den deutschen Namen verhöhnen durften.

Das war eine schmachvolle Zeit, und Grund zur Trauer selbst für späte Nachkommen noch genug, aber es war noch nicht der tiefste Abgrund der Erniedrigung. Selbst das theuerste Erbtheil ruhmreicher Väter, das heiligste Vermächtniß so vieler an allen Gütern des Lebens und des Geistes reicher Jahrhunderte wurde fortgeschleudert, und mit dem Lachen eines Blödsinnigen stimmten die entarteten Enkel in den Hohn ein, welcher von fremden Lippen das blutende Vaterland traf. Mit den Lappen französischer Hanswürste behangen stolzirten die Deutschen an den ehrwürdigsten Denkmälern deutscher Größe blind vorüber, umsonst waren die gewaltigen Mahnungen, welche aus den hohen Domen zürnend gen Himmel wiesen. Das entartete Geschlecht verstand eine solche Sprache nicht, ihm war ja sogar seine eigene Muttersprache ein Gegenstand der Verachtung, mit fremden Brocken stotterte es die Lügen hervor, für welche es die eigenen glanzvollen Errungenschaften der Väter dahingegeben hatte.

Wie können wir uns wundern, daß solche Zeiten und ein solches Geschlecht auch nicht das geringste an Erzeugnissen der Kunst aufzuweisen hatte? Es gibt kein wahrhaft großes Werk der Kunst ohne sittliche Würde, und keiner hat je Unsterbliches geschaffen, als der, welcher sich durch sein Streben emporhob über die alltägliche Gemeinheit und in ernstem Ringen dem nachstrebte, was ewig wahr und groß und gut ist.

Sollte derjenige, welcher zuerst unserm Volke mit sicherer, reiner Hand die Ideale wieder zeigte, nach denen es streben mußte, der seine Augen wieder öffnete für die eigene und für der Väter Würde, der ihm wieder Begeisterung einhauchte, nach dem einmal erkannten Ideale mit Ausdauer auf dornenvollem Pfade zu ringen, sollte dieser Mann nicht einen Kranz verdient haben, der Jahrhunderte lang frisch und duftig bleibt? Dieser Mann war Klopstock, und die Stelle, welche ihm gebührt, ist wahrlich keine niedrige, wenn wir heute, in der Fülle der Macht und im ungestörten Bewußtsein der Ehre, uns dankbar an diejenigen erinnern wollen, welche mit ernster Arbeit zuerst durch die Wildniß den Weg bahnten, welcher auf die Höhe der Gegenwart führte.

Begeistertes, schwärmerisches Streben nach dem Ideal, das ist es, was Klopstock seinem Volke einhauchte, und was ihn selber ganz und gar erfüllte und beseelte, was ihn emporhob über den großen Haufen und ihm die abgesonderte Stellung anwies, welche er sein Leben hindurch einnahm. Schon in früher Jugend wandte er sich einer ernsten und strengen Sittlichkeit zu, mit den hohen Gestalten der Bibel war er vertrauter als mit den Erscheinungen der gegenwärtigen Umgebung, und das Bewußtsein seines Strebens gab ihm ein

hohes Gefühl eigener Würde und den Muth, sie überall zu behaupten. Seine Neigung, sich von der Welt loszusagen und in die einsamen Regionen des Ideals zu flüchten wurde genährt durch seine unglückliche Liebe zu Marie Schmidt, durch den frühen Tod seiner geliebten Gattin, durch die Vereitelung mancher Hoffnung in seinem spätern Leben. Die Verhältnisse drängten ihn in sich zurück, und auf diese Weise mußte seine Persönlichkeit immer mehr und mehr in den Vordergrund seines Gesichtskreises treten, sowohl im Leben wie im Dichten. Es mußte sich aber auch alle seine Kraft immer energischer auf Einen Punkt zusammendrängen und ihn befähigen, durch seine kraftvoll gezeichnete Erscheinung wirkungsvoll den verschwommenen, gestaltlosen und wesenlosen Träumereien, durch seine feurige Begeisterung den schlaffen, ziellosen Spielereien seiner Zeitgenossen sich als ein hohes Muster aufzustellen.

Die edle Begeisterung hat nur wenige Felder, auf denen sie sich heimisch fühlt und auf denen ihre glänzenden Blumen gedeihen und Frucht bringen, nur nach den höchsten Kreisen menschlicher Erkenntniß richtet sich ihr Flug; Religion, Kunst und Vaterland, bei ihnen weilt die Begeisterung am liebsten, und in diesem Kreise lag Klopstock's ganzes Streben beschlossen, diesen Kreis öffnete er wieder für sein Volk.

Das Gebiet der Kunst, welches ein solcher subjektiv angelegter Künstler allein wählen kann und mit Bestimmtheit wählen wird, ist das Gebiet der Lyrik, und hier wieder die ernste Lyrik. Erinnern wir uns nun noch, welche schmerzlichen Schicksale den Dichter in seinem Leben trafen, so wird es uns nicht wundern, wenn wir über alle seine Dichtungen den Hauch der Schwermuth ausgegossen sehen. In der Darstellung tiefernster Bilder und Gefühle ist er Meister, und hierdurch greift er wieder noch mächtiger und tiefer in das Menschenherz hinein und weist noch nachdrucksvoller auf das, was ewig bleibt, und was den nichtigen Schein verschmäht.

Ein so ernstes Gemüth, welches sich nur für das Höchste begeistert, muß auch eine reine und edle Form und Darstellung suchen. Klopstock wandte sich jener Schule zu, welche bis auf den heutigen Tag immer noch die reichsten Schätze des Geistes und der Form zur Verfügung hat und die edelsten Muster für jede Gattung der Kunst aufstellt: der Schule der Griechen und Römer. An Homer und an Virgil lernte Klopstock, aus dem Gewirr der Alltäglichkeit die poetischen Gestalten auszusondern und ihnen ein Gewand anzulegen, welches nach den Gesetzen wahrer Schönheit geordnet war; nicht in dem liederlich-abgeschmackten Zopfkostüm der Franzosen traten die Personen seiner Dichtung vor die Augen der Welt, sondern in den würdevollen, schön geordneten, duftigen Gewändern der griechischen und hebräischen Priester und Priesterinnen; Palmen in den Händen, Rosen und Lorber in den wallenden Locken schritten sie dahin, und die feierlich erhobene Rechte wies hinauf zum Vaterlande des Ewigen.

Die Sprache, welche diese ätherischen Wesen redeten, trug keine Spur von jenen erbettelten fremden Brocken, nach welchen deutsche Reimschmiede begierig haschten, in Klopstock's Dichtung ertönte die reine, keusche, würdevolle Muttersprache, die Sprache der ruhmgekrönten Väter, die deutsche Sprache, welche des Dichters Hand von aller Entstellung reinigte und vor die erstaunten Zeitgenossen

hinführte, welche jubelnd ausriefen: Seht, solcher Reichthum, solche Schönheit ist unser, und wir wußten es nicht! — Aber jeder, in dem Klopstock's Begeisterung ein ähnliches Streben hervorgerufen, wachte nun auch über der Ehre der Muttersprache, und die jüngst noch Verlassene, Verachtete und Verschmähte sah nun plötzlich sich auf einen glänzenden Thron gehoben und um sich her ein zahlreiches Heer muthiger, wohlgerüsteter Streiter versammelt, welchen nicht umsonst die Waffen in der Hand blitzten. Die deutsche Sprache, welche noch vor nicht langer Zeit in der Gesellschaft der Schwestern das Aschenbrödel gewesen war, wurde von Klopstock jetzt für die erhabene Herrin und Kaiserin Aller erklärt.

Das bunte Gemisch, welches vor Klopstock's Zeit mit dem Namen deutsche Sprache belegt wurde, mußte sich von der Hand der Poeten von Handwerk in französischen Schnürleib und Reifrock pressen lassen; in dem klappernden, marktschreierischen Alexandriner beleidigten die geistlosen Reimereien jedes Ohr, welches für Wohllaut empfänglich war, höchst empfindlich und ertödteten jegliches musikalische Gefühl, Klopstock wählte für seine Verse die Form Homer's und Virgil's, den kraftvoll männlichen, an Wohllaut, an Abwechselung so reichen Hexameter. Diese Form fand der Dichter aber nicht etwa fertig vor, und er mußte selber sie erst schaffen und bilden, denn vor Klopstock sind allerdings mehrfach Versuche gemacht worden, deutsche Hexameter zu bilden, aber nach festen Regeln, mit Verständniß und kunstgemäßer Vollendung hat erst Klopstock den deutschen Hexameter behandelt. Dadurch, daß er diese eine Form zur Vollendung brachte, zeigte er für alle anderen Formen das Ziel, welches die Gesetze der Kunst ihnen aufstellten, und wie Klopstock seinem Volke das Streben nach dem Ideal wiedergab, wie er die würdevolle Darstellung und den reinen, edlen Ausdruck ihm zu eigen machte, so wurde er auch der Begründer der neuen Form. So*) darf man Klopstock nicht bloß als den eigentlichen Wiederhersteller unserer Nazionalsprache seit Luther betrachten, sondern muß ihm auch die Ehre zuerkennen, sie zuerst zum rechten und vollen Bewußtsein ihrer reichen ästhetischen Begabung gebracht zu haben. Mit ihm beginnt eine neue Epoche in unserer Sprachbildung und Sprachwissenschaft. Allseitig zeigt sich von nun an der Drang, der freien Geistesbewegung in der Sprache ein angemessenes Organ zu schaffen, die eröffneten Fundgruben älterer Literatur werden mit Eifer durchforscht, überall treten neue Formen hervor, jedes Talent sucht aus dem Reichthume und den inneren Lebensquellen des vaterländischen Idioms für seine Produkzionslust Mittel und Elemente zu gewinnen. Wieland, Lessing, Herder und Göthe drängen sich auf der Bahn, welche Klopstock erschlossen, und kaum dürfte eine andere Literatur einen solchen raschen und umfassenden Um- und Anbau der Sprache in irgend einer Epoche ihrer Fortbildung aufweisen können.

Nachdem wir Klopstock's Wesen und seine Verdienste in ihren Grundzügen kennen gelernt haben, wollen wir nun zur Betrachtung seiner Werke übergehen. Klopstock's dichterische Thätigkeit erstreckt sich auf wenige Zweige der Literatur, eigentlich nur auf einen: die Lyrik. In dieser einzigen Dichtungsgattung findet eine scharf ausgeprägte Subjektivität Raum genug, sich ohne Schaden für die

---

*) Die deutsche Nazionalliteratur, von Josef Hillebrand I, S. 81.

poetische Gestaltung auszubreiten. Die Lyrik ist die eigenste Dichtung der persönlichen Gefühle, und mit der Darstellung persönlicher Gefühle kann man ihren Zweck als erreicht betrachten; je voller und unmittelbarer also in der Lyrik die Gefühle des Dichtenden hervorbrechen, je schärfer ausgeprägt seine Stimmungen sich uns zeigen, desto mehr wird das dichterische Produkt an Vollendung gewinnen. Aber alle diese Eigenschaften, welche für den lyrischen Dichter eine glückliche Mitgift sind, dürfen an dem Genie des epischen Dichters nicht haften. Hier wird strenge Objektivität verlangt, der epische Dichter soll allein der Natur seines Stoffes folgen, soll allein die Seelenzustände seiner Helden schildern, gleichsam als ein dritter, ein Fremder, soll er der Welt gegenüber stehen, welche er uns zeigt, aber nicht selbständig erschafft.

Schon bei der oberflächlichsten Betrachtung werden wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß dem subjektiv-schwärmerischen Klopstock jedes Erforderniß zum epischen Dichter fehlte, und so haben wir denn in der That in der großen Dichtung, welche er selber mit Nachdruck ein Epos nannte, in dem Messias, nicht ein episches, sondern ein durchweg lyrisches Werk vor uns.

Schon die Wahl des Stoffes ist für ein Epos eine völlig verfehlte. Der Dichter will „die Erlösung des sündigen Menschengeschlechtes" besingen. Diese Erlösung ist ein vorwiegend geistiger Vorgang, die Handlung ist also mehr in der Gedankenwelt als in der Wirklichkeit zu Hause, und entzieht sich dadurch selber den Boden, der für ein gesundes Epos allein möglich ist. Nicht Reflexionen wollen wir im Epos haben, sondern wir verlangen kraftvolle, natürliche, wirkliche Gestalten im Thun und Treiben des wirklichen Lebens zu sehen. Die Erlösung des Menschengeschlechtes aber ist etwas so Abstraktes, in ihrer Art so Einziges, daß sie in der That nicht anders als mit ätherisch verschwimmenden Zügen gezeichnet werden kann. Nichts Analoges bietet dem Dichter sich dar, welches ihm und seinen Lesern genau bekannt wäre und beiden als Mittel zum Verständniß der Dichtung dienen könnte, eine Erlösung hat nur Einmal stattgefunden, ihr äußerer weltlicher Vorgang ist uns in den heiligen Schriften nur mit äußerst kargen Zügen gezeichnet, und von diesen kargen Zügen der Evangelien hat der Dichter der Messiade nur die wenigsten benutzt, sein Messias ist ein Gebilde, welches fast nur seiner Fantasie entsprang und sich ebenso weit von dem wirklichen Leben entfernt, als Klopstock's Persönlichkeit von den gewöhnlichen Menschen sich zu unterscheiden bestrebte.

Ist es möglich, die Gebilde einer solchen höhern ätherischen Welt so zu zeichnen, daß sie auf Wahrheit Anspruch machen können? Diese Welt zeigt sich nur in unseren Vorstellungen, und jeder Mensch macht sich ein anderes Bild von ihr — wo finden wir denn da ein Kriterium der Wahrheit? Alles, was uns der Dichter von dem Jenseits sagt, kann nur ein Traum seiner Fantasie sein, und ein wahrhaft künstlerisch vollendetes Epos ist in diesen Regionen unmöglich. Außer Klopstock haben schon früher Dante und Milton einen ähnlichen Stoff behandelt, und nach dem Urtheile aller Sachverständigen gebührt sowohl der Göttlichen Komödie als dem Verlorenen Paradiese, als Epen betrachtet, der Vorrang vor dem Messias. Der Grund dieses Urtheiles ist leicht zu erkennen, sowohl Dante als Milton sind in ihren apokalyptischen Darstellungen weit mehr von

den Zuständen der irdischen Wirklichkeit ausgegangen, als Klopstock, in Dante's Hölle treten uns wirkliche, scharf gezeichnete Menschen entgegen, von denen eine große Zahl historische Personen sind, und Milton läßt seinen Satan sogar das Pulver erfinden, um mit materiellen Waffen einen Kampf wirksamer fortzusetzen, der die schönsten Züge menschlicher, körperlicher Kämpfe zeigt. Klopstock's Gebilde sind so abstrakt, daß wir oft nicht einmal im Stande sind, uns überhaupt ein Bild davon zu schaffen.

Wenn nun schon die Wahl des Stoffes eine verfehlte war, so entfernt sich die Darstellung noch weiter von allen Anforderungen des Epos, nicht die Darstellungen der Thatsachen, sondern die Darstellung der Gefühle sucht der Dichter mit Vorliebe und an vielen Stellen ausschließlich. Er verläßt dadurch das Gebiet der Epik völlig und wendet sich gänzlich der Lyrik zu, Reflexionen treten an die Stelle der Handlungen, statt eines Epos erhalten wir in dem Messias, wie Hillebrand treffend bemerkt, „vielmehr eine Art hymnologische Stunden der Andacht."

Am allerwenigsten aber kann der Messias gar für ein nazionales Epos gelten, denn von welcher Nazion sollte er sein Fleisch und Blut in derselben Weise entlehnt haben, wie die Ilias von dem griechischen, und etwa der Rasende Roland von dem italienischen Volke? Wenn die Messiade mit künstlerischer und sprachlicher Vollendung in die englische Sprache übersetzt würde, so könnte sie ebenso gut für ein nazional-englisches Erzeugniß gelten.

Mit der Mangelhaftigkeit des epischen Inhalts und Gehalts hängt die der Karakteristik wesentlich zusammen *). Karaktere erfordern eine Welt von Beziehungen und gegebenen Verhältnissen, wollen aus der Mitte lebendiger Wechselbedingungen hervorwachsen und auf dem Grunde von Thaten und Handlungen ruhen. Alles dieses fehlt aber dem Gedichte, welches dagegen in musikalischer Unbestimmtheit hinklingt und in pathologischer Unruhe zittert. Die Personen theilen jene schattenhafte Wesenlosigkeit und ziehen vor unseren Blicken hin wie die Wolken durch die Weite des leeren himmlischen Raumes. Von der Abstrakzion geboren, tragen sie das Zeichen ihrer Herkunft, indem sie ohne lebendiges Kolorit und ohne das Gepräge einer bestimmten Wirklichkeit in einförmiger Allgemeinheit auftreten, wie gemachte Beispiele zu gegebenen Begriffen, denen der Wortdrang vergebens den Schein persönlicher Individualität zu ertheilen bemüht ist. So wie in dem Ganzen das Leiden den Grundton bildet, so muß auch wohl in den Karakteren die Passivität als der herrschende Typus erscheinen. Kristus und seine Jünger, die Patriarchen und die heiligen Frauen, Freunde und Feinde, Engel und Teufel, alle beweisen sie ihre Gegenwart mehr in Reden als in Handeln, ihre Thaten sind fast nur Thaten der Seele, Beten und Singen, Flüche und Verwünschungen. Von psychologischer Kunst und nazionaler Eigenthümlichkeit, von lokaler Färbung und historischer Wahrheit ist so gut wie keine Spur. Wie war es aber auch möglich, einen Gottmenschen nach seiner dogmatischen Ueberweltlichkeit, eine Schaar von Serafim, welche sich so ähnlich sind wie ihre Flügel, dazu satanische Titanen, die sich nur durch ihre größere oder geringere Wuth von ein-

*) Hillebrand a. a. O. I, 88.

ander unterscheiden, mit dem Hauche menschlicher Eigenthümlichkeit zu beseelen? Nicht nur diese überirdischen Gestalten verschwimmen wie Nebel vor unseren Augen, sogar die Sprache, welche dieselben zeichnen will, verliert sich oft in ein Dunkel und in ein Labyrinth von Gliedern, daß wir vergebens den verworrenen Knoten zu lösen versuchen. So kann es uns erklärlich scheinen, daß, nach Friedr. Schlegel's Ausspruch, früher und auch jetzt die Messiade meistens nur dem Namen nach im allgemeinen bewundert wird, als Ganzes aber nie wahrhaft wirksam in das lebendige Gefühl überging.

Entnehmen wir nun aber der Messiade die eigentlich lyrischen Stellen, deren sie so sehr viele hat, so finden wir hier Dichtungen der höchsten poetischen Schönheit. In Tönen, welche an's innerste Herz greifen, besingt der Dichter die Wehmuth des Verschmähten, den bittern Schmerz dessen, der alles verlor, das Jauchzen des Glücklichen, die Wonne der Liebe, und wir können viele solcher Stellen als ein kleines Ganze für sich betrachten und als solches in eine Reihe mit den Oden Klopstock's stellen.

Als lyrischer Dichter ist Klopstock groß für alle Zeiten. „Seine Seele," sagt Herder, „ist eine liebliche Blume, die an jedem Blättchen süß tönt, sie möge die Luft Gottes oder der Hain der Barden anwehen, oder, noch lieblicher, an der Brust eines Mädchens blühen." Die Sammlung von Klopstock's Oden begrüßte Herder mit begeistertem Willkommen. „Kaum hat unsere Sprache," sagte er, „ein Buch, in dem so viel lebendiger Laut und Wohllaut in melodischer Bewegung so leicht und harmonienreich tönt, wie in diesem. Für Schulen ist es ein wahres Odeum der verschiedensten Gesang- und Ausdrucksarten, Stimme und Vortrag aufs unterscheidendste zu bilden. Wie Alkibiades zu Athen in jeder Schule einen Homer verlangte, so sei in Deutschland keine Schule ohne Uebung der Stimme an Klopstock."

In den Oden erkennen wir am klarsten das reine, edle Herz des Dichters, welches sich mächtig aufschwingt und in heiliger Begeisterung alles Hohe und Edle preist. Durch die Oden wirkt der Dichter auch noch heute auf jedes kunstverständige Gemüth, und die Oden werden in jeder Zeit werth gehalten werden, welche überhaupt noch Sinn für echte Poesie hat und in den Erzeugnissen der Dichtkunst mehr erblickt, als ein Spiel für müßige Stunden und für niedrige Leidenschaften. Klopstock's Oden verdienen es nicht, daß sie so wenig gelesen werden. Wir geben nachstehend einige derselben mit eingehenden Erklärungen und möchten dadurch auf ein genaueres Studium der Oden hingewiesen haben *).

An Gott.

1. Ein stiller Schauer deiner Allgegenwart
Erschüttert, Gott! mich. Sanfter erbebt mein Herz
Und mein Gebein. Ich fühl', ich fühl' es,
Daß du auch hier, wo ich weine, Gott! bist.

*) Klopstock's Oden, Leipzig 1798.

2. Von deinem Antlitz wandelt, Unendlicher,
Dein Blick, der Seher, durch mein eröffnet Herz.
Sei vor ihm heilig, Herz, sei heilig,
Seele, vom ewigen Hauch entsprungen!
3. Verirrt mich Täuschung? oder ist wirklich wahr,
Was ein Gedanke leise dem andern sagt?
Empfindung, bist du wahr, als dürft' ich
Frei mit dem Schöpfer der Seele reden?
4. Gedanken Gottes, welche der Ewige
Der Weis' izt denket! wenn ihr den menschlichen
Gedanken zürnet, o wo sollen
Sie vor euch, Gottes Gedanken! hinfliehn?
5. Flöhn sie zum Abgrund, siehe so seid ihr da,
Und wenn sie bebend in das Unendliche
Hineilten, auch im Unbegränzten
Wärt ihr, allwissende, sie zu schauen!
6. Und wenn sie Flügel nähmen der Serafim
Und aufwärts flögen in die Versammlungen,
Hoch ins Getön, ins Halleluja,
In die Gesänge der Harfenspieler,
7. Auch da vernähmt ihr, göttliche Hörer, sie.
Flieht denn nicht länger, seid ihr auch menschlicher,
Flieht nicht. Der ewig ist, der weiß es,
Daß er in engen Bezirk euch einschloß.
8. Des frohen Zutrauns! ach der Beruhigung,
Daß meine Seele, Gott! mit dir reden darf!
Daß sich mein Mund vor dir darf öffnen,
Töne des Menschen herabzustammeln!
9. Ich wag's und rede! Aber du weißt es ja,
Schon lange weißt du, was mein Gebein verzehrt,
Was, in mein Herz tief hingegossen,
Meinen Gedanken ein ewig Bild ist.
10. Nicht heut erst sahst du meine mir lange Zeit,
Dir Augenblicke, weinend vorübergehn.
Du bist es, der du warst, Jehova
Heißest du! aber ich Staub vom Staube!
11. Staub, und auch ewig! denn die Unsterbliche
Die du mir, Gott, gabst, gabst du zur Ewigkeit.
Ihr hauchtest du, dein Bild zu schaffen,
Hohe Begierden nach Ruh und Glück ein.
12. Ein drängend Heer! doch eine ward herrlicher
Vor allen andern, eine ward Königin
Der andern alle, deines Bildes
Letzter und göttlichster Zug, die Liebe.
13. Die fühlst du selber, doch als der Ewige.
Es fühlen jauchzend, welche du himmlisch schufst,
Die hohen Engel deines Bildes
Letzten und göttlichsten Zug, die Liebe.

14. Die grubst du Adam tief in sein Herz hinein.
Nach seinem Denken von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, ihm geschaffen,
Brachtest du, Gott, ihm der Menschen Mutter.
15. Die grubst du mir auch in mein Herz hinein.
Nach meinem Denken von der Vollkommenheit
Ganz ausgeschaffen, mir geschaffen,
Führst du sie weg, die mein ganzes Herz liebt.
16. Der meine Seele ganz sich entgegen gießt,
Mit allen Thränen, welche sie weinen kann,
Die volle Seele ganz zuströmet,
Führst du sie mir, die ich liebe, Gott, weg.
17. Weg durch dein Schicksal, welches unsichtbar sich
Dem Auge fortwebt, immer ins Dunklre webt,
Fern weg den ausgestreckten Armen,
Aber nicht weg aus dem bangen Herzen.
18. Und dennoch weißt du, welch ein Gedanke es war,
Als du ihn dachtest, und zu der Wirklichkeit
Erschaffend riefst, der, daß du Seelen
Fühlender und für einander schufest.
19. Das weißt du, Schöpfer, aber dein Schicksal trennt
Die Seelen, die du so für einander schufst,
Dein hohes, unerforschtes Schicksal,
Dunkel für uns, doch anbetungswürdig.
20. Das Leben gleichet, gegen die Ewigkeit,
Dem schnellen Hauche, welcher dem Sterbenden
Entfließt. Mit ihm entfloß die Seele,
Die der Unendlichkeit ewig nachströmt.
21. Einst löst des Schicksals Vater in Klarheit auf
Was Labyrinth war. Schicksal ist dann nicht mehr.
Ach dann bei trunknem Wiedersehen
Gibst du die Seelen einander wieder.
22. Gedanke, werth der Seel' und der Ewigkeit,
Werth, auch den bängsten Schmerz zu besänftigen,
Dich denkt mein Geist in deiner Größe.
Aber ich fühle zu sehr das Leben,
23. Das hier ich lebe. Gleich der Unsterblichkeit
Dehnt, was ein Hauch war, fürchterlich mir sich aus.
Ich seh' ich sehe meine Schmerzen
Gränzenlos dunkel vor mir verbreitet!
24. Laß, Gott, dies Leben leicht wie den Hauch entfliehn.
Nein, das nicht! Gib mir, die du mir gleich erschufst,
Ach gib sie mir, dir leicht zu geben,
Gib sie dem bebenden, bangen Herzen!
25. Dem süßen Schauer, der ihr entgegen wallt,
Dem stillen Stammeln der, die unsterblich ist
Und sprachlos, ihr Gefühl zu sagen,
Nur wenn sie weinet nicht ganz verstummet.

26. Gib sie den Armen, die ich voll Unschuld oft
In meiner Kindheit dir zu dem Himmel hub,
Wenn ich mit heißer Stirn voll Andacht
Dich um die ewige Ruhe flehte.
27. Mit Einem Winke gibst du und nimmst du ja
Dem Wurm, dem Stunden sind wie Jahrhunderte,
Sein kurzes Glück, dem Wurm der Mensch heißt,
Jähriget, blühet, verblüht und abfällt.
28. Von ihr geliebet, will ich die Tugend schön
Und selig nennen, will ich ihr himmlisch Bild
Mit unverwandten Augen anschaun,
Ruhe nur das und nur Glück das nennen
29. Was sie mir zuwinkt. Aber o Frömmere,
Dich auch, o die du ferner und höher wohnst
Als unsre Tugend, will ich reiner —
Unbekannt, Gott nur bemerket — ehren.
30. Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen, will ich mein voller Herz
In heißern Hallelujaliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergießen.
31. Dann, wenn sie mit mir deinen erhabenen Ruhm
Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem,
Entzücktem Auge, will ich mit ihr
Hier schon das höhere Leben fühlen.
32. Das Lied vom Mittler, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wollust, sing' ich erhabener dann
Den Guten, welche gleich uns lieben,
Kristen wie wir sind, wie wir empfinden.

Die vorliegende Ode*), im alkäischen Maß abgefaßt, entstand im Jahre 1748. Der Dichter weilte damals in Langensalza, seine hoffnungslose und wieder hoffnungsvolle Liebe zu Fanny drückte ihn schwer, zumal da er damals noch keinen Ruhm eingeerntet hatte, der seinen Schmerz später so oft linderte. Klopstock hegte damals den festen Gedanken, daß der Besitz seiner Fanny nicht allein ihn persönlich glücklich machen, sondern ihn auch befähigen würde, das Lied vom Messias erhabener und für die Menschen eindringlicher und wirkungsvoller zu singen. Die Messiade zu dichten betrachtete Klopstock für seine eigentliche Lebensaufgabe, er glaubte sich von Gott dazu bestimmt und war der Meinung, daß die Messiade, wenn sie erst einmal vollendet wäre, einen unberechenbaren Einfluß auf die Menschheit ausüben würde. Durch die vorliegende Ode wollte er nun Fanny auf die schwere Verantwortlichkeit aufmerksam machen, welche sie dem Dichter der Messiade gegenüber zu tragen habe, und zugleich wollte er ihr seine Liebe auf eine erhabene Weise gestehen. Er wählte die Form eines Gebetes zu Gott, und nicht umsonst stellte er in den Anfang mit Nachdruck den Gedanken, daß Gottes Geist überall weile, und daß der Ewige der menschlichen Seele alle ihre Triebe

*) Vergl. auch die Erklärung bei Düntzer a. a. O., 1. Heft, S. 124 ff.

und Begierden einpflanze, denen man, wenn sie edel seien, folgen müsse. Nun sei von allen Trieben der höchste die Liebe, Gott habe sie schon dem Adam in sein Herz hineingegraben, und auch in des Dichters Herz sie gesenkt. Wie nun der Menschen Mutter ganz geschaffen sei, um das Glück Adams zu vollenden, so könne auch den Dichter keine so glücklich machen als die eine, welche ganz für ihn geschaffen sei. Während Gott aber dem Adam seine Geliebte zugeführt, habe er sie ihm, dem Dichter, genommen. Gott sei seiner Absicht sich wohl bewußt gewesen, als er die Seelen für einander schuf, doch sein Rathschluß sei auf Erden oft dunkel, erst in der Ewigkeit erkenne des Menschen Auge die Wege des Schicksals, und dann würden im trunknen Wiedersehen sich auch die Seelen finden. Diesen großen Gedanken empfinde des Dichters Geist wohl in seiner ganzen Erhabenheit, doch wenn er bedenke, daß seine Schmerzen sein ganzes Leben verdunkeln sollten, so wende er sich im Gebet zu Gott und bitte ihn, er möge dem bebenden Herzen diejenige geben, nach welcher er sich so lange und so heiß gesehnt. Denn von ihr geliebt werde er die Tugend höher achten und ihrem Gebote leichter folgen, von ihr geliebt werde er feuriger seine Dankeslieder dem ewigen Vater bringen, und wenn die Geliebte in Gemeinschaft mit dem Dichter bete und „gen Himmel weine“, dann werde er schon hier zu einem seligern Leben erhöht und dadurch befähigt werden, das Lied vom Mittler erhabener zu singen.

Aus diesem Gedankengange tritt uns das volle Bild des Dichters in seiner fest bestimmten Subjektivität entgegen. Die gegebenen Verhältnisse mit unbefangenem Auge zu betrachten ist ihm nicht möglich, nach seinen persönlichen Wünschen ordnet er den Gang der Ereignisse und gibt dann seine Gedanken für die Beschlüsse Gottes aus.

Die einzelnen Theile sind oft voll hoher Schönheit. Die erste Strofe stimmt einen feierlichen, erhabenen Ton an, die Gedanken derselben sind tief gefühlt, doch liegen sie, so wie Str. 2 bis 7, etwas weit vom Thema ab, welches eigentlich erst mit Strofe 12 beginnt. Eine Kürzung dieser langen Einleitung würde der Ode nicht geschadet haben. Die Sprache ist völlig frei von aller Dunkelheit, auch bietet sie nur sehr wenig Härten, von denen in Str. 17 „Dunklre“ die schlimmste sein möchte. Die weichliche Schwärmerei an so vielen Stellen kennzeichnet ein Produkt der Jugend.

An Zidli.

Unerforschter als sonst etwas den Forscher täuscht
Ist ein Herz, das die Lieb' empfand,
Sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche
Unsers dichtenden Traums gebar,
Jene trunkene Lust, wenn die erweinete
Fast zu selige Stunde kommt,
Die dem Liebenden sagt, daß er geliebet wird,
Und zwei bessere Seelen nun
Ganz, das erstemal ganz fühlen, wie sehr sie sind
Und wie glücklich, wie ähnlich sich.

Ach wie glücklich dadurch! Wer der Geliebten spricht
Diese Liebe mit Worten aus?
Wer mit Thränen? und wer mit dem verweilenden
Vollen Blick und der Seele drin?
Selbst das Trauern ist süß, das sie verkündete
Eh die selige Stunde kam.
Wenn dies Trauern umsonst Eine verkündete,
O dann wählte die Seele falsch,
Und doch würdig. Das webt keiner der Denker auf,
Was für Irren sie damals ging.
Selbst der kennt sie nicht ganz, welcher sie wandelte,
Und verspäht sich nur weniger.
Leise redet's darin: Weil du es würdig warst,
Daß du liebtest, so lehrten wir
Dich die Liebe. Du kennst alle Verwandlungen
Ihres mächtigen Zauberstabs,
Ahm den Weisen nun nach: handle! Die Wissenschaft,
Sie nur, machte nie Glückliche.
Ich gehorche. Das Thal (Eden nur schattete
Wie es schattet) der Lenz im Thal
Weilt dich! Lüfte, wie die welche die Himmlischen
Sanft umathmen, umathmen dich!
Rosen knospen dir auf, daß sie mit süßem Duft
Dich umströmen — dort schlummerst du!
Wach, ich werfe sie dir leis' in die Locken hin
Wach vom Thaue der Rosen auf,
Und (noch bebt mir mein Herz, lange daran verwöhnt),
Und o wache mir lächelnd auf!

Im Jahre 1752 hielt Klopstock sich vom 1. Juni bis 15. Juli in Hamburg auf. In diese Zeit fällt seine Verlobung mit Meta, und in diesen glücklichen Tagen entstand obige Ode, in welcher der Dichter seine Meta, wie stets in den an sie gerichteten Oden, Zidli nennt. Klopstock dichtete diese Ode im Bewußtsein seiner glücklichen Liebe zu Meta und in der Erinnerung an seine traurige, verschmähte Liebe zu Fanny, welche ihm jetzt kaum noch als wahre Liebe, vielmehr als täuschender Irrthum vorkam, nur als eine Schule, in welcher er tüchtig gemacht wurde, die Täuschungen zu erkennen und zu vermeiden, und die Wonne der wahren Liebe desto tiefer zu empfinden. Der etwas dunkle Gedankengang dieser schönen Ode ist folgender:

1. Unerforschlicher ist nichts, als ein Herz, welches die Liebe empfand (im Folgenden unterscheidet der Dichter nun zwischen der glücklichen [3 bis 16] und der verschmähten [17 bis 20] Liebe), jene Liebe, welche in unserm Herzen durch die wirklichen Vorzüge unserer Geliebten, nicht aber durch unsere eignen vergänglichen Träumereien erweckt wurde.

5. Wenn nun jene trunkene Lust, jene mit Thränen ersehnte Stunde kommt, deren Seligkeit das Herz fast nicht zu tragen vermag, in welcher die Liebenden sich ihre Liebe offenbaren und in den edelsten Regungen ihrer Seele zum

erstenmal fühlen, „wie sehr sie sind,“ (d. h. welche Kraft und welche Steigerung das Leben gewinnen kann),

10. und welches Glück die gegenseitige, innige Uebereinstimmung gebiert: wer könnte diese Gefühle seiner Brust, diese süße Liebe mit Worten aussprechen? Selbst die Thräne und selbst der innigste, beseelteste Blick drückt diese Wonne nicht aus.

15. Süß ist ja selbst die Trauer, welche diesen seligen Stunden verkündigend voranging. Wenn dies Trauern, diese schmerzliche Sehnsucht eine Liebe verkündete, welche verschmäht wird, dann wählte die Seele falsch, doch kann ihr niemand einen Vorwurf daraus machen, denn selbst der feinste Scharfsinn vermag nicht zu ergründen,

20. welcher Irrthum die Seele damals täuschte. Selbst der, welcher in dem Irrthum befangen war, kann sich den Grund nicht erklären, aber in Zukunft „verspäht,“ d. h. versieht, irrt er sich so leicht nicht wieder, denn aus dem Irrthum redet eine leise Stimme: weil dein Herz würdig war zu lieben, so lehrten wir dich die Liebe in ihrem ganzen Umfange kennen.

25. Dir ist nun kund, auf welcher Leiter der Gefühle die Liebe das Herz wiegen kann, sei nun weise, lerne das Glück der Liebe durch die Wonne einer erwiderten Liebe kennen, denn nur das Wesen der Liebe verstehen, ohne die Liebe in der That empfunden zu haben, das kann nie glücklich machen. Ich, der Dichter, folge den Weisungen, welche durch meinen frühern Irrthum, meine Liebe zu Fanny, mir kund wurden, und vor meinen Augen erscheint mir auch schon das Bild meiner wahren Geliebten, meiner Zidli. (Meta bewohnte ein Gartenhaus in Billwerder bei Hamburg.)

30. Du, o Zidli, meine wahre Geliebte, weilst in dem Thale, welches der lieblichste Lenz verschönt, sanfte himmlische Lüfte umathmen dich. Wo die Rosen blühen und dich mit süßem Duft umströmen, dort schlummerst du.

35. In deine Locken werfe ich dir leise die bethauten Rosen hin, o wache auf! Noch bebt mir mein Herz, wenn ich daran gedenke, wie unglücklich mich die Liebe sonst machte, du aber, o Zidli, wache du für mich mit dem Lächeln der beglückenden Liebe auf!

Der Rheinwein.

1. O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, sonst niemand, lad' in die Kühlung ein.
Wir drei sind unser werth, und jener
Deutscheren Zeit, da du, edler Alter,

2. Noch ungekeltert, aber schon feuriger
Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog,
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.

3. Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdienest du es, daß man den hohen Geist
In dir verstehen lern', und Kato's
Ernstere Tugend von dir entglühe.

4. Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht, aber seiner Rose
Weibliche Seele, des Weines stärkre,

5. Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Erfindungsvolle Seele, die seinen Wein
Mit ihm besingt, die kennt er besser
Als der Erweis, der von Folgen triefet.

6. Rheinwein, von ihnen hast du die edelste,
Und bist es würdig, daß du des Deutschen Geist
Nachahmst! bist glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, stark, und von leichtem Schaum leer.

7. Du duftest Balsam, wie mit der Abendluft
Der Würze Blume von dem Gestade dampft,
Daß selbst der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt, und nur gleitend fortschifft.

8. Freund, laß die Hall' uns schließen, der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen
Und von der Weisheit wohl gar mit sprechen.

9. Nun sind wir sicher. Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr uns des Alten Geist!
Die Sorgen soll er nicht vertreiben,
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

10. Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn ihn. So starb er mir!
Das sprach er noch, nun kam das letzte,
Letzte Verstummen, nun lag er todt da!

11. Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzsichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärst du, des Freundes Tod, der trübste,
Wär' sie nicht auch, die Geliebte, sterblich.

12. Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg entflammt
Und dirs zu heiß wird, daß du der Barden Gang
Im Haine noch nicht gingst, dein Name
Noch unerhöht mit der großen Fluth fließt,

13. So red'! In Weisheit wandelt sich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit ist es, ein kleines Ziel
Das würdigen, zum Ziel zu machen
Nach der unsterblichen Schelle laufen.

14. Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab es nur,
Die Welt wird's kennen. Aber das edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich, die Tugend selten.

15. Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf, und trink.
Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

Der Dichter preist den Rheinwein, der die edelsten Gedanken weckt, der die Seele frei macht vom Schulzwang, der unter Freunden das Band vertraulichster Theilnahme stiftet, der zur Nacheiferung alles Großen begeistert. Die Ode ist 1753 in Kopenhagen gedichtet.

1. Der Wein, der die goldene Farbe trägt, soll in ziemlich erzwungener Wendung einen Freund des Dichters in die Kühlung, d. h. in irgend ein kühleres Gartenzimmer oder dergleichen einladen. Niemand weiter soll kommen, als der Freund, der ebenso viel persönliche Tüchtigkeit aufzuweisen hat, als der Dichter und der feurige Wein. Daß die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, in welchem der fast hundertjährige Wein gewachsen sein muß, „eine deutschere Zeit" genannt wird, ist ein Irrthum, der bei Klopstock's unklarer Kenntniß der ganzen deutschen Geschichte nicht auffallen kann.

2. Dem Rhein ist ein Lob gespendet, an welchem er diesmal unschuldig ist. „Feuriger" ist ein unberechtigter Komparativ, den Klopstock oft braucht.

3. Der „Rücken" des Weines ist eine wenig passende Redensart, die ganze Strofe unklar im Ausdruck. V. 3 u. 4 bezieht sich auf Hor. Carm. III, 21, vv. 11. 12:

Narratur et prisci Catonis
Saepe mero caluisse virtus.

4. Das trockne Wissen ist nicht das Reich des Dichters, sondern in der Empfindung ist er stark, die dem Pedanten versagt ist. „Aller Pflanzen Seele" ist ein sonderbarer Ausdruck. Klopstock verlieh auch den Thieren unsterbliche Seelen, welche nach dem Tode des thierischen Körpers ihre ebenfalls gestorbenen Herren bis an die Pforte des Himmels begleiten. Man vergleiche die Ode „Der Schoßhund" und Mess. 16, 260.

5. Daß die Nachtigall den Wein besingen soll, gibt keinen Sinn, vielleicht will der Dichter darauf hindeuten, daß die Nachtigall zu derselben Zeit singt, wo ihn der Wein begeistert. „Erweis" steht statt „Beweis", der logische Beweis der Schulfilosofen, der von Folgen „trieft", aus dem vielerlei geringfügige Sachen mit wichtiger Miene abgeleitet werden.

6. Die Seele des Rheinweins ist edler als die der Rose und der Nachtigall. Der Wein ahmt des Deutschen Geist nach heißt: enthält dieselben Eigenschaften. Von leichtem Schaume leer ist im Gegensatz zum Champagner gesagt und dadurch mittelbar auch auf die edleren Seiten des deutschen Karakters dem französischen gegenüber hingewiesen.

7. Der Dichter preist die Blume des Rheinweins, welche die südlichen Weine nicht besitzen. Zu dem nachfolgenden Bilde bemerkt Düntzer 2, 69: „Dem Dichter schwebt hierbei ein Gleichniß Milton's IV, 159 ff. vor, wo von denen, die am Kap der guten Hoffnung vorbeigeschifft sind, gesagt wird, daß, wenn hinter Mozambique ihnen der Nordwestwind sabäische Gerüche vom gewürzhaften Gestade des glücklichen Arabiens entgegen wehe, sie die durch den Gegenwind verursachte Verzögerung der Fahrt sich gern gefallen lassen.“ — Der Krämer wird hier auf eine Linie mit dem oben erwähnten Schulpedanten gestellt, selbst solche trockene Seelen empfinden den lieblichen Duft.

8. Diese Strofe stört den Gang des Gedichtes, das Verschließen der Thür gegen überlästige Schwätzer ist nichts weniger als poetisch und hätte unerwähnt bleiben sollen.

9. „Nun sind wir sicher,“ die Thür ist verschlossen. Der Geist des Alten, des Weines, lehre uns engere d. h. tiefergehende Wissenschaft. Letzterer Ausdruck wird erklärt durch „den hellen Einfall“, so daß wir also zu erklären haben: der Wein verleihe uns Begeisterung, erhöhe unsere poetische Stimmung. Vers 3 ist offenbar mit Bezug auf das bekannte nunc vino pellite curas gesprochen. Die Sorgen soll der Wein nicht vertreiben, er soll sie lindern, nicht übertäuben, sondern durch Mittheilung gegen den Freund ihnen den Stachel benehmen.

10. Daß der intime Trinkgefährte dem Dichter erzählen soll, es sei ihm ein Freund gestorben und den Namen desselben nennen soll, ist seltsam. Es ist schwer zu denken, daß bei so vertrauter Bekanntschaft der Dichter nicht alle Erlebnisse seines Gefährten längst wisse. Die Worte nach „Nenn ihn“ geben die Antwort des klagenden Gefährten.

11. Von allem Kummer, welcher das Leben des kurzsichtigen Sterblichen, der die Wege Gottes nicht erkennt, so niederwirft, daß er nervenlos, d. h. kraftlos, muthlos wird, ist der Tod der Geliebten und danach der Tod des Freundes der bitterste. In V. 4 ist die Wortstellung unnöthig gezwungen. „Wäre“ statt „Wär sie“ fließt weit besser.

12. In dieser Strofe sieht der Dichter statt des Freundes sich einem Jünglinge gegenüber, einem noch unberühmten aber ehrbegierigen jungen Poeten, dem der Dichter selbst sich als der in Weisheit erfahrene Meister gegenüber stellt. Wenn du darum trauerst, daß du noch keinen Ruhm erlangt hast,

13. so rede zu mir, dem erfahrenen Dichter, denn deine ziellose Ehrbegier wandelt sich in Weisheit, wenn jene d. h. des Dichters, meine Weisheit, meine Erfahrung dir Rath gibt. Thoren sind diejenigen, welche nur deshalb nach der Unsterblichkeit ringen, damit ihr Name überall erklinge, wie die Schelle des Narren.

14. Weit edler als das Jagen nach Menschenlob ist die Ausübung stiller Tugend, wenn dieselbe auch nur selten erkannt wird.

15. Allein die Tugend soll auch den Lohn entbehren können, d. h. es ist ihre Bestimmung, Gott hat es so eingerichtet, die Tugend muß den Lohn gern entbehren, wenn sie echte Tugend ist. „Athme nun auf,“ wende dich nach diesem ernsten Gespräche wieder der leichtern Unterhaltung zu, und erfreue dich am Genusse des Weins. Die beiden letzten Verse erinnern an den Schluß der an-

geführten Ode des Horaz: Dum rediens fugat astra Phoebus. Es paßt nicht, daß Klopstock unmittelbar vorher der stillen, ungenannten Tugend den Vorzug vor der Unsterblichkeit gibt, und nun sagt, daß er mit dem Freunde bis zum Sonnenaufgange von großen d. h. berühmten Männern reden wolle.

Unsere Ode erinnert mehrfach an die erwähnte Ode des Horaz, mit der sie auch das alkäische Maß gemein hat. Der ungewöhnliche Ausdruck in Str. 5 V. 4: der von Folgen „triefet“ findet sich bei Hor. v. 9: madet sermonibus. In Str. 10 ist das „die Sorgen sorgen“ ein völlig undeutscher Ausdruck, dem lateinischen curam curare nachgebildet.

Unsere Sprache.

1. An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne mit Silber bewölkt
Stürzet, da erblickt' ich, zeug es, Hain!
Die Göttin, sie kam zu dem Sterblichen herab.

2. Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die den Liedern entlockt
Täuschen, ihr Gebild. Die Wurdi's Dolch
Unschuldige traf, die begleiteten sie fern

3. Wie in Dämmrung, und die Skulda's mächtigerer Stab
Errettete, die schwebten umher in Triumf
Schimmernd um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

4. Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

5. O Begeistrung! Sie erhebt sich! Feurigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Gluth.
Ströme! denn du schonest deß umsonst,
Der leer des Gefühls den Gedanken nicht erreicht.

6. Wie sie herschwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauschen im Beginne des Walds ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm,
Gern hört der Wandrer das Rauschen in dem Wald.

7. Wie sie schwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem tieferen Wald' ist ihr Schwung.
Draußen um die Felsen braust der Sturm.
Gern höret im Walde der Wanderer das Wehn.

8. Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o freiere, dich
Wagte der geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln. Die Adler entflogen, und du bliebst

9. Die du warest. An dem Rhodan klirret sie noch laut
Die Kette des Eroberers, laut am Iber.
Also, o Britanne, schallt dir noch
Der Angel und Sachse mit herrschendem Geklirr.

10. So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geschlecht.
Entscheidungen, Vergeltungen sprachen wir aus,
Rache mit des Deutschen Schwert und Wort.
Die Kette verstummte mit Varus in dem Blut.

11. Die dich damals mit erhielten, Sprache, da im Forst
Der Weser die Erobererkette versank,
Schweigend in der Legionen Blut
Versank, sie umhüllt die Vergessenheit mit Nacht.

12. Ah die Geister der Bardiete, welche sie zur Schlacht
Ertöneten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir.
Ha Norne, dein Dolch! Wirst auch diesen, so sie klagt

13. Die vertilgten, du vertilgen? Bilder des Gesangs,
Ihr Geister, ich beschwör euch, ihr Genien, lehrt,
Führet mich den steilen kühnen Gang
Des Haines, die Bahn der Unsterblichkeit hinauf!

In der vorliegenden Ode preist der Dichter die Herrlichkeit der deutschen Sprache, welche er als Göttin personifizirt, und bittet die Göttin, seine eigenen Lieder vor Vergessenheit zu schützen und ihnen die Unsterblichkeit zu sichern. Der Schauplatz der Handlung in unserer Ode ist ein heiliger Eichenhain der deutschen Vorzeit, er ist deshalb gewählt, weil in solchen Hainen alle feierlichen Handlungen unserer Vorfahren ausgeübt wurden. Der Hain ist hier ein Bergwald, von dem Gipfel des Berges ergießt sich ein Quell ins Thal, wie so oft in den Weserbergen, neben dem Quell ist der Sitz der Barden gedacht, so daß man zu ihnen hinaufklimmen muß, wodurch zugleich sehr passend das Ringen nach Vollkommenheit bezeichnet wird. Man denkt an den Parnaß. Der Dichter denkt sich hier in bescheidener Weise nicht auf dem Gipfel, sondern am Fuße des Berges, die Göttin kommt zu ihm herab.

1. Mit Silber, d. h. mit weißem Schaum bedeckt.

2. Die Geister sind die personifizirten Lieder. Wurdi, Wurth, ist die Todesgöttin. Die Lieder, welche ihr Dolch unschuldig traf, sind die vergessenen, aber der Unsterblichkeit würdigen.

3. Von den drei Schicksalsgöttinnen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist Skulda die jüngste, welche Stäbe schneidet, und hier dafür gesorgt hat,

daß die Lieder für die Zukunft aufbewahrt blieben. Ihr Stab ist ein „mächtigerer“ als Wurdi's Dolch.

4. Sprache des Thuiskon, deutsche Sprache, ihr ist der kraftvolle, treffende, tiefempfundene Ausdruck des Gedankens eben so leicht, wie den deutschen Helden die Eroberung.

5. Der Dichter sieht die Göttin begeistert und begeisternd sich erheben. Er ruft ihr zu: Ströme die Seele in der Gluth, ergieße deine Empfindungen im Strome der Begeisterung ohne Scheu, denn vergeblich ist es, wenn du deinen erhabenen Ausdruck um dessetwillen abschwächen wolltest, dessen kleinlicher Geist deine Gedanken doch nicht zu fassen vermag.

6. 7. In prachtvollem, hochpoetischem Bilde wird die Kraft und die Milde der Sprache gezeichnet. Draußen um die Felsen braust der Sturm, der am Rande des Waldes sich in mächtiges Rauschen, mitten im Walde in sanftes Wehen verwandelt.

8. 9. Die Römer erkämpften vorübergehende Erfolge über die Deutschen, aber die deutsche Sprache vermochten sie nicht zu fesseln, sie erhielt sich rein, während die keltische Sprache am Rhodanus von der römischen verdrängt und in Britannien die Sprache der Angelsachsen die herrschende wurde.

10. Solcher Erfolge konnten die Römer sich nicht rühmen, in ihrem Blute wurde die Schmach rächend abgewaschen.

11. Die Helden, welche damals am Ufer der Weser auch für dich, o deutsche Sprache, kämpften, sind vergessen,

12. und die Lieder, durch welche die Helden zum Kampfe begeistert wurden, sind ebenfalls verklungen, wir kennen sie nicht mehr.

13. Der Dichter wendet sich an die Geister der Gesänge, welche im Schmuck des Eichenlaubes die Göttin begleiten und der Unsterblichkeit geweiht sind, er beschwört sie, auch ihn die Bahn der Unsterblichkeit hinaufzuführen.

In der späteren Ode „Teutone“ schildert der Dichter die Erfüllung dieses Wunsches. —

Wenn wir noch einmal auf Klopstock's Oden zurückschauen, so finden wir, daß auch aus ihnen, fast aus jedem Verse, uns des Dichters eigene Person entgegentritt. Unwillkürlich drängt sich der Vergleich mit Pindar auf, der griechische Dichter stellt in schönster Objektivität sich selber hinter seinen Gegenstand, und erhebt seine Oden auf eine ungleich höhere Stufe. Dasselbe nehmen wir in den Trionfi des Petrarka wahr.

Aber Klopstock wirkte gerade ganz besonders durch die Macht seiner Persönlichkeit, und eine scharf ausgeprägte Gestalt war nöthig, um der geistlosen Zeit ein leuchtendes, energisch wirkendes Vorbild aufzustellen.

Klopstock hat dem deutschen Volke das Streben nach dem Ideal wiedergegeben. Das ist ein unermeßliches Verdienst, und das wird ihm bleiben und seinen Namen unsterblich machen, wenn er als Dichter jetzt auch nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht.

Kristof Martin Wieland.

„Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen!" Goethe.

Ein Leben ohne Ideale ist nicht viel mehr als eine thierische Existenz, wer aber nur nach seinen Idealen schauen und die Forderungen des materiellen Lebens gänzlich vernachlässigen will, der wird gar bald den Boden unter seinen Füßen verlieren, und seine Bestrebungen werden für die Menschheit ebenso wenig Nutzen bringen können, als die Thaten dessen, der nur der Sinnenlust fröhnt. Der Weg der Extreme ist bis jetzt noch allemal für den Menschen ein Weg in die Wüste geworden; in allen Dingen das rechte Maß halten, nur das kann dem Menschen zum Heile gereichen, und in unserer Natur liegt ein unverkennbarer Zug, überall auf das rechte Maß zurückzukommen, wo seine Grenzen überschritten wurden. Dieser Zug erscheint im Leben der Menschheit ebensowohl als im Leben des Einzelnen, und in den alltäglichen Verhältnissen wie in den lichten Höhen der Poesie. Klopstock hatte die deutsche Poesie auf eine Stufe gehoben, auf welcher er nur in der Gesellschaft der Serafim und Cherubim einherschwebte, und selbst seine Menschen waren Wesen einer traumhaft zerflossenen Natur geworden, welche mit den Menschenkindern gewöhnlichen Schlages nur noch geringe Aehnlichkeit zeigten. Die Poesie war in ein bedenkliches Extrem gerathen, sollte sie sich naturgemäß entwickeln, so war ein Gegengewicht unerläßlich, und es fand sich. Der Mann, der die deutsche Dichtung aus Klopstock's nebelhaften Regionen wieder in das Haus, in die Familie zurückführte, doch ohne die Ideale anzutasten, welche Klopstock's hoher Geist ihr geschenkt, der Mann, welcher der deutschen Dichtung einen Platz nicht allein bei einer kleinen, geistlich hoch geschraubten Partei, sondern bei dem ganzen deutschen Volke errang, war Wieland. Er nimmt in der Geschichte der deutschen Literatur eine ganz ähnliche Stellung ein, wie Klopstock; ohne selber ein Dichter ersten Ranges zu sein, bahnte er für seine größeren Nachfolger den Weg, und während Klopstock seinem Volke die verlorenen Ideale wiedergab, setzte Wieland das rein Menschliche wieder in seine Rechte ein, und verlieh der Sprache zu ihrem hohen Ernst und ihrem feierlichen Schwunge auch noch jene anmuthige

Schönheit und jene gefällige Leichtigkeit, welche den Weg zum Herzen stets sicher findet.

Kristof Martin Wieland*) wurde am 5. September 1733 in Oberholzheim bei Biberach, im Donaukreise des Königreichs Würtenberg, geboren. Sein Vater, Matthäus Wieland, war in dem heimathlichen Dorfe Prediger. Kurze Zeit nach seines Sohnes Geburt wurde er nach Biberach versetzt, wo er anfänglich Prediger an der Marien-Magdalenenkirche, zuletzt Senior des geistlichen Ministeriums war. Biberach war damals noch eine freie Reichsstadt, in welcher die Familie Wieland seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts ansehnliche öffentliche Aemter bekleidet hatte. Der Ruhm strenger Rechtschaffenheit war ihr stets eigen gewesen, Reichthum hatte sie aber nie besessen, und das wenige, was ihr von Glücksgütern zugefallen war, ging durch einen funfzehnjährigen Prozeß der Großmutter des Dichters verloren.

Matthäus Wieland, des Dichters Vater, hatte zuerst in Tübingen die Rechte studirt, war aber auf das Geheiß seiner Mutter, die in einer schweren Krankheit ein Gelübde gethan, zur Theologie übergegangen. Er vertauschte Tübingen mit Halle a. d. Saale, woselbst er am 5. April 1717 immatrikulirt wurde. Aus der Schule Spener's brachte der fromme Matthäus das beste mit, was sie ihm geben konnte, einen tiefempfundenen Glauben, der rechtschaffene Früchte zu geben sich bestrebte und von anderen forderte, und die Filosofie Kristian Wolf's sicherte ihm eine großherzige Duldsamkeit, welche er während seines ganzen Lebens nie verläugnete. Ein würdevoller Ernst, der ihm eigen war, vollendete das Bild eines vortrefflichen Geistlichen, der in seinem Amte mehr als eine bequeme Versorgung sah. Seine Gattin, eine geborene Kieke, war eine sorgsame Hausfrau, doch nicht ohne leichte Reizbarkeit, welche ihr Sohn von ihr erbte.

Martin Wieland, der Dichter, war von Körper etwas schwächlich, sein Geist äußerte jedoch schon sehr früh eine lebhafte Thätigkeit, und der Vater, dem die Erziehung seiner Kinder besonders am Herzen lag, begann schon im zartesten Alter seinen Sohn zu unterrichten. Martin hatte sein drittes Lebensjahr zurückgelegt, als seine Studien ihren Anfang nahmen, und da der Vater bei trefflichen Anlagen einen seltenen Fleiß bemerkte, so setzte er seine Unterweisungen regelmäßig fort. Martin gedieh dadurch zu einer Frühreife, die manches Unnatürliche an sich trug, und wenn schon öfter die Bemerkung gemacht worden ist, daß eine solche treibhausartige Entwicklung des Menschen meist auf Kosten seiner Willenskraft vor sich geht, so bestätigte, wie wir sehen werden, Wieland's späteres Leben diesen Satz vollkommen. Durch den Unterricht, den der Knabe theils durch seinen Vater, theils in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt erhielt, hatte er sich in seinem vierzehnten Jahre nicht allein ansehnliche Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der Mathematik, Logik und Geschichte erworben, sondern auch im Zeichnen und in der Musik gute Fortschritte gemacht.

Mit der Regsamkeit des Geistes stand die Tiefe des Gefühls im Einklang. Als einjähriges Kind soll der Knabe eine fast leidenschaftliche Liebe zu seiner Wär-

*) Wieland's Leben von J. G. Gruber, Leipzig 1827. 4 Bände.

terin gezeigt haben, und als er heranwuchs, machten die frommen Grundsätze seines Vaters so tiefen Eindruck auf ihn, daß schon früh sich Spuren einer religiösen Schwärmerei zeigten, welcher ein Gegengewicht nur durch das ehrgeizige Verlangen gehalten wurde, einst jenen großen Männern gleich zu werden, deren Bilder dem Knaben die Werke des Kornelius Nepos und anderer Historiker darstellten. Als auch die Lektüre des Horaz und Virgil hinzutrat, entwickelte sich eine lebhafte, immer wachsende Liebe zur Poesie. Im zwölften Jahre schrieb der Knabe ein Gedicht in sechshundert lateinischen Versen von der Echo, und darnach bewies er seine Anlage zur Satire in einem Gedichte in lateinischen Distichen, in welchem er zum erhabenen Gegenstande seines frühreifen Spottes seines langen Rektors kleine Frau nahm. Auch in deutschen Versen versuchte er sich, zuerst war Gottsched, dann Brockes sein Vorbild, der durch seine sentimentalen Naturschilderungen auch auf Geßner einen starken Einfluß ausübte. Noch in seinem Alter erinnerte sich Wieland gern an den schon damals vergessenen Lehrmeister. Auch an ein großes Heldengedicht, die Zerstörung Jerusalems, wagte der dreizehnjährige Knabe sich. Am Tage durfte er keine Verse machen, um seine poetische Neigung aber doch befriedigen zu können, stand er mit Tagesanbruch auf oder arbeitete bis spät in die Nacht hinein, und eigenthümlich ist die Wahrnehmung, daß schon der Knabe eifrig nach den Regeln der Dichtkunst forschte. Gottsched's kritische Dichtkunst war der Gegenstand seines eifrigen Studiums. Doch obwohl er schon vaste Stoffe bewältigt hatte, als er die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, so zeigte sich jetzt schon in bezeichnender Weise, was die Zukunft bestätigte, nämlich daß Wieland mehr ein gewandtes poetisches Talent, als ein selbstschaffendes Genie war, denn seine Erzeugnisse befriedigten ihn selber schon damals nicht. Später sagte er einmal: „Ich habe als Knabe eine unendliche Menge Papier übersudelt, ohne jemals etwas zu machen, das mir selbst gefallen hätte, ich verbrannte schon damals die meisten dieser saubern Werklein, die mir meine Mutter nicht rettete." Die Mutter hatte freilich noch einen ziemlichen Vorrath aufbewahrt, als sie diesen aber später ihrem Sohne zeigte, warf er auch diese letzten Ueberbleibsel ins Feuer.

An die Jahre seiner Kindheit dachte Wieland stets mit vieler Liebe zurück. Biberach lag in einer sehr anmuthigen Gegend, durchströmt von einem Flüßchen, umgeben von freundlichen Wiesenthälern, in der Nähe des Federsees. Der Knabe gab sich dem Naturgenuß mit vollem Herzen hin, er liebte die Einsamkeit und schilderte seine Genüsse in seinen kindlichen Versen. Eine Strofe des Oberon, welche dem Scherasmin in den Mund gelegt wird, ist nach Wieland's eigenem Zeugnisse in der Erinnerung an Biberach geschrieben:

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gesogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt.
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!

Da der Knabe schon im jugendlichen Alter so große Hoffnungen erweckte, so beschloß sein Vater, ihn einer höhern Lehranstalt zu übergeben, mit welchen Aufopferungen für ihn selbst auch dieser Entschluß verbunden sein mochte. Denn wenn Martin außer einem frühverstorbenen Bruder auch keine Geschwister weiter hatte, so waren die Vermögensumstände seiner Eltern doch auf das Nothwendige beschränkt.

Von der Spener'schen Schule in Halle a. d. Saale war ein neuer Geist in die Erziehungskunde übergegangen, durch ihn wurden zuerst die Franke'schen Stiftungen in Halle und später noch andere Lehranstalten für Söhne aus den gebildeten Ständen ins Leben gerufen. In hoher Blüthe stand damals die jetzt eingegangene Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, welche seit 1732 unter der Leitung des Abtes Steinmetz stand. Wieland war noch nicht völlig 14 Jahre alt, als er dahin übersiedelte. Er fand hier die einsame Natur, die Einfachheit der Lebensart, die Reinheit der Sitten wieder, wie er in seiner Vaterstadt sie gekannt hatte. Auch die Frömmigkeit des väterlichen Hauses fehlte nicht, obwohl sie nicht ganz so einfach und anspruchslos war wie dort. Steinmetz suchte auf jede mögliche Weise den Halleschen Pietismus in seine Anstalt zu verpflanzen, und seine eigene Schwärmerei, welche nicht dazu beitrug, seinen Blick zu schärfen, ließ ihn öfter in der Wahl der Lehrer irre gehen. In die magischen Kreise dieser Schwärmerei wurde auch Wieland im Anfange seiner Schulzeit so stark hineingezogen, daß es ihm niemand darin zuvorthat. Zu gleicher Zeit studirte er aber mit großem Eifer die römischen Geschichtschreiber und Dichter, Zizero war sein Liebling, und als er im funfzehnten Jahre die Schriften Wolf's und Bayle's las, prägten sich besonders die gefährlichen Zweifel des letztern seiner Seele so tief ein, daß seine pietistische Schwärmerei arg ins Gedränge kam. Er litt oft große Seelenpein, da er gern die Ansichten der Filosofen zu den seinigen gemacht hätte, während er dagegen die Ewigkeit der Höllenstrafen fürchtete, wenn er den vorgeschriebenen Glauben verließ. Daß ihm die Hölle in der That große Angst verursachen konnte, erzählte er selbst einmal.

„Mein erstes Französisch lernte ich aus den Aventures de Rosigli und aus einer französischen Uebersetzung von Richardson's Pamela mit Hülfe eines erbärmlichen Wörterbuches meist durch Errathen, wie fast alle meine neuen Sprachen. Rosigli und Pamela waren damals unter Steinmetz allein in Klosterbergen zu lesen erlaubt. Der zu meiner Zeit angestellte französische Sprachmeister sprach immer in der höchsten Oktave, und ob er gleich ein baumlanger Kerl war, so klar, daß jedermann lachen mußte, wenn er zu pipen anfing. Mir war es durchaus unmöglich das Lachen zu lassen, wenn seine Fistel erklang. In einer Lehrstunde platzte ich zweimal los, ob ich mir gleich Hölle und Verdammniß vorstellte, was damals mein bestes Hausmittel zur Behauptung der Ernsthaftigkeit war, indem es bei meiner angestammten und im elterlichen Hause tief eingeprägten Frömmigkeit die vollste Wirkung that. Beim zweitenmal stand der Monsieur Peuplier auf und versetzte mir eine derbe Ohrfeige."

Doch die Furcht vor der Hölle war nicht so stark, daß sie das Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit hätte bewältigen können. Der wißbegierige Jüngling las auch Voltaire, und wenn dieser ihn durch seine frivolen Spöttereien auf

der einen Seite zurückstieß, so fühlte er sich durch den Witz und Scharfsinn des Mannes wieder angezogen, und in der Schule dieser Filosofen brachte es der Schüler des Halle'schen Pietismus so weit, daß er es unternahm, in einem Aufsatze die Möglichkeit zu zeigen, wie Venus gar wohl ohne Zuthun eines Gottes durch die Gesetze der Bewegung der Atomen aus Meerschaum habe entstehen, und auf gleiche Weise das Weltall ohne einen Gott aus ewigen Elementen sich habe bilden können. Dieser Aufsatz fiel seinen Lehrern in die Hände, und nur die Rücksicht auf sein sittenreines völlig tadelloses Leben ersparte ihm schweren Verdruß. Doch ließen seine Zweifel sich nicht mehr beschwichtigen, er zweifelte schließlich selbst an dem Dasein Gottes, und klagte sich selbst darüber hart an, in schlaflosen Nächten rang er die Hände und badete sich in Thränen des Schmerzes.

Unter den Lehrern der Anstalt waren indeß auch einige, welchen der Pietismus nicht in Schwärmerei übergegangen war, Wieland fühlte sich besonders von dem Wesen des Konventuals Gräter verwandtschaftlich berührt, er bemerkte an diesem Manne Spuren satirischer Laune. „Er sang zwar," erzählt Wieland, „überhaupt das Lied des guten alten schwärmerischen, aber grundehrlichen Steinmetz, wie alle seine Kollegen, doch schien mir damals, daß er in diesen Dingen seine eigene Manier zu sehen habe, und daß zwischen ihm und seinen am heißesten schwärmenden confratribus eine große Kluft befestigt sei. Besonders erinnere ich mich, daß er in dem letzten Winter, den ich zu Klosterbergen verlebte, mir einst in seiner Zelle große Tiraden aus Pater Abraham's a Santa Klara Predigten vorlas, und daß wir uns beide über die schnackischen Einfälle und Ausdrücke dieses geistlichen Hanswurstes beinah todtlachten, dabei aber dem gros bon sens, der moralischen Tendenz, und dem zuweilen sehr wohl angebrachten und treffenden Witz dieses zu seiner Zeit so beliebten Karmeliters alle Gerechtigkeit widerfahren ließen."

Wie wir sehen, stritten in der Seele des Jünglings mancherlei Geister um die Vorherrschaft, Pietismus, zersetzende Filosofie, Geschichte, Humor und Satire tummelten sich in buntem Gemisch und bekämpften einander mit scharfen Waffen, ohne daß irgend eine Partei einen entscheidenden Sieg zu gewinnen vermochte. Wir erkennen, daß dieses Hinneigen zu vielen Meinungen tief in Wieland's Natur begründet lag, und er selber hat später einmal gestanden, daß die Gründe der gerade redenden Partei stets viel Gewicht für ihn gehabt hätten. In diesem Umherschwärmen von Einem zum Andern offenbarte sich aber auch schon eine gewisse Lüsternheit, ein Hang zum Romantischen, der ihn die Zyropaedie des Xenofon zu seinem Lieblingsbuche gewinnen ließ.

In den zwei Jahren, die er in Klosterbergen zubrachte, verwandte Wieland an der Hand seiner Lehrer viel Fleiß auf die filologischen, mathematischen und filosofischen Wissenschaften. Auf einen Unterricht in der deutschen Muttersprache war damals keine Schule bedacht, die wackeren Kosmopoliten der guten alten Zeit würden sich in ihrer tiefsten Seele geschämt haben, wenn jemand ihnen zugemuthet hätte, sich mit dem geistigen Leben ihres eigenen Volkes zu beschäftigen, für manchen gelehrten Schulmann ist das ja noch heute ein Schimpf. Wieland wurde durch seine Liebe zur Dichtkunst auf das Studium der Muttersprache hingewiesen, und es war erfreulich, daß dem ehemaligen Schüler Gottsched's ein

Buch in die Hände kam, welches damals das beste seiner Art war, nämlich Joh. Jak. Breitinger's kritische Dichtkunst, welche 1740 mit einer Vorrede von Bodmer in Zürich erschienen war. Im Jahre 1748 erschienen auch in den Bremer Beiträgen die drei ersten Gesänge des Messias, welche Wieland mit Begierde las, sie entpreßten ihm heiße Thränen. Ihr erhabener Schwung, verbunden mit dem Umstande, daß der Messias das erste wahrhaft großartige Werk nazionaler deutscher Poesie war, spornten Wieland aufs regste zur Nacheiferung an, und äußerten eine bestimmende Wirkung auf seine nächsten Lebensjahre.

Ostern 1749 verließ Wieland Klosterbergen und begab sich auf ein Jahr nach Erfurt, um sich in der Filosofie zu vervollkommnen. Er stand dort unter der Leitung eines Verwandten, des Doktor Baumer, der später als Professor der Medizin nach Gießen kam und als hessischer Bergrath daselbst starb. Baumer war Mineralog und Filosof, und dabei ein witzig satirischer Kopf. Wieland war von dem Manne, an dessen Tisch er hungern mußte, nicht sehr erbaut. Doch wurde Baumer dem Jünglinge in einer Weise sehr nützlich: er las mit ihm den Don Quixote, und lehrte ihn daraus und durch seine Erläuterungen zuerst Menschenkenntniß. „Don Quixote und sein Sancho," sagte Baumer, „sind die wahren Repräsentanten der Schwärmer oder Tölpel des Menschengeschlechtes." Dieser Ausspruch war in seiner bedenklichen Zusammenstellung ein lehrreicher Wink für den Jüngling, doch kamen die rechten Früchte dieser nützlichen Lektüre erst später zur Reife. Uebrigens lebte er in Erfurt so einsam wie in Klosterbergen, er hatte keinen Freund, weil er seiner Meinung nach niemand fand, der Geschmack und Liebe zur Tugend in sich verband.

Nicht ganz siebzehn Jahre alt kehrte Wieland nach Biberach zurück, um den Sommer 1750 im elterlichen Hause zu verleben. Die Frühreife seines Geistes ging weit über sein Alter hinaus, in seinem Kopfe schwirrten die widerstreitendsten Elemente durcheinander, es bedurfte nur eines Anstoßes von außen, um den Sieg auf irgend eine Seite, sei es welche es wolle, zu neigen. Noch einmal gewann es die religiöse Schwärmerei über Filosofie und Zweifelsucht, über Xenofon und Cervantes, und die Verbündete der Schwärmerei wurde die Liebe.

Es erscheint fast wie eine Laune des Schicksals, daß die beiden Gegenfüßler, Klopstock und Wieland, in den Geschicken ihrer Jugend so mannigfache Aehnlichkeit zeigen. Klopstock's unglücklicher Liebe zu seiner Cousine Marie Sofie Schmidt stellt sich Wieland's unglückliche Liebe zu seiner Cousine Marie Sofie Gutermann zur Seite. Der Vater der letzteren war Dekan der medizinischen Fakultät in Augsburg und stammte aus Biberach. Auf Sofie, seine älteste Tochter, hatte er schon früh denselben Fleiß verwandt, wie Matthäus Wieland auf seinen Martin; als Sofie drei Jahre alt war, konnte sie fließend lesen, und im Alter von fünf Jahren hatte sie die ganze Bibel durchgelesen. Als zwölfjähriges Mädchen fand sie in der Bibliothek ihres Vaters jedes Buch und kannte auch seinen Inhalt. Auf den hohen Altan seines Wohnhauses führte der Vater sie in schönen Sommernächten und lehrte sie die bedeutungsvolle Schrift des gestirnten Himmel verstehen. Während der Vater den Geist seiner Tochter entwickelte, pflegte die Mutter das Herz derselben, sie nährte in ihr den Sinn für Schönheit und für gemüthvolles häusliches Leben. Mit ihrem Töchterchen ging sie ins Feld oder

in den Garten, sie lehrte sie die Blumen kennen und schmückte sie in heiterm, sinnigem Scherze mit Blumen, an der Hand der Mutter gewann Sofie Einsicht in die Haushaltungsgeschäfte, sie lernte Zeichnen und Sticken, Musik und Tanzen.

In Augsburg lebte damals der Fürstbischöfliche Leibarzt Bianconi, der später sächsischer Resident in Rom war. Er bewarb sich um die siebzehnjährige Sofie, und fand bei den Eltern und bei der Tochter geneigte Aufnahme. Der feingebildete Mann wußte die Talente seiner Geliebten zu schätzen und suchte sie immer höher auszubilden. Durch ihn wurde sie mit den Dichtern Italiens bekannt, er zeigte ihr Kupferstiche griechischer und römischer Denkwürdigkeiten, er ließ ihre schöne Singstimme ausbilden. Als Sofie achtzehn Jahre alt war, starb ihre Mutter, ihre Verbindung mit Bianconi wurde noch um ein Jahr aufgeschoben. Doch als der Ehekontrakt aufgesetzt werden sollte, geriethen der Vater und der Bräutigam in argen Zwist. Bianconi, der katholisch war, wollte seiner Gattin wohl freie Religionsübung zugestehen, aber er verlangte, daß alle Kinder ihrer Ehe katholisch werden sollten, Sofien's Vater bestand darauf, daß die Töchter den protestantischen Glauben annehmen müßten. Keiner wollte nachgeben, und der erbitterte Vater hob die Verbindung ganz auf. Bianconi drang in die Geliebte, sie solle sich heimlich mit ihm verbinden, doch Sofie wollte den Vater nicht betrüben und wollte nicht ohne dessen Segen aus seinem Hause gehen, sie entsagte ihrem Geliebten, der ohne sie abreiste. Der aufs höchste erbitterte Vater aber ließ seine Tochter in sein Arbeitszimmer kommen, er zwang sie, Bianconi's Briefe zu zerreißen, sein Bild zu zerschneiden, seinen Ring zu zerbrechen. Sofie folgte dem Geheiß des Vaters, doch that sie das Gelübde: „Ich bin losgerissen von dem Manne, dem ich das beste verdanke, was ich weiß, ich kann nichts mehr für ihn thun, nicht für ihn leben, er wird keine Frucht von der verehrungsvollen Bemühung genießen, seiner künftigen Gattin Ausbildung zu geben: so soll auch niemand mehr jemals meine Stimme, mein Klavierspiel, die italienische Sprache, oder irgend etwas von dem, was er mich lehrte, von mir hören oder nur in mir vermuthen!“ — Sofie hat nie in ihrem Leben dies Gelübde gebrochen.

Wieland's Mutter und Sofien's Väter waren Geschwisterkinder, in seinem väterlichen Hause hörte Wieland alle diese Ereignisse besprechen, und das Wesen des Mädchens, ihr hartes Schicksal nahm sein Herz für sie ein, ehe er sie kannte. Sofien's Vater mochte das Unrecht wohl einsehen, welches er seiner Tochter zugefügt hatte, er ließ sie zu ihrer Erholung den Sommer 1750 bei ihrem Großvater in Biberach verleben, und dort lernten Wieland und Sofie sich kennen.

Es würde Ueberfluß sein, alle die Berührungspunkte aufzuzählen, in welchen diese beiden Seelen einander ergreifen mußten. Ihr Verhältniß wurde in kurzer Zeit das innigste. Sofie folgte mit Interesse den Plänen, in welchen ihr Vetter mit schwärmerischen Gefühlen seine Hoffnungen für die Zukunft darlegte, ihr wißbegieriger Geist folgte ihm in die Gebiete der Wissenschaften, welche dem Fleiße und den Talenten des Jünglings sich eröffnet hatten, und auf Wieland's Karakter übte dagegen die zwei Jahre ältere, feste, würdevolle Sofie den glücklichsten Einfluß. Er selber sagte, der Umgang mit ihr habe ihn plötzlich zu einem ganz andern Menschen gemacht, aus einem flüchtigen und zerstreuten Kopfe sei er gesetzt,

und ein Freund der Tugend und Religion geworden. In einem Briefe schrieb er: „Ein Liebhaber, der sie (Sofie) um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas neues, und das, was sie immer gewünscht hatte. Ich lobte ihre Schönheit wenig, ich sagte ihr anfangs auch nicht viel von meiner Liebe. Ich bemühte mich ihre Seele zu unterhalten und zu verschönern, und ließ ihr merken, das dies der edelste Beweis meiner Liebe sei. Sie beweinte öfter heimlich die sehr scheinbare Unmöglichkeit unserer Liebe, meine Mama war zuweilen Zeuge davon. Meine Ernsthaftigkeit und Abneigung von den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um so mehr, je neuer ihr ein solcher Karakter an einem Jüngling war. Unterdessen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade, ich empfand die Unmöglichkeit, ohne ihre Liebe glücklich zu sein, und es war nichts unwahrscheinlicher, als zu hoffen daß ich es werden könne. Meine Liebe zu ihr war die reinste Begierde, sie glücklich auf Zeit und Ewigkeit zu machen, und es durch sie zu werden."

Einst hatten die Liebenden von Wieland's Vater eine Predigt über die Worte „Gott ist die Liebe" angehört. Der Sommertag war sehr schön; als sie die Kirche verließen, wandelten die Liebenden ins Freie, und Wieland, den seines Vaters Predigt kalt däuchte, führte dasselbe Thema mit begeisterten Worten in seiner Weise aus. Sofie hörte mit Bewegung zu, und äußerte den Wunsch, dies alles 'aufgeschrieben zu besitzen, wozu der verliebte Jüngling sich natürlich sofort bereit finden ließ.

Vier glückliche Monate verschwanden den Liebenden rasch wie ein Traum, der Herbst trennte sie, Sofie kehrte nach Augsburg zurück, Wieland bezog die Universität Tübingen, um die Rechte zu studiren.

Doch die Liebe beherrschte sein ganzes Wesen so ausschließlich, daß sein Geist für anderes kein Interesse mehr gewinnen konnte. Die Jurisprudenz zog ihn nicht an, er hörte gar keine Kollegia, in einsamer Zurückgezogenheit lebte er nur in der Erinnerung an seine Liebe und träumte von dem Dichterlorber künftiger Tage, den er der Geliebten zu Füßen legen wollte. Nur mit dem Tode seiner Seele, schrieb er an seine Mutter, könne seine Liebe aufhören, und den Verlust der Geliebten, schwur er, würde er nicht überleben. Eingedenk der Zusage jenes Sommermorgens begann er mit allem Eifer die Ausarbeitung eines filosofischen Lehrgedichtes unter dem Titel „Die Natur der Dinge." In den Monaten Februar bis April 1751 wurde es vollendet. Wieland nannte es später selber „einen seltsamen Zwitter von metafysischem Schulgewäsch und von der besten Poesie, welche der Gott der Liebe jemals einem jungen Menschen von siebzehn Jahren einhauchte." Nachdem er sein Erstlingswerk vollendet, suchte Wieland es nun auch zum Druck und in die Welt zu bringen, und er wählte dazu einen sehr geeigneten Weg.

In jener Zeit wurde der bekannte Streit der Sachsen und Schweizer mit größter Erbitterung geführt, doch neigte sich der Sieg schon sichtlich auf Seite der Schweizer, denen auch die Verfasser der Bremer Beiträge beigetreten waren. Wir haben bereits erzählt, daß Wieland schon auf der Schule in Klosterbergen sein Interesse auf die Schweizer gewandt hatte. Dieser Partei beschloß er jetzt sein Gedicht zu übergeben. Er sandte es mit einem Schreiben ohne Angabe des

Aufenthaltsortes und ohne Namensunterschrift an den Professor Meier *) in Halle. Dieser fand Gefallen an dem Werke, er vermuthete einen Adligen aus Schwaben als den Verfasser, und da die sächsische wie die schweizerische Partei stets begierig war, ein jedes junge Talent an ihre Fahnen zu fesseln, so ließ Meier das Gedicht drucken.

Sobald Wieland sein erstes Werk vollendet hatte, begann er sofort eine neue Arbeit. Er wählte den Stoff, welcher auch Klopstock's Gedanken zuerst beschäftigt hatte, Hermann den Cherusker. So sehen wir die beiden ersten Vertreter der wiedererstehenden deutschen Dichtkunst instinktiv den Weg betreten, auf welchem allein ein Volk zur höchsten Stufe der Dichtkunst gelangen kann, den Weg der vaterländischen Dichtung. Beide verließen diesen Weg sehr bald wieder, weil in damaliger Zeit die Zustände des heiligen römischen Reiches nicht geeignet waren, von der Poesie verherrlicht zu werden, und die frühere große Geschichte des deutschen Volkes war nur einzelnen Gebildeten, und selbst diesen nur in traumhafter Gestalt bekannt.

In wenigen Monaten waren fünf Gesänge des „Hermann" vollendet. Das Versmaß war der Hexameter, der durch Klopstock als Herrscher auf den Thron gehoben worden war. Wieland sandte sein Epos an Bodmer, welcher das Werk günstig aufnahm, es entspann sich in ähnlicher Weise wie kurz zuvor bei Klopstock, zwischen Bodmer und Wieland ein Briefwechsel, der bald ein inniges Verhältniß herbeiführte, und nicht wenig dazu beitrug, Wieland von seinen juristischen Fachstudien fort und zur Beschäftigung mit der Poesie zu führen.

Während des Sommers 1751 bezog Wieland ein Häuschen, das ungefähr eine halbe Stunde von Tübingen entfernt auf einem Weinberge lag, und von wo sich die herrlichste Aussicht auf das Neckarthal, die schwäbische Alp und Tübingen darbot. Hier theilte der junge Dichter seine ganze Zeit unter stillen Naturgenuß, einsames Dichten und Studiren, und unter die Träume seiner Liebe. Mit Sofie stand er in lebhaftem Briefwechsel, auch von Bodmer kamen öfter Briefe, Wieland hatte ihn zu seinem Vertrauten auch in den Angelegenheiten seines Herzens gemacht. Wieland's Lektüre bestand meistens aus Klopstock's Messias und aus seinen Oden, besonders war er von denen entzückt, in welchen Klopstock seine Liebe zu Fanny besang. Sehr bezeichnend schrieb Wieland einmal an Sofie: „Den vierten und fünften Gesang des Messias werde ich Ihnen selbst bringen. In diesem ist eine unendlich schöne Beschreibung einer Liebe **), wie die unserige ist, nur daß das Herz des Liebhabers in ein Licht gesetzt ist, welches das meinige sehr verdunkelt. Ich bin gewiß, daß Herr Klopstock liebt, und ich glaube, daß seine Geliebte Ihnen sehr ähnlich, aber doch unvollkommener als Sie ist. So ist es bei uns vieren gerade umgekehrt. Ich weiche unstreitig dem Herrn Klopstock an vortrefflichen Eigenschaften, und seine Geliebte weicht Ihnen. Um sie, die Geliebte des Herrn Klopstock, vollkommener zu machen, gab ihr die Vorsehung einen Liebhaber, der sie übertrifft, und um mich glückselig zu machen, erlaubt mir der Himmel, meine Sofie zu lieben, welche mir in allen

*) Siehe Seite 2 und 23.

**) Semida und Zibli. Vergleiche Seite 29 bis 32.

Stücken vorgeht. Ich muß Ihnen, anbetungswürdige Freundin, eine Stelle aus dem vierten Gesang des göttlichen Klopstock abschreiben, welche ich recht in ihrer ganzen Größe empfinde:

Gott selbst lieb ich noch mehr, weil du sein hohes Geschenk bist,
Weil ich, wie auf Flügeln, von deiner Unschuld getragen,
Näher dem Liebenswürdigen komm', der so schön dich gebildet,
Der so fühlend mein Herz, und deines so himmlisch gemacht hat.

Die Ode, die ich Ihnen schicke, drückt etwas von der großen Empfindung aus, die mir Ihr letztes Schreiben erweckte. Warum bin ich doch kein so schöner Geist als Herr Klopstock!"

An Bodmer schrieb er: „Ich nehme mir die Freiheit, Sie um einige nähere Nachrichten von Herrn Klopstock zu bitten. Ich bin unter seinen größten Bewunderern. Ich finde das Lob des Herrn Kramer zu klein für ihn, er ist mehr als Milton."

Im Mai 1752 entstand das Gedicht: „Der Frühling", welches in seinen Paradieslauben, seinen Serafim, seinen himmlischen Auen, seinen Harfen der Engel den Einfluß Klopstock's zeigt. Doch ist nicht zu übersehen, daß Wieland zu ebenderselben Zeit in einem Briefe an Bodmer erklärte, die moralischen und satirischen Gedichte seien mehr nach seinem Geschmack, als diejenigen, „worin die Dichtkunst herrscht." Den Hexameter, welchem der Messias einen so erhabenen Schwung gegeben, daß man nichts Gewöhnliches in ihm schreiben zu dürfen glaubte, verließ Wieland bald wieder und wandte sich dem gereimten Alexandriner zu. In richtigem Gefühle wollte er den von Klopstock verachteten Reim nicht aus der deutschen Poesie verbannt wissen.

Der Einfluß und die Richtung der früheren Studien, die Liebe zu Sofie und der Briefwechsel mit Bodmer erhielten den jungen Wieland, wenn er sich auch einmal für einen Liebhaber der Satire erklärte, doch in dieser Zeit noch gänzlich auf dem Standpunkte serafischer Schwärmerei und vollkommener Verachtung aller weltlichen Lust. Am Ende des Jahres 1751 und im Anfange des Jahres 1752 schrieb er seine moralischen Briefe, seine moralischen Erzählungen und seinen Anti-Ovid, von denen der Letztere sich auch scharf gegen Ninon de l'Enclos wendete.

Im Juni 1752 verließ Wieland Tübingen und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück. In Biberach hoffte er Sofie zu treffen, doch wurde sie von ihrem Vater, der ihre Liebe zu Wieland Fantasterei nannte, zurückgehalten. Inzwischen mußte der junge Dichter ernstlich auf Erlangung einer Versorgung bedacht sein, und hier war guter Rath theuer. Wieland hatte sich auf kein Brodstudium gelegt, in Tübingen hatte er seine Zeit mit Versemachen, mit moralischen Fantasien und mit Liebesträumen angenehm ausgefüllt, an ein bürgerliches Amt war nicht zu denken. Sein Vater war der Meinung, er solle als Privatdozent nach Göttingen gehen, dagegen bezeigte der Sohn aber eine große Abneigung, er sagte, „er würde es für eine Strafe seiner Sünden halten, wenn er die Pflicht hätte, einer Menge wilder Jünglinge Sachen vorzutragen, die sie zum Theil nicht verstehen, zum Theil nicht hören, oder doch nur hören um sie sogleich wieder zu vergessen, und für die ein Lehrer zu gut sei, der wider die Gewohnheit akademischer

Lehrer sich für ihr wahres Beste interessire, und seine Kräfte und Nächte dazu anwende, die glückselig machende Wahrheit mit ihnen vertrauter zu machen." Man muß gestehen, daß diese Worte höchst komisch klingen, sie beweisen ohne langen Kommentar, daß Wieland nicht einmal die äußeren Verhältnisse einer Universität in Tübingen kennen gelernt hatte.

Er selber hoffte eine Stelle an dem im Jahre 1745 gestifteten Kollegium Karolinum in Braunschweig zu bekommen. Diese Anstalt war ein sonderbares Mittelding zwischen Schule und Universität, außer den lehrenden Professoren waren da noch eine Anzahl Tutores angestellt, die jeder eine gewisse Anzahl von Zöglingen zu bewachen hatten. Eine solche Hofmeisterstelle wünschte Wieland zu erlangen, er hoffte dabei wohl besonders mit den Männern in Verbindung zu treten, welche damals Braunschweig für eine kurze Zeit zum geistigen Mittelpunkt des nördlichen Deutschlands machten. Unter ihnen sind Gärtner, Ebert, Zachariä, der Abt Jerusalem zu nennen.

Doch auch für Braunschweig boten sich keine Anknüpfungspunkte, und da Wieland seinen Eltern nicht länger beschwerlich fallen wollte, so dachte er nun ernstlich daran, einer Einladung in die Schweiz zu folgen, welche Bodmer ihm schon in Tübingen hatte zugehen lassen. Nach der Schweiz zog ihn auch seine Freundschaft zu dem jungen Pfarrer Schinz in Altstetten bei Zürich, mit dem er auf Bodmer's Veranlassung in Briefwechsel getreten war. Bei Schinz fragte Wieland an, ob nicht Gelegenheit wäre, daß er „einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie in Zürich unterrichten könne, über die ersten Elemente müßte dieser Jüngling hinweg sein, denn die Grammatik kann ich keinen lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe. Seine Gemüthsverfassung müßte von der Art sein, daß ich Ehre mit ihm einlegen könnte, er müßte ein junger Xenofon sein, so wollte ich versuchen, ob ich Sokrates sein könnte. Gelehrt kann ich keinen machen, aber Disposizionen zur Tugend und Weisheit kann ich, mit dem Beistande Gottes, in einem erwecken, oder vielmehr denjenigen, die schon natürliche Disposizionen dazu haben, Weisheit und Tugend bekannter und beliebter machen." In diesen Worten zeigt sich schon ganz die liebenswürdige Bescheidenheit, welche Wieland stets in seinem Leben sehen ließ. Seine Abreise nach der Schweiz wurde nur noch verzögert durch den Wunsch und die Hoffnung, Sofie wiederzusehen. Die Erfüllung dieses sehnsüchtigen Wunsches verzögerte sich indeß immer mehr, und das Warten suchte Wieland sich dadurch zu verkürzen, daß er eine Beurtheilung des Bodmer'schen Noah *) schrieb, womit er für dieses Gedicht ungefähr das leisten wollte, was Meier **) für den Messias gethan hatte.

Nachdem er lange vergeblich geharrt, wurde ihm endlich im Oktober die Freude zu Theil, Sofie wiederzusehen, wenn auch nur auf wenige Tage. Mit befriedigtem Herzen reiste er nun nach der Schweiz ab. Am 15. Oktober 1752 traf Wieland zu Wesperspühl in der Nähe bei Schaffhausen ein, dort empfing ihn Schinz mit seiner Braut in dem Landhause eines Verwandten. Nach einem kurzen Aufenthalt führten die Verlobten ihn zu Bodmer, der den Jüngling mit offenen Armen empfing.

---

*) Seite 23. **) Seite 23.

Bekanntlich hatte Klopstock im Februar 1751 die Schweiz verlassen, von Bodmer schied er fast wie ein Fremder*). Bodmer hatte große Hoffnungen auf den Umgang mit Klopstock gesetzt, er war stark enttäuscht worden. Um so mehr mußte es ihn freuen, in Wieland nun einen Jüngling zu finden, der allen seinen Wünschen entsprach. Die herrliche Aussicht von dem Bodmer'schen Wohnhause auf die schneebedeckten Alpen und den Zürcher See wurde für Wieland ein immer neuer Genuß. In Bodmer erblickte Wieland einen Dichter ersten Ranges, die Noachide stand ihm so hoch wie die Ilias, in ihm verehrte er einen Kunstrichter vom reinsten Geschmack, einen gründlichen Kenner alter und neuer Literatur, der ihm, dem namenlosen Jünglinge, als Freund entgegengekommen war und ihn zu einer Zeit in seinem Hause aufgenommen hatte, wo alle seine übrigen Hoffnungen fehlschlugen. Was die Zuneigung beider zu einander immer inniger machen mußte, war die auffallende Aehnlichkeit in ihrer Art zu leben und zu denken. Bodmer war in seiner Lebensart höchst einfach, man könnte sagen nüchtern, Wieland war es nicht weniger, sie hatten beide gleich wenig Bedürfnisse, sie waren beide enthusiastische Wassertrinker, sie lebten beide gern still und einsam, Wieland fügte sich willig in Bodmer's Hausordnung, die er niemals störte. Bodmer war ein arbeitsames Leben gewohnt, er las viel und schrieb viel, und Wieland füllte ebenfalls seine Zeit fast ganz damit aus, an einem Tische saßen sie beide. Auch ihre Ansichten über Religion und Poesie stimmten so sehr überein, daß Bodmer sich selber in seiner Jugend wieder zu erkennen meinte, wenn er Wieland vor sich sah. Bodmer hatte das Unglück gehabt, alle seine Kinder sterben zu sehen, besonders tief hatte ihn der Verlust eines hoffnungsvollen Sohnes getroffen. In Wieland schien ihm das Schicksal den Sohn wiedergegeben zu haben, und sein Herz wurde für ihn wirklich das Herz eines Vaters. „Die Vorsehung," sagte er, „meinte es über meinen Wunsch und über mein Erwarten gut mit mir, als sie meinem Alter diesen Jüngling zuschickte." Noch in späten Jahren ging Wieland das Herz auf, wenn er an die glücklichen Tage in Bodmer's Hause zurückdachte. Er sagte einmal: „Die nicht bei und mit ihm gelebt haben wie ich, nicht Vaterszärtlichkeit und Vatersfürsorge von ihm genossen haben wie ich, nicht Gelegenheit gehabt haben, seinen ganzen Karakter, seinen ganzen Geist und Sinn, sein so zartfühlendes, unverdorbenes, von keiner Thorheit, keinem Laster des Jahrhunderts angestecktes, allem Guten, das ihm allein schön war, offenes Herz, die Reinheit seiner Sitten, und die wahrhaft Homerische Einfalt seiner Lebensart so manches Jahr lang anzuschauen wie ich, die kennen auch den vortrefflichen Mann nicht so, diesen Mann, der mir einst so viel war."

Wenn die Dankbarkeit dieses Lob auch wohl ein wenig zu warm machte, so ist diese dankbare Gesinnung doch auch wieder ein ehrendes Zeugniß für Wieland, der als Mensch überhaupt so viele liebenswürdige Seiten zeigte. Die Verehrung für Bodmer bestimmte ihn zu verschiedenen Arbeiten, durch welche er den Ruhm seines väterlichen Freundes zu vermehren suchte. Seine eigenen schwärmerisch religiösen Ansichten gab er durch die Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde kund, die er einem englischen Muster nachbildete, und stärker noch

*) Vergleiche Seite 36 bis 39.

durch ein kleines Epos, die Prüfung Abraham's, zu welchem Bodmer ihm das Thema gegeben hatte; Wieland hatte dabei verlangt, „es solle mit keiner heidnischen Mythologie besudelt sein.“ Wenn er in derselben Zeit an seine Geliebte schrieb: „Es ist gewiß eine Abnahme der Liebe zur Tugend, wenn die Liebe zu meiner Sofie auch nur um einen Grad der innigsten Zärtlichkeit herabgestimmt wird,“ so erkennen wir, daß der Einfluß Bodmer's für Wieland nicht eben dazu gedient hatte, dem Jünglinge die Welt und die Menschen in einem naturgemäßen Lichte zu zeigen.

Denn daß Wieland von den Menschen und ihren Verhältnissen nicht viel wußte, bewies er selber durch eine kleine Schrift: Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. Ueber diesen Plan urtheilte Lessing in den Literaturbriefen: „Der Verfasser speist uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt und zum Theil recht herzlich seicht sind. — Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich bei der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechteren und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, welche er gegen seine Nazion hat, läßt mich es vermuthen.“ Lessing sieht diese „patriotische Verachtung“ in der Geringschätzung, mit welcher Wieland die deutschen Kanzelredner tief unter die von ihm sonst so verachteten Franzosen stellt, und in dem Mißbrauch, welchen Wieland mit Fremdwörtern trieb. Wenn ein Dichter, der wie Wieland, Hermann den Cherusker besungen, sich mit Grund Verachtung seines eigenen Volkes vorwerfen lassen muß, so ist das ein bedenkliches Zeugniß gegen die Wahrheit aller seiner Grundsätze. Doch müssen wir uns hüten, Anschuldigungen für Wieland's Karakter hieraus abzuleiten. Es beweist uns nichts anderes, als die Beweglichkeit, mit welcher Wieland seine Ansichten denen seiner Umgebung anschmiegte, und sich selber in die Schickungen der Umstände fügte.

Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß diese geringe Selbständigkeit sich sehr oft an Personen zeigt, welche in zartester Jugend zu einer unnatürlichen Frühreife des Geistes getrieben wurden. Wir weisen hier noch einmal auf diesen Punkt hin, da er den Schlüssel zu Wieland's Karakter darbietet. Ein schlagendes Beispiel gibt uns noch das Verhalten Wieland's zu einem wichtigen Lebensereignisse, welches in diese Zeit seines Aufenthaltes bei Bodmer fällt.

Das Verhältniß Wieland's zu Sofie hatte schließlich zu einer förmlichen Verlobung geführt, welcher freilich nicht Sofien's Vater, wohl aber Wieland's Eltern ihre Zustimmung ertheilt hatten. Sofie lebte seitdem im Hause der letzteren in Biberach. Im Sommer 1753 machte ein naher Verwandter Sofien's eine Reise in die Schweiz und brachte einige Tage in Zürich zu, wo er von Wieland und seinen Freunden viele Freundlichkeit erfuhr. Als er nach Biberach zurückgekehrt war, erzählte er Sofie öfter von den angenehmen Verhältnissen, in welchen ihr Verlobter in Zürich lebte. Sofie sah die Besuche des jungen Mannes gern, weil sie ihn gern von ihrem Verlobten sprechen hörte. Wieland's Mutter aber fand, daß es einer Braut nicht gezieme, solche Besuche anzunehmen, sie machte ihr Vorwürfe, welche zur Folge hatten, daß Sofie in das Haus ihres

Vaters zurückkehrte, und da sie irrthümlich glaubte, Wieland sei der eigentliche Urheber jener Vorwürfe, so brach sie den Briefwechsel mit ihrem bisherigen Verlobten stillschweigend ab. Wieland glaubte darin ein Zeichen zu erkennen, daß seine Hoffnungen, von Sofien's Vater das Jawort zu erlangen, der Erfüllung nahe wären, und machte sich keine Sorgen.

Aber Sofien's Vater hatte sich inzwischen wieder verheirathet, außer Sofie hatte er noch drei Kinder in seinem Hause, und er sowohl wie besonders die Stiefmutter wünschten sehr, daß Sofie sich gut verheirathen möge. Wie es scheint, durch den Einfluß der Stiefmutter wurde Sofie einer vortheilhaften Verbindung geneigt gemacht, welche sich darbot, und im Anfang des Dezembers 1753 erhielt Wieland durch die Stiefmutter die Anzeige, daß Sofie ihr Verhältniß zu Wieland für gelöst betrachte und sich mit einem Herrn von la Roche verlobt habe, dessen Gattin sie im Anfang des Jahres 1754 wurde. Kurz vor ihrer Vermählung schrieb Sofie selbst an Wieland und beschuldigte ihn, daß Er es gewesen sei, der das Band zerrissen habe.

Als Wieland die erste Nachricht von der völlig unerwarteten Untreue seiner Geliebten erhielt, warf er in schmerzlicher Wuth ihr Bild auf die Erde und zerbrach das Glas auf demselben, doch am folgenden Tage ließ er ein neues darauf setzen. Seines tiefen Schmerzes wurde er bald Meister und fügte sich in das Unvermeidliche. Sein wahrhaft edles Herz aber trat bei dieser Gelegenheit recht hell zu Tage, wie uns das ein Brief beweist, den er im Dezember 1753 an Sofie schrieb. Er sagte darin:

„Erlauben Sie mir, Sie zu erinnern, daß wir uns tausendmal in dem Angesichte Gottes zugesagt haben, uns so lange zu lieben, als wir die Tugend lieben würden, und wir meinten damals, daß das so viel sei als ewig. Sollte diese Zusage jetzt ungültig sein? Sollte Ihre neue Verbindung die zärtliche Zuneigung unserer Seelen, die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, hinwegnehmen? Nein! das halte ich für unmöglich. Sie müßten aufhören, die unschuldige, großmüthige, scharfsinnige und erhabene Sofie zu sein, oder ich müßte mich in das Gegentheil von dem verwandeln, wofür Sie mich einst hielten. Wenigstens kann bei mir diese ewige Freundschaft, die ich Ihnen so oft gelobte, nicht dadurch zeitlich werden, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind; was hat Ihre Vermählung wider unsere Freundschaft, daß eine die andere aufheben sollte? Lassen Sie uns also denen, welche sich nach ihrer niedrigen Art zu denken einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben, und ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nimmer sehen werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend, und durch redliche Wünsche für unser beider Wohl vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß Sie Ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtigerweise ausgewichen. Es ist nichts, was mich wehmüthig macht, als der Verlust solcher Hoffnungen, die vielmehr jenes als dieses Leben angehen, mit denen ich mir in der angenehmen Zeit schmeichelte, da mir die Vorsicht Ihre Bekanntschaft und Liebe gegeben hat. Und so leben Sie denn wohl, meine Geliebte, leben Sie auf

ewig wohl! Seien Sie immer so glücklich, als Sie ohne Zweifel jetzt sind, ja wenn es zur Zufriedenheit Ihres Herzens gehört, so möge Ihr Gewissen Sie immer auf dem Gedanken lassen, daß ich zuerst das Band gebrochen, das uns einst verbunden hat. Leben sie glücklich mit Ihrem künftigen Gemahl, und erlauben Sie mir, daß ich mit unveränderter Hochachtung und Freundschaft mich unterschreibe Ihren ergebensten Freund und Diener."

Dieser Brief zeugt von einem hohen Edelmuth des Herzens, aber einem starken Karakter wäre es nicht möglich gewesen, in solchen Verhältnissen nur allein das schmerzlich zu finden, daß er seine Geliebte nun dereinst einmal in der Ewigkeit nicht werde besitzen können, während er unmittelbar vorher von einem Wiedererkennen in denselben Gegenden gesprochen. Wieland, der früher einmal geschworen hatte, er wolle den Verlust seiner Geliebten ganz entschieden nicht überleben, trat schon im März 1754 mit Sofien's Gemahl in einen freundschaftlichen Briefwechsel, und bis an ihr Lebensende bestand zwischen dem Dichter und dem Herrn von la Roche und Sofie ein inniges und reines Freundschaftsverhältniß, welches von Seiten beider Männer völlig frei von jeder kleinlichen Eifersucht war. Sofie la Roche wurde eine theilnehmende Freundin von Wieland's späterer Frau.

Durch den Einfluß Bodmer's und Breitinger's, die sich ihm als treue Freunde zeigten, überwand Wieland den Schmerz, den Sofien's Verlust ihm verursachte, in nicht langer Zeit. Sein Wunsch ging nun, da er ganz frei in der Welt dastand, darauf aus, sich seine Verhältnisse so zu regeln, daß er nicht länger Bodmer's Wohlthaten stillschweigend hinzunehmen genöthigt wäre. Die Gelegenheit zur Erfüllung dieses Wunsches fand sich bald, da ein Edelmann ihn zum Erzieher seiner Söhne berief. Am Morgen des 24. Juni 1754 verließ der Dichter das gastliche Haus Bodmer's, und beim Abschiede sprach er die bewegten Worte aus: „Ich kann mit Wahrheit sagen, daß meine Hoffnung, so schön sie war, weit unter dem, was ich wirklich erfahren habe, zurückgeblieben ist." Und von Bodmer's Frau sagte er: „Sie hat mit aller Vorsorge und Zärtlichkeit einer liebreichen Mutter gegen mich gehandelt und sich bis zu tausend kleinen Bemühungen erniedrigt, welche nur eine ausnehmende Leutseligkeit und eine mütterliche Gewogenheit ihr hat auftragen können." Auch Bodmer sah den jungen Mann ungern scheiden, der ihm eine empfindliche Lücke in seinem Leben ausgefüllt hatte. „Ich entwöhnte mich mit Schmerzen von seinem täglichen Umgang," sagte der alte Kritiker.

Daß der Aufenthalt in Bodmer's Hause für Wieland besonders förderlich gewesen sei, kann nicht behauptet werden. Wenn Wieland bei seiner Ankunft in Zürich einseitig in vieler Beziehung war, so wurde er es bei Bodmer noch mehr. Bei ihm lernte der junge Mann auch, wie er später sagte, das Stehlen, das heißt die Fertigkeit, sich die Gedanken anderer Schriftsteller als sein Eigenthum anzueignen und zu verwerthen, und zwar mehr, als die literarische Ehrenhaftigkeit das erlaubte. Bodmer sah in solchem Raub kein Unrecht, er hatte diesem Verfahren selber lange schon gehuldigt. Durch Bodmer wurde Wieland in die Streitigkeiten der Sachsen und der Schweizer gezogen, seine Betheiligung an diesem Kampfe haben wir bereits erwähnt und kommen später noch einmal darauf zurück.

Wieland lebte nun vier Jahre lang als Hauslehrer in der Familie des Herrn von Grebel. Seine äußere Lage war sehr zufriedenstellend, man behandelte ihn mit weit größerer Achtung, als das in solchen Stellungen für gewöhnlich üblich ist. Doch bedingt das Leben eines Hauslehrers immer auch eine mehr oder minder enge Einsamkeit, und wenn der Hauslehrer, wie gewöhnlich, bei der Familie keine andere Theilnahme findet, als in so weit er ihr nützlich ist, so wird kaum in irgend einer andern Lage des Lebens der Mensch so sehr in sich selbst zurückgedrängt, als in der Stellung, in welcher Wieland sich zur Zeit befand, und auch auf ihn machte sich der Einfluß der Verhältnisse in der eben berührten Weise geltend, auch er wurde in sein Inneres zurückgedrängt, und alle Bilder, alle Eindrücke, welche er in letzter Zeit in sich aufgenommen, malte sein reger Geist mit immer brennenderen Farben, mit immer schärferen Umrissen aus.

Was in seinem Herzen noch vielfach wühlte, das war der Verlust der Geliebten. Denn mit ihr hatte er nicht allein sein schönstes Glück verloren, sondern auch alle seine Hoffnungen für die Zukunft, und, was noch weit bedenklicher war, den Sporn, für seine eigene Lebensstellung, für seinen Dichterruhm aus allen Kräften thätig zu sein. So können wir uns nicht wundern, wenn wir sehen, wie sich in dem Gemüthe des Dichters nun die Eindrücke, welche er bei Bodmer empfangen, üppig entwickelten, zumal da Wieland ihnen keinen Widerstand eines festen Karakters oder starker Grundsätze entgegenstemmen konnte. Ihm waren die Freuden des Lebens verbittert worden durch die Untreue eines Herzens, auf welches er Felsen gebaut hätte, die Folge davon war, daß er mit Bitterkeit auf die Freuden des Lebens, und mit erregter Galle besonders auf die Freuden der Liebe schaute. Während er vor seinem Aufenthalte bei Bodmer gegen diesen noch das Lob des Weines aus Klopstock's Munde vertheidigt hatte, verdammte er nun schonungslos alles, was Wein trank und von Wein sich begeistern ließ, ein Greuel war ihm das Liebesgeflüster und der süße Scherz, denn die Rosen der Liebesgöttin hatten für ihn allen Duft verloren. Jeder Zweifel, den er früher gehegt, jeder freie Gedanke, an dem seine Seele sich erquickt hatte, schien ihm nun ein Frevel, und alles Leid, das ihn getroffen, schien ihm ein Strafgericht Gottes für die Sünde zu sein, daß er einst geglaubt hatte, Gott habe ihm seine Vernunft gegeben, um sie zu gebrauchen.

In seiner krankhaften Stimmung warf er sich mit Eifer auf das Studium der Kirchenväter, las die Schriften der Mystiker und erbaute sich an Lebensbeschreibungen von Heiligen, unter denen ihn — wiederum sehr bezeichnend — die heilige Therese am meisten anzog. In der Poesie waren Young und Klopstock ausschließlich seine Muster, und im vollen Ernst dachte er daran, sich als Einsiedler in eine Wüste zurückzuziehen. Die gänzliche Verläugnung aller irdischen Dinge und seiner Selbst erschien ihm als der einzige Weg zur Glückseligkeit, in dem vollkommensten Menschen sah er nur eine mißgestaltete Karikatur der göttlichen Vollkommenheit. Er bedauerte, keine Wunder thun zu können, um den umherflatternden Geist der Menschen aufmerksam machen zu können auf die Stimme des Kristenthums und der göttlichen Offenbarungen.

Ein treues Spiegelbild der Gespenster, welche damals in Wieland's sonst so liebenswürdigem Herzen ihr Wesen trieben, geben uns seine Schriften der damaligen Zeit. Er verfaßte ihrer ziemlich viele, aus deren Zahl wir nur eine nennen

wollen, die Empfindungen eines Kristen vom Jahre 1755. In ihnen und anderen Schriften erklärte er „die mißbrauchte Dichtkunst für den Wein der Teufel, womit sie unbesonnene Seelen berauscht, um sie wie durch einen Zaubertrank in niedriges Vieh zu verwandeln." Er verlangte, ein jeder, der sich die Gleichgültigkeit gegen die Religion nicht für eine Ehre anrechne, solle auch die schlechtesten Kirchenlieder dem reizendsten Liede eines Uz unendlichemal vorziehen, ja in seiner Verschrobenheit ging er sogar so weit, daß er dem Pindar zum Vorwurf machte, er habe seinen erhabenen Geist zur Verschönerung der Göttergeschichte gemißbraucht.

Gegen Uz, den Dichter so manchen heitern Liedes, den Liebling von Schiller's vortrefflicher Mutter, richtete sich Wieland's frommer Zorn ganz besonders. Die Empfindungen eines Kristen hatte er dem auch aus Klopstock's Leben bekannten Konsistorialrath Sack in Berlin zugeeignet, und in der Widmung denunzirte Wieland diesem nachmaligen Bischof „schwärmende Anbeter des Bakchos und der Venus, die man nach der inbrünstigen Andacht, womit sie diese elenden Götzen anbeten und lobpreisen, für eine Bande epikurischer Heiden halten sollte, die sich zusammen verschworen haben, alles was heilig und feierlich ist, lächerlich zu machen, und die wenigen Empfindungen für Gott, die im Herzen der leichtsinnigen Jugend schlummern, völlig austilgen." Und nun folgt sogar eine wörtliche Angabe der Titel derjenigen Schriften, die Uz neuerdings herausgegeben hatte.

Zu diesem frommen Eifer wurde aber, wie in fast allen Fällen, so auch Wieland noch durch einen besondern Grund angetrieben. Uz hatte eine scharfe Kritik gegen Wieland und Bodmer geübt, und der letztere war es nun, der seinen jungen Freund zu einem Rachefeldzuge gegen Uz anspornte.

Wir führen nachstehend Worte von Lessing an, mit welchen er in den Literaturbriefen sich sehr bezeichnend über Wieland ausspricht. Er sagt: „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben, als Herr Wieland. Wenn seine Veränderung durch innere Triebfedern, durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten, mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele."

Ein jedes Extrem trägt schon in sich die Bedingung eines Umschlages auf die entgegengesetzte Seite. Auch bei Wieland wurde dieses Wort wahr. Seine Schwärmerei führte schließlich zur Abspannung. Im Sommer 1756 schrieb er an einen Freund: „Ich verschlummere wider meinen Willen einen guten Theil meiner Existenz. Ich fühle, daß mein Leib immer schwächer wird, und daß sowohl meine sehr blöden Augen als mein Gehirn dem denkenden Wesen oft versagen. Zuweilen wünsche ich, daß ich ein halb Dutzend muntere Seelen hätte, die der meinigen subordinirt wären und alles das nach meinem Sinn ausführten, was ich nicht kann. Dergleichen Wünsche sind fast alles, was mir von meiner ehemaligen jugendlichen Lebhaftigkeit übrig geblieben." Wieland fühlte es selbst, daß eine frische Zugluft durch sein Leben gehen müsse, wenn seiner Entwickelung nicht die Spitze abgebrochen werden sollte. Bisher hatte er ganz ausschließlich nur für Bodmer und dessen Freunde gelebt, und sobald er nur einmal den festen

Entschluß gefaßt und ausgeführt hatte, aus diesem engen Kreise herauszutreten, war der Bann, der auf ihm lastete, thatsächlich schon gebrochen. Von nun an unternahm er öfter Ausflüge in die Umgegend, er besuchte seinen Freund Schinz in Altstetten, mit dessen kleiner Tochter er gern auf einer blumenreichen Wiese spielte, er fing an, sich mit Zeichnen und Musik zu beschäftigen. Um diese Zeit erzählt er in einem Briefe schon von dem Umgange mit drei oder vier lieben Freundinnen, deren Umgang ihm am meisten das Leben versüßte. Auch mit jüngeren Männern trat er in Verkehr, zu seinen neuen Freunden gehörte Salomon Geßner, der Idillendichter, Füeßli, ein Kunstfreund, und der bekannte Arzt Zimmermann, dessen geistvolles Werk von der Einsamkeit bekannt genug ist. Zimmermann lebte damals zu Brügg im Kanton Bern als Stadtarzt, sein feuriger Geist, der viele Gebiete umfaßte, trug wesentlich dazu bei, Wieland aus seiner klösterlichen Abgeschiedenheit zu befreien. Beide Männer standen längere Zeit in einem lebhaften Briefwechsel, ehe sie einander persönlich kennen lernten. Bodmer mußte bei den neuen Bekanntschaften natürlich ein wenig vernachlässigt werden, er zeigte sich zuerst empfindlich darüber und warf dem Dichter Verschwendung der Zeit vor, doch war die Spannung nur vorübergehend und sehr bald gehoben.

Die Freundinnen, von welchen Wieland spricht, waren nicht etwa junge Mädchen, von denen Wieland seit Sofien's Untreue sammt und sonders nichts wissen wollte. Die erste Stelle in seinem Herzen behauptete damals eine Frau Gr. (ihr Name findet sich nirgends ausgeschrieben), eine Wittwe in den mittleren Jahren, deren Bekanntschaft Wieland bald nachdem er Bodmer's Haus verlassen, machte. Als Bodmer eifersüchtig wurde, entgegnete ihm Wieland in Bezug auf seine Freundin: „Da ich ihren Werth kenne, so würde ich ein hassenswerther Mensch sein, wenn ich sie aufgeben würde.“ Sein ganzes Verhältniß zu dieser Frau zeichnet er selber kurz und bestimmt in einem seiner späteren Briefe, in welchem er sagt: „Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an, unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns, unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese, trotz meiner mir anklebenden kindischen Schüchternheit, sich in eine reinmenschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre, und, nachdem wir einander aufrichtig gestanden hatten, es sei gleich unmöglich, daß sie mir zwanzig Jahre abgäbe, oder ich über Nacht um zwanzig Jahre älter würde, in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen, und selber die Frau eines zürchischen Magnaten zu werden.“

So endete dieses Verhältniß. Die Liebe zu Sofie und deren Untreue hatte viel beigetragen, um Wieland in eine finstere Lebensansicht hinein zu treiben, die Liebe zu Frau Gr. führte ihn wieder ins Leben zurück. Allmälig wurden seine Anschauungen wieder heller und gesunder, er las mit Interesse naturwissenschaftliche und psychologische Werke, und erklärte bald, daß er der schulmäßigen Moralisten herzlich müde sei. Er sah sehr wohl ein, daß eine finstere Moral, welche alles Menschliche ohne Wahl und ohne Unterschied unterdrückt, nur geeignet ist, die gesammte Menschheit in Klostermauern zu treiben, und auf diese Weise die

Bande aller organischen Gliederung zu lösen und jedem gesunden Fortschritt vernichtende Fesseln anzulegen. Zu dieser Ueberzeugung ließ Wieland sich die Schriften des englischen Filosofen Shaftesbury bekehren. An seinen Freund Zimmermann schrieb er einmal: „Hat Sie nicht Shaftesbury überzeugt, daß wir alle schwermüthigen, traurigen, finsteren Betrachtungen, alle dunklen, kimmerischen, stygischen Empfindungen, alles was uns verstimmt und disharmonisch macht, wie unsere ärgsten Feinde bestreiten sollen? Thue also das, so wirst du leben! Unsere Seele muß sich ihrer Kräfte bewußt sein, wenn sie mit Muth handeln soll, wir müssen in helle Aussichten hinaussehen, wenn uns wohl sein soll, wir müssen das menschliche Geschlecht von der schönen Seite ansehen, wenn wir ihm gewogen sein sollen, wir müssen uns Gott als gut vorstellen, um ihn zu lieben, wir müssen mehr von Vollkommenheit über uns, als von Fehlern gerührt sein, wenn wir uns verbessern sollen. Wider alle diese Regeln wird von den Moralisten oft gesündigt. Viele derselben scheinen nicht zu wissen, daß Kleinmuth, Verachtung seiner selbst, Furcht, Angst, Traurigkeit, Zweifel und dergleichen Gift für unsere Seele sind, und daher kommt es, daß die moralischen Arzneien, die sie uns verschreiben, zuweilen nicht viel mehr taugen als Sauerkraut für Fieber. Alle ihre Kuren sind denn auch wie ihre Rezepte."

Bald darauf schrieb er: „Machen Sie mich nicht von neuem zu einem Seraf, Heiligen oder Luftgeist, ich bin ganz und gar ein Mensch und schäme mich dessen nicht im mindesten." Mit diesem Ausspruche bezeichnete Wieland den völligen Bruch mit seiner vormaligen Schwärmerei und seine Wiederkehr zur Gesundheit. Jetzt that es ihm leid, daß er so hart gegen Uz verfahren war, und er wünschte es wieder gut machen zu können. Alle vorigen Verirrungen seines Geistes und seines Herzens, erklärte er, erkenne er nun vollkommen. „Es gab eine Zeit," sagte er, „wo Young mich entzückte. Diese Zeit ist vorbei. Ich liebe die Feenmährchen nicht mehr, ich finde kein Vergnügen mehr an dem Leben der heiligen Therese, ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sfären zu reisen, ich verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Kato sein solle, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der platonischen Filosofie zu unterrichten. Das sind eine Menge von Veränderungen, die aber alle eine nach der andern fast unmerklich herbeigeführt worden sind."

An den Platz, welchen Young hatte räumen müssen, trat jetzt Voltaire, den Wieland bewunderte. In rechtem Lichte erschien ihm jetzt auch der König aller Dichter, Shakespeare, er machte ihn zu seinem eingehenden Studium und begeisterte sich so sehr für ihn, daß er einige Jahre später eine Uebersetzung seiner Stücke gab, die erste, welche in Deutschland existirte. Von den Kirchenvätern wollte Wieland jetzt gar nichts mehr wissen, Augustinus war ihm einer der größten Antipoden der gesunden Vernunft und der Filosofie, die jemals gewesen. „Der heilige Hieronymus ist ein noch zehnmal ärgerer Sünder als der Herr Bischof von Hippo. Er war selbst lange Zeit ein Eremit, und bildete sich ein, der Mönchs- und Nonnenstand sei der Stand der Engel." So wie die Heiligen und die Kirchenväter, so sank auch Klopstock nun in Wieland's Augen. Ueber die Messiade sagte er: „Ein Dichter ist ein schlauer Kopf, wenn er sich ein Sujet außerhalb der menschlichen Sfäre wählt. Wer kann ihn da zur Rechen-

schaft ziehen. Wo ist der Maaßstab, wonach man die Regularität und die Proporzionen seiner poetischen Geschöpfe messen kann? Wer kann sagen, ob ein Engel recht geschildert sei?" Während Wieland früher haben wollte, daß man das schlechteste Kirchenlied lieber lesen solle als das schönste weltliche Lied, erklärte er jetzt, ob nicht ein wahrer Filosof, ein Sokrates, ein Epaminondas, in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sei, als ein einfältiger Krist?

In der großen Veränderung, welche mit seinen Ansichten und seinen Lebensgewohnheiten vor sich gegangen war, ging Wieland nun Schritt für Schritt weiter, seine Natur neigte immer mehr zu heiterm Lebensgenuß hin, sein Umgang wurde immer ausgedehnter, er betrieb das Zeichnen und die Musik mit Vorliebe, er spielte, er machte eine Zeitlang den Ariost in seinen glanzvollen üppigen Schilderungen zu seiner fast ausschießlichen Lektüre. Nun trank er auch gern Wein, doch blieb er im Genuß desselben stets mäßig und beschränkte sich auch in späteren Jahren auf den Sokratischen Becher.

Ebenso wie als Mensch, wandte Wieland sich jetzt auch als Schriftsteller von seiner eigenen Vergangenheit ab. Seine frühesten Werke waren bekanntlich ohne seinen Namen erschienen, er hatte jetzt keine Lust, sie anzuerkennen und erklärte, sie ihrem Schicksal überlassen zu müssen. Elegien, Fantasien, moralische Betrachtungen waren jetzt nicht mehr sein Geschmack, er wandte sich dem Drama zu, und fing im Jahre 1757 an, ein Trauerspiel in fünffüßigen Jamben, Lady Johanna Gray, auszuarbeiten. Er nahm dabei das gleichnamige Stück des englischen Dichters Nicholas Rowe zum Muster. Die Arbeit blieb wieder liegen, im nächsten Jahre aber kam die Ackermann'sche Schauspielergesellschaft, welche durch den siebenjährigen Krieg aus Deutschland vertrieben war, nach Zürich. Wieland, welcher das Theater nie versäumte, wurde von den Darstellungen der Frau Ackermann so ergriffen, daß er seine Johanna Gray noch von ihr dargestellt zu sehen wünschte. Mit regem Eifer ging er an die Ausarbeitung des Stückes, welches er in fünf Wochen vollendete. Das Stück wurde sogleich gedruckt und am 20. Juli 1758 zum erstenmal in Winterthur mit vielem Beifall aufgeführt. Das Erscheinen dieses Stückes erregte einiges Aufsehen, man hatte von Wieland dergleichen nicht erwartet. Nikolai in Berlin hatte früher spottend über Wieland und Bodmer gesagt, Wieland's Muse spiele die Betschwester, um der alten Wittwe zu gefallen, es müßte ein lustiges Schauspiel sein, wenn die junge Betschwester sich einmal als Salondame entpuppe. Diesen Weg schien Wieland nun betreten zu wollen. Seine Johanna Gray erfuhr von vielen Seiten eine scharfe Kritik. Das richtigste Urtheil darüber gab Lessing in den Literaturbriefen. Er sagte: „Herr Wieland hat die ätherischen Sfären verlassen und wandelt wieder unter den Menschenkindern. Hier haben Sie für's erste sein Trauerspiel: Lady Johanna Gray. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie," sagt er, „ist dem edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tugend auf die rührendste Art vorzustellen, sie in Handlungen nach dem Leben zu malen, und den Menschen Bewunderung und Liebe für sie abzunöthigen." Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Karaktere und auf die Handlung seines Stückes machen. Die

meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter wie Herr Wieland darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen, die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter, der Herzog von Suffolk ist ein lieber frommer Vater, der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl, sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen, in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann, der sich so lange unter lauter Cherubim und Serafim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Serafim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige, sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht, sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernen, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland und mit seinem Bischofe Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug, aber schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen Sie es gut sein, wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gwesen sein, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken, er wird sich mit dem Homer weit von den übertriebenen Moralisten entfernen.“ —

In der folgenden Auseinandersetzung weist Lessing nach, daß Wieland den Engländer Nicholas Rowe, den wir bereits nannten, so stark benutzt hatte, daß er von demselben nicht nur den Plan des Stückes, sondern auch fast alle einzelnen Situazionen entlehnte. Statt sich aber dem großartigen Plane des Engländers genau anzuschließen, strich Wieland vieles Wesentliche darin auf eine so wenig kunstverständige Weise, daß Lessing sagte: „Herr Wieland hat einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen.“ Schon bei dieser ersten dramatischen Arbeit stellte es sich heraus, daß Wieland kein dramatischer Dichter war, und er selber sah dies später, nachdem ihm noch einige andere Dramen mißlungen waren, ein. Wieland so wenig wie Klopstock konnten im Drama eine höhere Stufe ersteigen, weil beide zu wenig Menschenkenntniß besaßen.

Durch Lessing's begründete Kritik empfindlich getroffen, fand Wieland vorläufig keinen Geschmack mehr am Studium der Engländer, er wandte sich wieder einem Felde zu, auf welchem er schon früher Früchte gepflückt, die ihn erquickten: den Griechen Xenofon und Lukian. Nach dem Muster des ersten begann er ein großes Epos in 18 Gesängen, Zyrus, in welchem er das Ideal eines Helden und eines Gesetzgebers, eines vollkommenen Königs und eines völlig guten Menschen in einer Person schildern wollte. Zu Anfang des Jahres 1758 ging er an die Ausführung seines Werkes, da stieß er unerwartet auf große Schwierigkeiten, deren wahren Grund er bald genug selbst erkannte und mit liebenswürdiger Bescheidenheit durchaus nicht verhehlte. „Ich fürchte,“ sagte er, „daß ich ein Unternehmen gewagt habe, das ich nicht werde ausführen können. Ich bin all-

zuweit unter einem Helden, um einen Helden würdig und nach dem Leben schildern zu können." Die Arbeit blieb unvollendet liegen.

Wieland's Geist, der nie müde wurde, nach neuen Eindrücken zu suchen, und der den empfangenen Eindrücken sich stets willig hingab, wurde auch von Lukian's muthwillig-satirischer Laune stark berührt. Er entwarf den Plan zu einem Romane, der den Titel: „Lukian's des Jüngeren wahrhafte Geschichten" führen und aus mehreren Büchern bestehen sollte. Schildern wollte er in ihnen einen Staat verständiger Bienen, ferner ein Volk, Pagoden genannt, deren Sitten, Religion und Regierung als ganz abscheulich hingestellt wurden, ihnen sollte eine Reise in den Bauch eines Walfisches folgen, mit den wunderbarsten Abenteuern, welche die lebhafteste Fantasie nur ersinnen konnte. „Ich amüsire mich damit," schrieb er, „die ungereimtesten Possen, die ich mit meinem bischen Witz auftreiben kann, zu Papiere zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sfäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine Sprache zu reden, welche sie nicht verstehen, steige ich herab, und meine Filosofie nimmt die Maske der Thorheit vor, um den Thoren zu gefallen und Weise lächeln zu machen." Auch von diesem Werke wurden nur Bruchstücke ausgeführt. Eine große Menge anderer Themata, welche bei Gruber I, 292 Anm. aufgeführt sind, wurden nie in Angriff genommen.

Vier Jahre lang hatte Wieland seine Zöglinge in Zürich unterrichtet, dieselben waren nun bereit, in das Leben einzutreten, und Wieland mußte sich nach einer andern Stellung umsehen. Es wurde ihm der Vorschlag gemacht, als Lehrer in eine protestantische Familie in Marseille einzutreten, auch aus Deutschland ergingen ähnliche Anerbietungen an ihn. Wieland sehnte sich, einmal einige Jahre in völliger Unabhängigkeit zu leben, er dachte an einen Aufenthalt bei seinen Eltern, oder an die Gründung einer Wochenschrift, doch fand er es schließlich rathsam, auf den Vorschlag seines Freundes Zimmermann nach Bern als Erzieher des einzigen Sohnes des Rathsherrn von Sinner zu gehen. Zürich zu verlassen schmerzte ihn, er selber fühlte, wie viel er der gesunden Luft dieser Stadt in den letzten Jahren schuldig geworden war. Von Bodmer und Breitinger schied er aufs freundschaftlichste.

Im Juni 1759 traf er in Bern ein, sein Ruf als Schriftsteller verschaffte ihm eine Aufnahme, die seine Erwartungen weit übertraf. Doch fühlte er sich in seiner neuen Umgebung nicht recht heimisch. Er war zu allen Zeiten ein Freund der Natur gewesen, und in Bern vermißte er die schöne Lage von Zürich und den herrlichen See, für welchen die alterthümliche Schönheit der Häuser und Straßen in Bern ihm keinen genügenden Ersatz bot. Ein zahlreicher Verkehr, dem sich nicht ausweichen ließ, beschränkte Wieland's Zeit mehr als ihm recht war. „Man muß hier," schrieb er, „zum Müßiggänger werden, um sich nach den Sitten des Landes zu bequemen. In der That hat dieser Müßiggang seine Annehmlichkeiten, man gibt und empfängt Besuche, man geht spazieren, man besucht die Landgüter seiner Freunde, man macht Lustreisen, man ißt und trinkt und schwatzt und hat Langeweile, und macht ein vergnügtes Gesicht dazu; aber diese Art von Vergnügungen verliert nicht nur in kurzer Zeit ihren Reiz für diejenigen, welche gewohnt sind, mit sich selbst zu leben, sondern auch für die Liebhaber der Freude und der Lustbarkeiten, denen nichts widriger ist, als immer im

gleichen Kreise stummer Ergötzungen herumgeschaukelt zu werden. Urtheilen Sie selbst wie stark zuweilen meine Sehnsucht nach Zürich sein müsse."

In dem Herrn von Sinner fand er einen feingebildeten Mann, der eine Sammlung von auserlesenen Gemälden und eine große Anzahl werthvoller Kupferstiche besaß, auch dessen Gemahlin wurde von Wieland gelobt. Doch mußte er täglich vier Stunden Unterricht in den Elementarfächern ertheilen, und dieses Joch schien ihm so schwer, daß es alle Spannkraft seines Geistes auf die Dauer völlig niederdrücken müsse. Durch die Vermittlung seiner Freunde wurde das drückende Verhältniß in freundschaftlicher Weise gelöst. Es fanden sich vier schon mit Vorkenntnissen versehene Jünglinge, welche für täglich zwei Stunden filosofischer Vorlesungen Wieland auf ein Jahr zweihundert Kronen zu zahlen sich erboten. Im September verließ er das Haus des Herrn von Sinner.

Obwohl Wieland nun über seine Zeit fast uneingeschränkt gebot, dachte er doch nicht weiter an die Vollendung des Zyrus, den er mit so großer Begeisterung unternommen hatte. Der Grund für den Abfall von diesem Stoffe ist ein für Wieland höchst karakteristischer: in Bern liebte man die Verse ohne Reim nicht sehr, deshalb fand der Zyrus nicht sehr viel Freunde. Wieland wünschte aber seiner Umgebung zu gefallen, und er, der früher mit Klopstock ein Gegner des Reimes gewesen war, bekehrte sich nach kurzem Widerstande zu dem Geschmack der Berner und entwarf den Plan zu einem Lehrgedichte in gereimten Versen: Der Landbau. Er hoffte es während des Sommers zu vollenden, allein Besuche, Spaziergänge und kleine Reisen füllten die schönen Tage desselben so ganz aus, daß es zu keiner Arbeit kam. Er verlangte ungeduldig nach dem Winter, aber als die farbenreiche Welt des Sommers von dem einförmigen Gewande des Winters zugedeckt war, wurde in Wieland's Brust eine neue Schöpfung lebendig, er fühlte die Lust der Liebe in mehr als einer Form. Zuerst fesselte ihn Marianne Fels, dann machte er die Bekanntschaft der vielgenannten Julie Bondeli. Sie war die Tochter des Diakonus Bondeli, mit dem Wieland bekannt war. Julie war eine der geistreichsten Vertreterinnen des schönen Geschlechtes, sie stand mit berühmten Männern in Briefwechsel, und fesselte, obwohl sie häßlich war, in Gesellschaften die Männer mehr, als junge hübsche Mädchen dies vermochten. Als Wieland sie zum erstenmal sah, erklärte er sie für ein schreckliches Mädchen, dem es vollkommen gelungen sei, ihn zwei ganze Stunden lang verdrießlich zu machen. In Einem Zuge habe sie ihm von Plato und Plinius, von Zizero und Leibnitz, Pfaff, Aristoteles und Locke, von rechtwinkligen und gleichschenkligen Dreiecken erzählt. Nichts in der ganzen Natur, meinte er, sei der äußersten Schnelligkeit ihrer Zunge zu vergleichen, mit der sie ihn in eine wüthende Laune gegen sie versetzt habe. Sein Freund Zimmermann profezeite ihm, daß sein Groll gegen Julie nicht lange Stand halten würde, und die Erfahrung zeigte die Wahrheit dieser Worte. Beim zweiten Besuche fand Wieland nicht mehr das schreckliche Mädchen in ihr, er wurde von ihrem Geiste gefesselt, und wenn Marianne vorläufig auch noch die Oberhand behauptete, so entspann sich doch bald zwischen Wieland und Julie eine „filosofische" Freundschaft, welche den Dichter kalt gegen seine übrigen Freunde machte. Sie warfen ihm vor, er verschwende seine Zeit bei Julie, er aber meinte, man könne nicht genug Zeit auf-

wenden, um glücklich zu sein, und die Tage bei Julie bezeichnete er als die einzigen, an welchen er in Bern gelebt habe.

So war denn die anfängliche Abneigung in eine glühende Liebe übergegangen, in Julie fand der Dichter alle schönen und guten Eigenschaften des Geistes vereinigt, welche er an seinen zahlreichen Freundinnen bisher vertheilt bewundert hatte, er fand, daß sogar seine einst heißgeliebte Sofie von ihr noch übertroffen wurde. Sie zu schildern, wollte er nicht unternehmen, weil die stärksten und glänzendsten Farben seines Gemäldes ihm beim Anschauen des Urbildes nur matt und dunkel erscheinen würden. Einmal noch wollte er sich gegen seinen Freund Zimmermann gegen den Argwohn verwahren, als sei er und Julie ein Paar ehrsame Mitglieder des verliebten Völkleins, er wollte sogar behaupten, Julie habe nie in ihrem Leben geliebt und würde auch nie lieben, und doch fügte er in Einem Athem hinzu: „Alles wohlüberlegt, so bin ich gerade derjenige, den Julie niemals hätte kennen lernen sollen, wenn sie diejenige Liebe nicht hätte kennen lernen wollen, die noch zärtlicher noch lebhafter und interessanter ist als die Freundschaft, ohne minder wahr und standhaft zu sein. Die Uebereinstimmung zwischen unserm Geist und Herzen ist bis zum Erstaunen groß, gerade so viel Verschiedenheit, als zu einem Kitt der Liebe nöthig ist. Ein jedes erblickt in dem andern sein verschönertes Selbst. Jedes behauptet, das andere mehr zu lieben als sich selbst; diese Empfindung ist wahr, weil jedes das andere für sein besseres Selbst ansieht. Wir sind übereingekommen, daß jedes das andere nach seiner eigenen ihm natürlichen Art, ohne den mindesten Zwang lieben soll, ich mit Enthusiasmus, weil meine Natur es so mit sich bringt, sie ohne Enthusiasmus, aus gleichem Grunde. Ich weissagte ihr, sie würde noch so gut Enthusiast werden als ich, sie zweifelt und sagt, daß sie es wünsche, um mich glücklicher machen zu können. Es ist nichts in der Welt, nichts, was zu thun recht ist, das ich nicht thun wollte, wenn Juliens Besitz der Preis davon wäre. Sie würde mich unaussprechlich glücklich machen. Aber ich sehe keine Möglichkeit. Ich müßte auf eine sehr anständige und vortheilhafte Art etablirt sein, wenn ich berechtigt sein sollte, eine solche Prätension zu machen, und bisher ist kein Anschein zu einem solchen Etablissement. Indessen gestehe ich Ihnen, daß ich demungeachtet hoffe, und da ich gegenwärtig durch dies werthe Geschöpf glücklicher bin als ich beschreiben kann, so läßt diese Hoffnung, so unwahrscheinlich sie scheint, nebst der Gewißheit, daß ich den ersten Platz in ihrem Herzen habe, keiner Unruhe und keinem quälenden Gedanken in meiner Seele Platz.“

Wieland dachte ernstlich daran, seine Verhältnisse so zu gestalten, daß er heirathen könne. Eine Zeitlang dachte er daran, eine Stelle in der Verwaltung seiner Vaterstadt zu erhalten. Allein der damalige Bürgermeister war ihm nicht günstig gesinnt, und dadurch wurde seine Hoffnung vereitelt. Im Einverständniß mit seinen Freunden ging er nun darauf aus, in der Schweiz eine Buchhandlung anzulegen, womit er eine eigene Buchdruckerei verbinden wollte. Er hatte die Absicht, außer seinen eigenen Werken Sammlungen ausgewählter Stücke aus der Filosofie und der schönen Literatur und gute Uebersetzungen der besten Schriften des Alterthums und der Neuzeit zu verlegen. Auch den Plan zu einer regelmäßig erscheinenden Zeitschrift, für welche er die hervorragendsten Geister Deutsch-

land's zu gewinnen hoffte, nahm er wieder auf. Um sein Unternehmen auszuführen, riethen ihm seine Freunde, er solle sich in dem Städtchen Zopfingen im Kanton Bern niederlassen. Wieland war bereits mit den Vorbereitungen zur Gründung seines Geschäftes lebhaft im Betriebe, als ein Brief seiner Mutter ihm meldete, daß der erwähnte Bürgermeister in Biberach gestorben und nun ziemlich gewisse Hoffnung vorhanden sei, daß er in seiner Vaterstadt eine Anstellung erhalten werde. Auf seine Bewerbung wurde er in der That zum Verwaltungsbeamten seiner Vaterstadt erwählt. Als ihm aber sein Vater die erfreuliche Nachricht mittheilte, verlor er wieder alle Lust, er sah ein, daß ein Uebermaaß von geisttödtender Arbeit seiner warte, und daß er der Freiheit, der Ruhe und wahrscheinlich sogar den Musen entsagen müsse. Doch die Rücksicht auf seine Eltern und die Hoffnung, daß seine Anstellung es ihm möglich machen würde, seine Julie heimzuführen, bewog ihn zur Annahme der Stelle. Am 22. Mai 1760 verließ er Bern und begab sich nach seiner Vaterstadt zurück. Im Herbst des Jahres 1759 hatte er ein Trauerspiel „Klementina von Porretta" geschrieben; seine schwärmerische Liebe zu Julie Bondeli hatte auch diesem Stücke einen stark schwärmenden Geist eingehaucht, doch fehlten ihm gänzlich die früher so beliebten Flüge in höhere Welten. Die Klementine ist das einzige ausgeführte poetische Erzeugniß Wieland's während seines Aufenthaltes in Bern. So wie die Johanna Gray dem Nicholas Rowe, so war die Klementine von Porretta dem Grandison des Engländers Richardson entlehnt, und Lessing verfehlte nicht, die englische Quelle auch des zweiten Stückes sofort zu bezeichnen und zugleich nachzuweisen, daß Wieland in dem zweiten Stücke noch weniger Geschick zu dramatischer Gestaltung bewiesen habe, als in dem ersten. In seiner Vaterstadt fand sich für Wieland vorerst keine Veranlassung und keine Ruhe zu poetischen Arbeiten.

Die Einwohner der Stadt Biberach bestanden damals aus zwei Drittheilen Protestanten und einem Drittheil Katholiken. Unter beiden Parteien herrschte völlige Gleichheit der Rechte und der städtischen Besitzthümer, die Hauptkirche, die Hospitalkirche und das sehr bedeutende Hospital waren gemeinschaftlich. Die Regierung der kleinen Republik bestand aus einem innern Rathe von zwanzig Personen, wozu ein evangelischer und ein katholischer Bürgermeister, zwei evangelische und zwei katholische geheime Räthe, drei evangelische und drei katholische Räthe aus den Patriziern, und vier von der Gemeinde gewählte Räthe gehörten. Diesem innern Rathe, welcher die Oberaufsicht über alle politischen, juridischen und ökonomischen Angelegenheiten führte, standen zur Seite ein evangelischer Kanzleidirektor, der als Stadtschreiber zugleich das Rathsprotokoll führte, und ein katholischer Syndikus, dem die rechtlichen Gutachten oblagen. Außerdem gehörten zur Regierung noch das Stadtammannamt, das Stadtgericht und ein großer Rath, welchen zehn evangelische und zehn katholische Bürger ausmachten. Der evangelische und der katholische Stadtammann standen im Range gleich nach den Bürgermeistern, sie führten den Vorsitz im Stadtgerichte. Die Bürgermeister, die Stadtammänner, die geheimen Räthe und die von den Patriziern erwählten Räthe des innern Rathes mußten entweder von Adel oder Doktoren der Rechte sein. Wieland, der keins von beiden war, hatte durch die Wahl der evangelischen

Bürgerschaft eine Stelle als einer der vier letzten Räthe des innern Rathes erhalten.

Als Wieland seine Stelle antrat, war die Stelle des verstorbenen Bürgermeisters noch nicht wieder besetzt worden, die Vorbereitungen zur Wahl desselben wurden gerade getroffen, und Wieland, für den es keineswegs gleichgültig war, wer den erledigten Posten einnahm, mußte selber seinen Einfluß bei der Wahl für eine Partei aufbieten. Er lernte dabei reichlich politische Intriguen und alle Gemeinheiten kennen, welche in kleinen Städten bei solchen Veranlassungen sich zu zeigen pflegen. Die Wahl eines römischen Konsuls zur Zeit des Klodius, meinte er, könne nicht schwieriger und stürmischer gewesen sein, als diese Wahl eines Bürgermeisters für die Reichsstadt Biberach. Sechs volle Wochen vergingen, ehe man zum Ziele kam. Durch die erfolgte Wahl wurde die Stelle des Kanzleidirektors erledigt, und um diese bewarb sich Wieland. Außer ihm waren aber noch mehrere andere Bewerber vorhanden, und wenn schon bei der Wahl des Bürgermeisters der Streit der Parteien lebhaft gewesen war, so entbrannte er um die Wahl des Kanzleidirektors in seiner vollsten Wuth. Mit Sehnsucht gedachte Wieland jetzt der Zeiten, als er in der Schweiz Herr seiner selbst und seiner Zeit war, als er mit Bodmer alle Stunden dem ungestörten Studium widmete, oder in heiliger Stille Zwiegespräche mit den Musen hielt. Alle seine Freunde habe er nun verloren, klagte er, und er müsse Geschäfte verrichten, welche entweder in die träge, sumpfige Ruhe der maschinenmäßigen Wiederholung einwiegten, oder das Gefühl in eine stürmische Bewegung setzten und den Geist zusammenpreßten; ein solches Leben sei seiner Denkungsart, seinen Neigungen und seinen Gewohnheiten so sehr entgegen, daß sein Geist ausgelöscht, seine Seele betäubt und seine bessere Hälfte zernichtet würde.

Wenn anhaltender Fleiß einem begabten Manne die Zugänge zu den verschiedensten Quellen menschlicher Erkenntniß eröffnet hat, so gewährt es eine süße Befriedigung, in der Einsamkeit auf die Stimmen so vieler Weisen zu lauschen, welche alle nun in vernehmlicher Sprache reden. Aber von dem Verständniß des praktischen Lebens und von dem Interesse dafür zieht die ungestörte Einsamkeit mehr als gut ist ab, sie reizt die Empfindsamkeit bis zu einem Grade, der das Zusammenleben mit Menschen unmöglich macht. Nichts ist für eine solche empfindsame Natur heilsamer, als eine möglichst umfangreiche, praktische Thätigkeit; wenn diese Arznei auch bitter ist, sie hilft stets. Auch Wieland sollte das erfahren, denn die Tage des gesicherten Besitzes, von denen er geträumt, waren noch fern.

Durch die Gunst des neuen Bürgermeisters wurde Wieland die Stelle des Kanzleidirektors provisorisch übertragen. Er kam dadurch in den Besitz eines der bequemsten Häuser der Stadt und einer Besoldung von tausend Gulden. Bei dieser provisorischen Anstellung blieb es aber vom Jahre 1760 bis 1764, denn es entstand zwischen dem katholischen und dem evangelischen Magistratsantheile ein Prozeß über die Gleichstellung der Kanzlei und des Syndikats. Ein katholischer Rathsherr, der dabei für sich im Trüben zu fischen hoffte, regte diesen Streit an, und so lange der Prozeß dauerte, war Wieland's Stellung eine durchaus unsichere. Die Gunst seiner Freunde war keine stetige, im Jahre 1762 schrieb er an Zimmer-

mann: „Der verdammte Prozeß, um dessetwillen ich nun schon zwanzig Monate lang wie eine Seele im Fegefeuer leide, ist nun dahin gediehen, daß es mich vermuthlich meine Stelle gänzlich kosten wird. Ich arbeite mit allen Kräften entgegen, allein ich habe so viel als gar keinen Freund, niemand hat ein Interesse, für mich zu sein, und beinahe jedermann gewinnt entweder wirklich, oder hofft zu gewinnen, wenn ich gestürzt werde."

Die beständige Gefahr, in den nächsten Tagen gestürzt zu werden, die vielfachen Schikanen, an denen man es nicht fehlen ließ, erschütterten selbst Wieland's Gesundheit. In den letzten Monaten des Jahres 1762 forderte man von ihm, er solle ein Specimen iurisprudentiae anfertigen, um seine Befähigung zu der Stelle des Kanzleidirektors darzuthun, und obwohl Wieland nie mit besonderer Vorliebe seinen juristischen Studien obgelegen hatte, so erklärte er doch: „Was für Muth kann man in solchen Umständen haben!" und stellte in einigen Wochen die verlangte Arbeit her. Unter diesen Verhältnissen schaute Wieland sich oft nach einer andern Stelle um, er wäre gern Professor an einem Gymnasium geworden, doch wurden seine Wünsche nicht erfüllt, und er mußte in Biberach ausharren. Das einzige was er für seine eigenen Hoffnungen thun konnte, war die strengste Erfüllung seiner Amtspflichten, und da man seine Geschicklichkeit in Führung der Geschäfte bald erkannte, so trug man ihm deren immer mehr auf. So arbeitete er sich von Monat zu Monat ab, wenn der erwünschte Ausgang ganz nahe schien, wußten die Gegner immer neue Verzögerungen zu verursachen. Als im Jahre 1763 das Ende des Prozesses schon so gut wie sicher war, wußte der erwähnte Rathsherr es durchzusetzen, daß er von seiner Religionspartei nach Wien geschickt wurde, um am kaiserlichen Hofe, der stets auf Seiten der Katholiken stand, alles zur Vernichtung der evangelischen Gegner in Biberach aufzubieten. Schon glaubte er seine Gegner völlig in der Schlinge zu haben, als zur großen Verwunderung des Ränkeschmiedes es sich fand, daß auch für Wieland in Wien einflußreiche Freunde wirkten. Ein kaiserliches Dekret ordnete den Weg gütlichen Vergleiches an, und dieser Vergleich sollte im Jahre 1764 von zwei kaiserlichen Kommissarien in Wien angebahnt werden. Durch diese Wendung der Sache häufte sich Wieland's Arbeit wieder um ein beträchtliches, denn da alle Kopisten entweder Anhänger der Gegenpartei oder der Bestechung zugänglich waren, so mußte Wieland auch alle Aktenstücke in dieser wichtigen Angelegenheit selbst abschreiben. Erst im September des Jahres 1764 kam der Vergleich zu Stande, durch welchen Wieland jetzt auch von den Katholiken seiner Vaterstadt als wirklicher Kanzleidirektor anerkannt wurde. So trug er schließlich durch sein zähes Ausharren dennoch den Sieg davon, und wurde definitiv in sein Amt eingesetzt.

Es schien, als habe das Schicksal beschlossen, im Anfange der sechziger Jahre Wieland die mannigfachsten Leiden durchkosten zu lassen. Julie Bondeli fand Gelegenheit, auf Wieland eifersüchtig zu werden, und obwohl der Dichter in der That seine Treue rein erhalten hatte, so scheint er doch nicht behutsam genug gewesen zu sein, auch den Schein der Untreue zu vermeiden. Julie setzte ihrem Verlobten Stolz und Kälte entgegen, Wieland wurde leidenschaftlich heftig, und im Jahre 1761 erfolgte ein Bruch des Verhältnisses. Bald nachher starb Juliens Vater, sie war ohne Vermögen, und Wieland versuchte, sich seiner Geliebten wieder zu

nähern und sie zur Aussöhnung und zur Annahme seiner Hand zu bewegen. Julie versicherte ihn ihrer Freundschaft, hielt es aber für unmöglich, ihre frühere Liebe zu Wieland wiedergewinnen zu können. Betroffen entgegnete Wieland: „Das höchste Wesen verzeiht, sobald wir es lieben, und eine Tochter Eva's wollte einem Menschen, der sein Leben hingeben würde, um ihr zu beweisen, daß er sie liebe, nicht vergeben? Ich weiß ganz bestimmt, wäre ich jetzt bei Julie, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte. Eine Stunde darauf könnte ich mich aber auch selbst verabscheuen, daß ich solch einer Schwachheit fähig gewesen. Nein, in Wahrheit, der bloße Gedanke ist unerträglich, daß ein menschliches Geschöpf vor einem andern menschlichen Geschöpfe, wie vollkommen es auch sein möge, sich so erniedrige. Lieber wollte ich das Herz mir herausreißen, als noch einmal Verzeihung erbitten."

Der Bruch wurde nicht wieder geheilt, die Verlobung blieb gelöst, doch fand sich zwischen Julie Bondeli und Wieland bald eine Freundschaft, welche in derselben Weise wie zwischen Sofie la Roche und Wieland ihr ganzes Leben hindurch dauerte.

Es waren Widerwärtigkeiten und Leiden vielerlei Art, welche Wieland in Biberach erfuhr, doch gewährte ihm das Schicksal auch auf einer Seite den liebenswürdigsten Ersatz dafür. Etwa eine Stunde weit von Biberach lag der Marktflecken Warthausen, der Hauptort einer gleichnamigen Herrschaft, zu welcher zwölf Dörfer gehörten, das Eigenthum der gräflichen Familie von Stadion. Das gräfliche Schloß lag in dem Marktflecken auf einem Berge, von welchem man eine schöne Aussicht in das Rießthal bis nach Ulm hatte. Der damalige Besitzer war Friedrich Graf von Stadion, Großhofmeister und erster Minister des Kurfürsten von Mainz, der in früherer Zeit mehrere Jahre lang kaiserlicher Gesandter in England gewesen war. Er hatte dieses Schloß zum Ruhesitze seines Alters ausersehen, und es mit Gärten und einem Park im Geschmack der sogenannten englischen umgeben lassen, durch welche hinlänglich bezeichnet wird, daß der Inhaber solcher Anlagen kein Verehrer der Pedanterie und französischer Gespreiztheit ist. Als der Graf Stadion sich 1762 nach Warthausen zurückzog, begleitete ihn der Kurmainzische Hofrath la Roche, der Gatte von Wieland's ehemaliger Braut Sofie. Der Herr von la Roche war als fünfjähriger verwaister Knabe von dem Grafen Stadion angenommen und erzogen worden; als er erwachsen war, hatte la Roche dem Grafen geschickte Dienste in vertrauten Angelegenheiten geleistet, und als der Graf sich zurückzog, verließ auch la Roche den Kurmainzischen Staatsdienst und übernahm die Oberverwaltung über die bedeutenden Besitzungen seines Pflegevaters im Würtembergischen, in Schwaben und in Böhmen.

Zehn Jahre waren es, seit Wieland von der Geliebten seiner Jugend geschieden war, die er nun hier wiederfand. Wir haben bereits erzählt, daß ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen Sofie und Wieland geblieben, und daß der letztere auch mit la Roche in Briefwechsel gestanden hatte. Der Mittelpunkt des schönen gesellschaftlichen Kreises, in welchen Wieland durch Sofie und la Roche gezogen wurde, war der Graf Stadion, ein Greis von 72 Jahren, der sehr ausgebreitete Kenntnisse und einen gewählten Geschmack in der Kunst mit

den feinen Manieren eines vorurtheilsfreien Weltmannes und dem warmen Herzen eines edelgesinnten Menschen vereinigte. Der bekannte Maler Johann Heinrich Tischbein verdankte der großmüthigen Unterstützung des Grafen ganz allein seine Ausbildung. Wie fast alle einsichtsvollen Staatsmänner war der Graf sehr pünktlich in seiner Geschäftsführung, er forderte auch von anderen die gleiche Pünktlichkeit, doch war er so weit entfernt von kaltherziger Pedanterie, daß die Neigung zu einem heitern Weltsinn vielmehr eine Hauptseite seines Karakters ausmachte. Vielleicht wurde der Graf von seiner Liebe zur Welt und von seiner Geschicklichkeit, in ihr anmuthig zu leben, mehr als billig verleitet, von übersinnlichen Gegenständen sehr frei zu denken, doch war seine Handlungsweise stets den Grundsätzen strenger Rechtschaffenheit angemessen.

Das Ebenbild des Grafen Stadion war sein Zögling und Liebling la Roche. Mit seiner weltmännischer Bildung und Gewandtheit hatte er sich Verständniß für Malerei und Musik angeeignet, und in Bezug auf seinen Karakter sagte Wieland von ihm: „Er ist im ganzen großen Umfange des Wortes ein rechtschaffener, edelmüthiger Mann, ein Menschenfreund, sein Herz ist mit dem Vergnügen Gutes zu thun vertraut, er ist für die Freundschaft und für jedes Gefühl, welches der menschlichen Natur Ehre bringt, gemacht.“ La Roche ging in der Freisinnigkeit des Grafen Stadion noch weiter, als dieser selbst. Göthe sagte über ihn: „La Roche pflegte mit allem, was außer dem Lebens- und Thätigkeitskreise lag, zu scherzen, und folgte hierin der Sinnesart seines Herrn und Meisters, des Grafen Stadion, welcher gewiß nicht geeignet war, den Welt- und Kaltsinn des Knaben durch Ehrfurcht vor irgend einem Ahnungsvollen ins Gleichgewicht zu setzen.“ In la Roche fand sich auch ein starkes Talent zur Satire, wovon er nachmals einen Beweis in seinen Briefen über das Mönchswesen gegeben hat. Er traf in diesem Punkte mit Wieland zusammen, in dessen Wesen die einseitigen Umgebungen bisher noch den satirischen Ton zurückgedrängt hatten, der schon kurze Zeit nachher bedeutungsvoll hervorbrach. La Roche war dreizehn Jahre älter als Wieland, er gewann einen fast beherrschenden Einfluß über den Dichter, den er auch wieder mit warmer Liebe erfaßte, vielleicht weil er seine Lehren und seine Gesinnungen so vielfach bei demselben wiederfand.

Zu der Gewandtheit und dem Witz der beiden Männer gesellte sich in dem gräflichen Schlosse die Anmuth schöner Frauen. Die verwittwete Gräfin von Schall war die älteste Tochter des Grafen Stadion, sie hatte an mehreren Höfen gelebt, und bot persönliche Liebenswürdigkeit und erworbene Gewandtheit jetzt auf, um voll kindlicher Sorgsamkeit das Alter ihres Vaters zu verschönern. Häufig anwesend war in Warthausen auch ihre jüngste Schwester Maximiliane, welche Stiftsdame in dem nahe gelegenen Reichsstifte Buchau am Federsee war. Ihr Karakter muß ein sanfter, schwärmerischer, idealistischer gewesen sein, da Wieland einige Züge zur Psyche seines Agathon von ihr entlehnt haben soll. Die vielseitigste, schmiegsamste Persönlichkeit in dem ganzen Kreise war Frau von la Roche. Sie wußte mit den Männern zu scherzen, mit den Frauen anmuthig zu schwärmen, mit den Kindern zu spielen, und doch wußte sie durch die Tiefe ihres Geistes und durch ihre umfassenden Kenntnisse in alles, was sie that, eine mehr als gewöhnliche Bedeutung zu legen. Für die Unterhaltung des Grafen durch ihre Talente sorgte

la Roche auf eigene Art. Jeden Morgen, ehe er an seine Geschäfte ging, bemerkte er seiner Gattin ausgewählte Stellen aus deutschen, englischen und französischen Werken, mit deren Inhalt sie sich bekannt machte und wofür sie eine leichte, schickliche Einkleidung suchte. Wenn sie dem Grafen beim Auf- und Abgehen durch viele Zimmer Gesellschaft leistete, oder bei Tafel verwerthete sie dann das Gelesene, und auf diese Weise fehlte es nie an ergiebigem Stoff für geistreiche Unterhaltung.

Das gastliche Warthausen war für Wieland eine Oase in der Wüste, es vereinigte für ihn alles, was erforderlich war, Geist und Herz zu erquicken. Wenn er daselbst verweilte, brachte er den Morgen gewöhnlich auf der Bibliothek des Grafen zu, er fand dort vortreffliche Werke besonders der englischen Literatur, es fehlten auch nie die neuesten Erzeugnisse vom deutschen Büchermarkte, so daß Wieland nun mit der Tagesliteratur stets genau bekannt war und Interesse und Verständniß für die brennenden Fragen der Gegenwart gewann. Außer dieser so reichen geistigen Nahrung fand Wieland in Warthausen auch stets eine sehr reichbesetzte Tafel und die ausgesuchtesten Weine, und diese leiblichen Genüsse wurden um so angenehmer, da seine Mäßigung sie in die gebührenden Schranken einschloß. Der Nachmittag wurde dem geselligen Verkehr gewidmet, man lustwandelte in den schönen Anlagen, man unterhielt sich, man las gemeinschaftlich interessante Werke, der Abend vereinigte die Gesellschaft zu musikalischer Unterhaltung, la Roche war ein vortrefflicher Klavierspieler. Wieland sagte nicht zu viel, wenn er einmal nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Warthausen an Sofie la Roche schrieb: „Ich würde kein Ende finden, wenn ich Ihnen schildern wollte, wie die köstlichen Tage in Warthausen mich entzückt haben, die ich in dieser einzigen Gesellschaft verlebt habe, worin alles, was die Verehrung, Hochachtung und Zuneigung eines Biedermannes verdient, sich vereinigt und unter so wenige Personen sich vertheilt findet. Ich will und kann nicht loben, aber ich versichere Ihnen, Warthausen ist der Mittelpunkt der Welt, die ich kenne, und ich würde es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Ariosto's und Tasso's vorziehen. Kann etwas meine Zufriedenheit vermindern, so ist es der unbequeme, aber nur zu gerechte Gedanke, daß ich nicht weiß, womit ich verdiene in solch eine Gesellschaft gezogen zu werden, außer etwa durch meine Fähigkeit, die Verdienste und Tugenden, die ich nicht erreichen kann, anzuerkennen und zu lieben. Sie nennen mich oft einen Sonderling. Ach, meine liebe Freundin, ich weiß nicht, was ich bin, aber ich weiß, daß ich nicht bin, was ich gern sein möchte."

Wir treffen oft genug in der Welt das Schauspiel, daß ein edler Geist in ein niedriges Joch gespannt ist, welches Dummheit und Gemeinheit der Menschen ihm so schwer machen, wie es überhaupt nur gemacht werden kann. Denn nur edle Naturen vermögen es, den zu lieben, der sie überragt, und eine gemeine Seele wird durch nichts mehr erbittert, als durch das Gefühl der eigenen Ohnmacht. Wieland hatte vollauf Gelegenheit, die Gemeinheiten solcher schmutzigen Karaktere kennen zu lernen, und von ihnen verwundet zu werden. Es war natürlich, wenn alle seine besseren Gefühle ihre Heimath nur in Warthausen suchten und fanden, und wenn das Schloß des Grafen Stadion der Mittelpunkt seiner Gedanken wurde. Dem Dichter, der seither die Welt nur in den engsten Kreisen kennen

gelernt hatte, eröffneten sich hier ganz neue Lebensansichten, „die*) geistreiche Unterhaltung erfahrener Männer, feiner Gesellschafter und gebildeter Damen sagte ihm ganz anders zu, als der einförmige Verkehr mit den Zürichern; jene verständige Richtung praktischer Menschen gegen alle Fantasterei und Empfindsamkeit, alles Ausschweifende und allen Aberglauben, die la Roche mit dem Grafen theilte, sagte seiner Natur weit mehr zu, als die Anspannung zu frommen Sympathien. Er sah den Gegensatz von allem, was er bisher gesehen hatte, und konnte ihn nicht tadeln. Man zeigte ihm Religion, aber keine Andächtelei, Moralität ohne Tugendquälerei, heitern Lebensgenuß, der mit der Sittlichkeit bestand, während er in Zürich im frommen Eifer manches hatte begehen sehen und begehen helfen, was vor einer strengen Zensur nicht allzuwohl bestehen konnte."

Es ist ein schönes Zeugniß sowohl für den Karakter Wieland's als auch für die Grundsätze der Bewohner des Schlosses Warthausen, daß Wieland in einen engen Verkehr mit seiner ehemaligen Braut und mit deren Gatten trat, ohne daß jemals in irgend einem Herzen eine Spur von Eifersucht erregt worden wäre. Das eheliche Verhältniß des Herrn von la Roche zu seiner Gattin war zu allen Zeiten ein sehr gutes, und sein Verhältniß zu Wieland gestaltete sich allmälig so freundschaftlich, daß Wieland schließlich dem begünstigten Nebenbuhler näher stand als der ehemaligen Geliebten. Eine so direkte und anhaltende Einwirkung des praktisch verständigen la Roche schuf Wieland's Ideenkreis und alle seine Ansichten völlig um, so daß er schließlich selber sich scherzend darüber verwunderte, daß er einmal Enthusiast, Hexametrist, Asket, Profet und Mystiker gewesen sei, und dem Himmel dankte, daß er ihn von allem diesem zurückgeführt habe auf den Standpunkt ruhiger, klarer Besonnenheit.

Fast fünf Jahre lang standen die Thore des gastlichen Warthausen und die Herzen seiner liebenswürdigen Bewohner für Wieland offen. Im Herbst des Jahres 1766 begab sich der Graf Stadion auf ein anderes seiner zahlreichen Güter. Wieland aber blieb mit la Roche und mit Sofie stets in regem schriftlichen Verkehr. Der Graf Stadion und besonders la Roche hatten sich zu der Zeit, wo in Wien der verhängnißvolle Prozeß über Wieland's Anstellung als Kanzleidirektor spielte, mit besonderm Eifer, und wie wir bereits gesehen haben, mit Erfolg für ihren Freund verwendet. In der That verdankte Wieland für seine Anstellung den Bemühungen dieser beiden Männer alles. Wir werden später noch einmal eine Gelegenheit finden, kennen zu lernen, mit welchem Eifer la Roche für seinen Freund thätig war.

In Warthausen hatte Wieland erkennen gelernt, wie gefährlich jene blinde Schwärmerei, deren Anhänger er selber früher gewesen, für das Bestehen der menschlichen Gesellschaft werden mußte, in Biberach sollte er nun auch praktisch erfahren, welche Werke der fromme Eifer wüthender Pfaffen und ihrer Helfershelfer zu Tage fördern könne. Zu einer erledigten Predigerstelle in Biberach meldete sich außer anderen Kandidaten auch Brechter, der nachmals Prediger zu Schwaigern bei Heilbronn war, und durch die Herausgabe der bereits erwähnten Briefe über das Mönchswesen von la Roche sich bekannt gemacht hat. Brechter

*) Gervinus IV, 250.

war durch Wieland empfohlen worden, aber die Geistlichkeit in Biberach hielt ihn nicht für rechtgläubig und versuchte, mit Ausnahme von Wieland's Vater, alles, was unter solchen Umständen geheime Einflüsterungen und Anreizungen zu offenem Widerstande nur vermögen, um die Wahl Brechter's zu hintertreiben. Einer der Geistlichen hatte sich durch vielfache Korrespondenz allerlei schlimme Nachrichten über Brechter's Glauben zu verschaffen gesucht und die glücklich gewonnenen Resultate, gleichviel ob sie Wahrheit oder Lüge waren, geflissentlich verbreitet. Ein seltsamer Unfall kam den Bestrebungen dieser Leute zu Hülfe und fachte ihre fromme Wuth zu lodernder Flamme an, in welcher selbst die letzte Spur von kristlicher Nächstenliebe verrauchte. Brechter war nämlich in seinen jüngeren Jahren so arm gewesen, daß er einmal gezwungen war, aus Noth um das tägliche Brod sich als Hanswurst einem Quacksalber anzuschließen, der als Wundarzt umherzog. Ein edler Mann zu Königsborn im Würtembergischen, Namens Blezinger, hatte den armen Brechter aus seiner jammervollen Lage erlöst, ihn in sein Haus aufgenommen und nachher zur Universität geschickt, wo er ein vortrefflicher Theologe geworden war, den nicht die Gier nach einer fetten Pfarre, sondern die Liebe zu Gott und den Menschen zum Studium getrieben hatte. Als Brechter nun in Biberach seine Probepredigt hielt, war zufällig auch gerade jener Marktschreier daselbst angekommen und mit seinem Wirthe zur Kirche gegangen. Während der Predigt erkannte er Brechter, und fing an zu weinen. Der Wirth fragte, warum er weine. Da antwortete der Quacksalber: „Ach, der Herr da auf der Kanzel war ehemals mein Hanswurst, und einen solchen bekomme ich nie wieder!“

In kürzester Frist durchflog diese seltsame Geschichte die Stadt, und sie wurde eine Fluth von Wasser für die kristliche Mühle der Rechtgläubigen, welche nicht im geringsten Anstand nahmen, dem gehaßten Brechter sein Unglück zu einer schweren Sünde anzurechnen. Brechter wurde aber doch gewählt. Kaum verbreitete sich die Nachricht hiervon, so versammelte der Hauptanführer eine genügende Anzahl rechtgläubiger Fäuste um sich und stürmte mit diesen, allen Gesetzen und allen Weisungen der Bibel zum Hohn, in das Haus des Bürgermeisters und verlangte wie ein Aufrührer eine andere Wahl. Natürlich wurde der Mann auf gebührende Weise abgewiesen, aber damit war sein racheburstiges Gemüth noch lange nicht besänftigt, er beschloß, gegen seinen gesetzmäßig erwählten Amtsbruder mit Gewalt zu verfahren, und demselben auf die einfachste Weise den Weg zur Kanzel zu versperren. Es war ein Glück, daß zu dieser Zeit dem Fanatiker energische Männer gegenüberstanden. Als der Tag, an welchem Brechter seine Antrittspredigt halten sollte, erschien, versammelten sich drohende Pöbelhaufen auf den Straßen. Brechter trat furchtlos unter sie, zu seiner Rechten ging der Bürgermeister, zu seiner Linken Wieland, diese beiden Männer geleiteten den Vielgeprüften bis zur Kanzel. Nach Jahr und Tag war Brechter durch seine vortrefflichen Reden und sein maßvolles, echt kristliches Betragen bei seiner Gemeinde sehr beliebt geworden. Wieland aber setzte jenem fanatischen Pfaffen und dem wüthendsten seiner Helfershelfer ein gebührendes Ehrendenkmal, er verewigte sie als Priester Strobylus und Zunftmeister Pfriem in seinen Abderiten. Wieland lernte bei dieser Gelegenheit den Geist und die Mittel unduldsamer Pfaffen

kennen und verabscheuen. Er beschäftigte sich zu jener Zeit mit dem Gedanken, Voltaire's Werk de la tolérance zu übersetzen. „Bei *) diesen Aufständen erfuhr er, wie die Religion zum Deckmantel gehässiger Leidenschaften gemacht ward, und so half der Volksfanatismus im Kleinen bei ihm zu seiner Anfeindung positiver Religionssatzungen, wie bei Voltaire und Rousseau im Größern, wie im höchsten Grade die Greuel der englischen Religionskriege der mächtige Anlaß waren, daß sich ein so edler Mann wie Cherbury zuerst mit Abscheu dawider sträubte, eine Religion von Gott geoffenbart zu glauben, die in dessen Namen so viel Schreckliches vollführte."

Wenn wir nun noch einmal die Einflüsse in Erwägung ziehen, denen Wieland in den letzten Jahren ausgesetzt war, so erkennen wir, daß sie in aller und jeder Beziehung das Gegentheil von dem zeigten, was früher Wieland's Leben bestimmt hatte. In Zürich einseitige Pedanterie, ein enger Gesichtskreis, ein beschauliches Leben, eine gedrückte Lage, trübe Schicksale; in Warthausen und Biberach behaglicher Lebensgenuß in feiner Form und unter großherziger Duldsamkeit, eine klare Uebersicht über die großartigen Erzeugnisse der Literatur vergangener und gegenwärtiger Zeiten, fremder Völker und der Heimath, dazu ein praktisch bewegtes Leben, erfreuliche Aussichten für die Zukunft und die Theilnahme beständiger Freunde — nur eine völlig erstarrte Natur wäre unter solchen Einwirkungen theilnahmlos geblieben. Wieland aber war, wie wir schon oft genug zu beobachten Gelegenheit hatten, gewissermaßen der Spiegel seiner Umgebungen, seine leicht bewegliche Natur fügte sich rasch und ohne Mühe in das, was die Umstände geboten. Er selbst sagte einmal: „Die Verhältnisse, worein wir mit den Menschen verwickelt werden, erlauben uns selten, völlig nach unserm eigenen Herzen zu handeln, und dieses ist wenigstens bei mir die eigentliche Quelle dessen, was in meinem Betragen widersprechend erscheint."

In der That finden wir die Einflüsse, welche von außen an den Dichter herantraten, in seinen Gesinnungen und in seinen Werken wieder. Es war ein großartiger Umschwung mit ihm vorgegangen, Wieland fühlte das selbst sehr wohl, er sah voraus, welches Hohngeschrei seine Verwandlung bei vielen Leuten erregen würde, aber er scheute sich keinen Augenblick, seine früheren Verirrungen einzugestehen und in seiner neuen Gestalt offen hinzutreten, denn er war sich wohl bewußt, daß sein Herz zu allen Zeiten nur der ehrenhaftesten Gesinnungen fähig gewesen war. Wir besitzen einen Brief Wieland's an seinen Freund Zimmermann, der uns einen klaren Blick in des Dichters Herz thun läßt. Er sagt darin: „Seit der Rückkehr in mein Vaterland fühlte ich das Nichts all der großen Worte, all der glänzenden Fantome, die in einer süßen Einsamkeit so verführerische Reize haben für ein empfindsames Herz wie das meinige, und für eine Einbildungskraft, die um so thätiger war, da sie mich für alles, was den Sinnen abging, entschädigen mußte. Ich fühle nur zu sehr, wie schwierig und fast unmöglich es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine andere debutirt habe, und zu wagen ein Mensch zu sein, nachdem ich, noch dazu in der ersten Jugend, den Seraf und den Inspirirten gemacht habe.

*) Gervinus IV, 251.

Aber ich werde stets aufrichtig sein, was man auch sagen möge, und sollte man mich auch für einen Thoren halten, so werde ich wahr und ehrlich sein, und nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Karakter zu behaupten. Da haben Sie denn genug, um Sie auf vielerlei vorzubereiten, was mich von einer Seite bekannt machen wird, über die alle die guten kleinen Seelen, die nicht wissen, wie so etwas zugeht, sehr erstaunen werden. Sie und Ihres Gleichen haben ohne Zweifel dies alles längst errathen und vorausgesehen, und werden darüber so wenig erstaunen wie ich."

Den Verlauf seiner Umwandlung und die Triebfedern derselben hat uns Wieland selbst in einem Werke gezeigt, welches dieses Inhalts wegen das interessanteste aller seiner Werke und zugleich die erste Schrift ist, durch welche er seinen Ruhm als Dichter nachhaltig begründete. Wir meinen den Agathon, für den selbst Lessing nachdrucksvolle Worte des Lobes hatte. Wieland überarbeitete dieses Werk in den späteren Ausgaben öfter, es blieb ihm stets eins seiner Lieblingswerke, da der Inhalt mit seinen eigenen Erlebnissen so genau zusammen hing. Der Biograf Wieland's, Gruber, gibt a. a. O. II. 347 ff. in treffender Weise den Gesichtspunkt an, auf welchen der Verfasser sich im Agathon stellte. Gruber sagt: „Man weiß, daß der Jon des Euripides ihm die erste Idee zu seinem Agathon gab. Er sah in demselben eine liebliche und zarte Vereinigung jugendlich reiner, beinahe noch knabenhafter Einfalt und Unschuld mit leisem Bewußtsein oder instinktartigem Vorgefühl einer über seinen gegenwärtigen Stand und Beruf erhabenen Natur, und es reizte ihn, nachzudenken, wie dieser unter den Lorbern des delfischen Gottes aufgewachsene, unsträfliche, fromme, jungfräulich unschuldige und doch hochherzige Jüngling, begabt mit dieser Empfindsamkeit, diesem Feuer der Einbildung, dieser schönen Schwärmerei, in dem Leben der Welt sich entwickeln würde. Nothwendig mußte nun das Weltleben dem Leben in einer zu angenehmer Schwärmerei einladenden Einsamkeit entgegen gestellt werden, und dieser Kontrast mußte zu Betrachtungen und Vergleichungen führen, die nicht anders enden konnten, als mit der Untersuchung über die menschliche Bestimmung überhaupt. Nur durch den befriedigten Geist konnte das beunruhigte Herz seinen Frieden wieder erlangen. Je mehr sich dies alles in Wieland's Geist entwickelte, desto mehr mußte er die Aehnlichkeit mit sich selbst und seiner eigenen Lage erkennen; er selbst mußte ja auf diesem Punkt anlangen, wenn er einig mit sich werden sollte. Wie groß war daher der Reiz zu dieser Darstellung für ihn!

In dieser konnte er nun aber den Jon selbst als Helden nicht gebrauchen, weil dieser in einer Zeit lebte, worin die geistige Bildung so weit noch nicht gediehen war, um auf solche Probleme zu führen, deren Lösung sein Zweck erheischte. Er trug daher Jon's Individualität auf Agathon über, auf einen Namen, der bekannt genug war, an den sich aber doch so wenig Geschichtliches knüpft, daß der Dichter volle Freiheit behielt, nach eignem Gutdünken damit zu verfahren. Zugleich setzte er sich in den Vortheil, alle die Zeitverhältnisse benutzen zu können, an die wir durch jenen Namen erinnert werden. Hier fand er ein Zeitalter vor, losgerissen von dem frommen ungeprüften Glauben der Vorwelt, anziehend durch seine Bildung, gefährlich durch Luxus und Frivolität, wichtig durch seine mannigfaltigen Versuche, das Räthsel des Seins und Lebens zu lösen, bald mit blendender

Sofistik, bald mit tiefem Ernste des Wahrheitforschers, dort alles nur auf frohen Genuß des Daseins berechnend, hier besorgt zu Weisheit und Tugend zu leiten, ohne daß man doch über ächte Weisheit und wahre Tugend völlig einverstanden gewesen wäre. In diesem Zeitalter, dem worin Wieland lebte in vieler Hinsicht gar nicht unähnlich, fand der Dichter sonach alles, was ihm zu seinem filosofischen Zwecke vonnöthen war.

Sein Jon-Agathon aber war Er selbst, nicht bloß dem Karakter, sondern auch den Hauptsituazionen und dem ganzen Streben nach, weshalb er mit voller Wahrheit behaupten konnte, alles, was das Wesentliche dieser Geschichte ausmache, sei historisch, Agathon aber sei eine wirkliche Person, und zwar die, die er von allen am genauesten kenne. Dem Vergleichenden bleibt hierüber kein Zweifel. Agathon's Delfi war Wieland's väterliches Haus, wie jener dort, war dieser hier. Mit Liebe beginnt die Bildung beider, bei Agathon zu Psyche, bei Wieland zu Sofie. Die Liebe macht beide zu Schwärmern, die im Anschauen des wesentlich Schönen und Göttlichen das Irdische aus dem Gesichte verlieren, die Regungen ihrer sinnlichen Natur nicht kennen, mit einer strengen Moral sich dagegen waffnen und von der Tugend fordern, daß sie im beständigen Kriege lebe. Beide leben in einer von dichterischer Einbildungskraft selbstgeschaffenen Welt, die ihnen ihre Geschöpfe in überirdischem Glanze zeigt, der ein falsches Licht auf das, was wirklich ist, ausbreitet. Der eine verliert seine Psyche, der andere seine Sofie, die Tugend beider wird geprüft auf gleiche Weise in neuen Liebesabenteuern, bei denen allmälig das vorige Leben in den Schatten zurücktritt. Um den Einfluß der Zeit und der Umstände zu verstärken, kommt eine der platonischen entgegengesetzte Filosofie hinzu, die dem einen wie dem andern zuruft: Um weise zu sein, hast du nichts nöthig, als die gesunde Vernunft an die Stelle der begeisterten Zauberin Fantasie, und die kalte Ueberlegung an den Platz eines sehr oft betrüglichen Gefühls zu setzen. Frage die Natur, höre ihre Antwort, und folge dem Pfade, den sie dir vorzeichnen wird.

Dem Agathon rief dies Hippias zu, Wieland hörte es vielfach aus dem Munde eines Hartley, Helvezius, Diderot, Voltaire und anderer Filosofen. Bei Agathon und Wieland ist alles dies nicht ohne Wirkung, das ernsthafte Wesen macht nach und nach einer gewissen Munterkeit Platz, die ihnen vieles, was sie ehemals gemißbilligt hatten, in einem günstigern Lichte zeigt, ihre Sittenlehre wird unvermerkt freier und gefälliger, und die ätherischen Geister, wenn sie noch Zutritt erhalten sollen, müssen die Gestalt einer schönen Dame annehmen. Die Platoniker neigen auf Aristipp's Seite, jedoch nicht ohne öfter mit Sehnsucht zurück zu blicken auf jene selige Ruhe des kontemplativen Lebens, worin sie eine schuldlose Jugend hinweg gelebt hatten und der eigenthümlichen und von aller äußerlichen Gewalt unabhängigen Wirksamkeit der Seele froh geworden waren.

Agathon und Wieland werden ins politische Leben verschlungen. Natürlicherweise kann man erwarten, daß der Ueberblick der ganzen Reihe neuer Erfahrungen, die jeder in so kurzer Zeit gemacht, und der Reflexionen über sich selbst, die sich ihnen in der Stille und Einsamkeit aufdrängen mußten, Männer, die von den frühesten Jahren an mehr in sich selbst, in ihrer eigenen Ideenwelt, als außer sich zu leben gewohnt waren, um so stärker beschäftigt haben werden, da sie auf

keine Rechtfertigung oder Bemäntelung begangener Uebelthaten zu denken hatten. Sie prüfen und finden, daß sie lange nicht mehr so erhaben von der menschlichen Natur denken, als damals, da sie, mit den wirklichen Menschen noch wenig bekannt, ihre erste Jugend unter Göttern und Halbgöttern zubrachten. Andere als platonische Begriffe über des Lebens Zweck scheinen erst nicht mehr so ungeheuer, dann weniger ungereimt, den Ueberredungen des Kopfes aber widerstreben die Einredungen des Herzens. Nun ist beiden nichts übrig, als durch unerschütterliche Gründung des Gedankensistems über das, was die wesentlichste Angelegenheit des moralischen Menschen ausmacht, Kopf und Herz auf ewig in Einverständniß zu setzen, und bei jedem entsteht die Ueberzeugung, daß eine gewisse Seligkeit nicht an die Haine von Delfi gebunden sei, sondern daß die Quellen davon in ihm selbst liegen. Beide überzeugen sich, daß die Wahrheit zwischen dem Sistem des Hippias und des Plato, aber näher bei diesem als bei jenem liege.

So sind denn in der That hier nur die Nebenumstände erfunden, die Seelengeschichte Agathon's ist im Wesentlichen des Dichters eigene in einer sehr getreuen Selbstschilderung, und es läßt sich ganz bestimmt daraus nachweisen, wie la Roche und dessen Gattin auf seine Denkweise, auf sein Schicksal und seine Schriften eingewirkt haben. Es sind überhaupt vier hervorstechende Punkte in dieser Seelengeschichte, in welcher die Liebe vom Anfang bis zum Ende eine wichtige Rolle spielt: eine platonisch-mystische Schwärmerei, die nur in Idealen lebt, — der völlige Gegensatz davon in einem Realismus, welcher alle sofistische Dialektik aufbietet, um der Sinnlichkeit Huldigung zu verschaffen, — umsichtige Betrachtung des ganzen irdischen Getriebes, die zu dem Sistem der Klugheit eines Weltmannes leitet, der zwar von einem wenigstens feinern Eigennutz sich nie völlig lossagt, aber doch redlich genug ist, das Gute anzuerkennen und es wohlmeinend zu fördern, wenn und soweit es die Umstände erlauben, deren Berücksichtigung nie aus den Augen gesetzt werden darf, — und endlich Streben nach jener Weisheit, welche gleich weit entfernt von der Gefahr, sich schwärmerisch in dem Uebersinnlichen oder wollüstig in dem Sinnlichen zu verlieren, die zwei Naturen des Menschen zu reiner Harmonie stimmt, die Ansprüche, welche die zwei Welten, denen er angehört, an ihn haben, ausgleicht, und in der ächten Idealität die Quellen der ächten Glückseligkeit eröffnet."

So weit Gruber. Seine Worte bezeichnen vortrefflich den Standpunkt, wie ihn etwa Wieland selber angegeben haben würde, es kommt nun darauf an zu untersuchen, wie weit Wieland selbst in seinen Schriften der bezeichneten ächten Idealität treu geblieben sei, und worin dieselbe bestanden habe. Dieser Punkt ist von höchster Wichtigkeit, denn die Entscheidung über ihn gibt zugleich das Urtheil über Wieland's ästhetischen Standpunkt.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Wieland zu der Zeit, wo seine Gesinnungen schwärmerisch-orthodox waren, einem Extrem huldigte. Die Wahrheit aber kann nie auf Seite des Extrems liegen, und das Unnatürliche in Wieland's finsteren, dem ganzen Menschenleben absolut abgeneigten, grämlichen Anschauungen trat schon damals allen Beurtheilern klar vors Auge. Wir erinnern nur an den einen erwähnten Ausspruch Nikolai's. Später sah Wieland das Unhaltbare, ja wie er selbst sagte Frevelhafte dieser alle Welt verdammenden

Meinungen ein, er wandte sich von ihnen ab und warf sich dem entgegengesetzten Extrem in die Arme, er wollte nun nicht mehr dieses Erdenleben an ein zukünftiges, unbekanntes, ungewisses verlieren, er suchte nun in dem Sinnengenuß, der von der Weisheit geleitet und geregelt sei, die Seligkeit, die er selbst nur als „eine gewisse", d. h. eine beschränkte, bezeichnete. Nun gestatten freilich die ehrwürdigsten Urkunden göttlicher Offenbarungen dem Menschen, sich seines Lebens in vernünftiger Weise zu freuen und die Güter der Erde zu genießen, Kristus der Herr selber verschmäht es nicht, mit den Fröhlichen am Tage der Hochzeit von Kana fröhlich zu sein und mit den Zöllnern zu Tisch zu sitzen, aber wenn heiterer Lebensgenuß auch jedem Menschen erlaubt ist, so ist es doch eine andere Frage, ob die ausschließliche Darstellung eines wenn auch noch so liebenswürdigen feinen materiellen Genusses eine würdige Aufgabe für einen Dichter sei? Die Antwort auf diese Frage kann natürlich nur eine verneinende sein, denn die Poesie ist göttlichen Ursprunges, und ihre Lehren sollen mit den Lehren der Religion einerlei Ziel, wenn auch nicht auf einerlei Wege erstreben. Wieland's Werke seit 1760 drehen sich aber alle mehr oder weniger um die Darstellung des Sinnengenusses, und wenn auch gelegentlich von erhabenen filosofischen Gedanken und von Grundsätzen der Moral geredet wird, so ist der Sieg des Materiellen doch stets das Ende der Geschichte, und oft auch der Anfang. Mit dieser Erkenntniß sind wir genöthigt, für Wieland auf einen Platz unter den Dichtern erster Größe zu verzichten, denn ihm fehlt das, was den Dichter wie den Menschen allein emporheben kann zu einer höhern Welt: das Ideal. Nicht nach hohen, edlen Zielen streben Wieland's Helden, um der Welt zu nützen, sondern bald grober, bald feiner Egoismus ist die einzige Triebfeder für alle, und außer dem Sinnengenuß kennen sie keinen andern Zweck. Deshalb fanden Herz und Verstand so geringen Spielraum in seinen Werken, während die Fantasie sich breit über alle Felder entfaltete, deshalb wählte er seine Helden nicht aus der Geschichte, sondern aus der Sage, aus dem Mährchen, aus dem Roman.

Noch eine zweite Frage müssen wir stellen: Wenn Wieland sich nun für den Sinnengenuß an Stelle des Entsagens um des Ideals willen entscheidet, bleibt er dann überall in den Grenzen, welche Weisheit und Anstand ihm vorschreiben? Wieland der Mensch achtete diese Grenzen zu jeder Zeit seines Lebens ehrenhaft und gewissenhaft, Wieland der Dichter übersprang sie, und zwar ohne triftigen Beweggrund, nur aus Lüsternheit. Dieses Schauspiel des liederlichen Dichters, der ein solider Mensch war, ist ein so eigenthümliches und ungewöhnliches, daß Wieland's Zeitgenossen, welche nur seine Werke und nicht ihn selber kannten, ihn in den meisten Fällen für einen unmoralischen Menschen hielten, der er doch ganz entschieden niemals gewesen ist. Diese Erscheinung ist ein neuer Beweis für unsern Ausspruch, daß Wieland nie in seinem Leben energisch ausgeprägte Grundsätze hatte, sonst wäre ein solcher Widerstreit zwischen seinen Werken und seinem Leben unmöglich gewesen.

Betrachten wir nun die Geschichte des Agathon noch einmal, so erkennen wir ohne Mühe das Prinzip, welches jedem unbefangenen Leser sich sogleich nach der Lektüre dieses interessanten Romans zeigt: nämlich den Sieg der Sinnenlust über das Ideal. Von diesem Ausgangspunkte betrachtet bietet der Agathon einen

ganz andern Anblick, und nirgend finden wir, gegenüber der subjektiven Anschauung Gruber's, ein schärfer und feiner gezeichnetes völlig objektives Bild des Agathon, als bei Hillebrand*). Zur Vergleichung lassen wir auch diese Kritik in ihren Hauptsätzen nachstehend folgen.

„Der Agathon spielt dem Scheine nach wieder in die Epoche der jugendlichen Idealität hinüber, aber nur um zu zeigen, wie dieselbe in ihrer abstraktiven Einseitigkeit dem Realismus der Erfahrung gegenüber eigentlich keine Rechte habe. In gewissem Sinne bildet dieser Gegensatz und sein Verlauf die Aufgabe des ganzen Werkes, dessen Resultat der Sieg ist der menschlichen Natur über die Anmaßung des Dogma, möge sich diese nun im Glauben oder im Leben geltend zu machen suchen. Die Ausführung des bezeichneten Thema knüpft sich an die persönliche Bildungsgeschichte Wieland's, und der Roman erscheint hiermit als eine Art Dichtung und Wahrheit. Dem Grunde nach ist er daher eine poetisch-allegorische Autobiografie. Wieland arbeitete an zwanzig Jahre daran herum, bald modifizirend, bald nachtragend, ohne die Grundidee im Wesentlichen zu verändern oder zu verlassen. Agathon ist eine poetische Bildungsgeschichte, gewissermaßen eine Antizipazion des Wilhelm Meister, freilich in seiner Art. Wieland selbst nennt ihn eine Seelengeschichte, die uns allerdings viel Anziehendes zu erzählen weiß, wobei nur in Absicht auf die poetische Kunst sofort der Mangel an lebendig-individueller Entwickelung und in Absicht auf die Psychologie die Oberflächlichkeit und Schiefe in der Auffassung der subjektiven Selbstbestimmung und ihres Verhältnisses zu den geschichtlichen Potenzen gar zu bemerklich ist. Was erst entwickelt werden soll, erscheint zu sehr als ein gleich anfangs Fertiges, was nur ausgesprochen, aber nicht gestaltet wird; was als Resultat einer eigenthümlichen Wechselbeziehung zwischen persönlicher Strebung und gegenständlicher Bedingung sich in allmäliger Metamorfose vor unserer Betrachtung heranbilden sollte, tritt als eine schon im Voraus abgemachte Thatsache aus dem innern Verstecke hervor und scheint nur auf eine passende Gelegenheit hierfür gewartet zu haben. Auch das bedrückt die freie ästhetische Haltung, daß der Verfasser den moralisch praktischen Standpunkt, dem er nach eigenem Geständnisse sich unterwarf, zu sehr im Auge behalten hat. „Was Tugend und Weisheit vermögen (quid virtus et quid sapientia possit), das sollte gezeigt werden. Dieser Absicht zu gefallen werden nun die verschiedensten Szenen und Lagen herbeigezogen, wobei sich die pragmatische Verständigkeit in langen Reflexionen, und die filosofische Weisheit in umständlichen Vorträgen geltend macht; wie denn überhaupt das Wort über die eigentliche Handlung vorschlägt, so sehr diese auch durch einen Wechsel von allerlei oft selbst abenteuerlichen Begebnissen emporstreben mag. Mit dieser vagen Buntheit der Ereignisse und Situazionen parallelisirt sich eine ähnliche in Ton und Karakteristik. Was die letztere zunächst angeht, so trägt keine Person ein durchgreifendes Gepräge, selbst Agathon nicht, welcher eher die kamäleontische Unsicherheit eines weichmüthigen modernen Schwärmerjünglings, als die strebende Gründlichkeit eines nach ächter Karakterbildung ringenden junges Mannes darstellt. Er,

*) Die deutsche Nazionalliteratur seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von Dr. Jos. Hillebrand. Zweite Auflage, I, 119.

wie die übrigen Personen, sind mehr redende Figuren als lebendige Individualitäten, in denen ein bestimmter Herzschlag das Blut durch die Adern treibt. Sie tragen griechische Namen und Masken, benehmen sich in der That aber meistens als Razionalisten des achtzehnten Jahrhunderts. Der Ton wechselt in hundert Nüancen, halb griechisch, halb modern, bald Platonisch, bald Luzianisch, hier in Xenofontischer Sokratik, dort in sofistischer Rhetorik dahinschreitend. Das prätendirte Griechenthum verliert sich in eine Art Musterkarte von Ansichten, Sitten und Karakteren unter der Beleuchtung der lebensfilosofischen Aufklärung der französischen Enzyklopädie. So kommt es denn, daß auch die Sprache, obwohl im Ganzen durch Bildung und Geschmack sich empfehlend, doch in ungleicher Färbung erscheint und meist ohne natürliche Frische sich fortbewegt, wobei sie nicht selten durch mühsame Verschlingungen und breite Dehnungen periodischer Satzgefüge sich hindurchzuwinden hat. Wieviel nun aber auch der ästhetische Beurtheiler vermissen mag, immerhin bietet dieser Roman vielfache anziehende Besonderheiten, an denen bald die Erkenntniß, bald die Fantasie und das Gefühl sich ungezwungen betheiligen können. Vornehmlich knüpft sich an ihn das große literarhistorische Verdienst, daß er zuerst bei der deutschen Lesewelt die deutsche Muse zu freundlicher Aufnahme empfahl, die Filosofie der freien Bildung mit Erfolg neben die der steifen Schule stellte und überhaupt dazu beitrug, die Vorliebe für Ausländerei in wirksamer Weise zu beschränken. Von diesem Gesichtspunkte aus mochte auch wohl Lessing keinen Anstand nehmen, in seiner Dramaturgie das Buch als eine willkommene Erscheinung in unserer Literatur freundlich zu begrüßen." —

Die letzten Sätze Hillebrand's führen uns auf das Feld, auf welchem Wieland's eigentliches und großes Verdienst um die deutsche Literatur liegt. Vermöge seiner Beweglichkeit, man möchte fast sagen Naschhaftigkeit, führte Wieland den Blick auf die verschiedenartigsten Gegenstände, und eröffnete der Poesie immer mehr neue, früher nicht gekannte Gebiete. Der Deutsche des siebzehnten und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts suchte, wie wir erfuhren, seine Muster nur bei fremden Völkern, zuerst bei den Franzosen, dann bei den Engländern, bei den Griechen, und schließlich bei allen zusammen; was ausländisch war, fand Beifall, deutsche Werke standen niedrig im Preise. Wieland bearbeitete die Meisterwerke ausländischer Literatur, und dadurch, daß er seinem Volke in deutscher Sprache das beste des Auslandes bot, gewöhnte er die Deutschen mehr bei sich im eigenen Hause umzuschauen, und auf diese Weise beschränkte er die Ausländerei. Was Wieland bot, das gab er im anmuthigen Gewande, in leichter, gefälliger Sprache, in einer Darstellung, die niemand kalt lassen konnte, selbst die Eiferer nicht, welche Wieland für eine Teufelsgeburt erklärten. Dadurch gewann er die höheren Stände zuerst, und nach und nach das ganze deutsche Volk, er flößte ihm Interesse für die Literatur des Vaterlandes ein, und bearbeitete in solcher Weise das Feld, auf welchem seine Nachfolger so reiche Ernten zeitigten. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint Wieland's Verdienst als ein hervorragendes und unvergängliches, und von ihm aus werden wir alle späteren Leistungen seiner poetischen Thätigkeit beurtheilen. Neben der Betrachtung seines Lebens liegt uns nun ob zu zeigen, wie glänzend Wieland seiner Aufgabe genügte. Zuvor können wir hier an passender Stelle noch ein Urtheil über Wieland von Wolfgang Menzel

anführen, welches für Wieland's Karakter, trotz der Widersprüche in diesem Urtheile, noch ehrenvoll genug ist, und zugleich eine Probe von Wolfgang Menzel's heiterm Urtheil und seiner Logik gibt. Nach Aufführung der Hauptwerke Wieland's sagt Menzel *): „Genug, um den jetzt vergessenen Wieland wieder in der ganzen Machtfülle zu karakterisiren, womit er einst seine Zeitgenossen bezauberte. Mit allen Grazien der altgriechischen und neufranzösischen Bildung ausgerüstet, voll Fantasie und ein Muster der Sprache, wie noch keiner vor ihm, huldigte er doch nur einem fremden und falschen Prinzipe und verleugnete wie die kristliche Gottesfurcht, so auch die deutsche Scham und Treue. In ihm nahte der Nazion eine der gefährlichsten Verführungen, die der erotischen Verweichlichung. Es war, als hätte seit der Reformazion **) die Hölle ihre bösesten Geister nacheinander ausgeschickt zu unserm Verderben. Anfangs waren es die Zorn- und Rachegeister, die Dämonen des Hasses, Neides, der Kampf- und Mordgier, der Grausamkeit, der Bestialität, Völlerei, die auf dem blutigen Boden Deutschlands tobten; nach dem großen Kriege aber beschlichen uns die feineren Ueberlister, die Wollustteufel, die liebkosenden Dämonen der Eitelkeit und des Egoismus, der geistigen Hofart, des witzigen Gespöttes. Und doch erscheint Wieland noch viel unschuldiger, als später Göthe und die anderen gottlosen Weichlinge, welche die sündige Lust bemäntelten mit hohen schwärmerischen Frasen und unter empfindsamen Thränen die Unschuld berückten. Wieland war wenigstens ehrlich, seine Satyre und Nymfen gaben sich für nichts Besseres aus, als sie waren. Auch wo er am rücksichtslosesten frivol ist, erscheint er daher immer harmlos und liebenswürdig.“ —

Die erste Hälfte des Agathon schrieb Wieland in den Jahren 1761 und 1762, die letzte Hälfte 1766, in welchem Jahre der Roman zuerst erschien. In der Zwischenzeit verfaßte Wieland den Don Silvio von Rosalva (1764), in welchem er nach dem Vorbilde des Don Quixote die Schwärmerei lächerlich machen wollte. Doch faßte er seinen Stoff zu leise an und unterbrach seine Erzählung zu oft durch langgesponnene Betrachtungen, welche kaum in irgend einem Werke Wieland's fehlen. In demselben Jahre entstanden die Komischen Erzählungen, die in der ersten Ausgabe von 1765 vier Stücke enthielten: Das Urtheil des Paris, Endymion, Juno und Ganymed, Aurora und Kefalos. In diesen Erzählungen überließ Wieland sich in sorglosester Laune einer ungeschminkten und unverhüllten Sinnenlust, in ihnen ist, wie Gervinus sagt, „das antike Nackte noch von der feisten Hand eines derben Niederländers gezeichnet.“

Feiner in der Ausführung ist Musarion, ein erzählendes Gedicht, welches vom warmen poetischen Hauche belebt ist und auch heute noch mit Interesse gelesen wird. Musarion wurde 1765 gedichtet, in den beiden darauf folgenden Jahren entstanden Idris und Zenide, die erste Hälfte des neuen Amadis und ein Theil der Grazien. Alle diese Werke sind in Versen geschrieben, Wieland gab in ihnen die ersten Muster der im Deutschen bis dahin noch unbekann-

*) Deutsche Dichtung von Wolfgang Menzel, II, 553.
**) Menzel gehört der alleinseligmachenden Kirche an.

ten poetischen Erzählung. In allen findet man den leichten Fluß, die Anmuth der Darstellung, die gewandte Versbildung, so daß gerade diese Dichtungen an Gottfried von Straßburg erinnern können. Sie behandeln alle die Freuden der sinnlichen Liebe, und zwar mehr als in irgend einer andern Zeit von Wieland's Dichterthätigkeit. Der Grund zu dieser Erscheinung mag nicht fern gesucht werden. Wir sagten einmal, Wieland sei stets ein Spiegel seiner Umgebung gewesen, in seinen Werken habe er seine Lektüre oder seine Erlebnisse dargestellt. Das trifft auch hier ein. Im Herbst des Jahres 1765 heirathete Wieland. Ueber seine Gattin schrieb er an seine Freunde: „Ich habe ein Weib genommen, oder eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn es ist ein kleines, in meinen Augen ganz artiges, liebenswürdiges Geschöpf, das ich mir ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe beilegen lassen. Meine junge Frau*) ist aus einem augsburgischen Kaufmannshause, welches in der merkantilischen Welt unter dem Namen Jakob Hillenbrand's sel. Erben nicht unbekannt ist. Sie hat noch neun Geschwister und ist also nicht reich, ob sie gleich mit der Zeit von ihren Eltern so viel zu erwarten haben mag als nöthig ist, wenn sie Wittwe würde. Das, warum es mir zu thun war, ist ihre Person; sie hat wenig oder nichts von schimmernden Eigenschaften, auf welche ich bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. Sie ist ein unschuldiges, von der Welt unangestecktes, sanftes, fröhliches, gefälliges Geschöpf, die reine Natur, und hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat: eine Prätension, welche man bei den großen Schönheiten vergebens macht.“ Ein Jahr nach der Hochzeit schrieb er an Zimmermann: „Sie wissen, mein lieber Freund, daß ich eine Frau habe, aber Sie wissen noch nicht, daß ich glücklich genug gewesen bin, vielleicht die einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu taugte, meine Frau zu sein. Ich habe sie so herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann sein Weib lieb gehabt hat. Sie macht mich in der That glücklich, ob sie gleich kein idealisches Mädchen ist. Ich sehe sie zuweilen mit Augen an, wie ungefähr Horaz dem guten Mädchen mag verliehen haben, zu dem er sagte:

age nunc, meorum finis amorum —

und Sie können nicht glauben, wie angenehm mir diese Vorstellung ist.“

Wieland's Ehe war sein ganzes Leben hindurch eine höchst glückliche, seine Flitterwochen dauerten, wie seine Worte uns zeigen, eine lange Zeit, und die Freuden dieser jungen Ehe verrieth der indiskrete Poet in den Gedichten, deren Titel wir oben aufzählten. Sie sind sehr frei geschrieben, aber daß Wieland die Absicht gehabt habe, sie als Mittel zur Sittenverderbniß zu gebrauchen, ist eine lächerliche Behauptung. In liebenswürdiger Unbefangenheit entdeckte er der Welt seine Freuden, und er selber war nicht wenig betroffen und bestürzt, als die Welt hohnlachend über die Kinder seiner neuen Muse herfiel, und die Orthodoxen ihn und seine Werke für den Scheiterhaufen designirten.

Es ist nicht schwer zu errathen, welchen Sturm Wieland's neueste Werke er-

*) Sie hieß Dorothea, Wieland nannte sie auch wohl Doris.

regten, obwohl er selber auf diese Umwandlung doch schon durch seine Dramen vorbereitet hatte. Seine ehemaligen serafischen Freunde sprachen den Bann über den Abtrünnigen aus, seine früheren Gegner, der hartbehandelte Uz, Gleim und andere, waren nicht geneigt, ihn sofort als einen der Ihrigen gelten zu lassen, und da gab es denn für den Dichter des Musarion vielerlei Verdruß. Mit Recht klagte er, alle Welt amüsire sich mit seinen Werken, statt des Dankes gäbe man dem Dichter aber nur Spott und Haß. Des letztern erntete er nicht wenig, man begnügte sich nicht, seine Erzählungen unmoralisch, schlüpfrig, verbrecherisch zu nennen, man sprach sogar von epikurischer Schweinheit, man behauptete mit größter Dreistigkeit, das Leben des Menschen müsse eben so liederlich als die Schriften des Dichters unmoralisch sein, man sprach mit Bedauern von dem Mißbrauch, welchen der Dichter mit seinem seltenen und großen Talente triebe, man warnte vor seinen Schriften als vor einem Gifte, welches je süßer um so gefährlicher sei.

Eine treffende Antwort auf solcherlei Kritik gibt Wieland in einem Briefe an Julie Bondeli vom Jahre 1764. Er schreibt darin: „Ich war ehedem Enthusiast in Ansehung der Religion, der Metafysik und der Moral, und ich war es ganz aufrichtig; so war damals meine Art zu sein, oder das Resultat von hunderttausend fysischen und moralischen Ursachen. Habe ich nun aber gleich in Einem Sinne aufgehört, Enthusiast zu sein, so bin ich doch nicht weniger ein Freund der Wahrheit und finde die Tugend nicht weniger liebenswürdig, wenn ich gleich nicht mehr an die Präexistenz der Seele glaube und beim Bilde eines rosenfarbenen Serafs mit Flügeln von Gold und Azur nicht mehr verzückt werde. Solche erkünstelte Spekulazionen sind nichts als Stelzen, auf denen die menschliche Eitelkeit gern einherschreitet, angenehme Hirngespinnste, woran wollüstige Seelen sich ergötzen. Ich mußte entweder meinen Platonismus reformiren, oder eine Wüste in Tirol aufsuchen, um da zu leben. Die Erfahrung hat mir einen Wahn nach dem andern benommen, und endlich kam ich ins Gleichgewicht. Ich denke über das Kristenthum wie Montesquieu auf seinem Sterbebette, über die falsche Weisheit der Sektenmacher und die falschen Tugenden der Schurken wie Lukian, über die spekulative Moral wie Helvetius, über die Metafysik — nichts davon, sie dient mir bloß zum Scherze. In den Tagen meines Enthusiasmus und Platonismus war ich hitzig, jähzornig, grillenhaft, launisch, mürrisch; seitdem habe ich meine Leidenschaften mäßigen gelernt. Ich hoffe Sie zu überzeugen, daß ich stets, selbst in meinen Fehlern, den Karakter des Biedermannes, der mir angeboren ist, behauptet habe. Für ein Tugendmuster habe ich mich nie ausgegeben. Man wird finden, daß mein Geist zwar zuweilen thöricht, mein Herz aber immer gut war."

Zu der Zeit, wo die kritischen Posaunen den schlimmsten Lärm machten, schrieb er an Geßner in Zürich: „Ich gestehe Ihnen, daß dieses Geseufze und Geheul über die komischen Erzählungen, welches mir von allen Orten und Enden her zukommt, meinen Geist und die Flügel meiner Muse ganz darniederschlägt, da ich keinen Menschen sehe, der sich die Mühe nehmen mag, ein paar Stunden dazu anzuwenden, den Leuten die Köpfe über diesen Punkt zurecht zu setzen. Ich muß daraus schließen, daß wirklich niemand ist, oder daß es nur einige wenige sind, welche günstiger von diesen unglücklichen Erzählungen denken, und sobald ich

hiervon überzeugt sein werde, werde ich den Idris ins Feuer werfen und den Musen auf ewig gute Nacht sagen."

Und noch eine Stelle wollen wir uns erlauben anzuführen, welche zum Ueberfluß unsere Ansicht von Wieland's Karakter bestätigt: „Lachen Sie immer, weiser Zimmermann, Sie mögen mich so sehr auslachen als Sie wollen, so werde ich dennoch niemals aufhören, den Verlust dieser seligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wieder kommt, wenn sie einmal verloren ist. Es mag eine berauschendere Lust in den Küssen sein, quae Venus quinta parte sui Nectaris imbuit, aber glauben Sie mir, ich schwöre es bei den Grazien, quarum sacra tuli, die Umarmungen der Liebesgöttin selbst haben nichts, das diese stillentzückende Empfindung ersetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele der Anblick, der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten unser ganzes Wesen erfüllte." —

Unbekümmert um eine vielfach unberufene Kritik, schritt Wieland indeß rüstig auf dem Wege, den wir als seine eigentliche Aufgabe bezeichneten, vorwärts. In den Jahren 1762 bis 1766 übersetzte er den Dichter, welcher der größte als Poet und der edelste als Mensch, eine vollkommen gesunde Erscheinung, ein Ideal ohne Schatten ist: Shakespeare. Freilich war die damalige Zeit noch nicht reif, den größten aller Dichter zu verstehen, Wieland's Uebersetzung blieb fast unbeachtet, Gerstenberg, der Verfasser des widerlichen Ugolino, fällte ein wegwerfendes Urtheil darüber, bis Lessing in der Dramaturgie ihr den gebührenden Platz anwies. Ueberhaupt wollen wir nicht vergessen, daß Lessing für viele Werke Wieland's warmes Lob hatte; er war groß genug, um über den Fehlern nicht auch die Vorzüge und Verdienste des vielgeschmähten Wieland zu vergessen. Auch das Publikum stand auf Wieland's Seite, seine Schriften erlebten viele Auflagen und wurden besonders gern ins Französische übersetzt. Zur Verbreitung in Deutschland mochte wohl auch die ungewöhnliche Form beitragen, die Mehrzahl der Wieland'schen Gedichte war in einer Strofe geschrieben, welche viel Aehnlichkeit mit der italienischen Stanze zeigte, deren sich Ariost im Orlando furioso, Torquato Tasso in der Gerusalemme liberata bedienten. Wieland war der erste, welcher diese Strofe in die deutsche Sprache einführte. Später hat sich einer ganz ähnlichen Form Schiller in seinen Uebersetzungen aus der Aeneis bedient, die Form der reinen Stanze der Italiener finden wir in der bezauberten Rose von Ernst Schulze.

Im allgemeinen kümmerte Wieland sich nicht gerade viel um die Kritiker, Biberach war zu abgelegen, die Erzeugnisse des Büchermarktes waren nur umständlich dort zu erlangen, und seit seiner Verheirathung lebte Wieland in seiner Heimath in behaglichen Verhältnissen, die seinen Blick von der Außenwelt abzogen. In früheren Zeiten war ihm sein Leben als Kanzleidirektor sehr zur Last gewesen, wie er in seinen Briefen öfter erzählt. An Zimmermann schrieb er: „Einsam in einem Hause, dessen weite Gemächer von niemand bewohnt sind als von mir selber, einer dummen Magd, etlichen alten mageren Ratten, und einem Gespenst, das der uralten Observanz gemäß alle Nacht um zwölf Uhr unsichtbar auf einer geheimen Treppe vom Rathhause in die Kanzlei herabsteigt — einsam, ohne Freunde (denn die einzigen, die ich in diesem Lande habe, sind doch eine Stunde

weit von mir entfernt), ohne Ergötzungen — wenn die ernsthafte Weisheit Ihr Herz nicht ganz verhärtet hat, so sagen Sie mir, ob das nicht ein armseliges Leben ist? Wenn ich aber auch zuweilen schwermüthig werde, und mit dem Strumpfband in der Hand mich nach einem tauglichen Nagel umzusehen anfange, so besinne ich mich doch allemal so lange, bis wieder nichts daraus wird; ein überzeugender Beweis, daß ich noch etwas in meinem Zustande finde, das der Versuchung, mich aufzuhängen, wenigstens das Gleichgewicht hält."

Nach seiner Verheirathung wurde seine Stimmung immer zufriedener. Er lächelte wohl über die sonderbare Figur, die er, die Feder hinter dem Ohr, unter einem Haufen hungriger Kanzlisten und Schreiber mache. Ueber sein behagliches Leben gab er in einem Briefe interessante Aufschlüsse: „Was meine Kanzlei betrifft, so müssen Sie sich die Sachen eben nicht so gar gräßlich vorstellen. Ordentlicher Weise habe ich die meisten Nachmittage zu meiner Disposizion, und meine Geschäfte gehen mir leicht von der Hand; dafür bin ich aber auch, ohne Ruhm zu melden, einer der expeditesten Leute im ganzen Schwabenland. Nur ein kleines Tuskulanum geht mir noch ab, und bis ich erben werde, wozu in den nächsten zwanzig Jahren wenig Hoffnung ist, sehe ich auch keine Möglichkeit, eins zu bekommen. In Ermangelung dessen habe ich ganz nahe an unserer Stadt, aber doch in einem etwas einsamen Orte, ein artiges Gartenhaus gemiethet, wo ich die angenehmste Landaussicht von der Welt habe, und, so nahe es meinem Hause in der Stadt ist, doch völlig auf dem Lande bin. Hier bringe ich im Sommer meine meisten müßigen Stunden zu, solus cum sola, oder ganz allein mit den Musen, Faunen und Grasnymfen, deren ich von Zeit zu Zeit einige im Gesicht habe, welche auch den enthaltsamsten Einsiedler unversucht lassen würden. Hier sehe ich die Knaben baden, keine Nymfen; ich rieche den lieblich erfrischenden Geruch des Heues, ich sehe schneiden und Flachs bereiten; auf der einen Seite erinnert mich aus der Ferne der Kirchhof, wo die Gebeine meiner Voreltern liegen, daß ich leben soll so lange und so gut ich kann; auf der andern lockt mir ein durch Gebüsche halb verdeckter Galgen fernher den Wunsch ab, daß ein halb Dutzend Schurken, die ich ganz trotzig tête levée herumgehen sehe, daran hängen möge. Ich sehe Mühlen, Dörfer, einzelne Höfe, ein langes angenehmes Thal, das mit einem zwischen Bäumen hervorragenden Dorfe mit einem schönen, schneeweißen Kirchthurm endet, und über demselben eine Reihe ferner blauer Berge, aus denen im Abendstrahl Horn, ein uraltes, seit kurzem von den jetzigen Besitzern neu aufgebautes Schlößchen hervorglänzt. Das alles macht eine Aussicht, über der ich alles, was mir unangenehm sein kann, vergesse, und mit diesem Prospekt vor mir sitze ich an einem kleinen Tische und reime."

Wieland's Verhältniß zu seinen Mitbürgern war das friedlichste geworden, die guten Biberacher hatten sich an ihren Kanzleidirektor gewöhnt, und waren stolz auf den wachsenden literarischen Ruf desselben. Seine häuslichen Verhältnisse waren sehr angenehm, und besonders nachdem ihm eine Tochter geboren war, vergaß er, wie er sagte, über den Freuden der Vaterschaft in der Wochenstube sogar die Musen. Wieland's Zufriedenheit würde vollständig gewesen sein, wenn es ihm möglich gewesen wäre, ohne sein Amt zu leben und alle seine Zeit der Poesie zu widmen. Doch auch dieser Wunsch sollte nicht ganz unerfüllt bleiben.

Durch Briefe hatte Wieland die Bekanntschaft eines damals bekannten Schriftstellers gemacht; derselbe war Friedrich Just Riedel, Professor an der kurfürstlich mainzischen Universität Erfurt. Diese ehemals berühmte Universität — auch Luther war dort ja Student und nachher Dozent — befand sich damals auf einem ziemlich niedrigen Standpunkte, der Kurfürst von Mainz, Emmerich Josef, wünschte die Hochschule zu heben und sann daher darauf, sie durch die Berufung tüchtiger Professoren berühmt zu machen. Zufällig sprach hierüber ein Beamter des Kurfürsten einmal mit Wieland und äußerte, eine Stelle als Professor müsse ihm doch weit angenehmer sein, als sein Amt in Biberach. Wieland dachte an seinen Freund Riedel, mit dem er in nahe Beziehungen getreten war, und erwiderte, wenn er irgend wo eine akademische Stelle bekleiden möchte, so würde es in Erfurt sein. Dieses Wort faßte jener Beamte mit großer Wärme auf, und ließ nicht eher nach, bis Wieland darüber mit la Roche sprach, welcher bald darauf Gelegenheit hatte, dies dem kurfürstlichen Minister Freiherrn von Großschlag vorzutragen. Dieser war ein Verehrer von Wieland's Schriften und hatte den Dichter persönlich in Warthausen kennen gelernt, er hoffte von dem Ruhme Wieland's viel für die Universität, und betrieb sofort die Angelegenheit, welche auch durch Riedel's Thätigkeit bald soweit gediehen war, daß Wieland im Februar 1769 einen förmlichen Ruf als erster Professor der Filosofie mit dem Titel eines Kurfürstlich Mainzischen Regierungsrathes und einem Gehalt von sechshundert Thalern erhielt. Der Minister gab ihm dabei zu verstehen, daß man ihn nur um seines Namens willen haben wolle, und daß man zufrieden sei, wenn er komme, sollte er auch nichts anderes thun, als dort sein, und machen, was ihm selbst gefalle.

Es wurde Wieland schwer, sich von seinem alten Vater zu trennen, und die guten Biberacher machten jetzt plötzlich ein betrübtes Gesicht, daß ihnen ihr geliebter, so hoch verehrter Mitbürger genommen werden sollte. Doch für den Dichter war die Aussicht, Herr seiner Zeit zu sein, zu verlockend, ihn zurückzuhalten vermochten weder die warmen Thränen der Seinigen, noch die Krokodilsthränen der Biberacher, er nahm den Ruf an. Der Magistrat entließ seinen Kanzleidirektor mit vielen Bücklingen, und Wieland bereitete sich nun zum Umzuge vor. Um seines lieben Töchterchens willen, das 23 Wochen alt war, wartete er die schöne Jahreszeit ab, und zwei Tage nach Pfingsten trat er die Reise an. Ihn begleitete außer seiner Frau und seiner Tochter ein Sohn von la Roche, und eine alte Haushälterin, welche schon länger als zwanzig Jahre in seiner Familie gewesen war und nicht zurück bleiben wollte. Die Reise ging über Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Koburg, Ilmenau, Arnstadt nach Erfurt, wo die Karawane am 1. Juni 1769 ohne Unfall anlangte, Wieland nun in ganz anderen Verhältnissen als damals, wo er in Erfurt im Hause des Dr. Baumer ein Jahr lang hungern durfte. Neunzehn Jahre waren seit jener Zeit verflossen, sie hatten Wieland groß gemacht und doch ging er seinem Glanze erst eigentlich entgegen.

In Erfurt war ihm vorerst freilich mancher Verdruß bereitet. Hier wie überall anderswo im heiligen römischen Reiche konnte man es ihm nicht verzeihen, daß er der Menschlichkeit, der Sinnenwelt überhaupt nur irgend welche Rechte einräumen wollte, die doch jeder seiner Gegner im praktischen Leben durch die That selber zugestand. Ein Prediger rief einst in Erfurt von der Kanzel seinen Zuhö-

tern zu: „Geliebte, laßt uns den Kelch des Leidens trinken, indeß andere mit Wein und Rosen und Grazien und Liebesgöttern ihre Lebenszeit verscherzen!“

Auch von Seiten seiner Kollegen erfuhr Wieland manche Anfeindung, von denen viele ältere ihm seine Anstellung als erster Professor der Filosofie nicht vergeben konnten. Die vorzügliche Achtung, mit welcher die Regierung ihn behandelte, ließ das Gerücht aufkommen, man beabsichtige Wieland und Riedel an die Spitze der ganzen Universität zu stellen. So kam es, daß der Dichter sich von seinen Kollegen fast ganz zurückzog. Er hatte eine bequeme Wohnung mit einem Garten im Gasthofe zum Schwan hinter dem Schottenkloster gefunden, und lebte hier im Schoße seiner Familie.

Obwohl man ihn von Seiten der Regierung der Verpflichtung, Vorträge zu halten, fast gänzlich entbunden hatte, so hielt er selber es doch für Pflicht, der Universität auch durch Lehre sich nützlich zu machen. Im ersten Jahre seiner Anwesenheit in Erfurt hielt er Vorträge über die Geschichte der Menschheit, es war das erstemal, daß dieser Gegenstand auf einem deutschen Katheder behandelt wurde. Von den Vorlesungen, welche Wieland in den beiden übrigen Jahren seines Aufenthaltes in Erfurt hielt, wollen wir anführen die Geschichte der Filosofie, allgemeine Theorie und Geschichte der schönen Künste, über die Dichtkunst, kritische Kenntniß der besten griechischen, lateinischen, italienischen, englischen und französischen Schriftsteller. Allgemeinen Beifall fand eine Vorlesung über den Don Quixote. Wieland's Kollegia waren stark besucht, seine Darstellung und sein Vortrag wurden gerühmt, die Zahl der Erfurter Studenten stieg während seines Aufenthaltes daselbst um mehr als hundert.

Von dichterischen Erzeugnissen sind zu nennen die Dialogen des Diogenes und die zweite Hälfte des Amadis (1769), die Grazien (1770). Wieland überließ sich in diesen Werken wieder der behaglichen Schilderung der Sinnenlust, im Amadis überschritt er die Grenzen des Erlaubten sehr stark, so daß sogar seine Freunde ihm begreiflich machten, daß in solchen Schilderungen nicht allein die Moral, sondern auch die dichterische Schönheit stark verletzt werde. Die Mitglieder des Hainbundes in Göttingen verbrannten feierlichst die Werke Wieland's an Klopstock's Geburtstage im Jahre 1773. Solche Erfahrungen kränkten Wieland, auch sah er ein, daß man den Zweck, der Menschlichkeit ihr Recht zu geben und finstere Vorurtheile zu bekämpfen, besser erreichen konnte als durch die allzu grelle Ausmalung der Sinnenlust, er fing an, in seinen späteren Werken einzulenken und sich den Anstandsgesetzen, welche einmal festgesetzt waren, mehr zu unterwerfen. Doch spielt die sinnliche Liebe in allen Werken Wieland's eine nicht unbedeutende Rolle, und er hielt dadurch ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die ausschließlich übersinnliche Liebe Klopstock's. Aus den Extremen, welche diese beiden Dichter vertraten, bildete sich jene Liebe, welche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf unsere Zeit einen so übermäßig breiten Platz in aller Literatur behauptet hat, jene Liebe, welche zwischen Sinnenlust und serafischer Verzücktheit in der wahren, menschlichen Mitte steht.

Auch in Bezug auf die Einrichtung des Staatslebens suchte Wieland die Rechte des Menschen zu wahren, er sprach seine Ansichten darüber in dem goldenen Spiegel (1772) aus. Nach des Verfassers eigenem Ausspruch sollte

dieses Buch eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten sein, was die Großen und Edlen einer gesitteten Nazion aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben. An Sofie la Roche schrieb er darüber: „Das Publikum, welches noch nicht zurück gekommen ist von der thörichten Verwunderung, mich nacheinander in verschiedenen Rollen zu sehen, wird die Augen weit aufreißen, wenn es sieht, wie ich den Großen der Erde mit einer nicht sehr gewöhnlichen Unerschrockenheit einen Spiegel vorhalte, der ihnen wahrhaftig nicht schmeichelt. Seid deshalb ohne Furcht, meine Freunde, ich fürchte weder Bastille, noch Löwengrube, noch feurige Ofen. Habe ich auch nicht die Ueberzeugung, daß die Fürsten und Minister um dieses Buches willen mich mehr lieben werden, so bin ich doch gewiß, daß sie sich wohl hüten werden, mir eine böse Miene darüber zu machen." — Das Weitschweifige dieses Buches, die vielen fremden Gegenstände, welche hineingezogen wurden, die Unentschiedenheit in Bestimmung der Hauptgrundsätze ließen den goldenen Spiegel nicht recht zur Wirksamkeit gelangen.

Wieland reiste zuweilen von Erfurt nach Weimar. Dort lernte er kurz nach ihrem Erscheinen im Jahre 1772 Lessing's Emilia Galotti kennen. Sie machte einen außerordentlichen Eindruck auf ihn, und obwohl Wieland von Lessing's Kritik mehr als einmal scharf getroffen wurde, so schrieb er doch sofort einen Huldigungsbrief an Lessing und erkannte seine Größe eben so neidlos an, wie er sich für Göthe entschied, als derselbe kaum als Schriftsteller hervorgetreten war.

Zu Wieland's Bekannten, die er in Erfurt oder von Erfurt aus gewann, gehörten Georg Jakobi und Gleim, und später Jakobi's jüngerer Bruder Friedrich Heinrich, dem wir einige interessante Aufzeichnungen verdanken. Im Mai 1771 unternahm Wieland auf einige Wochen eine kleine Reise. Das Ziel derselben war Ehrenbreitenstein, wo damals la Roche, welcher geheimer Konferenzrath am Trierschen Hofe geworden war, mit seiner Familie lebte. Auf den Wunsch Wieland's hatten die beiden Jakobi, welche in Düsseldorf anwesend waren, sich schon vorher zu la Roche begeben. Friedrich Heinrich erzählt nun, nachdem er die Ankunft von Wieland's Wagen erwähnt: „Der Herr von la Roche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach, wir empfingen unsern Freund unter der Hausthür. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während wir ihn bewillkommneten, kam die Frau von la Roche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit Unruhe sich nach ihr erkundigt und schien äußerst ungeduldig, sie zu sehen. Als er sie erblickte, warf er mit einer zitternden und zugleich heftigen Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sofie hin. Sofie ging ihrem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen, er aber, statt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sofie neigte sich über ihn und sagte gerührt: „Wieland! O ja, Sie sind es, Sie sind noch immer mein lieber Wieland!" — Wieland richtete sich in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten."

Von des Dichters Person entwirft Jakobi folgende Schilderung: „Wieland ist seiner äußern Gestalt nach ein zarter, hagerer Mann von mittelmäßiger Größe. Beim ersten Anblick scheint seine Fysiognomie nicht sehr bedeutend, denn seine Augen

sind klein und etwas trübe, und die Menge von Blatternarben, womit seine Haut überdeckt ist, machen, daß seine Züge nicht genug hervorstechen, um sich gehörig auszeichnen zu können. Nichtsdestoweniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes und der Karakter seiner Empfindungsart auf eine außerordentliche und eigenthümliche Art aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper in Bewegung, seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender. Wieland geht schnell von einem Vorwurfe zum andern über, weil er in einem Nu eine Reihe von Gedanken oder eine Situazion durchschaut und durchempfunden hat. Die natürliche Empfindsamkeit seiner Seele, die unzerstörbare Güte seines Herzens, seine warme, uneigennützige, zu Neid und Eifersucht ihn ganz unfähig machende Liebe des Wahren und Schönen, seine ungeheuchelte Bescheidenheit, seine unglaubliche Aufrichtigkeit, und noch viele andere vortreffliche Eigenschaften machen seinen Karakter eben so liebenswürdig und verehrungswerth als sein Genie." Noch im spätesten Greisenalter erinnerte Jakobi sich mit Rührung jener Tage, wo „Wieland und Sofie la Roche, von den goldenen Träumen ihrer blühendsten Jahre umschwebt, sein Herz erwärmten und seine Fantasie mit sich hinwegrückten in eine schönere Welt."

Jakobi war Kaufmann, er gab Wieland verschiedene Rathschläge, seine Schriften finanziell besser auszunutzen, und als Wieland den Plan wieder aufnahm, selbst eine Buchhandlung anzulegen, bot Jakobi ihm bereitwillig die Hand. Doch kam es nicht zur Ausführung dieses Unternehmens. Wieland dachte bei dem Gewinn, den er zu erzielen hoffte, mehr an seine Familie als an sich selbst. Er schrieb bei dieser Gelegenheit an Geßner: „Meine Gemüthsart ist nicht zur Habsucht geneigt, meiner Begierden sind wenig, und diese wenigen sind mäßig. Ich bedarf wenig für mich selbst. Aber in diesem Augenblicke spielen drei kleine allerliebste Mädchen um mich herum, deren kindliche Liebkosungen und sorglose Unschuld eine Thräne der bekümmerten Zärtlichkeit in meine Augen bringt. Ich kann mit aller meiner Arbeit keine Schätze für sie sammeln, aber ich könnte doch etwas für sie thun." Auf Jakobi's Rath veranstaltete Wieland eine neue Ausgabe des Agathon, welche vielfache Veränderungen und beigefügte Anmerkungen erhielt.

Die Zeit des wenig erfreulichen Aufenthaltes in Erfurt ging für Wieland bald zu Ende. Bei seinen kleinen Ausflügen nach Weimar war er der verwittweten Herzogin-Regentin Amalia vorgestellt worden. Seine Persönlichkeit und seine angenehme Unterhaltung hatten die Herzogin für ihn eingenommen, sie berief ihn im August 1772 zum Erzieher ihrer beiden Söhne, des Erbprinzen Karl August und seines Bruders Konstantin nach Weimar. Auf den Wunsch des Kurfürsten führte Wieland auch in seiner neuen Stellung den Titel eines Kurfürstlich Mainzischen Regierungsrathes. So lange er wirklich Erzieher des Erbprinzen sein würde, war ihm ein jährliches Gehalt von ein tausend Thalern bestimmt, später eine lebenslängliche Pension von sechshundert Thalern mit der Freiheit, daß er sie verzehren könne, wo er wolle. Sein Amt als Erzieher dauerte bis zum 3. September 1775.

Uebrigens fand Wieland in Weimar freundliche Aufnahme. Die verwittwete Herzogin Anna Amalia aus dem Hause Braunschweig war eine vortreffliche Frau, welche die Regentschaft mit vielem Geschick führte und durch ihre Leutselig-

keit sich die Liebe ihrer Unterthanen gewann. Sie ließ es sich angelegen sein, Künste und Wissenschaften zu unterstützen, sie versammelte einen Kreis von vortrefflichen Männern um sich und pflanzte ihrem Sohne, dem Erbprinzen Karl August, die Liebe zum Schönen und Großen schon früh ein. Der Oberhofmeister des Erbprinzen war der Graf Görtz, ein gewandter Mann, welcher später Minister Friedrich's des Großen wurde. Wieland trat mit ihm in ein freundschaftliches Verhältniß. Seine Pflichten als Erzieher nahm er gewissenhaft wahr, er mußte oft wochenlang Tag und Nacht bei dem Prinzen sein, der ihn gern um sich hatte. Doch fand Wieland sich oft von dem Hofleben ermüdet, die steife Etiquette drückte ihn und lähmte sein schöpferisches Vermögen, doch nur auf kurze Zeit. Seit dem Oktober 1771 stand das Theater in Weimar unter der Leitung Seyler's, seine Gesellschaft war eine der besten der damaligen Zeit, es fanden sich unter den Mitgliedern Namen erster Größe, wie Eckhof und die Hensel. Als Musikdirektor wirkte an der Weimarischen Hofbühne Schweizer, ein genialer Mann, der in Italien eine umfassende Ausbildung erhalten hatte. Auf Anregung der Herzogin schrieb Wieland das Singspiel Alzeste, welches von Schweizer komponirt und im Mai 1773 zum erstenmal in Weimar aufgeführt wurde. Obwohl es auf der Bühne vielen Beifall fand, urtheilte die Kritik doch nicht günstig darüber. Die schiefe Auffassung des griechischen Alterthums veranlaßte die bekannte dramatische Satire Göthe's: Götter, Helden und Wieland. Auch durch die Alzeste bewies Wieland, daß er kein dramatischer Dichter sei. Später versuchte er sich noch einmal im Drama, seine Rosamunde fand aber so wenig Beifall, daß er dramatische Stoffe seitdem nicht wieder bearbeitete.

Der Plan, mit Jakobi eine Buchhandlung zu begründen, war nicht zur Ausführung gekommen, doch verbanden die beiden Freunde sich zur Herausgabe einer Zeitschrift, welche gewissermaßen ein Kompendium der Literatur für die gebildete Welt sein sollte. Mit dem Jahre 1773 erschien diese Zeitschrift, der deutsche Merkur, unter Wieland's Leitung, derselbe enthielt Gedichte, prosaische Aufsätze über die verschiedensten Gegenstände, Uebersichten der Leistungen in der Filosofie, Geschichte und Politik, in der schönen Literatur, der Naturkunde, Rezensionen, Bücheranzeigen und was sonst noch von Interesse sein konnte. Die Zeitschrift wurde mit vielem Beifall aufgenommen, eine Auflage von 2500 Exemplaren, für die damalige Zeit eine große Zahl, war bald vergriffen, eine zweite Auflage ebenfalls, und außerdem erfolgte noch ein unrechtmäßiger Nachdruck. Für Wieland aber wurde die Freude über das Gelingen dieses Unternehmens vielfach gedämpft durch die Bemerkung, welche er sehr bald machte, daß ihm zum genauen Buchhalten fast alles Talent versagt sei, die Geschäfte wuchsen ihm dermaßen über den Kopf, daß er die größte Verwirrung voraussah. Aus dieser Verlegenheit wurde er gezogen, als ein gewandter junger Mann bei ihm als Geschäftsführer eintrat, Bartuch, der später Stifter des Weimarischen Landes-Industriekomptoirs wurde. In diesem Merkur erschienen von nun an die meisten Werke Wieland's, und mancher später bekannte Name, wie Bürger u. a., tauchten hier zum ersten Male auf. Viel Verdruß erwuchs dem Herausgeber durch die ästhetischen Kritiken, welche der Merkur brachte. Der Hainbund in Göttingen, Wieland's alter Freund Gleim, Michaelis, Heinse und andere fühlten sich beleidigt und machten ihrem Unwillen

theilweise auf brutale Weise Luft. Der Hainbund begnügte sich nicht allein, Wieland's Werke einer höchst ungünstigen Kritik zu unterwerfen und, wie wir bereits erzählten, in kindischer Weise zu verbrennen, sondern Joh. Heinr. Voß vergaß alle Mäßigkeit so weit, daß er in einem Gedichte namentlich von „Wieland's Buhlgesängen" sprach, ihn einen „Lotterbuben" nannte und ihm „Bettelei im Fürstenvorsaal" vorwarf. Voß schändete durch solche ungerechte und anstandslose Beschuldigungen nur sich selbst, denn unter seinen Schäfergedichten finden sich viele, welche im hohen Grade schlüpfrig sind, ohne eine Spur von der Anmuth Wieland's zu zeigen. Wieland suchte sich gegen diese Angriffe in seinen Unterredungen mit dem Pfarrer von ** zu vertheidigen, an Rache dachte sein versöhnliches Gemüth nicht, die jungen Leute, meinte er, würden ihr übereiltes Verfahren gegen ihn später ebenso bedauern, wie ihn seine scharfen Angriffe gegen Uz leid geworden seien. Der Angriff Göthe's schmerzte ihn, doch war er großherzig genug, das zu vergessen und Göthe überall und unverholen anzuerkennen, selbst zu einer Zeit, wo derselbe noch von vielen Seiten angefeindet wurde.

In dieser Zeit vielfachen Verdrusses fand Wieland Trost und Beruhigung in dem lebhaften Briefwechsel mit Sofie la Roche, welche ihm stets eine treue Freundin blieb. Auch sein Verhältniß zu Gleim gestaltete sich wieder inniger. Ein Besuch, den Wieland mit seiner Frau in Halberstadt unternahm, vertilgte die letzte Spur von Groll zwischen den beiden Männern.

Mittlerweile war der Zeitpunkt herangekommen, daß Wieland sein Amt als Erzieher des Erbprinzen niederlegte. Karl August war vom Kaiser für mündig erklärt und hatte am 7. September 1775 die Regierung angetreten, am 5. Oktober wurde seine Vermählung gefeiert. Bei der jungen Herzogin fand Wieland huldreiche Aufnahme, der Herzog bewies ihm seine Anerkennung dadurch, daß er seinem Erzieher das bisher bezogene Gehalt von eintausend Thalern auf Lebenszeit zusicherte. Karl August hatte die Bekanntschaft Göthe's gemacht und diesem eine Stelle im Weimarischen Dienste angetragen; es war leicht vorauszusehen, daß Göthe seine Freunde nach sich ziehen würde, und unter diesen befanden sich manche, mit denen Wieland in Anlaß literarischer Fehden nicht im besten Verhältnisse lebte. Er fürchtete daher viel Verdruß von der Anwesenheit dieser seiner Gegner in Weimar, und hatte sich in der Stille schon nach einem Zufluchtsorte umgesehen, wenn Weimar ihm unleidlich werden sollte. Er dachte daran, nach Halberstadt zu Gleim zu ziehen. Doch kam alles viel besser, als er gefürchtet hatte.

Im November 1775 traf Göthe in Weimar ein, sein liebenswürdiges Benehmen und seine Duldsamkeit gewannen ihm alle Herzen. Schon drei Tage nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft schrieb Wieland an Jakobi: „Dienstags, den 7. d. M., ist Göthe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich Dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß. Alles, was ich nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Göthe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne." Diese Meinung veränderte sich nicht, einige Monate

nachher schrieb Wieland an Zimmermann: „Ich lebe nun neun Wochen mit Göthe, und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Dies sage ich meinem Zimmermann, weil er es mit beinahe eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich es schreibe. Möchte ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möchte alle Welt den liebenswürdigsten Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich. Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen, gefühlvollen reinen Menschheit sah. Außer mir kniete ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an.“ —

Schon im Dezember desselben Jahres, in welchem Göthe nach Weimar gekommen war, fragte er bei Herder an, ob er die Stelle als Generalsuperintendent in Weimar annehmen wolle. Herder sagte sogleich zu, traf aber erst im Oktober 1776 in Weimar ein. Auch ihn erkannte Wieland neidlos und gern an. Nach seiner Ankunft schrieb er: „Meine Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich, ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Göthe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Göthe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athen erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich, aber wie unzulänglich ist das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mächtigen Genius? Bei allem dem ist jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel, sein Weib. Alles was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen. Die Bewohner von Weimar waren gegen ihn präoccupirt. Trotz dem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht und alle Herzen gewonnen. Er predigt wie noch niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und doch alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt!“

Daß Wieland's Freundschaft nicht allein in Worten, sondern auch in der That sich äußerte, beweist ein Brief von Herder's Gattin: „Wieland's zarte, gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und unsere Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wieland's und Herder's Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißklänge kamen, so lösten sie sich doch immer wieder. Sie ehrten und achteten jeder des andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Neid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten. Wieland erzeigte uns bei vielen Anlässen, wo wir seine Freundschaft ansprachen, thätige Dienste, unter anderm durch Darlehn, denn die Einrichtung an diesem neuen Ort, ohne eigenes Vermögen, erschwerte uns die ersten Jahre recht peinlich.“

So bildete sich besonders zwischen Göthe und Wieland ein herzliches Verhältniß, Göthe stand bei Wieland's fünfter Tochter Gevatter. Wieland dachte nun nicht mehr daran, von Weimar fortzuziehen. Er kaufte einen Garten vor

der Stadt und wurde dadurch Bürger von Weimar. Ueber sein kleines Grundstück hatte er große Freude. An Gleim schrieb er darüber: „Du mußt Dir nichts Vornehmes noch Kostbares vorstellen, bilde Dir ein, daß es ungefähr so ein Garten gewesen ist, wie das kleine Gut, das Plinius dem Sueton kaufen will, ein Landgut war, d. h. gerade so, wie ihn ein Müßiggänger meiner Art von nöthen hat, Bäume genug, um Schatten zu haben, und groß genug, daß meine Mädchen sich müde darin laufen können. Seitdem die Kirschbäume zu blühen angefangen haben, bin ich nun den ganzen lieben Tag draußen, und habe es schon so weit gebracht, daß mir in meinen vier Mauern in der Stadt nirgend wohl ist, bis ich meinen Stab in der Hand habe um hinauszugehen, und im Freien, im Grünen unter meinen Blumen, im Angesicht meiner eigenen kleinen Pflanzen zu leben und zu wallen.“

Die ländliche Freiheit gefiel dem Dichter so wohl, daß er im Sommer 1777 sich ein großes bequemes Haus vor der Stadt erwarb, in welchem er nun seine Tage zu beschließen hoffte. Im Oktober 1772 war sein Vater in Biberach gestorben, seit dieser Zeit lebte seine Mutter bei ihm, und der häusliche Kreis war des Dichters liebster Aufenthalt. Die Nächstenliebe rechtgläubiger Kristen verschonte Wieland ebenso wenig wie Göthe und Herder mit den absurdesten Klatschereien, man machte ihn zum Vorsitzenden wüster Gesellschaften, wie man Herder im Ueberrock und mit Sporen predigen ließ. Daß alle diese Gerüchte Erfindungen waren, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Wir haben nachträglich nun zu betrachten, was Wieland seit seiner Ankunft in Weimar an poetischen Werken geschaffen. Wir erinnern uns, daß in die ersten Jahre seines Aufenthaltes daselbst die vielfachen Streitigkeiten auf literarischem Gebiete fielen. In solchen Zeiten findet der Geist keine Ruhe und keine Stimmung zu positiven Schöpfungen, aber die Gebiete der negativen Poesie, der Satire, eröffnen sich um so bereitwilliger. Im Jahre 1773 faßte Wieland den Plan, die Geschichte der Abderiten zu schreiben. Die Stadt Abdera hatte im griechischen Alterthume denselben beneidenswerthen Ruhm, wie bei uns Schilda und Schöppenstedt. Manchen guten Zug zu seinem Bilde entnahm Wieland seinen Erinnerungen an seine Vaterstadt, doch ist es nicht richtig, anzunehmen, daß in den Abderiten nur Biberach'sche Zustände geschildert seien. Abderiten zu beobachten, dazu findet jeder, der früh genug aus seinen vier Pfählen in die Welt kam, Gelegenheit genug. Die Abderiten leiden freilich auch an dem Fehler, den fast alle Werke Wieland's zeigen, an einer ermüdenden Weitschweifigkeit, sie geben auch an mehreren Stellen Szenen, welche das Anstandsgefühl stark verletzen, doch treten diese beiden Uebelstände nur in geringem Maße hervor, im Allgemeinen sind die Abderiten ein kunstvoll angelegtes und vortrefflich, an einzelnen Stellen sogar ausgezeichnet durchgeführtes Werk in anmuthiger Darstellung und fließender Sprache, dessen Hauptzüge wir nachstehend wiedergeben wollen.

Demokritos war aus Abdera gebürtig. Als er im zwanzigsten Jahre seinen Vater verlor und dadurch Herr eines großen Vermögens wurde, ging er auf Reisen, bereicherte seinen Geist durch die tiefsten Studien, durch weitgehende Erfahrungen und bildete sich im Umgange mit den besten Köpfen seiner Zeit. Nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren kehrte er in seine Vaterstadt zurück,

ein feiner, abgeschliffener, stattlicher Mann, und brachte einen lebendigen Affen und ein ausgestopftes Krokodil mit sich. Einige Tage lang sprachen die Abderiten nur von ihrem weitgereisten Mitbürger, glaubten aber bald zu finden, daß sie sich sehr in ihm getäuscht hätten, denn er wollte weder zu Gunsten der Rechtsgelehrten einen Prozeß gegen die unredlichen Verwalter seiner Güter anstrengen, noch Rathsherr von Abdera werden, noch eine Abderitin heimführen. Alle Wunderdinge, welche abderitische Gelehrte aus ihren Büchern aufs genaueste zu kennen behaupteten, erklärte der weitgereiste Filosof für Märchen, und als die weisen Abderiten merkten, daß Demokrit in allem ihr gerades Gegentheil war, da erklärten sie ihn für einen bedauernswerthen Schwachkopf, und würden ihn selbst nicht mehr besucht haben, wenn er nicht so vortreffliche Weine geführt hätte. Als sie einmal bei einer Gelegenheit ein Examen mit ihm anstellten, waren die Ansichten, welche Demokrit über das Ideal der Schönheit und andere Dinge entwickelte, für die Abderiten so haarsträubend, daß sie eilends ein Gesetz gaben, kein Abderitensohn solle künftig länger als ein Jahr oder weiter als bis an den Isthmus von Korinth reisen dürfen. Um aber nicht in Konflikt mit dem Bürgermeister zu kommen, dessen Sohn sich auf Reisen befand, erklärte man das Gesetz zugleich für einen schlafenden Löwen, der erst geweckt werden müsse, wovor natürlich sich jedermann hütete.

Demokrit zog sich indeß aufs Land zurück, um ungestört seinen Studien leben zu können, die Abderiten aber glaubten nun, er treibe Zauberkünste. Seine Ansicht über die Entstehung der Welt setzte ihn der Gefahr aus, vom Priester Strobylus als Gotteslästerer angeklagt und wie Sokrates behandelt zu werden, aber ein gebratener Pfau, mit Goldstücken gefüllt, macht den Filosofen sofort wieder zum rechtgläubigen Abderiten. Als er sich mit seinen Landsleuten einige Scherze erlaubte und ihre Einfalt benutzte, um sie mit ernsthafter Miene arg zu foppen, zweifelten die Abderiten an seinem Verstande, und in der Hoffnung, ihn für unmündig erklären und sein großes Vermögen gewinnen zu können, beschlossen sie, den gelehrten Arzt Hippokrates kommen zu lassen, damit er den Verstand des Demokrit untersuche. Der berühmte Mediziner kam, erklärte den Demokrit für gesund, aber die Abderiten, sagte er, litten an einer gefährlichen Krankheit, welche sie nur heilen könnten, wenn sie auf gemeiner Stadt Unkosten sechs große Schiffe voll Nieswurz herbeischafften, und nach einem feierlichen Umzuge zu allen Tempeln die Nieswurz vertheilten, auf den Kopf sieben Pfund, für die Rathsherren aber doppelte Porzionen. Nachdem er diesen guten Rath gegeben, entfernte er sich, über die Auslegung seiner Worte entbrannte aber ein großer Streit unter den wohlweisen Rathsmitgliedern, der sehr gefährlich hätte werden können, wenn nicht im kritischen Augenblicke der Herold die Väter der Stadt zum Mittagessen gerufen hätte.

Nun begab es sich, daß die feingebildeten Abderiten ins Theater gingen, um eine Oper zu hören, welche ihr Nomofylax Gryllus selber gesetzt hatte. Ein zufällig anwesender Fremder erlaubte sich, einige Bedenken gegen die Musik zu erheben, und darüber wurden die Abderiten so empört, daß sie flugs beschlossen, keinen andern als den Euripides kommen zu lassen, damit er den unverschämten Fremden niederdonnere. Als man den Fremden von diesem Entschlusse benach-

richtigte, erklärte er denselben für unnöthig, da er selber Euripides sei. Das paßte den Abderiten gar nicht, und sie erklärten mit großer Genialität, das sei nicht wahr, sie brachten auch eine Büste des Euripides herbei, welche ihr Stadtbildhauer verfertigt hatte, und als diese jedem andern ähnlicher sah als dem Fremden, da erklärte man den Fremden für einen Betrüger, und es würde ihm schlimm ergangen sein, wenn nicht der Neffe des Archon Onolaus, der ihn in Athen gesehen, ihn als den wirklichen Euripides anerkannt hätte, worauf denn ganz Abdera in Entzücken schwimmt und fast mit Gewalt den Dichter nöthigt, ihnen mit seiner Truppe, die er bei sich hatte, seine Andromeda aufzuführen.

Ganz vortrefflich ist in allen diesen Darstellungen Wieland's gezeigt, wie mit der Bornirtheit auch die Schlechtigkeit stets Hand in Hand geht. Selbstsucht im höchsten Grade, Ungerechtigkeit, Lüge in der stärksten Porzion, der elendeste Hochmuth und der blindeste Autoritätenglaube sind zu allen Zeiten das sichere Erbtheil der Dummheit gewesen, und nur allzu wahr ist der Ausspruch Schiller's, daß mit der Dummheit die Götter selbst vergebens kämpfen.

Der zweite Theil der Abderiten ist noch gelungener als der erste, er enthält den Prozeß um des Esels Schatten. Der Zahnarzt Struthion hatte einen Esel gemiethet, auf dem er eine Reise in Begleitung des Eseltreibers unternahm. Unterwegs brannte die Sonne sehr heiß, der Zahnarzt stieg ab und setzte sich, um auszuruhen, in den Schatten des Esels. Dagegen protestirte aber der Eseltreiber sehr energisch und behauptete, er habe wohl den Esel, nicht aber den Schatten desselben vermiethet, und beanspruche für den Schatten noch ein besonderes Honorar. Da beide sich nicht einigen konnten, so kehrten sie sofort nach Abdera zurück und machten vor dem Stadtrichter den Prozeß um des Esels Schatten anhängig. Der Zahnarzt rief den Schutz des Zunftmeisters Pfriem an, dem Eseltreiber gelang es, durch die Reize seiner Tochter sich den mächtigen Arm des Erzpriesters Agathyrsus zu gewinnen, und Abdera spaltete sich nun in zwei Parteien, die mit größter Erbitterung gegen einander intriguirten und sich der Kürze wegen „Schatten“ und „Esel“ nannten. Viele Ränke wurden gesponnen, viele Reden wurden gehalten, und als der hochwichtige Tag der letzten entscheidenden Gerichtssitzung kam, hielt man es für billig, daß auch der Esel, welcher an dem ganzen Handel Schuld war, der Verhandlung beiwohne. Die „Schatten“ schmückten den Esel also mit Blumen und Bändern und führten ihn auf die Straße, kaum aber ersahen die „Esel“ dieses Schauspiel, so stürzten sie sich mit todesverachtender Tapferkeit auf den vierbeinigen Namensvetter, um ihn den „Schatten“ zu entreißen, und bei dieser Gelegenheit wurde der unglückliche Esel in tausend Stücke zerrissen. Dadurch wurde der ganze Prozeß sofort zum Austrage gebracht, und die Richter, die vorher schon Angstschweiß vergossen hatten, wenn sie daran dachten, welches Urtheil sie fällen sollten, beschlossen nun hoch erfreut, beiden Parteien sollten ihre Kosten aus der Stadtkasse vergütet werden; dem Esel aber setzte die Stadt Abdera ein Denkmal, und ihre Dichter verewigten die großartige Begebenheit in Balladen und Dramen.

So war denn, Dank der patriotischen Tapferkeit der „Esel“, die Republik Abdera noch einmal vor dem Verderben bewahrt, doch bald nahte ihnen dasselbe von anderer Seite um so sicherer. Die Abderiten verehrten die Göttin Latona,

und da dieser die Frösche geheiligt waren, so genossen auch diese anmuthigen Amfibien in Abdera eine göttliche Verehrung. Jeder Abderit hatte um sein Haus einen Froschgraben, in demselben hausten die lieblichen Sänger der Latona ungestört, und vermehrten sich nach und nach ins unglaubliche. Vor der Menge der Frösche konnten die Abderiten nicht mehr in Abdera bleiben, sie wanderten mit Sack und Pack aus, und überließen als fromme Verehrer der Latona ihren geweihten Thieren all ihr irdisch Hab und Gut. Eine geraume Zeit nachher kehrten sie in ihre Vaterstadt zurück, und die frische Luft hatte ihnen so viel gesunden Menschenverstand gegeben, daß sie fortan ein stilles Leben führten, wie die Mehrzahl der anderen Menschen, und dem Geschichtschreiber keinen Stoff weiter boten.

Wieland schrieb die Abderiten in den Jahren von 1773 bis 1777, im deutschen Merkur wurden sie zuerst mitgetheilt. Sobald die lustige Geschichte erschien, erhob sich aus unzähligen Städten, Kreisen, Provinzen, Herrschaften, Grafschaften und Fürstenthümern ein großes Geschrei aller der „Abderiten“, welche sich getroffen fühlten. Ein Bürgermeister beschuldigte in einem Schreiben den Dichter, er gehe darauf aus, den letzten Rest von Treue und von Einfalt der Sitten, wie er sich in einigen kleinen Städten und Marktflecken noch erhalten habe, dem Gelächter und Gespött der Welt preiszugeben und dadurch besagter Städte und Marktflecken seligstes Glück zu vernichten.

Von dem Kreise der altgriechischen Stoffe, welche Wieland bisher behandelt, wandte er sich nun den Ritterbüchern und Sagen des Mittelalters zu. Von 1776 an schuf er aus diesem Gebiete, das er ebenfalls erst wieder neu für seine Nazion eröffnete, eine Reihe von Erzählungen, aus welchen wir nur Gandalin oder Liebe um Liebe nennen. Gervinus bezeichnet diese Erzählung als das Schönste, was Wieland überhaupt geschrieben habe. Diese Arbeiten leiteten ihn auf dasjenige seiner Werke, durch welches Wieland's Name am meisten im Gedächtniß geblieben ist. Sein Oberon dürfte wenigen gebildeten Deutschen unbekannt sein, und es wird genügen, nur wenige Bemerkungen zu diesem herrlichen Werke zu geben, von dem Göthe sagte: „So lange Poesie Poesie bleiben wird, wird Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden.“

Im Oberon hat Wieland drei verschiedene Haupthandlungen aufgeführt, das Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaisers übernahm, die Liebesgeschichte von Hüon und Rezia, und den Zwist Oberon's mit Titania. Jede dieser besonderen Erzählungen findet sich schon in früheren Quellen, in dem alten Ritterbuche von Huon de Bordeaux, im Dekameron, in Chaucer's Merchand's Tale und in Shakespeare's Sommernachtstraum. Die kunstvolle Verflechtung dieser verschiedenen Erzählungen ist Wieland's Verdienst. Er tritt also zu dem Stoffe seines Oberon etwa in dasselbe Verhältniß wie Wolfram von Eschenbach zu dem Stoffe seines Parzival. Der Grundgedanke, auf welchem der Oberon sich aufbaut, ist derselbe, welcher die ganze Lebensansicht auch Wieland's enthalten zu haben scheint, er findet sich ausgesprochen in den beiden Stellen des Gedichtes:

Wir selbst sind
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang,
Und willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunklen folgen müssen.

Und in der andern Stelle:

Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
So laßt uns fest an diesem Glauben halten,
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten.

Wollen wir diesen Gedanken allgemeiner aussprechen, so könnten wir sagen: dem Menschen sind von Gott Kräfte mannigfacher Art verliehen, welche der Mensch zum Guten wie zum Bösen anzuwenden die Fähigkeit besitzt. Seine Bestimmung ist es, den Weg des Guten zu betreten, und denen, welche die von Gott verliehenen Gaben als die getreuen Haushalter brauchen, wird Gottes Hülfe nicht fehlen; auch im Elend wird Gottes Hand ihnen nahe sein, und der sicherste Stab, auf den sie sich stützen können, ist das feste Vertrauen zu Gott, der die Liebe ist.

Mit diesem Gedanken trat Wieland den abergläubischen Schwärmereien eines Lavater, und den betrügerischen Vorspiegelungen der Alchymisten, Goldmacher und Geisterbeschwörer seiner Zeit entgegen. In der That beabsichtigte Wieland mit seinem Oberon nicht allein zu unterhalten, er verfolgte auch die höheren Zwecke, derer wir soeben gedacht.

Der Oberon erschien 1780, kurz vor Lessing's Tode, dessen Beifall er noch fand.

Bis zum Jahre 1789 beschäftigte sich Wieland mit der Uebersetzung der Episteln und Satiren des Horaz, sowie der sämmtlichen Werke des Lukian. Hier, sowie in seinen späteren Uebersetzungen zeigt er sich als geistvollen, selbstbewußten Uebersetzer, der nicht wie eine Maschine, sondern nach den Grundsätzen arbeitete, welche wir bei Gelegenheit der Bibelübersetzung Luther's ausführlich besprochen haben.

Die hohen und edlen Ideen, welche die französische Revoluzion veranlaßten, begrüßte Wieland mit Enthusiasmus, mit Interesse verfolgte er die Ereignisse, bis zu dem Zeitpunkte, wo „die anmaßlichen Weltbefreier die Maske abwarfen, um auch die Blinden mit Händen greifen zu lassen, wessen wir uns zu ihnen zu versehen haben."

Man hat Wieland in seinem Leben wohl den Vorwurf gemacht, daß er gegen Fürsten servil gewesen sei. Es liegen viele Thatsachen aus seinem Leben vor, welche das Gegentheil dieser Beschuldigung darthun. Wir wollen nur eine derselben anführen. Bekanntlich war der französische General Lafayette in preußische Gefangenschaft gerathen, und nach Preußens Friedensschluß mit Frankreich im Jahre 1795 den Oestreichern übergeben und von Magdeburg nach Olmütz gebracht worden. Da brachten mehrere öffentliche Blätter Nachrichten über die

abscheuliche Behandlung, welche Lafayette und seine Familie erdulden müßte. Namentlich Archenholz in seiner Minerva gab viele Einzelheiten und bemühte sich sehr, die Sache in die Oeffentlichkeit zu bringen. Da wurde Wieland unter dem Siegel des K. K. Landespräsidiums in Niederöstreich eine Broschüre zugesendet mit dem Ansinnen, dieselbe in seinem Merkur abdrucken zu lassen. Die Broschüre enthielt unter anderm auch einen offiziellen Bericht des Festungskommandanten von Olmütz, der alle Ausführungen von Archenholz widerlegen sollte. Wieland hatte schon von Biberach aus mit Archenholz im Briefwechsel gestanden und kannte dessen Ehrenhaftigkeit zu gut, um nicht sofort einzusehen, was von der zugesandten offiziellen Broschüre zu halten sei. Er verweigerte also den Abdruck derselben, weil seine Gesinnungen ihm das nicht gestatteten. Im Jahre 1797 befreite Napoleon den General Lafayette, und die Richtigkeit der Darstellungen in der Minerva wurde nun erwiesen.

Uebrigens wurde an dem Hofe eines so edelgesinnten und vorurtheilsfreien Fürsten, wie Karl August war, von niemand, am wenigsten von einem Manne wie Wieland, Servilismus gefordert, und in Ettersburg, dem Sommersitze der Herzogin Amalia, konnte jeder seine Meinung frei aussprechen. Als die kunstliebende Herzogin später zu ihrem Sommeraufenthalte Tieffurt bestimmte, gab die geistreiche Gesellschaft, welche dort versammelt war, ein eigenes Tieffurter Journal heraus, zu welchem jeder, der Zutritt hatte, Beiträge liefern konnte. Auch ein Liebhabertheater hatte man in Tieffurt etablirt, zu dessen Personal Göthe, Einsiedel, Knebel, Seckendorf, Musäus, Korona Schröter gehörten. Wieland lieferte für diese Gesellschaft seine Pandora. Der geistreiche Kreis bot ihm viel Anregung und ersetzte ihm reichlich den Umgang mit der lärmenden, vergnügungssüchtigen Welt, die er wenig liebte. Im Jahre 1782 schrieb er: „Ich lebe in einer erwünschten Freiheit von öffentlichen Geschäften, den Musen und mir selbst ein unscheinbares aber glückliches Leben, begünstigt mit der Gnade meiner guten Fürsten und der Liebe vieler Rechtschaffenen, umgeben von einer zahlreichen, um mich her theils aufblühenden, theils noch aufkeimenden Familie, die meine Existenz auf die interessanteste Art vervielfältigt, und durch die süßen Sorgen und angenehmen Pflichten des Hausvaters mein sonst sehr einförmiges Leben vor Stockung bewahrt."

Die süßen Sorgen für seine Familie wurden öfter auch ernsthaft, denn von vierzehn Kindern, welche seine Gattin ihm schenkte, waren elf noch am Leben und Wieland mußte sehr fleißig sein, um als guter Vater für seine Familie zu sorgen. Das hat er denn auch zu allen Zeiten mit großer Freudigkeit und Gewissenhaftigkeit gethan, sein Familienkreis war ihm der liebste Aufenthalt, und mit seiner Gattin und seinen Kindern lebte er in einem so innigen und schönen Verhältnisse, wie es selten gefunden wird. Von den vielen Stellen, an welchen Wieland in seinen Briefen von seiner Frau und seinen Kindern spricht, wollen wir nur einige wenige anführen.

An Sofie la Roche. Was das Glück meines hausväterlichen Lebens ganz und völlig macht, ist die sich immer mehr befestigende Gesundheit der Mutter aller dieser holden Geschöpfe. Die Freude, die ihr Gott an ihren Kindern gibt und, wie ich hoffe, noch ferner geben wird, ist die Belohnung für den reinen Sinn und

die Herzenstreue, womit sie ganz nur für mich und ihre Kinder lebt, und für das Glück, das sie mir dadurch verschafft.

An Leonhard Meister. Meine Frau ist ein Muster jeder weiblichen und häuslichen Tugend, frei von jedem Fehler ihres Geschlechts, mit einem Kopf ohne Vorurtheile und mit einem moralischen Karakter, der einer Heiligen Ehre machen würde. Die Jahre, die ich mit ihr lebe, sind vorbeigekommen, ohne daß ich nur ein einziges Mal gewünscht hätte nicht verheirathet zu sein, im Gegentheil ist sie und ihre Existenz so mit der meinigen verwebt, daß ich nicht acht Tage von ihr entfernt sein kann, ohne etwas dem Schweizerheimweh ähnliches zu empfinden. In allen meinen Liebesaventuren war viel Illusion, und reine Glückseligkeit kenne ich erst seit dem 24. Oktober 1765, als der Epoche meiner Verheirathung.

An Sofie la Roche. Ich will Ihnen, liebe Freundin, ehe ich schließe, noch melden, daß mir meine Frau am verwichenen Lichtmeß-Morgen (1781) wieder einen Sohn gebracht hat, bei dem der Herzog und die Herzogin-Mutter aus eigenem Anerbieten und in eigener Person Pathen gewesen und ihm den Namen Wilhelm August geschöpft haben. Ich habe nun eine ganz artige Nachkommenschaft um mich her, vier Mädchen und vier Jungen, alle so gesund und munter, gutartig und hoffnungsvoll, jedes in seiner Art, daß ich meine Lust und Freude daran habe und mich gerade wegen dessen, was die meisten für eine große Last halten würden, für einen der glücklichsten Sterblichen auf Gottes Erdboden halte. Das Alter überschleicht mich ganz unmerklich mitten unter dieser um mich aufsprossenden und aufblühenden jungen Welt. Ich erfahre je länger, je mehr, daß alle wahre menschliche Seligkeit innerhalb den Reizen des ehelichen häuslichen Lebens liegt. Ich werde immer mehr Mensch und in eben der Proporzion immer glücklicher und besser. Arbeiten wird mir Lust, weil ich für meine Kinder arbeite, und auch davon bin ich im innersten überzeugt, daß mein ruhiges Vertrauen auf die Hand, welche das Gewebe unserer Schickungen webt, weder mich noch die Meinigen betrügen wird. —

Das gläubige Vertrauen des Dichters auf Gottes väterliche Hand wurde nicht zu Schanden. Da eine so große Familie große Mittel erforderte, so war Wieland's Fleiß unermüdlich, dieselben herbeizuschaffen. Fleiß mußte er sich allerdings nicht verdrießen lassen, denn für seine Werke hat Wieland in jenen Zeiten nur sehr wenig erhalten. Seine frühesten poetischen Schriften brachten ihm etwa einen Dukaten für den Bogen ein, die Komischen Erzählungen fünf Gulden für den Bogen. Für seine Uebersetzung des Shakespeare erhielt er vier Gulden vierzig Kreuzer für den Bogen, und die Verlagsbuchhandlung konnte so viel Auflagen machen als sie wollte. Der Buchhändler Reich in Leipzig bezahlte ihm für Musarion dreißig, für den Diogenes fünfzig Dukaten. Später trat Wieland in Verbindung mit dem bekannten Buchhändler Georg Joachim Göschen, der auch Klopstock's und Lessing's Werke verlegte. Doch hatte Wieland, wie alle Schriftsteller in jener Zeit, welche einen Schutz des geistigen Eigenthums noch nicht kannte, viele Verdrießlichkeiten und materielle Nachtheile von Buchhändlern zu erdulden. Göschen war ihm jedoch stets ein treuer Freund, mit dem er in ein vertrautes Verhältniß trat. Ihm übergab Wieland auch den Kommissionsverlag des Merkur, der seine Haupteinnahmequelle war. Von 1793 an ließ Göschen

eine Gesammtausgabe von Wieland's Werken in dreißig Bänden erscheinen. Der Dichter brachte zehn Jahre damit zu, dieser Ausgabe letzter Hand eine möglichst würdige Gestalt zu geben. In seiner eigenen Ankündigung dieser Ausgabe sagte Wieland: „Niemand kann es stärker fühlen und einsehen als ich selbst, daß meiner angestrengtesten Bemühungen ungeachtet auch die besten Produkte meines Geistes noch immer weit unter meiner eigenen Idee, geschweige denn unter dem Ideal des Schönen und Guten in ihrer Art bleiben, und auch bei dem festesten Vorsatz, ohne Schonung und mit der strengsten Schärfe bei Verbesserung meiner Schriften zu verfahren, noch immer manche Fehler entweder meiner Aufmerksamkeit entgehen, oder mein Unvermögen, ihnen abzuhelfen, bezeugen werden. Aber dieser Gedanke wird meine Aufmerksamkeit schärfen und meinen Fleiß verdoppeln, und so werde ich, was auch der Erfolg sein mag, die Welt dereinst desto ruhiger verlassen können, wenn ich mir bewußt sein werde, alles was in meinen Kräften stand, gethan zu haben, um ihr meinen geistigen Nachlaß so wohl beschaffen und in so guter Ordnung, als mir möglich war, zu hinterlassen."

Die sämmtlichen Werke erschienen in vier verschiedenen Ausgaben, darunter eine Prachtausgabe. Auf diese letztere abonnirte zu des Dichters großer Freude unter andern das Prämonstratenserstift Steingaden in Oberbaiern, und der Magistrat seiner Vaterstadt Biberach.

Durch diese Gesammtausgabe erwuchsen dem Dichter durch den redlichen Göschen erhebliche Vortheile, die ihm um so mehr zu gut kamen, da er in seinen späteren Jahren manche unglückliche Todesfälle in seiner Familie zu beklagen hatte. Er verlor drei seiner Schwiegersöhne im kräftigsten Alter, und mehrere seiner eigenen erwachsenen Kinder. Die verwittweten Töchter und verwaisten Enkel nahm der Großvater mit der zärtlichsten Liebe wieder in sein Haus auf.

In Wieland's Wohnung fand man niemals kostbaren Prunk, alles war einfach und schlicht zu mäßiger Bequemlichkeit eingerichtet und in allem wurde die höchste Sauberkeit und Ordnung beobachtet. Weder in den Freuden der Tafel noch in Büchern oder Kunstwerken erlaubte sich Wieland irgend einen Luxus, seine Verhältnisse erlaubten ihm dergleichen nicht, und Wieland setzte zu allen Zeiten seine eigenen Wünsche der Sorge für das Wohl seiner Familie nach. Selbst in Ausgaben, die für seine eigene Gesundheit nothwendig waren, kargte Wieland. Zu der Anschaffung von Portwein, den er trinken sollte, konnte er sich schwer entschließen. Der großmüthige Göschen machte ihm mit zwanzig Flaschen Portwein und vier Flaschen altem Rheinwein aus dem Rathskeller in Bremen ein ebenso unerwartetes wie angenehmes Geschenk.

Auch zu Reisen konnte Wieland sich schwer entschließen. Außer einigen kleineren Ausflügen nach Halberstadt, Mannheim und Dresden unternahm er im Jahre 1796 eine Reise nach der Schweiz, auf welcher seine Gattin und mehrere seiner Kinder ihn begleiteten. Die Herzogin Amalie hatte ihm den Reisewagen dazu gegeben. Im Mai wurde die Reise, zu welcher Wieland sich lange vorher sehr gefreut hatte, angetreten, sie ging über Nürnberg und Ulm nach Zürich. Auf dieser Reise erfuhr der Dichter viele Beweise von Liebe und Verehrung. Am Ufer des Zürichersees bezog er ein kleines Haus, und durchlebte noch einmal die Zeit seiner schwärmerischen Jugend. Sein Herz und seine Hand waren rein

gewesen, als er damals hier verweilte, und als er als 63jähriger Greis zu dieser geliebten Stätte zurückkehrte, da war ihm sein Haar in Ehren ergraut. Ein Sohn seines Jugendfreundes Salomon Geßner hatte sich wenige Jahre zuvor mit Wieland's Tochter verheirathet, im Kreise seiner Lieben flogen dem Dichter die Tage und Wochen dahin, seine Gesundheit kräftigte sich zusehends, sein Geist gewann an Heiterkeit und Kraft. Nachdem er dreizehn Wochen in der Schweiz verlebt, trat er die Heimreise an, und gelangte wohlbehalten mit den Seinigen wieder nach Weimar.

Der ländliche Aufenthalt in der Schweiz hatte Wieland so sehr behagt, daß ihm nach seiner Rückkehr nach Weimar das Stadtleben sehr zur Last wurde. In Weimar fand er freilich viele Annehmlichkeiten, mit allen großen Männern, die sich dort versammelt hatten, auch mit Schiller stand er in freundschaftlichem Verkehr, doch sehnte er und seine Familie sich nach einer ländlichen Zurückgezogenheit, welche ihnen erlaubte, ihre Zeit nach eigenem Belieben zu verwenden. Großen Verdruß hatte Wieland über die Reisenden, welche nach Weimar kamen, um sich die großen Männer des Jahrhunderts zu beschauen, wie man wilde Thiere in der Menagerie ansieht, und welche bei ihren Besuchen oft sehr wenig Zartgefühl bewiesen. Besonders ärgerlich war es Wieland, wenn er in seinen besten Arbeitsstunden des Morgens in seinem Studirzimmer überrascht wurde. Er arbeitete dann im Schlafrock und in der Nachtmütze, auch hatte er wohl ein Tuch um den Kopf gewunden, und wenn Fremde ihn in diesem Aufzuge sahen, so erregte das seinen Unwillen oft so sehr, das er seine augenblickliche Verstimmung nicht verbergen konnte. Was er dann in gereizter Laune oft unbedacht aussprach, das wurde von literarischen reisenden Handwerksburschen wieder in die Welt hineingeschrieben, und auf diese Weise, zu des Dichters Verdruß, oft die Quelle falscher Urtheile.

Wieland glaubte für seine Ruhe am besten zu sorgen, wenn er allen zudringlichen Leuten aus dem Wege ginge. Er sah sich deshalb nach einem passenden Landgütchen um. Der Besitz desselben war immer ein Lieblingswunsch seines Lebens gewesen, und die Verhältnisse gestatteten ihm nun die Ausführung desselben. Aus dem Weimarischen Lande wollte er sich jedoch nicht entfernen, seine Pietät gegen die herzogliche Familie gestattete ihm das nicht. So sah er sich denn nach einem Horazischen Sabinum mit Berg und Wald, welches ihm conditio sine qua non war, mit Aufmerksamkeit um. Eine Verhandlung mit dem Kammerherrn von Egloffstein über den Ankauf eines Theiles des Rittergutes Tannrode zerschlug sich wieder. Inzwischen studirte Wieland mit Familie ein landwirthschaftliches Buch, welches Göschen ihm schickte. Wieland's neunzehnjähriger Sohn Karl, der Landwirth war, sollte das zu kaufende Gut bewirthschaften.

Im März 1797 kaufte Wieland endlich sein ersehntes Gütchen. Er selber erzählt die näheren Umstände in einem Briefe an seinen Verleger Göschen: „Der Gutskauf, wovon ich Ihnen zeither geschrieben habe, ist nun zu Stande gekommen. Die Gemeinde von Osmannstädt überläßt mir die von dem ehemaligen Statthalter der hiesigen Fürstenthümer, dem weiland berühmten Grafen Heinrich von Bünau, mit Aufwand von mehr als 30000 Thaler erbauten Schloßgebäude und die übrigen auf beigelegter Note spezifizirten Grundstücke und Freiheiten um die

runde Summe von 22000 Thaler. Meinen calculs zufolge halte ich mich für ziemlich gewiß, die Kaufsumme in sechs, längstens acht Jahren völlig abtragen zu können. Allein die guten Bauern brauchen baar Geld, und zwar vor allen Dingen bis auf künftigen Michaelis 14000 Thaler, um damit den Herrn Grafen von Marschall, dem sie solche schuldig sind, befriedigen zu können. Nun wäre ich zwar vermöge des Kaufkontrakts, so wie er am 15. hui. (15 März 1797) zwischen der Gemeinde und mir geschlossen worden, nicht mehr als 7000 Thaler als den akkordirten Preis für Schloß und Garten, in dessen unmittelbaren Besitz ich auf Ostern komme, bis auf nächste Pfingsten zu erlegen schuldig, da aber die Gemeinde die besagte Summe von 14000 Thaler nicht ohne enormes Agio und nicht anders als durch Vermittlung eines hebräischen oder kristlichen Juden aufzubringen im Stande wäre, und mir daran gelegen ist, die Achtung und Zuneigung dieser Leute, unter denen ich künftig leben werde, so viel als möglich zu gewinnen, so habe ich mich bewegen lassen, diese Zahlung auf mich zu nehmen. Ich brauche Ihnen nun nicht erst zu sagen, liebster Göschen, daß ich diesem Engagement ohne Kredit nicht genug thun kann. Der Verkauf meines Hauses in Weimar kann mir höchstens tausend Louisd'or verschaffen."

Die erwähnte Summe, welche an den Grafen von Marschall zu zahlen war, brachte den Dichter aber doch noch in Verlegenheit. Dazu kam noch der Bau einer Scheune, welcher nothwendig vorgenommen werden mußte, auch die Uebernahme des Inventars erforderte viel mehr, als der mit solchen Geschäften nicht vertraute Wieland angenommen hatte. Doch wurden besonders durch Göschen's thätige Hülfe alle Schwierigkeiten überwunden, und Ende April 1797 bezog Wieland mit seiner Familie sein geliebtes Osmantinum, wie er Osmannstädt zu nennen pflegte. Auf seinem kleinen Gute fühlte er sich äußerst wohl und behaglich, die frische Landluft, die Ruhe und die freie Verfügung über seine Zeit wirkten sehr wohlthätig besonders auf die Gesundheit Wieland's, so daß er sich selbst im folgenden Winter stets wohl befand und ohne Beschwerde anhaltend arbeiten konnte. Die Sorge für seinen Garten gewährte ihm besonders viel Vergnügen, er machte Anlagen, pflanzte dreihundert Obstbäume, schuf sich selber ein kleines Paradies, wie er sagte.

Um die Ruhe nun aber auch recht genießen zu können, dachte Wieland an Aufgabe aller nicht dringend nothwendigen Arbeiten. Vor allem beschloß er, den Merkur nicht wieder erscheinen zu lassen, da ihm die Redakzion desselben sehr viel Arbeit, viel Verdruß nnd wenig Gewinn brachte. Auf Zureden seiner Freunde führte er den Merkur wenigstens noch bis zum neuen Jahrhundert fort. Im letzten Jahrzehnt hatte sich der Merkur noch das große Verdienst erworben, auf die Kant'sche Filosofie mit Nachdruck aufmerksam zu machen. Dies geschah durch Briefe, welche Wieland's Schwiegersohn Reinhold, zuerst Professor in Jena, dann in Kiel, veröffentlichte. Durch Herder wurde Wieland nachher ein Gegner Kant's, doch nur auf kurze Zeit, auch erkannte er stets willig die Größe des Königsberger Filosofen an. Wieland's neidloses Gemüth sprach es ja jedesmal offen aus, wenn Verdienst irgend einer Art seinen Beifall und seine Bewunderung errang. Wir haben schon gehört, wie freundschaftlich er sich gegen Herder und dessen Familie gezeigt hatte, er kam auch Schiller, der 1787 nach Weimar kam, mit väterlicher

Zuneigung entgegen. Schiller sagte von ihm: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Antheil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe, und Ursache habe, zu glauben, daß er mich wieder liebt.“ Für die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkur lieferte Schiller werthvolle Beiträge, und Wieland übernahm zuweilen Arbeiten für Schiller, wenn dessen schwankende Gesundheit ihn behinderte.

In den Xenien, welche Schiller mit Göthe später herausgab, finden sich auch mehrere auf Wieland, welche bei einigem Scherz doch auch Achtung vor seinem Genie zeigten, z. B.

Hättest du Fantasie und Witz und Empfindung und Urtheil,
Wahrlich dir fehlte nicht viel, Wieland und Lessing zu sein.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein Caput mortuum*) ist.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
Schmollt sie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht?

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

Doch auch diese freundlich scherzende Weise traf bei Wieland eine empfindliche Stelle, er grollte, aber nicht lange, und in einem Dialoge im Merkur sprach er ein Urtheil aus, welches seine versöhnliche Stimmung genugsam darthut. Er sagte: „Die vornehme, aristokratische oder vielmehr duumviralische Miene, die sie (die Verfasser der Xenien) sich geben, indem sie mit einer Leichtfertigkeit und einem Uebermuth, wovon schwerlich ein Beispiel in irgend einer Sprache existirt, über alles Fleisch herfallen, läßt sich nur von einem Paar poetischer Titanen präsumiren, die im stolzen Gefühl ihrer höhern Natur und überwiegenden Kraft, bei einer starken Dosis Verachtung gegen uns andere Menschlein, sich in Augenblicken einer wilden bakchischen Geistestrunkenheit alles erlauben, weil sie nichts respektiren noch scheuen, und überdies, falls etwa das gewöhnlich so geduldige und alles zum besten kehrende deutsche Publikum wider Vermuthen runkisch würde, sich damit tröstеn, daß es nur auf sie ankomme, uns, wenn sie es einmal gar zu arg getrieben haben, durch irgend eine zierliche goldene Schale voll Nepenthe, die sie uns freundlich darreichen, wieder unter den unwiderstehlichen Zauber ihres Genius zu setzen, eines alles wagenden und vermögenden Dämons, der uns (wie sie zum Theil aus Erfahrung wissen) dahin bringen kann, nicht nur seine naevos für lumina, sondern sogar seine Unarten für Grazien anzusehen, und Ungebühren, die wir keinem andern verzeihen würden, als genialische Ergießungen einer fröhlichen Laune zu entschuldigen, ja wohl gar unsere Freude daran zu haben.“

---

*) Manso, ein Nachahmer Wieland's, zeichnete sich durch Geistesarmuth aus. Seine historischen Werke sind jedoch verdienstvoll. Vergl. Gervinus V, 414.

Mit der Herausgabe der Xenien hatten Göthe und Schiller aber die Lust zu übermüthigem Spott unter den deutschen Schriftstellern geweckt, und mancher Unberufene versuchte nun seine Lanze einzulegen gegen Persönlichkeiten, die er zu begreifen und zu würdigen nicht im Stande war. In solchen Zeiten pflegen kleine Kläffer sich besonders gern gegen diejenigen zu wenden, welche schon von mächtigerer Hand angegriffen nnd verwundet worden sind. Auch der literarische Pöbel folgt dem Grundsatze, nur in Masse und nur von Numero Sicher aus zu agiren. In den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts war es einmal Mode, Wieland alles Verdienst abzusprechen und ihn gänzlich zu erniedrigen. Im Athenäum, einer Zeitschrift, welche von den beiden Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel seit 1798 herausgegeben wurde, hieß es: „Wieland wird Supplemente zu den Supplementen seiner sämmtlichen Werke herausgeben unter dem Titel: Werke, die ich sogar für die Supplemente zu schlecht halte, und völlig verwerfe. Diese Bände werden aber unbedruckte Blätter enthalten, welches sich besonders bei dem geglätteten Velin schön ausnehmen wird.“ Ferner war daselbst eine Citatio edictalis zu lesen: „Nachdem über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar auf Ansuchen der Herrn Luzian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler anderen Autoren Concursus creditorum eröffnet, auch in der Masse mehreres verdächtige und dem Anschein nach dem Horazius, Ariosto, Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum sich vorgefunden, als wird jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen kann, hierdurch vorgeladen, sich binnen sächsischer Frist zu melden, hernachmals aber zu schweigen.“ — Es wurde dem greisen Dichter also auf diese Weise ein Verbrechen daraus gemacht, daß er seine Nazion mit den besten Werken des Auslandes bekannt gemacht, daß er alle Anmuth derselben für seine Muttersprache gewonnen, daß er durch diese Werke den Gebildeten des deutschen Volkes ein Interesse für vaterländische Literatur eingehaucht hatte, ohne welches seine großen Nachfolger niemals hätten leisten können, was sie geleistet haben. Wahrlich, plumper konnten ungeschickte Fäuste nicht zuschlagen, als in jenen verfehlten Worten des Athenäums. Und während dasselbe ihn schalt, daß er Ariost und andere in den deutschen Leserkreis eingeführt hatte, lobte es ihn, weil er die Verdienste des Hans Sachs anerkannt hatte. Und hatte Hans Sachs nicht ganz wie Wieland einen großen Theil seiner Stoffe aus Boccaccio und anderen Dichtern fremder Völker genommen?

Es ist sonderbar, daß Wieland bis in die neueste Zeit so viele Verächter und so wenige, die seine Verdienste anerkannt, gefunden, während doch noch bis auf unsere Tage bezauberte Rosen und vieles andere auf den Pfaden zu treffen sind, welche Wieland bahnte.

Der Greis ließ sich indeß durch solchen Tadel ohne Grund nicht stören, auf seiner Bahn rüstig fortzuschreiten. Er übersetzte Lustspiele des Aristofan und Werke von Euripides und Xenofon. Theils in derselben Zeit wie diese Uebersetzungen, theils nachher verfaßte Wieland das letzte in der langen Reihe seiner poetischen Werke, die Briefe Aristipp's und seiner Zeitgenossen. Wir führen die treffenden Worte an, welche Hillebrand a. a. O. I, 134 sagt: „Der

Aristipp stellt sich in bedeutsamer Weise an den Schluß von Wieland's poetischen Werken. Er enthält gleichsam das Resumé seines ganzen literarischen Lebens und drückt diesem das persönliche Siegel auf. Wieland vertrat dem Wesen nach den gebildeten Sensualismus des sokratischen Aristipp gegenüber der Klopstock'schen platonisirenden Erhabenheit in unserer Literatur. Gegen jenes Lebensprinzip gravitiren seine sämmtlichen Dichtungen, die pseudoplatonischen und pseudotheologischen der ersten Epoche selbst nicht ausgenommen. Allein nicht bloß nach dieser Seite hin bildet der fragliche Roman den enzyklopädischen Abschluß seiner poetischen Produktivität, sondern auch in Absicht auf die didaktische Richtung, die in seinen Schriften fast ausschließlich herrscht. In umfassender Breite und Vielseitigkeit wird uns hier die ganze Summe der antiken Studien des Verfassers dargelegt, durchmischt mit allen Ingredienzien Wieland'scher Lebenserfahrungen und filosofischer Betrachtungen. Die Briefform bot sich wie von selbst als das bequemste Mittel, den reichen Schatz der Belesenheit auszukramen und mit persönlichen Beziehungen zu verbinden. Die glänzenden Tage des großen Perikles mit all ihren Wundern der Grazie und Schönheit, der Genialität und Größe, aber auch mit allen ihren Verirrungen und Thorheiten sollen vor unseren Blicken aufgehen, die ganze Epoche des damaligen griechischen Nazionallebens soll sich mit dem vollen Reichthume ihrer ausgebildeten Kulturverhältnisse allseitig auseinander legen. Der bunteste Szenenwechsel, die mannichfaltigsten Kontraste, die verschiedensten Gegenstände erscheinen kaleidoskopisch vorgestellt. Aus den Rosenlauben der Lais werden wir in den Kerker des Sokrates, aus der Werkstätte des Künstlers in die Hörsäle der Akademie, von Athen nach Kyrene, von Syrakus in Sizilien nach Sardes in Kleinasien geführt, um bald die Sitten republikanischer Wohlhabenheit und Freiheit, bald die Launen und Ueppigkeiten herrschender Tirannen zu sehen, bald über Sisteme der Filosofie und Lebensweisheit, bald über Regierungsform und Gesetze die Ansichten und Lehren der Männer und Frauen der Zeit zu vernehmen. In der Mitte all dieser Beziehungen steht Aristipp, in dem die leichten Sitten seiner Vaterstadt Kyrene mit den athenischen Grazien und der sokratischen Ironie vergesellschaftet erscheinen sollen. Gestehen wir nun willig, daß in diesem umfassenden Werke mit seltener Gewandtheit fast alles besprochen wird, woran der gebildete Mensch sich gern betheiligen mag, daß über den Reichthum des Stoffes der Schein einer beweglichen Fantasie hinstreift und dem Ganzen eine Art Anschaulichkeit und Gestalt ertheilt, so ist doch wieder nicht zu verkennen, daß auch hier dem wahren Geiste des Griechenthums, sowie einer ächt historisch-psychologischen Karakteristik wenig Genüge geleistet wird. Ueber alles verbreitet sich das blasse Licht der Modernität des achtzehnten Jahrhunderts, aus welcher Wieland nie herausgetreten ist."

Hierzu muß bemerkt werden, daß diese „Modernität des achtzehnten Jahrhunderts" gerade diejenige von Wieland's Eigenthümlichkeiten ist, durch welche er am meisten und am sichersten gewirkt hat. Dadurch, daß er alle Ansichten und Empfindungen seiner Zeit in sich aufnahm und sich selbst gleichsam zum lebenden Inbegriff derselben machte, und dadurch, daß er die Erscheinungen fremder Poesie seinen Zeitgenossen in der ihnen verständlichen Sprache und Darstellung vor Augen rückte, gerade darin liegt Wieland's eigenthümliches und großes Ver-

dienst und der Grund der außerordentlichen Wirkung, die er in den Jahren von 1770 bis 1790 auf seine Zeitgenossen ausübte.

Aristipp erschien im Jahre 1800. Mit ihm beschloß Wieland seine poetische Thätigkeit, die durch ein halbes Jahrhundert sich erstreckte. In den noch übrigen dreizehn Jahren seines Lebens beschäftigten den unermüdlich thätigen Greis wissenschaftliche Arbeiten.

In seinem lieben Osmannstädt erfreute Wieland sich inzwischen einer ungestörten Gesundheit und Behaglichkeit. Er fühlte sich aufs höchste beglückt, wenn er seine neubegründeten Schöpfungen grünen und wachsen sah. Gern ging er in seiner dreihundert Schritt langen zweifachen Lindenallee auf und ab, oder er beobachtete seine Spalierbäume und Traubengelände, und alle diese kleinen und doch so reichen Freuden theilte er mit dem liebenswürdigsten Familienkreise. Lästige Besuche hielt die Abgelegenheit seines Aufenthaltes jetzt von ihm fern, liebe Besuche erfreuten ihn hoch. Ein gern gesehener Gast war Jean Paul. Oft sprachen auch der Herzog und die Herzogin, und die Herzogin Amalie bei ihm vor und zeigten ihm, daß sie ihn nicht vergessen hatten. Auch Heinrich von Kleist war sechs Wochen lang des Dichters Hausgenosse.

Im Jahre 1799 erhielt er jedoch den liebsten aller Besuche. Sofie la Roche, die immer noch so warm geliebte Braut seiner Jugend, kam im Juli in Osmannstädt an. Sie war jetzt achtundsechzig Jahre alt, und brachte ihre Enkelin mit sich, Sofie Brentano, Klemens Brentano's liebenswürdige Schwester. Mit tiefer Bewegung spricht Sofie la Roche in ihrem Tagebuche von diesem Aufenthalte bei Wieland. Wir folgen einige Blätter hindurch ihrer Erzählung.

„Nach beinahe dreißig Jahre langer Trennung sah ich ihn wieder den guten, würdigen Freund meiner Jugend. Ich umarmte ihn, seine unschätzbare Gattin und vier seiner sechs Töchter, und er lernte eine meiner sechs Enkelinnen kennen. Ich war in seinem Hause! O wer wollte diese Gefühle und die Bilder der Erinnerung beschreiben, welche da meine Seele überwältigten! Was war seit 1750, da wir uns zum erstenmal sahen, in uns, in unserm Schicksal und auch bei unseren Freunden vorgegangen, wie weit waren wir von unserm ersten Wollen und Denken in einem großen Kreis herumgeführt, bis wir als gute Freunde und Verwandte uns 1799 wiederfanden. Schöne Stunde, in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß, und von jedem eine Hand hielt! — Ich schlief spät ein, denn meine Seele war noch zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wieland's ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz in sanften Einklang bringt. Vor neunundvierzig Jahren belauschte ich ihn das erstemal bei der Aussicht nach dem weiten einsamen St. Martinskirchhof in Biberach, heute tönte jede Saite aus Sabinums Gegenden zu meinem stillen Zimmer, denn Wieland's Piano steht mitten unter diesen reizenden Bildern, und es entzückte mich, den Wunsch des Horaz bei ihm erfüllt zu sehen: ein Landgut, das ihn nährt, ein gesundes Alter, Stärke der Seele, und jeden Tag die Musik, die er liebt.

„Mein Erwachen war heitere Freude bei dem Gedanken, daß die Tage in Wieland's Hause mich für Jahre voll Kummer schadlos halten würden. Die

Ansicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutze einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält; die tiefe Ruhe und auch die einsame Lage dieses Wohnsitzes rührte mich, als ich dachte: Dieses Ganze ist ein Sinnbild von Wieland's Geist, alles groß, und seine Thätigkeit, wie diese Quelle, von dem frühen Morgen seines Lebens bis an den Abend seiner Tage unerschöpflich fortströmend. Mit wie vielem Vergnügen lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt, unter dessen Lauben die edelsten Schatten Griechenlands ihren Freund unbelauscht und ungestört besuchen können. Ich speiste täglich mit sieben Kindern von Wieland, sah vier seiner Enkel, und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt. Dieses patriarchalische Leben hatte für mich unendlichen Werth. Wie schön wurde mir eine Morgenstunde, in welcher ich neben Wieland aus dem Fenster seiner Bibliothek den Theil des Gartens übersehen wollte, welcher auf dieser Seite des Hauptgebäudes liegt, und da seinen zweiten Sohn erblickte, welcher als junger rüstiger Landmann mit aller Gewandtheit einen mit Rosenhecken umfaßten Grasplatz abmähte. Ein Blick auf die Büchersammlung sagte mir: Nun bist du mitten in Wieland's Besitzungen, siehst in dem Zimmer alles, was die Seele zu reicher Kenntniß wünschen, in dem Garten dies, was die Erde an Ertrag für Nahrung und Vergnügen geben kann. Wie einzig mußte die Betrachtung werden, als ich Wieland von dem Plan des höchst nutzbaren Anpflanzens seiner Felder, Wiesen und Gärten sprechen hörte, die Rückerinnerung aber mir zuflüsterte: Vor 49 Jahren legte er den Entwurf für den Anbau in dem Gebiete der Wissenschaften eben so lebhaft und deutlich vor mein Auge. Innig wünschte ich, daß er in seinem Osmannstädt ausführen und darstellen möge, was er in der Welt der Genien, der Filosofie, der Grazien und Götter bewirkte; aber Wieland, neben mir stehend, war doch weit entfernt, in meinen Blicken auf seinen Garten die Bitte zu lesen: Boden, den er betritt und liebt, mögest du für ihn tausendfältig tragen, wie die Anlage seiner Geisteskräfte für unser Deutschland trug!

„Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein Sohn legten bald dieses bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter Leitung der besten Mutter mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachses, mit der Milchkammer und Leinwandbereitung beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschaftshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte und wir mit ihm seinen Schafen entgegen gingen, ich aber bei jedem Schritte seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte.

„Bald folgte ein Tag mit Wieland und Göthe auf dem Landhause der ver-

wittweten Frau Herzogin in Tieffurt. Wenige Tage nachher kam Göthe, freundlich die Mittagsuppe mit uns zu theilen. Mir war äußerst schätzbar, ihn und Wieland wie zwei verbündete Genies ohne Prunk mit dem traulichen Du der großen Alten sprechen zu hören, und der Zufall gab heute wieder meiner Fantasie den eigenen Anblick, beide auf dem schönen heitern Gange vor Wieland's Wohnzimmer zu treffen, als Göthe mit lebhaftem Vergnügen von dem soeben gemachten Ankauf eines ländlichen Ruhesitzes sprach, und gerade vor dem großen karakteristischen Bilde des alten Grafen von Stadion still stand, welcher sie, wie ich, mit Bewunderung zu betrachten schien und sich gewiß über diese beiden großen Deutschen und ihre Liebe zum Landleben gefreut haben würde. Mir kam die Erinnerung zurück, daß Wieland, welcher den Grafen auf seinem Landhause kennen gelernt hatte, ihm sagte: Alle großen Männer hätten gegen den Abend ihres Lebens einen stillen Aufenthalt in dem Schooße der Natur gesucht.

„Neu verherrlicht wurde ein Tag, als die Herzogin Amalie mit aller ihrer Leutseligkeit den ganzen Garten an Wieland's Seite durchwandelte. Herder und seine Frau vermehrten in meinem Herzen den Werth der großen Lindenallee auf Wieland's Gut, welche ich mit diesen höchst schätzbaren Menschen durchging. Den nämlichen Tag lernte ich den von Deutschland als ein außerordentliches Wesen anerkannten Jean Paul Richter als einen guten, einfachen, aber auch sehr lebhaften, von Wieland sehr geliebten Mann kennen.

„Nach dieser Art reicher Gastmahle folgten Tage eines süßen, ruhigen Genusses, während welcher uns Wieland manche Stunde seiner Beschäftigungen aufopferte, mit uns sprach, spazieren ging oder etwas vorlas, seine sanfte liebe Frau dann über ihre Arbeit hin mit aufmerksamem Vergnügen uns anblickte, wenn sie mein und meiner Enkelin dankbares Entzücken bemerkte.

„Die Erscheinung der regierenden Frau Herzogin war für uns alle ein Tag der hohen Feier."

Wieland und Sofie la Roche hatten sich zum letztenmal gesehen, Sofie starb am 18. Februar 1807 nach kurzem Krankenlager. Ihre Enkelin Sofie Brentano fühlte tiefes Heimweh nach Osmannstädt, als sie im Sommer 1799 mit ihrer Großmutter das freundliche Gut verlassen hatte; sie kehrte im Jahre 1800 dahin zurück, doch war ihre Gesundheit so schwach, daß sie trotz der sorgsamsten Pflege schon im September desselben Jahres starb. Sie liegt im Garten von Osmannstädt begraben. Wieland betrauerte sie tief, er hatte einst gesagt, daß bei ihrem Anblick alle Schwärmereien seiner Jugend wieder auflebten, und er käme sich wieder vor wie Agathon, der seine Psyche gefunden hätte. An ihrem Grabe saß er oft lange, alle seine Spaziergänge führten zu dem stillen einsamen Plätzchen hin, zu dem Hügel; unter welchen er bald noch mehr Liebe zur Ruhe betten sollte. Wieland's Gattin, seine treue sanfte Dorothee, die, wie er sagte, 36 Jahre lang das ganze Glück seines Lebens gemacht hatte, entschlief am 9. November 1801. Kurz vor ihrem Tode hatte das treue Weib noch gesagt, sie könne nur bis zu der Zeit zurückdenken, wo sie Wieland geheirathet habe. Wer es selbst erfahren hat, welches stille süße Glück die liebe Hand einer treuen Gattin dem Herzen des Mannes bereiten kann, der wird fühlen, wie leer es dem greisen Dichter in der Welt geworden war, als er seine Dorothee an der Seite Sofie

Brentano's bestattet hatte. In dieser Zeit schrieb er an seinen Freund Göschen: „Mit mir geht es, wie es kann, leidlich wenigstens. Ich arbeite viel, aber es ist, als ob mir die Schwungfedern gestutzt seien. Sonst arbeitete ich mit Freude, mit Munterkeit, jetzt mühsam, entgeistert, schwerfällig. Ein Herkules, der mir meine Alzeste nur mit so viel Gesundheit, als sie noch vor drei Jahren besaß, aus dem Elysium zurückbringen könnte, würde auf einmal einen ganz andern Menschen aus mir machen." — In Gedanken lebte Wieland noch lange mit der Dahingeschiedenen fort, es sei ihm, sagte er, als habe er seine Gattin immer noch bei sich, als erzähle er ihr alles, was ihm begegne, und wenn er auch nie eine Antwort von ihr erhalte, so erleichtere es ihm doch sein Herz, daß er ihr alles sagen könne.

Es trifft sich oft im Leben, daß, wo aus einem schönen Kreise der Tod erst einmal ein Mitglied hinweggeführt, bald andere folgen. Auch Wieland erfuhr dies. Im Jahre 1803 starb Herder nach schmerzlichem Krankenlager. „Er war mein bester und gewissermaßen mein einziger Freund in Weimar," sagte Wieland.

In der Zeit der Trauer war es vor allen die edle Herzogin Amalie, welche den Dichter zu zerstreuen und zu erheitern suchte. Es war ihm auch eine große Freude, daß sein Aristipp bald nach seinem Erscheinen sich des ungetheilten Beifalls des sonst gegen Wieland so kalten Klopstock zu erfreuen hatte. Doch alle Anerkennung und alle erwiesene Liebe und Theilnahme konnte nicht verhindern, daß Wieland den Druck des Schmerzes und des Alters schwerer als je empfand. Er fühlte das Bedürfniß, seine Bürde zu erleichtern, und vor allem die drückende Schuldenlast von sich zu wälzen, welche er durch den Ankauf von Osmannstädt auf sich geladen hatte. An Göschen schrieb er im April des Jahres 1802 darüber: „Durch den Kauf meines Gutes, durch den geführten kostspieligen Bau (einer Scheune), die mannichfaltigen Kosten aller nöthigen Reparaturen und Verbesserungen, Anschaffung alles erforderlichen Geräthes und Bevölkerung meiner Ställe mit Pferden, Kühen, Schafen u. s. w. habe ich mich unvermerkt in Schwierigkeiten verwickelt und eine Last auf mich geladen, unter welcher ich erliegen würde, wenn ich nicht mit Ernst darauf bedacht wäre, sie je eher je lieber von meinen alten Schultern abzuwälzen. So lange der holde Engel, der mich vor sechs Monaten verlassen mußte, noch sichtbar um mich war, fühlte ich diese Last zwar auch, aber sie drückte mich weniger, ich hatte Muth und Hoffnung, mehr Lust und Freudigkeit zum Arbeiten, und alles, was mein Geist unternahm, ging munter und leicht von statten. Seitdem ist leider alles ganz anders."

Im Frühjahr 1803 verkaufte Wieland sein Gut an den Hofrath Kühn aus Hamburg für 30,000 Thaler. Der Greis schied mit tiefer Bewegung von dem Orte, an welchem er so manchen glücklichen Tag verlebt hatte. Um die Verbesserung seines Gartens besonders war er stets so eifrig besorgt gewesen, daß er selbst oft stundenlang Maulwurfshügel geebnet und Steine aufgelesen hatte. Als er zum letztenmal den Garten durchwandelte, verweilte er lange bei der Stätte, wo die Gräber seiner Gattin und der Sofie Brentano, von Rosen umgeben, sich zeigten. Diese Stelle zu verlassen, kostete dem Greise einen schweren Kampf. Wieland sagt: „Ich traue es dem wackern Käufer meines Gutes zu, daß ihm

die Stätte, wo auch ich einst neben meiner Gattin begraben zu sein wünsche, stets heilig und unantastbar sein werde.“ Diesem Wunsche entsprach der neue Besitzer in jeder Weise.

Wieland kehrte nun 1803 nach Weimar zurück, wo er vom Hof und von der Stadt ehrenvoll empfangen wurde. Er bezog eine Wohnung, welche vom Schauspielhause nur durch einen Garten getrennt und kaum hundert Schritt von dem Hause Schiller's entfernt war. Aus seinen Fenstern sah Wieland in die Anlagen, welche sich an dem Palaste der Herzogin Mutter hinzogen. Durch eine besonders für ihn geöffnete Thür konnte der Dichter jederzeit in diese Anlagen gelangen. Die Herzogin Amalie zog ihn in ihre nächste Umgebung, Wieland begleitete sie zu ihrem Sommeraufenthalt Tieffurt, und wurde wie ein Glied des herzoglichen Hauses und Hofes angesehen, auch im Schauspielhause erhielt er einen Ehrenplatz in der herzoglichen Loge. Das Schauspielhaus besuchte Wieland gern und oft, und mit hoher Freude sah er die herrlichen Stücke Schiller's, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina nnd andere über die Bühne gehen. Er selber versuchte sich nicht mehr in poetischen Produkzionen. Im Jahre 1804 verfaßte er in der Erinnerung an seine heimgegangene Gattin eine kleine Schrift: Euthanasia oder Gespräche über das Leben nach dem Tode. Mit Schiller stand er in freundlichem Verkehr und sein Schmerz war groß, als im Mai 1805 der große Dichter sein Haupt so früh zur Ruhe legte.

Im nächsten Jahre wurde die Ruhe in dem stillen Weimar auf eine schreckliche Weise gestört. In der Nacht, welche dem unglücklichen Tage von Jena folgte, ergoß sich der Strom der Fliehenden und der Verfolgenden in die Stadt. Noch in den Straßen von Weimar wurde gekämpft, Häuser geriethen in Brand, plündernde Rotten drangen ein; wer zu fliehen versuchte, setzte sich auf der Straße den schmählichsten Mißhandlungen aus. In Wieland's Haus quartierten sich französische Chasseurs ein, durch sie wurde er vor Plünderung gesichert. Am folgenden Morgen sendete ihm Mürat unaufgefordert eine Sauvegarde zu, und bald darauf trat der Marschall Ney bei ihm ein und kündigte ihm an, daß er unter kaiserlich französischem Schutz stehe. So hatte Wieland für seine Person nicht zu klagen, aber das allgemeine Unglück, die Flucht des herzoglichen Hauses erschütterte ihn tief. Um die schwere Zeit zu vergessen begann er als Greis von 75 Jahren eine Uebersetzung der Briefe des Zizero, und diese Arbeit erhielt seinen Geist aufrecht, sie wurde ihm auch ein wohlthätiges Zerstreuungsmittel, als im folgenden Jahre seine edle Gönnerin, die Herzogin Amalie, starb. Durch ihren Tod entbehrte Wieland nun auch den schönen Sommeraufenthalt in Tieffurt, der Herzog Karl August lud ihn freundlich ein, die schöne Jahreszeit in dem Lustschlosse Belvedere zu verbringen. Dieses Schloß liegt nahe bei Weimar in romantischer Lage, dem sanftabsteigenden Schloßberge gegenüber liegt ein mäßiger mit Tannen bewachsener Berg, hier weilte Wieland besonders gern. Er hatte sich eine Bank dahintragen lassen und saß hier manche Stunde, mit seiner Lektüre beschäftigt. Die auf- und absteigenden Wege der bergigen Gegend machten dem Greise so wenig Beschwerde, daß er zu seiner Unterstützung nicht einmal eines Stockes bedurfte.

In seinen letzten Jahren stand Wieland in lebhaftem Briefwechsel mit der verwittweten Fürstin von Neuwied, welcher er vieles Interessante aus seinem Leben mittheilte. Nach einer Schilderung von der Feier seines Geburtstages zu Belvedere sagte er: „Ich habe zwar in vollen 75 Jahren kein glänzendes und sonderliches Glück gemacht, und nicht nur manchen trüben Tag gesehen, sondern auch das herzdrückende Schicksal erfahren, alle Freunde und Freundinnen meiner Jugend und meiner besten Jahre zu überleben. Aber dem ungeachtet verdanke ich der Mutter Natur eine so glückliche Konstituzion und Sinnesart, und meinem guten Genius so manche glückliche Ereignisse und ein so freundschaftliches Gewebe meiner Tage, daß ich mich nicht zu täuschen glaube, wenn ich gegen einen trüben oder stürmischen, womit die Parzen mich nicht verschonen wollten oder konnten, vierzehn heitere und vergnügte Tage eines so frohen und reinen Lebensgenusses zähle, als ein Sterblicher, ohne thörichte Forderungen an den Himmel zu machen, von diesem unvollkommenen Erdenleben nur immer verlangen kann.“

Eine unerwartete Anerkennung sollte Wieland noch in Folge einer Aeußerung finden, welche er früher einmal gemacht hatte. Er hatte nämlich den Franzosen einmal den Rath gegeben, sie möchten Napoleon zum Diktator erwählen. Während des Kongresses zu Erfurt wurde Napoleon auf diese Aeußerung aufmerksam gemacht, und als er auf einige Tage den Hof zu Weimar besuchte, wünschte er Wieland kennen zu lernen. Die Hofschauspieler, welche Napoleon von Erfurt hatte kommen lassen, führten den Tod Zäsar's von Voltaire auf, und Wieland, der den berühmten Talma sehen wollte, besuchte die Vorstellung. Er hatte seinen Platz in einer kleinen Seitenloge, in welcher sonst der Herzog zu sitzen pflegte, Napoleon erblickte dort den Greis, der ausdrucksvolle Kopf fiel ihm auf, er fragte nach und als er hörte, daß er Wieland vor sich sehe, wünschte er denselben zu sprechen. Es wurde ein Hofwagen nach Beendigung der Vorstellung zu Wieland's Hause geschickt, und Abens um halb elf Uhr erschien der Dichter in seinem gewöhnlichen sehr einfachen Anzuge auf dem Hofballe, wo er sogleich durch die Herzogin zu Napoleon geführt wurde, der ihn zuvorkommend empfing und sich länger als eine Stunde ganz allein mit ihm unterhielt. Er lud ihn nach Erfurt ein, wo Wieland den Minister Talleyrand kennen lernte und Napoleon den Ersten frühstücken sah. Wenige Tage später übersandte ihm der Kaiser den Orden der Ehrenlegion, und der Kaiser von Rußland, der Napoleon folgen zu müssen glaubte, verlieh dem Dichter den russischen St. Annenorden. Diese beiden Orden waren die einzigen, welche Wieland erhielt, mit deutschen Orden ist er nicht beehrt worden, auch ist er kein Mitglied einer Akademie gewesen, doch trat er im April 1809 in den Freimaurerorden. Von der Loge Amalie in Weimar wurde er in ehrenvoller Weise als Bruder aufgenommen.

Seine Thätigkeit, sein vielseitiges Interesse, sein Wirken für andere dauerte auch im hohen Alter noch fort. Seinen Bemühungen gelang es, für Seume, der in drückenden Verhältnissen lebte, eine russische Pension auszumachen, welche der Wanderer jedoch nicht mehr genießen konnte, denn als die Nachricht davon in Weimar ankam, war Seume wenige Tage zuvor in Töplitz gestorben.

Im Jahre 1808 wurde ein Augenübel, an welchem Wieland schon seit einigen Jahren litt, sehr störend, so daß er oft lange sich des Lesens und Schreibens enthalten mußte. Im folgenden Jahre überfiel ihn eine schwere Krankheit, von der er kaum wieder genas, doch erlangte er seine frühere Gesundheit noch einmal vollständig wieder. Nach seiner Genesung suchte man ihm mancherlei Freuden zu bereiten. Eine wurde ihm durch Göthe zu Theil. In Göthe's Torquato Tasso befindet sich der Schauplatz bekanntlich im Garten von Belriguardo, den Platz zieren zwei Büsten von Ariost und Virgil. Als dieses Drama nun zum erstenmal in Weimar aufgeführt wurde, hatte Göthe statt der Büsten der ebengenannten Dichter diejenigen von Schiller und Wieland aufstellen lassen. Der letztere befand sich in der herzoglichen Loge und war, als der Vorhang sich hob, sichtlich überrascht und erfreut. Als Antonio nun die Verdienste Ariosto's hervorhob, da war es, als habe Göthe sie mit Bezug auf Wieland geschrieben:

Wie die Natur die innig reiche Brust
Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
So hüllt er alles, was den Menschen nur
Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
Ins blühende Gewand der Fabel ein.
Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
Für's wahre Gute, geistig scheinen sie
In seinen Liedern und persönlich doch
Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüthen,
Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben
Und läßt uns bunte Wunderfische sehen;
Von seltenem Geflügel ist die Luft,
Von fremden Heerden Wies' und Busch erfüllt;
Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält.
Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz.

Alle Blicke richteten sich bei diesen Worten auf den Dichter, dessen reiche Wirksamkeit solche Huldigung so wohl verdiente.

So verlebte Wieland die letzten Jahre seines Lebens in heiterer Ruhe, geehrt von jedermann. Die kreischenden Stimmen, welche noch vor nicht langer Zeit sich in Schmähungen gegen ihn ergingen, schwiegen jetzt oder hatten, wie Voß, einen andern Ton angestimmt. Der Hof von Weimar ließ keine Gelegenheit hingehen um den verdienten Greis zu erfreuen; zu seinem Geburtstage, der

ein Fest in weitem Kreise war, wünschten die Mitglieder der herzoglichen Familie immer persönlich Glück. Seine innigsten Genüsse fand der Dichter jedoch in seinem Familienkreise. Freilich war derselbe klein geworden, die Söhne und Töchter, für welche Wieland stets mit angestrengtem Fleiße gearbeitet hatte, waren in die Welt gegangen und waren nützliche Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft geworden; auch blühende Enkel sah der Greis heranwachsen, und von Kindern und Enkeln wurde er aufs zärtlichste geliebt. Selbst im höchsten Alter war Wieland nicht müßig, seine Uebersetzung der Briefe Zizero's beschäftigte ihn, so lange seine Hand die Feder zu halten vermochte. Bis auf vierzig Briefe übersetzte er sie alle und seine Arbeit war eine vortreffliche, die auch heute noch ihren Werth neben anderen Uebersetzungen behalten hat.

Im Sommer 1811 bewohnte Wieland nicht das Lustschloß Belvedere, weil ihm das Bergsteigen zu beschwerlich wurde. Er machte öfter Spazierfahrten. Auf einer derselben, welche er in Begleitung seiner jüngsten Tochter Luise unternahm, hatte er das Unglück, mit dem Wagen umgeworfen zu werden und das Schlüsselbein zu zerbrechen, seine Tochter wurde noch gefährlicher verletzt. Die Schmerzen dieses Bruches und das langwierige Krankenlager ertrug Wieland mit großer Geduld; es sei ihm niemals ein solches Unglück begegnet, sagte er nach Göthe's Zeugniß, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Die Genesung ging rasch von Statten, und der Unfall brachte keine Veränderung in seiner Stimmung noch in seiner Lebensweise hervor. Seinen achzigsten Geburtstag feierte er in gewohnter Heiterkeit.

Beim Beginn des Winters im Jahre 1812 zeigte Wieland's Gesundheit sich noch recht kräftig, mit Interesse wohnte er den Vorstellungen der Bühne bei. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1813 traf ihn jedoch ein schlagähnlicher Zufall, der sich nach zwei Tagen wiederholte. Von nun an wurde die Krankheit sehr ernst, und die letzten Tage waren nicht ohne Schmerzen. In den lichten Augenblicken beschäftigte sich der Greis mit seinen Kindern, mit seiner Uebersetzung, und als am 20. Januar das Bewußtsein immer schwächer wurde, weilte seine Fantasie bald in der altklassischen Zeit, bald bei Ariost, endlich bei Shakespeare. Die Worte Hamlet's „Sein oder Nichtsein“ sprach er bald deutsch bald englisch aus. Kurz vor Mitternacht, am 20. Januar 1813, schlief er sanft ein.

Sein Leichnam wurde im Saale des Hauses, welches der Legazionsrath Bertuch, Wieland's langjähriger Freund, bewohnte, am Abend des 24. Januar auf einem Katafalk ausgestellt. Das Haupt zierte über dem schwarzen Sammetkäppchen ein Lorbeerkranz, die Züge des freundlichen Antlitzes waren unverändert.

In der folgenden Nacht wurde der Leichnam still nach Osmannstädt gebracht und in dem Gartensaal niedergesetzt und bewacht. Am Nachmittage des 25. Januar versammelte sich ein sehr zahlreiches Trauergefolge von Wieland's Freunden und Verehrern im Schlosse zu Osmannstädt. Auch eine Deputazion der Stadt Weimar und die französische Gesandtschaft war erschienen. Am Grabe hielt der Oberkonsistorialrath Günther eine bewegte Rede, und unter den Klängen des Liedes: „Wie sie so sanft ruhn“ wurde der Sarg hinabgesenkt. An der Seite seiner treuen Gattin und seiner lieben Sofie, an der Stelle, welche er selbst ausgewählt, ruht der Dichter.

Auf dem Grabe steht eine dreiseitige Piramide, welche nach jedem der drei Gräber eine Seite hinwendet. Das Grab Sofie Brentano's bezeichnet eine Psyche im Rosenkranze, für Wieland's Gattin wählte man zwei verschlungene Hände im Eichenkranze, Wieland's Grab kennzeichnet eine geflügelte Leier mit dem Sterne der Unsterblichkeit darüber. Das Ganze trägt die Inschrift, welche Wieland selbst dichtete:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Bei der Todtenfeier in der Loge Amalie hielt Göthe dem heimgegangenen Freunde die Gedächtnißrede, in welcher er dem Verblichenen das ehrenvollste Denkmal setzte. —

Als Wieland noch lebte, haben häufig genug Leute, welche ihn nicht kannten, behauptet, sein Lebenswandel sei nicht den Gesetzen der Moral entsprechend gewesen. Heute wird diese Beschuldigung von niemand mehr ausgesprochen, wir wissen, daß Wieland im schönsten Familienleben seine Befriedigung fand, daß er wie ein treuer Vater nicht allein für seine leiblichen Kinder, sondern auch für manchen andern sorgte, der ihm seine Güte mit Undank lohnte. Veranlassung zu jenen Beschuldigungen boten einzelne Werke Wieland's, in welchen er, wie im neuen Amadis, die Grenzen des Erlaubten, des Geziemenden stark überschritt, ohne eigentlich durch ästhetische Gründe dazu genöthigt zu sein. Der Ton, der in diesen Werken herrscht, die üppigen Farben, mit denen die Bilder derselben gezeichnet sind, boten eine bequeme Handhabe für jene Leute, welche stets bereit sind, mit Wuth alles zu verfolgen, was einer freiern Regung des Geistes ähnlich sieht, damit sie selber desto ungestörter mit Hülfe der Dummheit und des Aberglaubens regieren können. Ueber die Feindschaft dieser Schaaren gegen Wieland können wir uns nicht wundern, denn Wieland hat nie in seinem Leben dem Aberglauben gehuldigt, er hat vielmehr rüstig und unverdrossen gegen denselben angekämpft, er hat das Gewürm der Nacht in manchem Schlupfwinkel aufgestöbert und aus mancher Höhle vertrieben. Bei diesem Kampfe hat er sich nicht immer eigener Waffen bedient, er hat auch die Forschungen fremder Völker dem deutschen Volke nützlich gemacht. Dieses Verfahren hat wiederholt sehr harten Tadel eingeerntet, und doch besteht vielleicht Wieland's größtes Verdienst darin, daß er die reichen Schätze, welche in fremden Schachten sich fanden, dem deutschen Geiste zur Bereicherung bot, nachdem er dieselben in eine Form gebracht, welche immer ganz gewiß genug eines eigenen Gepräges trug, um für das Erzeugniß eines selbstschaffenden Geistes gelten zu können. In die Reihe der Dichter ersten Ranges tritt Wieland damit allerdings nicht ein, und er selber hat den Vorrang eines Lessing, eines Göthe, eines Schiller, eines Herder, stets willig und ohne Neid anerkannt. Seine Verdienste um die Bereicherung der deutschen Literatur und um die Ausbildung der deutschen Sprache bleiben immerhin groß genug, um ihm einen ehrenvollen Platz unter den größten Geistern Deutschlands zu sichern.

Gotthold Efraim Lessing.

Das Grundgesetz des Kristenthums ist die Liebe. Du sollst Gott über alles lieben, und deinen Nächsten wie dich selbst — dieses Gebot wird als das vornehmste von allen bezeichnet durch die Stimme des Heilandes selber. Als der Lieblingsjünger des Meisters im höchsten Greisenalter nur noch wenige Worte zu sprechen fähig war, da sagte er seiner Gemeinde Tag für Tag: Kindlein, liebet euch unter einander!

Unsere Liebe zu Gott können wir nur dadurch zeigen, daß wir mit allen uns verliehenen Kräften das Ziel zu erreichen trachten, welches Gott uns vorgesetzt hat. Welches ist aber dieses Ziel? Jesus Kristus beantwortet uns diese Frage in dem Gleichnisse von den vertrauten Pfunden (Math. 25 14 — 30). Der Herr der Schöpfung, welcher nicht alle Bäume Eine Frucht tragen ließ, fordert auch nicht dieselbe Leistung von allen seinen Geschöpfen. Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert werden, und wenn der Schwache, dem nur ein Geringes anvertraut wurde, über dieses Geringe redlich gewacht hat, so wird sein Verdienst dasselbe Gewicht zeigen, als hätte er mit Vielem Vieles errungen.

Selbst die höchsten Leistungen des Körpers sind verschwindend klein im Verhältniß zu dem, was der Geist ergründet und schafft. Das geistige Gebiet also ist der Ringplatz, auf welchem der Mensch streben soll, Gottes Gebote zu erfüllen, und Gottes Gebot heißt: Du sollst wuchern mit deinen dir anvertrauten Gaben, damit du dereinst kommen und sagen kannst: Herr, du hast mir fünf Zentner gethan; siehe da, ich habe damit andere fünf Zentner gewonnen!

Soll der Mensch nun das ihm anvertraute Pfund vergraben, und seines Herrn Geld, die Gaben seines Geistes, verbergen? Das ist die scheußlichste Gotteslästerung, welche jemals ausgesprochen wurde. Und wie oft ist sie ausgesprochen worden!

Das Geschlecht der Farisäer ist ein großes. Der Heiland hat die übertünchten Gräber gekannt und die Wölfe in Schafskleidern gekennzeichnet; ihn, das Licht der Welt, haben sie gelästert und getödtet, und ihnen folgte der Haufe des Pöbels, und schrie: Kreuzige! kreuzige!

Die Farisäer sind heute noch nicht ausgestorben. Noch jetzt verfolgen sie alle, welche der Welt Licht bringen wollen, und noch jetzt ist es das Loos der

geistigen Vorkämpfer der Menschheit, von Farisäern und Schriftgelehrten geschmäht, vom Pöbel gekreuzigt zu werden.

Aber wenn sie auch den Heiland getödtet haben, sein Wort, das die Wahrheit ist, haben sie nicht können tödten, und wenn sie so manches edle Herz, welches für die Wahrheit schlug, gebrochen haben und noch brechen werden, die Wahrheit werden sie nimmermehr unterdrücken. So wenig sie der Sonne verwehren können zu scheinen, so wenig werden sie die Wahrheit hindern können, die Herzen der Menschen zu erleuchten und sie zum Vater der Wahrheit und der Liebe zu leiten.

Der Glaube ist die Wurzel, aus welcher die Liebe emporwächst. Ein Glaube, welcher andere Früchte zeitigt, als Werke der Liebe, ist Aberglaube, ist eine Ausgeburt der Finsterniß. Lehret die Menschen, einander zu lieben, so führt ihr sie zu dem Vater der Liebe; lehret die Menschen, einander zu hassen, so reißt ihr sie los vom Herzen des ewigen Vaters, denn wer da spricht: ich liebe Gott und hasset seinen Bruder, der ist ein Lügner.

Wohl dem Menschen, der ein so guter Krist ist, wie Lessing es war! Glücklich der Mensch für alle Ewigkeit, der dem Herrn der Welt eine solche Ernte bringen kann, als Lessing sie dem Vater aller Menschen, dem Gott der Liebe brachte. —

Die schöne biblische Erzählung von der Vertreibung des Menschen aus dem Paradiese klingt heute noch immer wieder an in der Sehnsucht eines jeden edlen Menschen nach einer bessern Welt. Das Streben zu Gott, welchem das Menschenherz, nach dem Ausspruche des Augustinus, voller Unruhe folgt, bis es in Gott ruht, ist die edelste Gabe, der stärkste Hoffnungsanker, welchen der ewige Vater dem Menschen zu eigen gab. Wer aber das Wesen dieses Strebens zu Gott durch die Satzungen der Theologie erschöpfend ausgesprochen erachten wollte, der würde stark irren. Nicht allein in den Geboten der Moral kündigt sich die Sehnsucht des guten Menschen zu seinem Schöpfer an, sondern auch in allen Bestrebungen, deren Ziel ist, den Geist über das Gemeine, über das Schlechte zu erheben. Zu diesem Ziele führen außer der Religion auch die Kunst und die Wissenschaft. Man wende uns nicht ein, daß Kunst und Wissenschaft oft genug zum Dienste der Gemeinheit erniedrigt worden sind, denn eben dasselbe kann man auch von der Religion sagen, unter deren Deckmantel die nichtswürdigsten Schlechtigkeiten ausgeübt worden sind; Begriffe wie Ablaßhandel und Inquisizion gestatten keine Steigerung mehr. Wenn Dante sie schon gekannt hätte, so würde er ihre Träger neben dem Luzifer in den untersten Grund der Hölle versetzt haben.

Kunst und Wissenschaft in ihrer reinen, wahren Gestalt sind Schwestern der Religion; sie verfolgen denselben Zweck wie die Religion, sie wollen den Menschen über die Gemeinheit ausschließlich materieller Interessen emporheben zu dem ewig Guten, Edlen, Schönen; denn wahre Sittlichkeit und wahre Schönheit wachsen aus derselben Wurzel empor, in ihrem innersten Wesen sind sie unzertrennlich verbunden.

Das Eine nur scheidet in dieser Beziehung Kunst und Wissenschaft von der Religion, daß die beiden erstgenannten mehr an die Welt der körperlichen Erscheinungen anknüpfen, auf der einen Seite der Sinnenwelt, auf der andern der Geisteswelt die Hand

reichen, und vermöge dieser Stellung vermittelnd, überleitend, versöhnend auftreten. Aus dieser Stellung aber erhellt auch die schwerwiegende Bedeutung, welche Kunst und Wissenschaft auf dem Gebiete des Sittlichen äußern müssen. Wer Kunst und Wissenschaft durch Einführung falscher Grundsätze verunreinigt, der erniedrigt dadurch auch zugleich die Moral und zwingt sie in den Dienst der Gemeinheit.

Für deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft bezeichnet die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Standpunkt der tiefsten, schmachvollsten Erniedrigung, oder vielmehr in jener Zeit gab es gar keine deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft; dieselben Jahre zeigen uns eine entsetzliche Verwilderung der Sitten, viele Fürstenhöfe damaliger Zeit sind nichts als Tummelplätze jeglichen Lasters, und moralische Fäulniß griff selbst im innersten Heiligthume deutscher Familie in erschreckender Weise um sich.

Wer war es, der in jener schmachvollen Zeit Kunst und Wissenschaft aus Schutt und Schlamm emporhob und ihnen wieder reine Altäre aufrichtete? Wer war es, der aus dem Heiligthum deutscher Kunst und Wissenschaft fremde Götzen hinauswarf, und dasselbe von allen Unken und Eulen und ihrem Unflath säuberte? Der sich wie ein Engel mit flammendem Schwerte vor die Thür des wiedergewonnenen und neugeweihten Heiligthums stellte? Dessen gewaltiger Geist noch heute das Banner emporhält, und auf der Wacht steht, um sein Volk vor den Wegen der Finsterniß zu bewahren?

Lessing ist dieser herrliche Mann. —

Die Familie, aus welcher dieser größte Geist Deutschlands stammt, läßt sich bis ins sechszehnte Jahrhundert verfolgen *). Der älteste dieses Namens ist Klemens Lessingk, ein Pfarrer im sächsischen Erzgebirge, welcher im Jahre 1580 die Konkordienformel mit unterschrieb. Seine Nachkommen waren Geistliche, Literaten und Pächter, Bürgermeister. Des Dichters Großvater war Theofilus Lessing, mit welchem die Familie nach der Oberlausitz verpflanzt wurde. Dieser Theofilus, welcher 1647 geboren war, zeichnete sich durch besondere Gaben schon auf dem Gymnasium in Merseburg aus, und später wurde ihm Gelegenheit gegeben, einen Muth und eine Reife des Geistes zu beweisen, welche an den Heldenkarakter seines großen Enkels erinnert. Als er nämlich auf die Universität gehen wollte, brannte seine Vaterstadt Schkeuditz gänzlich ab, so daß seine verarmten Eltern ihm nur zwei Thaler zum Beginn seiner Studien mitgeben konnten. Doch Theofilus wußte die widrigen Verhältnisse zu seinen Gunsten zu wenden. Durch Empfehlungen, welche der Rektor des Gymnasiums in Merseburg dem strebsamen Schüler mitgegeben, gewann dieser die Gunst eines Bürgermeisters Wagner in Leipzig, der dem Studenten zu Freitischen und Stipendien verhalf. Theofilus beaufsichtigte und unterrichtete dafür Wagner's Söhne, von denen einer schon im vierzehnten Jahre mit Ruhm die Magisterwürde erlangte.

Nach Beendigung seiner filosofischen und juristischen Studien erlangte Theofilus im Alter von dreiundzwanzig Jahren die Magisterwürde durch seine Abhandlung „De religionum tolerantia", Von der Duldung der Religionen.

---

*) Lessing's Leben und Werke von Danzel und Guhrauer. 2 Bände. Leipzig 1850. Lessing's Leben und Werke von Adolf Stahr. 2 Bände. Berlin 1859.

Theofilus stellte darin den Grundsatz auf, daß **alle** Religionen eine allgemeine Duldung erfahren müßten. Nach anderweitiger praktischer Thätigkeit kam Theofilus Lessing nach Kamenz, wo er 1681 zuerst Mitglied des Rathes, dann Syndikus, Stadtrichter und endlich vierundzwanzig Jahre lang Bürgermeister war. Er starb im Jahre 1728, über achtzig Jahre alt. In einer zweiten Ehe mit Anne Dorothee Hillmann, Tochter des Bügermeisters Hillmann in Kamenz, wurde der Vater des Dichters, **Johann Gottfried**, am 24. November 1693 geboren.

Auch Johann Gottfried Lessing war kein gewöhnlicher Mann. Schon als Knabe zeigte er ein starkes Gedächtniß und bewies frühzeitig geistige Selbständigkeit; sein liebstes Studium war die Geschichte. In Wittenberg, wo er studirte, eignete er sich außer der Kenntniß der orientalischen und klassischen Sprachen auch bedeutende Fertigkeit in der englischen und französischen Sprache zu. Wenn man bedenkt, wie schwierig in damaliger Zeit auch nur eine Gelegenheit zur Erlernung der englischen Sprache zu gewinnen war, so muß man um so mehr den beharrlichen Fleiß Johann Gottfried's ehren. Seine Disputazionen, deren er mehrere unter dem Vorsitz der Wittenberger Professoren abhielt, fanden so großen Beifall, daß er den Entschluß faßte, auf der Universität sich zu habilitiren. Als er jedoch um diese Zeit zu der zweiten Predigerstelle nach seiner Vaterstadt berufen wurde, erkannte er darin eine Fügung Gottes und folgte dem Rufe. Als Prediger setzte er seine gelehrten Beschäftigungen eifrig fort, das Verzeichniß seiner Schriften füllt mehrere Quartseiten, und daß die Anerkennung der Zeitgenossen ihm nicht fehlte, beweist der Umstand, daß er mit den angesehensten Theologen seiner Zeit in Briefwechsel stand. Die Neigung seiner Jugend zur Geschichte begleitete ihn durch sein Leben, der Hauptgegenstand seiner Studien blieb die Reformazions- und Kirchengeschichte. Später rückte er in die Stelle des ersten Predigers auf, und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode im Jahre 1770. Sein Standpunkt als Theologe war der des orthodoxen Lutheraners, aber er war nichts weniger als ein Eiferer. An den Streitigkeiten mit den Reformirten nahm er nicht Theil, er warnte vielmehr, daß man nicht auf unwesentlichen Punkten hartnäckig bestehen sollte, und erinnerte daran, daß die Früchte des Geistes Liebe, Freude, Friede, Geduld seien, Gal. 5, 22. Zu erwähnen ist noch, daß schon Johann Gottfried Lessing einen für seine Zeit ungewöhnlich fließenden und reinen Stil schrieb, der mit dem Stile seines großen Sohnes oft Verwandtschaft zeigt. Wir geben eine kurze Probe desselben.

„Die Vertheidigung der Glaubenswahrheiten, die in Gottes Wort gegründet sind und einen unstreitigen Einfluß in das thätige Kristenthum haben, ist für ein Hauptwerk eines echten Gottesgelehrten beinahe zu aller Zeit gehalten worden; aber niemals ist diese Pflicht so sehr eingeschränkt gewesen, als jetzt, da nichts so sehr als die Gleichgültigkeit in Religionssachen bei denen, die Kristen heißen, überhand genommen, auf die nun gar Verachtung zu folgen scheint. Wer redet und schreibt gern von Religion? Wer liest gern theologische Bücher? Bei den berühmtesten Gelehrten in diesen Tagen sind sie so verhaßt und übel angeschrieben, daß sie es für Strafe halten, sie zu lesen, und wenn sie sie ja endlich lesen, nichts Gescheidtes darin finden. Ein anderes ist es, etwas ohne Ursache verachten, und ein anderes, etwas mit gutem Grunde widerlegen. Lege et iudica

sagt ja die gesunde Vernunft. Wie kann ich aber richtig urtheilen, wenn ich ohne Fleiß und Aufmerksamkeit lese?" —

Besonderes Lob wird dem Karakter Johann Gottfried's gespendet. „Du warst ein so guter Mann, und du warst ein so heftiger Mann!" sagte sein großer Sohn von ihm. Diese Heftigkeit seines Wesens artete bei ihm aber nie in jenen plumpen Eifer aus, welchen so manche Diener Kristi herrschsüchtig zur Schau tragen, er war vielmehr der Grundsätze sich treu bewußt, welche sein göttlicher Meister von ihm forderte, und seine Selbstverläugnung war so rein, daß er selbst seinen Widersachern zu vergeben wußte. Einst hatte ihn ein Verwandter, der auch Pastor war, um eine ansehnliche Erbschaft betrogen. Obwohl diese Erbschaft in seinen bedrängten Umständen ihm die einzige Hoffnung auf Erleichterung gewesen war, so zog er es doch vor, lieber mit dem Betrüger einen magern Vergleich zu schließen, als durch Aufdeckung des Betruges Gelegenheit zu geben, daß Uebelwollende den geistlichen Stand schmähten.

Des Pfarrherrn Gattin wird als eine vortreffliche Hausfrau von etwas beschränkten Ansichten geschildert. Sie war eine geborene Justine Salome Feller, Tochter von ihres Gatten Amtsvorgänger. Aus ihrer Ehe mit Johann Gottfried Lessing wurden zwölf Kinder geboren, zehn Söhne und zwei Töchter. Das älteste Kind war eine Tochter, welche nach ihrer Mutter Justine Salome hieß. Das zweite Kind war der Dichter.

Gotthold Efraim Lessing wurde am 22. Januar 1729 geboren und am 24. Januar in der lutherischen Pfarrkirche seiner Vaterstadt getauft. Sein Geburtshaus ist von der Erde verschwunden, im Jahre 1842 wurde die Stadt Kamenz durch einen Brand bis auf wenige Häuser vernichtet. Verschont blieb das Barmherzigkeitsstift, welches zu Ehren Lessing's von Verehrern seines milden Geistes gestiftet worden ist. Der große Mann, der während seines Lebens so manchen Nothleidenden durch Gaben unterstützte, die er sich selbst entzog, wurde auch noch nach seinem Tode der Wohlthäter seiner Vaterstadt, sein Name ließ aus ganz Deutschland die Unterstützungen reichlich fließen, von denen die verarmte Stadt wieder aufgebaut wurde.

Der fromme menschenfreundliche Sinn, den der Prediger Lessing in seinen Schriften zeigte, bewies sich auch in seinem Hause. Gotthold Efraim wurde frühzeitig zum Beten angehalten, das Lesen lernte er in der Bibel und im Katechismus, und durch die Betstunden, die Abends und Morgens allzeit mit der Familie gehalten wurden, prägte er sich viele geistliche Lieder ein. Das Verhältniß der Familienglieder unter einander war das kristlicher Liebe und Duldung, und der Glaube zeigte seine Früchte in großherziger Mildthätigkeit gegen Arme. An sein Vaterhaus dachte Lessing Zeit seines Lebens mit großer Anhänglichkeit zurück, von seinen Eltern sprach er stets mit inniger Liebe, von seinem vortrefflichen Vater mit Stolz, für seine Angehörigen brachte er bis zu seinem Lebensende Opfer, welche oft genug seine Mittel überstiegen.

Der Knabe wurde zum Lernen zu seiner Zeit angehalten, und er lernte mit großer Leichtigkeit und mit solchem Eifer, daß er gern auch in Büchern blätterte, welche er noch nicht lesen konnte. Im fünften Jahre wollten seine Eltern ihn malen lassen, und der Maler wollte dem Knaben einen Käfig mit einem Vogel

in die Hand geben. Aber Gotthold sagte schnell: „Mit einem großen, großen Haufen Bücher müssen Sie mich malen, oder ich will gar nicht gemalt sein.“

Um diese Zeit waren die Verhältnisse der Predigerfamilie noch besser, der Vater war im Stande, dem Sohne einen Hauslehrer zu halten. Er hieß Mylius; ein jüngerer Bruder von ihm übte einen nicht unwesentlichen Einfluß auf Lessing aus, als er in Leipzig studirte. Diese beiden Brüder Mylius waren Vettern von Lessing, ihre Mutter war des Prediger Lessing's Schwester. Als achtjähriger Knabe wurde Gotthold in die Kamenzer Stadtschule geschickt, welche damals einen tüchtigen, kräftigen Leiter in dem jungen Rektor Heinitz erhalten hatte. Der soeben erwähnte Maler unterrichtete den Knaben im Zeichnen, und Lessing sagte später noch rühmend von ihm, daß er kein ganz schlechter Künstler gewesen sei, und ihm Geschmack an den bildenden Künsten eingeflößt habe. Nicht lange nachher verließ der Rektor Heinitz die Stadt Kamenz, in welcher seine gesunde Energie und seine von Engherzigkeit weit entfernten Ansichten nicht die richtige Würdigung gefunden zu haben scheinen. In dieselbe Zeit fällt auch Lessing's Abgang von Kamenz. Der Vater schickte seinen Sohn zuerst zu einem Verwandten, dem Pastor Lindner in Putzkau bei Bischofswerda, der den Knaben erfolgreich unterwies und ihn später auf der Universität unterstützte. Nur ein halbes Jahr verweilte Lessing bei dem wackern Manne, im Juni 1741 trat er als Zögling in die berühmte Fürstenschule zu St. Afra in Meißen ein. Es wurde ihm hier eine Freistelle zu Theil, welche ihm ein Obristlieutenant Karlowitz verlieh.

Lessing selber hat es öfter ausgesprochen, daß ganz besonders für begabte Köpfe eine strenge Schule ein großer Segen sei; in seinem eigenen Leben erweist sich die Wahrheit dieses Wortes. Die Fürstenschule in Meißen war aus dem früheren Kloster der heiligen Afra entstanden, sie befand sich in den Gebäuden des Klosters und war mit den Gütern desselben ausgestattet. Die klösterliche Zucht hatte man beibehalten. In vier Tabulaten befanden sich zweiundfunfzig Zellen, deren jede aus einer Studirstube und einer Schlafkammer bestand. In jeder Zelle befand sich ein Primaner als Obergesell, ein Sekundaner als Untergesell, von ihnen beaufsichtigt und theilweise unterrichtet wurden zwei Terzianer oder Quartaner als Untere. Außerdem gab es in den Klassen noch sogenannte Dekurionen oder Bankälteste, und dreizehn der bewährtesten Primaner waren zu Tisch-, Hof- oder Tabulatinspektoren bestellt, welche ihrerseits beaufsichtigt wurden von demjenigen der Lehrer, welcher als Hebdomadarius je eine Woche die besondere Leitung hatte und die Betstunden hielt; in schwierigen Fällen entschied die Lehrerkonferenz, welche jeden Sonnabend zusammentrat. Oeffentlicher Gottesdienst, Gebet und Bibelerklärung nahmen wöchentlich 25 Stunden in Anspruch, bei Tisch trat aus der Reihe der Schüler ein Vorleser auf, der Mittags aus den historischen Büchern der heiligen Schrift, Abends aus einem lateinischen Historienbuche vortragen mußte. Sämmtliche Schüler trugen als gemeinsame Tracht die sogenannte Schalaune, Scholana.

Die Schüler zu St. Afra waren in zwei Hauptabtheilungen geschieden, und jede Abtheilung wieder in zwei Klassen. Je zwei Klassen hatten gemeinschaftlichen Unterricht, nur bei der Korrektur der lateinischen und griechischen Arbeiten sowie in den mathematischen Vorträgen galt die Abtheilung in vier Klassen.

Jede Klasse hatte drei Dekurien; da dieselben durch alle Klassen in fortlaufenden Nummern gezählt wurden, so ergab sich für alle vier Klassen die Zahl von 12 Dekurien. Die vereinte erste und zweite Klasse hieß die Oberlekzion, die dritte und vierte die Unterlekzion. In der letzteren wurde in fünf Religionsstunden der kleine Kathechismus Luther's und Kirchengeschichte behandelt, in funfzehn lateinischen Stunden las man Zizero's Briefe, Nepos, Eutrop, die Fabeln des Fädrus, Ovid's Tristia und seine Epp. ex Ponto, außerdem trieb man Syntax und Prosodie. Der griechische Unterricht beschränkte sich in vier Stunden auf das Neue Testament und die nöthigsten Regeln der Grammatik. Außerdem waren zwei französische, zwei mathematische, eine arithmetische und zwei geschichtliche und geografische Lehrstunden. Fast dieselbe Vertheilung der Zeit auf die Unterrichtsgegenstände fand in der Oberlekzion statt. In den lateinischen Stunden las man hier die Reden des Zizero und seine Bücher De officiis, ferner Livius, Virgil, Horaz, in den vier griechischen Stunden Isokrates, Plutarch und Sofokles. Als neue Unterrichtsgegenstände traten noch Hebräisch, Filosofie und Astronomie hinzu. Auf lateinische Stilübungen wurde ein besonderes Gewicht gelegt, die Schüler der Afra zeigten sich öfter als gewandte lateinische Dichter, und auch Lessing erlangte eine sehr bedeutende Fertigkeit, schöne lateinische Verse zu schreiben*). Die Gelehrsamkeit galt in Meißen über alles, die Religion wurde streng orthodox gelehrt.

Bei seiner Aufnahme war Lessing in die elfte Dekurie gekommen. Anfangs rückte er langsam vor, so daß sogar einige seiner Mitschüler ihn überflügelten, seit dem Herbst 1743 zeichnete er sich aber dermaßen aus, daß er allen seinen Mitschülern weit voraneilte, und ausnahmsweise ein Jahr früher von der Schule entlassen wurde, als Vorschrift war. Der Rektor Grabner sagte von ihm: „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Was anderen zu schwer wird, ist ihm kinderleicht, wir können ihn fast nicht mehr brauchen.“ Besondere Erlebnisse werden von Lessing's Schulzeit nicht berichtet. Einer der Inspektoren bemerkte einmal von ihm: „Ein guter Knabe, aber etwas moquant.“ Von seiner Wahrheitsliebe ist ein Zeugniß aufbewahrt. Als Lessing einer der ersten Schüler war und zu den Inspektoren gehörte, wohnte er als solcher einst der Konferenz der Lehrer bei. Der Rektor fragte, warum in dieser Woche, in welcher der Konrektor Höre die Aufsicht gehabt hatte, die Schüler so spät zum Gebet gekommen seien. Alle anderen schwiegen, Lessing aber entgegnete kaltblütig: „Der Herr Konrektor kommt nicht gleich mit dem Schlage, daher denkt jeder, das Gebet gehe nicht sogleich an!“ Der Herr Konrektor war über diese Kühnheit dermaßen erstaunt, daß er ausrief: „Admirabler Lessing!“ Uebrigens war dieser Konrektor Höre ein sehr rechtschaffener Mann und ein gediegener Gelehrter.

Den bedeutendsten Einfluß auf Lessing übte der Lehrer der Mathematik am Afraneum, Johann Albert Klimm, aus. Dieser Mann wußte sich als Lehrer und wöchentlicher Aufseher keine Autorität zu verschaffen, sein Vertrauen und seine Gutmüthigkeit wurden häufig von der Jugend gemißbraucht, auch fehlte es ihm an einem guten Vortrage. Und doch war er ein nicht unbedeutender Mann,

*) Vergl. Danzel a. a. O. I, S. 24 u. 143.

seine astronomischen Schriften machten ihn auch außerhalb Deutschlands bekannt. Klimm war aber auch in der französischen, englischen und italienischen Sprache sehr wohl bewandert, und ein Verehrer der deutschen Literatur. Die wenigen Schüler, welche aus Liebe zu den Wissenschaften sich ihm näher anschlossen, hatte er oft bis Mitternacht bei sich auf seiner Stube und war unermüdlich sie zu fördern, wo er konnte. Auch Lessing gehörte zu diesen wenigen. Außer den Kenntnissen, welche er sich von Klimm erwarb, eignete er von diesem sich auch die Ansicht zu, daß nicht die möglichst vollkommene Kenntniß mechanischer Regeln und hergebrachter Formen den wahren Gelehrten ausmache, sondern daß der Geist höher stehe als der Buchstabe, und daß der Geist des Alterthums für unser Leben ungleich wichtiger sei als das Gewand desselben. Klimm gab ihm Gelegenheit, Gleim und Hagedorn zu lesen, und die Lektüre Haller's regte ihn zu einem Gedichte über die Mehrheit der Welten an.

Bei aller strengen äußerlichen Zucht befolgte man auf der Schule in Meißen den so vortrefflichen doch leider so wenig geübten Grundsatz, daß man dem Privatfleiße der Schüler genügenden Spielraum ließ. Lessing machte sich die freie Zeit vortrefflich zu Nutzen, und in der Wahl seiner Privatlektüre zeigt sich schon ganz seine Selbständigkeit und die spätere Richtung seines gesunden Geistes. Er selbst erzählt später: „Teofrast, Plautus und Terenz waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer klostermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit studirte.“ Wir sehen, wie weit Lessing's Neigung schon hier von der Theologie sich entfernte, für welche seine Eltern ihn bestimmt hatten. Um so höher ist die Selbstverläugnung zu ehren, mit welcher Lessing später auf der Universität die theologischen Studien mit solchem Erfolge betrieb, daß er selbst seinen strengen Vater in Erstaunen setzte, und dreißig Jahre nachher sich den gelehrtesten Theologen seiner Zeit als ebenbürtig erweisen konnte.

In seinem vierzehnten Jahre schrieb Lessing seinem Vater eine Glückwunschrede zum Neujahr, in welcher er Von der Gleichheit eines Jahres mit dem andern sprach. Der Inhalt dieses Schriftstückes war folgender: So wie ein Jahr, mathematisch betrachtet, dem andern vollkommen gleich ist, so auch im Ganzen, fysisch und moralisch betrachtet. Die Sage von der goldenen Zeit, so wie die Klage über die Verschlimmerung der Welt ist zu verwerfen, sagenhafte Berichte von der Vorzeit sind nach den Verhältnissen der Gegenwart zu prüfen, denn die heutigen Bewohner der Welt befinden sich in denselben Umständen, wie ihre ersten Väter, sie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Wege zur Glückseligkeit und zum Verderben, wie jene ersten Besitzer der Erde.

Man bedenke, wie weittragend die Folgerungen sind, welche aus diesen Sätzen sich ergeben müssen, und man wird zugeben, daß die umgestaltenden Gedanken aus Lessing's Mannesalter uns schon hier sich zeigen. Auch ein Brief des jungen Fürstenschülers an seine Schwester ist uns erhalten, er ist das älteste Schriftstück von Lessing, welches wir besitzen, wir wollen ihn hier einschalten.

Geliebte Schwester!

Ich habe zwar an Dich geschrieben, allein Du hast nicht geantwortet. Ich muß also denken, entweder Du kannst nicht schreiben oder Du willst nicht schreiben. Und fast wollte ich das erste behaupten. Jedoch ich will auch das andere

glauben, Du willst nicht schreiben. Beides ist strafbar. Ich kann zwar nicht einsehen, wie dieses beisammen stehen kann, ein vernünftiger Mensch zu sein, vernünftig reden können, und gleichwohl nicht wissen, wie man einen Brief aufsetzen soll. Schreibe wie Du redest, so schreibst Du schön. Jedoch hätte auch das Gegentheil statt, man könnte vernünftig reden, dennoch aber nicht vernünftig schreiben, so wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmal so viel gelernt. Du bist zwar Deinem Lehrmeister sehr zeitig aus der Schule gelaufen, und schon in Deinem zwölften Jahre hieltest Du es für eine Schande, etwas mehres zu lernen. Allein wer weiß, welches die größte Schande ist, in seinem zwölften Jahre noch etwas zu lernen als in seinem achtzehnten oder neunzehnten noch keinen Brief schreiben können. Schreibe ja, und benimm mir diese falsche Meinung von Dir. Im Vorbeigehen muß ich doch auch an das neue Jahr denken. Fast jeder wünscht zu dieser Zeit Gutes. Was werde ich Dir aber wünschen? Ich muß wohl was besonders haben. Ich wünsche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon gestohlen würde. Vielleicht würde es dir mehr nützen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geldbeutel mit einigen hundert Stück Dukaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Meißen, Dein

d. 30. Dez. 1743. treuer Bruder

G. E. Lessing.

Dieser scherzhafte Brief zeigt schon in allen Sätzen die schlagende Deutlichkeit der Darstellung und den reinen durchsichtigen Stil, der Lessing eigenthümlich war. Der Wunsch am Ende des Briefes ist nicht als scharfer Spott aufzufassen, denn so wie die Schwester für den Bruder später, als er in Berlin war, Hemden nähte und Strümpfe strickte, so hat auch der Bruder bis zu seinem Ende stets an die Schwester gedacht, welche erst 1803 starb.

Das stille Leben der Schulzeit sollte noch zuletzt durch das Getümmel des Krieges unterbrochen werden. Am funfzehnten Dezember des Jahres 1745 sah man von dem Hügel, auf welchem sich die Meißener Klosterschule erhebt, den Himmel von dem Wiederscheine brennender Dörfer geröthet, und vernahm den Geschützdonner der Schlacht von Kesselsdorf, in welcher der Fürst Leopold von Dessau die vereinigten Oesterreicher und Sachsen schlug. Meißen selbst war vom Getümmel durchziehender preußischer Truppen erfüllt, und wie es nach der Schlacht daselbst aussah, davon gibt Lessing selbst in einem Briefe an seinen Vater eine anschauliche Schilderung. Es heißt darin: „Sie bedauern mit Recht das arme Meißen, welches jetzo mehr einer Todtengrube, als der vorigen Stadt ähnlich sieht. Alles ist voller Gestank und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gern so weit von ihr entfernt, als er nur kann. Es liegen in den meisten Häusern immer noch dreißig bis vierzig Verwundete, zu denen sich niemand sehr nahen darf, weil alle, welche nur etwas gefährlich getroffen sind, das hitzige Fieber haben. Es ist eine weise Vorsicht Gottes, daß diese fatalen Umstände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Pest schon grassiren würde. Und wer weiß was noch geschieht. Jedoch wir wollen zu Gott das Beste hoffen. Es sieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Be-

trachtung seiner vorigen Umstände, kein Ort erbärmlicher aus als unsere Schule. Sonst lebte alles in ihr, jetzo scheint sie wie ausgestorben. Sonst war es was rares, wenn man nur einen gesunden Soldaten in ihr sah, jetzo sieht man einen Haufen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müssen. Das Coenacul (Speisesaal) ist zu einer Fleischbank gemacht worden, und wir sind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu speisen. Die Schüler, welche verreist, haben wegen der Gefahr, in Krankheiten zu verfallen ebenso wenig Lust zurückzukehren, als der Schulverwalter, die drei eingezogenen Tische wieder herzustellen. Was mich anlangt, so ist es mir um so viel verdrießlicher, hier zu sein, da Sie sogar entschlossen zu sein scheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger sein wird, hier zu lassen. Ich glaube wohl, die Ursache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich schon so oft gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verlieren. Ich versichere mich unterdessen, daß Sie mein Wohl besser einsehen werden als ich. Und bei der Versicherung werde ich, wenn Sie auch bei der abschläglichen Antwort beharren sollten, doch, wie ich schuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohrzwang, mit dem ich seit einiger Zeit bin befallen gewesen, macht mich so wüst im Kopfe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu schreiben, ich schließe als mit nochmaliger Versicherung, daß ich lebenslang sein will

Meißen, d. 1. Februar 1746.

Dero gehorsamster Sohn
G. E. Lessing.

Wir erwähnten schon, daß der vorzeitige Abgang Lessing's doch schließlich noch ermöglicht wurde. Am 30. Juni 1746 hielt er seine lateinische Abschiedsrede Ueber die Mathematik der alten Völker, und nach einem kurzen Aufenthalte im Vaterhause bezog er die Universität Leipzig, woselbst er am 20. September 1746 immatrikulirt wurde. Von den hundert Stipendien, welche in Leipzig für ausgezeichnete Schüler der verschiedenen Fürstenschulen gestiftet worden waren, erhielt er eins. Seine Eltern erwarteten, daß er auf der Universität ein tüchtiger Theologe werden sollte, um dereinst des Vaters Amtsnachfolger in Kamenz werden zu können. Doch wir sahen, daß Lessing schon in Meißen einen ganz andern Weg eingeschlagen hatte. Nicht um ein vergessener Prediger in einem kleinen Orte zu werden, hatte der Herr der Welt diesen Jüngling mit allen Gaben des Geistes mehr als königlich ausgestattet, für die Welt sollte er ein Prediger werden, und das Licht seines Geistes sollte dem ganzen Menschengeschlechte leuchten. Große Geister haben in ihrem Entwickelungsgange oft genug die Schranken übersprungen, welche nothwendig sind, um die Mittelmäßigkeit an ein bescheidenes Ziel zu geleiten. Innerhalb dieser Schranken aber liegt alles, worin ein genügsames Herz sein Glück zu finden pflegt, jenseit der Schranken ist die Wildniß; wer es im Gefühl höherer Kraft unternimmt, dieselbe urbar zu machen, der schafft für die nachfolgende Menschheit einen blühenden Garten, aber sein eigenes Lebensglück muß er in den meisten Fällen dem Gelingen seiner Arbeit zum Opfer bringen. Die Wahrheit dieses Satzes zeigt sich auch in Lessing's Leben. Für einen gewöhnlichen Geist, dessen Ziel allein die bürgerliche Existenz ist, wäre ein Leben,

wie Lessing es in Leipzig führte, ein todtbringender Irrweg gewesen, für Lessing aber war es der gerade Weg, der ihn auf die Höhe seines weltüberschauenden Standpunktes führte.

Vielleicht war kein Ort damals in Deutschland mehr geeignet, einen Lessing zu bilden, als Leipzig, welches nicht allein ein Hauptsitz der Wissenschaften war, sondern mehr als irgend eine andere Stadt Deutschlands das Gepräge der Weltstadt trug. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Tage der Leipziger Messe von Bedeutung für die ganze Welt, es zeigte sich dann ein Zusammenstrom von Fremden aus Europa, Asien und Afrika, der die Zahl der heutigen Besucher weit überschritt, und der Einfluß dieses großartigen Besuches äußerte sich auf Sitten und Gewohnheiten und Anschauungen der Leipziger in starkem Maße. Auch Mittelpunkt des deutschen Buchhandels war die Stadt, alle neuen literarischen Erscheinungen wurden in Leipzig zuerst auf den Markt gebracht, und die Gelehrten Leipzigs gewannen dadurch einen Vortheil vor allen übrigen deutschen Fachgenossen. Die Messen sowie der Buchhandel konnten um so mehr ungestört gedeihen, da Leipzig weitgehende Gerechtsame besaß, so daß es fast einer kleinen Republik glich. Nicht einmal mit einer Garnison durfte Leipzig belegt werden. Die Folge einer so lebhaften und ungehemmten Handelsthätigkeit war große Wohlhabenheit, erhöhte Ansprüche an das Leben, während die Universität dazu beitrug, den Gesichtskreis zu erweitern und die Anschauungen zu veredeln.

Bei der Universität galt freilich ebenso wie heute die Eintheilung in die vier Fakultäten, doch schied man dadurch mehr die Personen, als den Stoff, es kam vor, daß Doktoren der Medizin Professoren in der filosofischen Fakultät wurden. Man klebte noch mehr an Formen und Tradizionen, wodurch das geistige Leben innerhalb der Fakultät selber wieder in gewisse Schranken gesperrt wurde, welche zu überschreiten man selbst einem Leibnitz oder Thomasius nicht gestattete. Doch zu der Zeit, als Lessing nach Leipzig kam, ging schon ein frischer Luftzug durch das alte schwerfällige wissenschaftliche Reich, und besonders zwei Männer waren es, deren Bestrebungen den Fortschritt herbeiführten, nämlich die beiden Professoren Ernesti und Krist. Der erstere war seit 1742 außerordentlicher Professor in Leipzig und hatte auch als solcher eine ausgebreitete Wirksamkeit, den Studirenden war er der liebste aller Lehrer. Ernesti hatte sich vom Buchstabenwesen geistloser Schulmeisterei völlig losgesagt; er war ein sehr gelehrter Filologe, doch gehörte er nicht zu denen, welche nichts wissen als Griechisch und Latein. Mit kühnem Muthe hatte er dem endlosen Streite um Formen und Silben den Satz entgegengestellt, „daß es ehrenvoller und ersprießlicher wäre, den Geist der römischen Autoren zu erfassen, als untadelhaft Latein zu schreiben." Ernesti hatte schon 1736 ein Buch herausgegeben, in welchem er kurz alles dasjenige bezeichnete, was zu einer höhern Ausbildung des Geistes förderlich war. Bei diesem geistvollen Vertreter der Filologie hörte Lessing Vorlesungen über römische Alterthümer, deren Früchte wir in den antiquarischen Briefen und den übrigen hierher gehörigen Schriften genugsam wiederfinden.

Noch mehr aber förderte ihn der obengenannte Professor Krist, der die Professur der Poesie inne hatte. Dieser Mann kann als derjenige betrachtet werden, welcher zuerst die Archäologie als eine besondere selbständige Wissenschaft be-

handelte, und auf diese Weise der Vorläufer Winkelmann's wurde. Mit der genauesten Kenntniß der alten Schriftsteller, welche über Kunst sich ausließen, vereinigte er eine ausgedehnte Belesenheit in den Dichtern, und besaß selbst eine große Sammlung von Kupferstichen; er hatte gelegentlich auch selber gezeichnet und in Kupfer gestochen. Große Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien hatten ihm Gelegenheit gegeben, durch Anschauung der bedeutendsten Kunstwerke sein Urtheil zu bilden, und im Umgange mit angesehenen Persönlichkeiten hatte er sich eine feine Weltbildung erworben. Die vorurtheilsfreie Richtung seines Geistes bewies er durch eine Schrift, in welcher er die republikanischen Anschauungen des Machiavelli vertheidigte. Er war ein Verehrer der alten deutschen Literatur und ihrer kraftvollen Sprache, und eben deshalb ein Verächter Gottsched's und seiner Spießgesellen. Zudem war Krist ein Schriftsteller von schlagender Kraft des Ausdrucks und von scharfer Polemik, geneigt zu den kühnsten Untersuchungen, zu welchen seine umfassende Gelehrsamkeit ihm die richtigen Mittel und Wege angab.

Ein jüngerer unter den Universitätslehrern, mit dem Lessing in nähern Verkehr trat, war Abraham Gotthelf Kästner, außerordentlicher Professor der Mathematik, der in seinen jüngeren Jahren sehr anregend auf die Studirenden einwirkte. Er hatte einen merkwürdigen Bildungsgang gehabt. Sein Vater hatte ihn nie eine öffentliche Schule besuchen lassen, sondern ihn angehalten, alles durch eigenes Nachforschen zu ermitteln. Kästner hatte zuerst juristische Studien betrieben, und sich danach der Mathematik und den Naturwissenschaften zugewandt. Lessing fand in ihm die beiden genannten Disziplinen mit Filosofie, mit sprachlicher und poetischer Fertigkeit vereinigt, und in der Erkenntniß, daß dieser Mann sehr wohl geeignet sei, ihn in die Wissenschaften gleichsam einzuführen, besuchte er besonders gern und fleißig die Disputirübungen, in welchen Kästner die hellsten Köpfe der Jugend um sich zu versammeln pflegte. Dieses interessante Kolleg vermittelte auch vielfach persönliche Bekanntschaften der Studirenden untereinander.

Aus den engen Verhältnissen der Meißener Fürstenschule trat Lessing nun in dieses bewegte großstädtische Leben und in diesen weiten Kreis der verschiedensten wissenschaftlichen Bestrebungen. Welchen Eindruck das alles auf ihn machte, davon gibt er selbst eine höchst anziehende Schilderung in einem Briefe, den er später, nachdem er Leipzig verlassen hatte, von Berlin aus an seine Mutter schrieb. Er sagt darin: „Ich komme jung von Schulen, in der gewissen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern bestehe. Ich komme nach Leipzig an einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen sehen kann. Ich lebte die ersten Monate so eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte. Stets bei den Büchern, nur mit mir selbst beschäftigt, dachte ich ebenso selten an die übrigen Menschen, als vielleicht an Gott. Dieses Geständniß kommt mir etwas sauer an, und mein einziger Trost dabei ist, daß mich nichts Schlimmeres als der Fleiß so närrisch machte. Doch es dauerte nicht lange, so gingen mir die Augen auf; soll ich sagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? Die künftige Zeit wird es entscheiden. Ich lernte einsehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter

meines Gleichen. Guter Gott! was für eine Ungleichheit wurde ich zwischen mir und Anderen gewahr. Eine bäuerische Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwissenheit in Sitten und Umgang, verhaßte Mienen, aus welchen jedermann seine Verachtung zu lesen glaubte, das waren die guten Eigenschaften, welche mir bei meiner eigenen Beurtheilung übrig blieben. Ich empfand eine Scham, die ich niemals empfunden hatte, und die Wirkung derselben war der feste Entschluß, mich hierin zu bessern, es koste was es wolle. Sie wissen selbst wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in diesem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kann also auch das Gute von mir sagen. Ich kam in diesen Uebungen so weit, daß mich diejenigen selbst, die mir im Voraus alle Geschicklichkeit darin absprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieser gute Anfang ermunterte mich heftig. Mein Körper war ein wenig geschickter geworden, und ich suchte Gesellschaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernsthaften Bücher eine Zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Die Komödien kamen mir zuerst in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben sie sehr große Dienste gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterscheiden. Ich lernte wahre und falsche Tugenden daraus kennen und die Laster ebenso sehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieses nur in eine schwache Ausübung gebracht, so hat es gewiß mehr an anderen Umständen als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmsten Nutzen, den die Lustspiele bei mir gehabt haben, vergessen. Ich lernte mich selbst kennen, und seit der Zeit habe ich gewiß über niemand mehr gelacht und gespottet als über mich selbst."

Als Lessing des großartigen Eindruckes, den Leipzig zuerst auf ihn machte, Herr geworden war, suchte er, wie er sagt, Gesellschaft um leben zu lernen. Einer der ersten, mit dem er bekannt wurde, war sein Vetter Kristlieb Mylius, ein begabter, aber leichtsinniger junger Mann, der durch mancherlei Unglück und auch durch eigene Schuld immer tiefer sank, ohne jedoch den ihm angeborenen Geistesadel jemals ganz zu verläugnen. Mylius starb auf einer später unternommenen Reise nach London. Lessing hat den Lebenslauf dieses sieben Jahre ältern Freundes kurz in der Vorrede geschildert, mit welcher er nach Mylius' Tode dessen hinterlassene Schriften herausgab. Nachdem Lessing von den Schwierigkeiten gesprochen, mit welchen das Genie in Deutschland zu kämpfen habe, erzählt er von Mylius: „Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studiren zu lassen, als daß er einmal nach der Weise seiner Väter von einer geschwind erlernten Brodwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brodwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Mann*) in die

*) Es ist hier Gottsched gemeint, der sogar seine abgetragenen Kleider den Studenten angeboten haben soll, damit sie ihn dafür öffentlich bewundern sollten.

Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu Nutze zu machen, als es dem Vorsatze ein Dichter zu werden zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntniß der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie (Leipzig) und begab sich an einen Ort (Berlin), wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehreres dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen *) für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen, er reiste auch, allein er reiste auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. Ein Lebenslauf, ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darin geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen würden geleistet haben." — In der That war Mylius als Gelehrter, als Naturforscher, nicht ohne Bedeutung, und in seiner Stellung als Poet nennt der sonst strenge Kramer, ein Genosse Klopstock's, in den bremischen Beiträgen ihn einen Dichter, der die Stärke und das Feuer des königlichen Psalmisten zu erreichen gewußt habe. Freilich mahnte das Aeußere des unglücklichen Mylius nicht an eine königliche Erscheinung. In niedergetretenen Schuhen, mit zerrissenen Strümpfen und durchlöcherten Kleidern ging er in Leipzig über die Straßen, und öfter räumten jüngere Studenten ihm aus Mitleid einen Platz auf ihrer Stube ein, damit er nur unter Dach war.

Lessing erkannte den edlen Kern dieses Mannes, und über die anstößige Außenseite sah er hinweg. In den Zeitschriften, welche Mylius herausgab, dem „Freigeist" und dem „Wahrsager", erschienen die ersten poetischen Versuche Lessing's, jene reizenden kleinen Lieder, in welchen Freundschaft, schöne Mädchen und Wein aufs anmuthigste gefeiert, jene scharfen Epigramme, in denen so manche Thorheit aufs treffendste verspottet wird.

Mit Mylius, der sich auch dramatisch mehrfach versuchte, theilte Lessing die Vorliebe für das Theater. In damaliger Zeit gab es noch keine stehenden Bühnen, Schauspielertruppen zogen umher und gaben hier und dort einzelne Vorstellungen, in größeren Städten hielten sie sich dann längere Zeit auf. Im Jahre 1744 hatte Friderike Neuber eine Gesellschaft zusammengebracht, welche manches gute Mitglied zählte, und von Frau Neuber sagte Lessing später, sie sei eine Frau von männlichen Einsichten in ihrer Kunst gewesen. Diese Gesellschaft spielte in Leipzig, sie führte auch von Mylius einige Stücke auf, und Lessing war der eifrigste Besucher dieser Vorstellungen, er aß lieber trocknes Brod, als daß er das Theater versäumte; sein Freund Felix Weiße war mit ihm darin einerlei Meinung. Einst waren die Freunde im Theater Zeugen, wie ein sogenanntes Originalschauspiel aus der Gottsched'schen Schule vielen Beifall erntete. Lessing

*) Mylius sollte auf Reisen nach Amerika für andere naturhistorische Sammlungen zusammenbringen.

aber fand das Stück höchst kahl und mager und übte an demselben eine strenge Kritik. Man entgegnete ihm, tadeln sei leichter als bessermachen. Diese Aeußerung war ein scharfer Sporn für den jungen Mann, zu zeigen was er könne. Wir erinnern uns, daß Lessing schon in Meißen mit ganz besonderer Vorliebe Plautus und Terenz las, in Meißen hatte er auch schon den Plan zu einem eigenen Lustspiele entworfen, welches den Titel trug: Der junge Gelehrte. Dieses Stück nahm Lessing nun wieder vor und vollendete es in kurzer Zeit. Es wurde Kästner vorgelegt, und nach dessen günstiger Beurtheilung gelangte es durch Mylius in die Hände der Frau Neuber, welche es im Januar 1748 aufführen ließ. Nirgend war wohl „der junge Gelehrte“ besser am Platze, als gerade in Leipzig, wo es Narren von der Art, wie Lessing sie hier schilderte, in Hülle und Fülle und in den verschiedensten Tönen gab. Der Erfolg des Stückes war ein außerordentlicher. Lessing sagte: „Wenn nach dem Gelächter der Zuschauer und ihrem Händeklatschen die Güte eines Lustspiels abzumessen ist, so hatte ich hinlängliche Ursache, das meinige für keines von den schlechtesten zu halten.“

So gestaltete sich denn für Lessing in dieser ersten Zeit in Leipzig das Leben recht schön. In einem heitern Kreise genialer Genossen entwickelten sich seine geistigen Kräfte zu reger Gewandtheit; die ernsten Studien, die er keineswegs verabsäumte, erweiterten seinen Gesichtskreis immer mehr, das Theater weckte seine poetischen Talente und der Erfolg seines ersten Werkes gab schöne Hoffnungen für die Zukunft. Auch die Liebe fehlte nicht, wenn es wahr ist, was seine Freunde erzählten, daß die junge Lorenz, eine begabte Schauspielerin aus der Gesellschaft der Frau Neuber, mit Lessing ein inniges Verhältniß unterhalten habe. Begründete Nachrichten hierüber fehlen.

Es ist mehrfach die Ansicht ausgesprochen worden, daß Lessing in Leipzig ein wüstes, liederliches Leben geführt habe, ja sein eigener „liebloser“ Bruder — wie Schiller ihn nennt — hat dergleichen geschrieben. Vielfache Gründe beweisen das Gegentheil dieser Behauptung. Mylius, der seine eigenen Fehler willig eingestand, erklärte, Lessing sei aller wüsten Ausschweifung und Rohheit eben so fern geblieben, als der Trägheit, und wer bei einem so schmalen Einkommen wie Lessing es hatte, sich in kurzer Zeit so mannigfaltige Kenntnisse erwarb, dem ist durch diese Thatsachen selbst alle Gelegenheit zu Ausschweifungen benommen. Mit welcher unglaublichen Bornirtheit aber damals besonders die Stockgelehrten über die Beschäftigung mit der deutschen Muttersprache und der deutschen Poesie urtheilten, davon möge hier ein Beispiel stehen. Lessing bewohnte ein Zimmer gemeinschaftlich mit einem Joh. Friedr. Fischer, der als nachheriger Rektor der Thomasschule in Leipzig einem seiner Schüler, der deutsche Bücher zu lesen und deutsche Gedichte zu machen sich erkühnte, eine donnernde Strafpredigt hielt und ihn ermahnte, seinen Sinn zu ändern: „Laß Er sich retten vom Verderben, denn dahin führts doch, und das dauert mich um so mehr, als ich bei solchen Vergehungen allemal an ein Exempel denken muß, an ein Exempel aus meiner Jugend, das mir noch heute durch die Seele geht. Ich will's Ihm erzählen. Wie ich von Koburg hierher auf die Universität kam, da zog ich mit einem zusammen, der schon ein Jahr da war, guter Leute Kind, ein Predigerssohn aus der Lausitz. Wir wohnten in der Burgstraße drüben in der alten Baderei. Was hatte Gott

dem Menschen für Gaben gegeben! Was konnte der für Griechisch und Latein! Wir brauchten den Ernesti, der damals berühmt war, scilicet, den brauchten wir beide nicht. Zum Vergnügen fingen wir gleich damit an, den Thukydidem zu lesen. Was hätte aus dem werden können! Aber er hatte auch so einen Hang! Er hatte schon vorher viel deutsch gelesen, nun gewöhnte er sich auch, deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse. Nun ging's immer weiter und war kein Haltens mehr. Er war mein bester Freund, er war mein einziger auf der ganzen Universität, aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit ansehen. Er fing sogar an Komödien zu schreiben. Und nun — nun wurde er nach und nach — ach ich mag's nicht sagen! Frag Er nur die Leute, die's verstehen; der Kerl hieß — Lessing!“

Wenn ein junger Mann auf der Universität sich einfallen läßt, außer seinen Studien auch mit dem Leben, und zwar mit dem fröhlichen Leben ungebundener Jugendlust sich abzugeben, so finden sich in vielen Fällen gute Freunde, welche in die Heimath schauerliche Berichte von der Gottlosigkeit des lieben Sohnes senden und darin, natürlich nur aus reiner kristlicher Nächstenliebe, aus der Maus einen Elefanten machen. Auch bei Lessing war dies der Fall. Man hatte seinem Vater die entsetzlichsten Dinge nach Kamenz geschrieben, er sei ein Freigeist geworden, beschäftige sich nur mit schöner Literatur und lebe in Saus und Braus mit Mylius und mit Schauspielern. Mylius stand in Kamenz in sehr schlechtem Andenken, er hatte früher einmal ein Spottgedicht auf den Kamenzer Magistrat gemacht und war von demselben gefänglich eingezogen gewesen. Daß Lessing's Vater über solche Nachrichten aufgebracht wurde, darüber wird sich niemand wundern, denn daß sie zu diesen Nachrichten das Gehässige selber erfunden hatten, das sagten die Anbringer dem Prediger nicht. Und was die Schauspieler anbetraf, so standen dieselben in jener Zeit allesammt in einem höchst bedenklichen Rufe. Sogar in Berlin, unter den Augen Friedrich's des Großen, predigten die Geistlichen von den Kanzeln herab gegen die Schauspieler mit wüthendem Eifer und versagten ihnen ein kristliches Begräbniß, da sie in ihnen die Leibschaar Beelzebub's selber erblickten. Es läßt sich nicht annehmen, daß der Prediger Lessing frei von diesem Vorurtheile seiner Zeit gewesen sei, und als ihn die erwähnten Nachrichten erreichten, schrieb er sofort einen sehr ernsten Brief an seinen Sohn, in welchem er demselben eine scharfe Predigt hielt über die Vernachlässigung seines Zweckes, über den anstößigen Umgang mit Komödianten und mit dem Freigeist Mylius, und in welchem er seinen Sohn dringend ermahnte, nutzlose, ja schädliche Spielereien im Interesse seines Lebensberufes aufzuopfern.

Lessing erhielt diesen Brief, als die Aufführung des jungen Gelehrten gerade in den nächsten Tagen bevorstand. Wenn gegründete Vorwürfe bei der reifern Jugend nie ihren Zweck verfehlen, sollte die Einsicht auch erst nachher kommen, so erbittert nichts mehr, als ungegründeter Tadel, als dessen Ursprung die Verläumdung sofort zu erkennen ist. Lessing gerieth in Zorn, er eilte zu Weiße, warf den Brief auf den Tisch und rief: „Lesen Sie einmal, was mir da mein Vater schreibt! Nun werde ich den Theaterzettel mit meinem vollen Namen Gotthold Efraim Lessing drucken lassen, und werde an jeden Rathsherrn in Kamenz einen schicken!“

Weiße hatte keine große Mühe, den jungen Dichter von diesem Entschlusse abzubringen, den er doch nie ausgeführt haben würde, dazu hatte er seine Eltern viel zu lieb. Aber von der Aufführung des gelungenen Schauspieles abzustehen, davon war keine Rede, und der Beifall, den es, wie wir schon berichteten, in so reichem Maße sich errang, war hinreichend, den Aerger über den Brief wieder zuzudecken. Doch ein anderer Vorfall sollte dem Fasse den Boden ausschlagen. Ein Bekannter der Lessing'schen Familie reiste von Kamenz zur Neujahrsmesse nach Leipzig. Lessing's Mutter konnte es nicht über das Herz bringen, dem Gotthold den üblichen Weihnachtskuchen vorzuenthalten. Der erwähnte Bekannte nahm den Kuchen mit und erhielt nebenbei den Auftrag, sich ganz speziell nach dem verlorenen Sohne umzuschauen. Das that er denn auch, und brachte die über alle Erwartung entsetzliche Nachricht zurück, daß Gotthold nicht allein Komödien mache und aufführen lasse, sondern daß er sogar der Mutter Weihnachtskuchen mit Schauspielern bei einer Flasche Wein verzehrt habe!

So tief gesunken hatte man den Sohn nicht geglaubt! Nur die schleunigste Entfernung aus Leipzig konnte ihn noch retten. Der Vater muß ihm sofort schreiben, er solle nach Haus kommen. Aber wird der Freigeist gehorchen? Er, der schon so vieles Schreckliche begangen? Nur das Aeußerste kann noch retten. Es wird dem trefflichen Vater schwer, an der Wahrheit vorbeizuschleichen, aber die Noth treibt: „Setze Dich, nach Empfang dieses, sogleich auf die Post und komm zu uns, Deine Mutter ist todtkrank und verlangt Dich vor ihrem Ende noch zu sprechen." Nur diese Worte enthielt der Brief, der schleunigst zur Post gegeben wurde.

Kurze Zeit darauf tritt starker Frost ein. Eine Reise von Leipzig nach Kamentz dauerte drei Tage, und mit Schrecken denkt die Mutter daran, daß Gotthold keine warmen Winterkleider besitzt. Sie macht sich bittere Vorwürfe — wäre er doch lieber bei den Schauspielern und Freigeistern geblieben, als auf dem Postwagen erfroren! Doch er wird nicht kommen, in solcher verrufener Gesellschaft lernt sich Gleichgültigkeit selbst gegen die todtkranke Mutter, er wird nicht kommen! In banger Erwartung werden die Stunden gezählt, vergebens sucht die Mutter das angstvolle Herz mit dem Worte zu beruhigen: Er wird nicht kommen.

Doch er kommt! Halb erfroren tritt er in die Stube. Da kann die besorgte Mutter, welcher der Anblick des Sohnes Thränen in die Augen lockt, den Ausruf nicht zurückhalten: „Warum bist Du auch bei der Kälte gekommen!" — „Liebste Mutter," entgegnet er ganz freundlich, „Sie wollten es ja. Es freut mich, daß Sie nicht krank sind!" und dabei zittert er an Händen und Füßen. Da schmilzt die Strenge der Mutter, er hat doch noch ein gutes Herz! Man freut sich, den Sohn gesund wieder zu haben, und aus der beabsichtigten Strafpredigt wird ein trauliches Gespräch.

In den nächsten Tagen nahm der Vater Veranlassung, mit seinem Sohne auch über wissenschaftliche Gegenstände zu sprechen, und da fand er, daß Gotthold seine Kenntnisse bedeutend vermehrt und erweitert hatte, und daß er sich mit ihm ebenso gern über theologische Fragen unterhielt, als mit anderen über das Theater. Die bedeutende Bibliothek seines Vaters benutzte er unaufgefordert sehr fleißig. Schon nach wenigen Wochen erkannte der Vater, daß seines Sohnes

sittlicher Karakter völlig unangetastet geblieben war, und als Gotthold sich nun hinsetzte und eine erbauliche Predigt machte, da vergab ihm auch das treue Mutterherz allen Kummer, den die Schauspieler ihr bereitet hatten. Und doch war auch des Sohnes „junger Gelehrter“ im Grunde nichts anderes, als eine Predigt, denn auch diese Komödie verfolgte einen sittlichen Zweck, und erstrebte eine Läuterung der menschlichen Natur. Aber die Zahl der Menschen, welche sich über Aeußerlichkeiten und über Vorurtheile hinwegzusetzen vermögen, ist verschwindend klein.

Auch die Beschäftigungen mit der Poesie versäumte Lessing in Kamenz nicht gänzlich, und manches hübsche anakreontische Liedchen von Liebe und Wein entstand im Vaterhause. Einst hatte Lessing's ältere fromme Schwester es unternommen, des Bruders Stübchen in denjenigen Zustand zu versetzen, welchen die weiblich sorgsame Sprache „ordentlich“ nennt, und bei dieser Gelegenheit fand die untadelhafte Jungfrau einige Bogen jener erwähnten Lieder. Sie erregten ihren Unwillen in solchem Grade, daß sie sofort alle die Rosen, Küsse und Trauben in den Flammen sterben ließ. Aber die kleinen Brüder verriethen dem Gotthold, was die Schwester gethan, und um ihren frommen Eifer zu kühlen, warf er ihr eine Handvoll Schnee in den Busen.

Drei Monate blieb Lessing im väterlichen Hause, und sein gesetztes Wesen gewann ihm das volle Vertrauen der Eltern wieder. Das Verlangen, er solle Theologie studiren, gab man nun auf. Gotthold wollte Mediziner werden, aber dem widersprach die Mutter entschieden, und er beruhigte sie erst wieder durch die Zusage, daß er sich daneben auch auf Schulsachen legen wolle. Doch die Zumuthung, er solle allen Beschäftigungen mit dem Theater ein- für allemal entsagen, wies er entschieden zurück. Seine Schulden wurden bezahlt, im freundlichsten Einvernehmen schied er von den Eltern und begab sich Ostern 1748 wieder nach Leipzig.

Hier widmete er sich mit gleichem Eifer wieder seinen Studien unter Ernesti und Krist, wie der Beschäftigung mit dem Theater. Schon früher hatte er sich durch Uebersetzungen einiger französischer Stücke und durch Mylius' Vermittlung freien Zutritt zum Theater zu verschaffen gewußt, und nun war er früh bei den Proben und Abends bei den Vorstellungen, und studirte die Schauspielkunst mit solchem Erfolge, daß er später schon bedeutenden Schauspielern nach deren eigenem Zeugnisse die feinsten Bemerkungen über Betonung und Geberden machen konnte. Lessing dachte in jener Zeit oft daran, selbst Schauspieler zu werden. Es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Entschluß ganz besonders durch den gezwungenen Aufenthalt im Vaterhause wieder wankend gemacht wurde, und auf diese Weise trug denn selbst die Nothlüge des trefflichen Predigers noch gute Früchte.

Doch wider Erwarten sollte für Lessing der Aufenthalt in Leipzig abermals unmöglich gemacht werden, und zwar diesmal durch eine Verkettung von widrigen Umständen, welche von außen an Lessing herantraten. Die Gesellschaft der Frau Neuber konnte sich in Leipzig nicht mehr halten, die Theilnahme am Theater war zu gering, um einem zahlreichen Personal die Mittel zum Unterhalt zu gewähren. Im Sommer 1748 löste sich die Gesellschaft auf; die bedeutendsten Mitglieder, unter ihnen die Frau Lorenz mit ihrer schönen Tochter, bega-

ben sich nach Wien, wo man Versuche zur Hebung der Schaubühne gemacht hatte. Auch Lessing's Freund Mylius verließ Leipzig und ging nach Berlin, wo er literarische Verbindungen angeknüpft hatte und mit einigen namhaften Gelehrten in Verkehr getreten war, denn die wissenschaftliche Bedeutung des jungen Mylius erfuhr selten Verkennung.

Für Lessing war Leipzig nun sehr öde geworden, es sollte ihm aber auch unleidlich werden. Er hatte sich für mehrere der Schauspieler, die nach Wien gegangen, verbürgt, und da diese nun es unterließen, das Geld zur Bezahlung ihrer Schulden einzusenden, so gerieth Lessing, den die Gläubiger hart bedrängten, in die unangenehmste Lage. An die Befriedigung der Manichäer konnte er nicht denken, denn woher sollte er, der außer einigen schmalen Stipendien keine Einkünfte besaß, das Geld nehmen? Und seinen Eltern die Bezahlung solcher Bürgschaftsschulden auch nur zuzumuthen, gestattete ihm seine kindliche Liebe nicht. Es blieb ihm gar kein Ausweg, als die Flucht, welche er schließlich denn auch ergriff. Ein Vetter von ihm, der ebenfalls Lessing hieß und Student in Wittenberg war, besuchte ihn gerade in Leipzig; mit ihm verließ Lessing seinen bisherigen Aufenthaltsort und wandte sich zuerst nach Wittenberg. Eine interessante Stelle aus dem bereits erwähnten Briefe an seine Mutter wirft einiges Licht über diese bewegten Tage: „Ich erwählte Berlin gleich anfangs zu meiner Zuflucht. Es mußte sich wunderlich schicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Lessing aus Wittenberg besuchte. Ich reiste mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daselbst aufzuhalten und umzusehen, und alsdann noch zur Sonnenfinsterniß (25. Juli 1748) in Berlin zu sein. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals selbst zu einer unerträglichern Last gewesen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen für eine göttliche Schickung, wenn es nicht was unanständiges ist, daß man auch in solchen kleinen und geringen Sachen sich auf sie berufen will. Nach meiner Genesung beschloß ich mit des Herrn Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß dasjenige wieder zu ersparen, was ich in Leipzig zugesetzt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das, was in meiner Krankheit und durch andere Umstände, die ich aber jetzo verschweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorsatz wachte also bei mir wieder auf nach Berlin zu gehen.“

Wenn Lessing hier in seiner Krankheit göttliche Fügung erkennt, so bezieht sich das wohl darauf, daß Mylius, durch den Lessing in Berlin festen Fuß zu fassen hoffte, nach kurzem Aufenthalte die preußische Hauptstadt wieder verließ. Was die „anderen Umstände, die er verschweigen will“, anbetrifft, so wird erzählt, Lessing sei im Sommer desselben Jahres der schönen Schauspielerin Lorenz nach Wien nachgereist. Ob mit dieser Annahme das Richtige getroffen wird, kann nicht entschieden werden. Uns scheint es unwahrscheinlich, daß ein Mann wie Lessing, der nie in seinem Leben eine sentimentale Zuneigung zu dem weiblichen Geschlechte gezeigt hat, um eines hübschen Mädchens willen, das noch dazu als Künstlerin unbedeutend war, eine so weite Reise ins Blaue unternommen habe. Diese Meinung wird noch dadurch verstärkt, daß Lessing in seinen späteren Briefen an seine zukünftige Gattin, die in Wien lebte, nirgend auch nur die geringste Bekanntschaft mit den Wiener Verhältnissen verräth. Diese Reise nach Wien

wird also wohl in das Reich der Fabeln zu verweisen sein, und unter den besonderen Umständen wird Lessing die drückenden Bürgschaften verstanden haben.

In Wittenberg wurde Lessing am 13. August 1748 als von Leipzig kommend immatrikulirt. Da seine Gläubiger ihn auch hier bedrängten, so nahm er seinen frühern Vorsatz wieder auf; ohne seinen Eltern Nachricht zu geben, ging er im November nach Berlin. Mylius, der auch dahin zurückgekehrt war, hatte eine Anstellung als Redakteur der spätern Vossischen, damals dem Joh. Andreas Rüdiger gehörigen Zeitung gefunden. Bei diesem Freunde fand Lessing vorläufig Aufnahme.

Wir sind an einem bedeutungsvollen Zeitpunkte in Lessing's Leben angelangt; der noch nicht zwanzigjährige junge Mann war im Begriff, allein und nur gestützt auf seine eigene Kraft sich in die Welt zu begeben, und sein Glück auf einer Bahn zu versuchen, auf welcher vor ihm von tausend es kaum einer gefunden hatte, nämlich als Schriftsteller. Welche Waffen besaß Lessing, um den gefährlichen Kampf gegen Vorurtheile der Welt und zugleich gegen die kaum glaubliche Unredlichkeit der damaligen Buchhändler aufzunehmen?

Bei allen seinen Studien und Arbeiten hat Lessing niemals den Zweck vor Augen gehabt, eine bequeme leibliche Existenz zu gewinnen. Auf die „elenden Beschäftigungen de pane lucrando“ hat er stets mit Geringschätzung geblickt. Die Erforschung der Wahrheit war sein Ziel schon in den Jahren, in welchen die meisten Menschen kaum einmal wissen, daß die Bemühungen, nach der Wahrheit zu forschen, niemals ein Ende finden dürfen noch können. Der ganze sittliche Werth eines Menschen muß danach abgewogen werden, was er für die Förderung der Wahrheit gethan hat, oder zu thun unternommen hat, denn der Mensch soll das Ebenbild Gottes sein, und Gott ist die Wahrheit. Jenes große Wort Shakespeare's:

> Dulden muß
> Der Mensch sein kommen wie sein gehen; reif sein
> Ist alles

bezeichnet dem Menschen das Ziel seines Strebens. Nur dieses Ziel hat Lessing erringen wollen, unbekümmert darum, wenn sich auf seiner heißen Bahn auch keine Schätze für ihn fanden. Wir haben gesehen, wie er in Leipzig das eigentliche Brodstudium bei Seite liegen ließ, um sich denjenigen Männern anzuschließen, denen der Geist höher stand, als der Buchstabe; in spätern Zeiten zeigte er, wie eingehend er diese Studien betrieben hatte. Mit dem Scharfblicke des Genies erkannte der junge Student die große Bedeutung der Schaubühne für das ganze Volksleben, mit gerechter Entrüstung sah er, wie diese edelste Perle der Kunst noch unter Bergen von Schlamm vergraben lag, er faßte den Entschluß, für die Hebung der dramatischen Kunst alle seine Kräfte einzusetzen, und er wurde in der That der Gründer der dramatischen Kunst in Deutschland. Da er aber von der Ansicht ausging, daß der dramatische Dichter sowohl wie der Schauspieler, fern von aller Ziererei und allem Affenspiel, zum alleinigen Muster und Vorbilde die Natur wählen müßte, so suchte er selber den Menschen in allen seinen Verhältnissen kennen zu lernen, und suchte durch gewissenhafte Arbeit sich selber erst auf den Standpunkt zu bringen, auf welchen er den Menschen heben wollte.

Nur wer gegen die große Bedeutung Lessing's und seiner Errungenschaften völlig blind ist, kann behaupten wollen, Lessing's Leben und Treiben in Leipzig sei ein verfehltes gewesen. Aus diesen beiden Jahren von 1746 bis 1748 gewann er sich eine bedeutende Erweiterung seiner positiven Kenntnisse, eine tiefgehende Einsicht in alle Sachen dramatischer Kunst, eine große Gewandtheit in den äußeren Formen des Umganges mit den verschiedensten Menschen, und nebenbei einen nicht unbedeutenden Ruf als dramatischer Dichter. Mit diesen Errungenschaften, welche das Ziel gewöhnlicher Universitätsbildung weit überschritten, trat Lessing nunmehr in selbständiger Stellung seine Laufbahn als deutscher Schriftsteller an, er, der größte von allen deutschen Geistern, in der Hauptstadt des größten deutschen Fürsten. Ein neidisches Geschick wollte nicht, daß diese beiden großen Männer Hand in Hand für ihr Vaterland wirken sollten.

In Berlin wurde Lessing, wie wir erwähnten, von Mylius aufgenommen, beide Freunde bewohnten zwei bescheidene Stübchen in dem Hause Spandauerstraße 68, welches später Moses Mendelssohn kaufte, zu dessen Erinnerung es jetzt mit einer Marmortafel gezeichnet ist. In diesem Hause, welches nur geringe Veränderungen erlitten hat, wird jetzt ein kaufmännisches Geschäft betrieben, die beiden durch eine Thür verbundenen Stübchen der Freunde, zwei Treppen hoch nach der Straße hinaus, sind jedoch im wesentlichen ganz dieselben geblieben. Durch Mylius wurde Lessing gleich nach seiner Ankunft bei Rüdiger eingeführt und erhielt von ihm gegen freien Tisch und sonstige kleine Einnahmen den Auftrag, dessen umfangreiche Bibliothek zu ordnen. Lessing's Eltern waren aber mit seiner Uebersiedlung nach Berlin durchaus unzufrieden. In der Besorgtheit ihres Herzens hatte besonders die Mutter sich so gelegentlich bei anderen nach ihrem Sohne erkundigt, und hatte, wie das bei solchen Nachfragen fast immer geht, haarsträubende Dinge gehört. Da hatte man gesagt, Lessing wolle nach Wien gehen, um dort Katholik zu werden, in Wittenberg habe er nichts als Komödien gekauft, in Berlin müsse er Hunger und Kummer leiden, alle seine Angaben, er könne dort gut unterkommen, seien Lügen, mit dem Freigeist Mylius begehe er Thaten, die ein guter Krist nimmermehr gutheißen könne, und was dergleichen Erfindungen mehr waren. Diese Gerüchte rückten die Eltern dem Sohne als bare Münze wieder vor, und Lessing unternahm es, in mehreren Briefen sich zu rechtfertigen. In dem schon erwähnten Schreiben an seine Mutter sagt er: „Ich kam (nach Berlin), und bin noch da; in was für Umständen, wissen Sie selbst am besten. Ich hätte längst unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt, ein besseres Ansehen hätte machen können. Es ist dieses in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meistens den Augen in Beurtheilung eines Menschen trauet. Nun beinahe vor einem Jahre hatten Sie mir eine neue Kleidung zu versprechen die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus schließen, ob meine letztere Bitte allzu unbesonnen gewesen ist. Sie schlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Aber ich sehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meinung von einem Menschen, der, wenn er mir auch sonst nie Gefälligkeiten erzeigt hätte, mir sie doch gewiß jetzt erzeigt, da mir sie just am nöthigsten sind, daß, sage ich, diese nachtheilig gefaßte Meinung die vor=

nehmste Ursache ist, warum Sie mir in meinen Unternehmungen so sehr zuwider sind. Es scheint ja, als wenn Sie ihn für einen Abscheu aller Welt hielten. Geht dieser Haß nicht zu weit? Mein Trost ist, daß ich in Berlin eine Menge rechtschaffener und vornehmer Leute finde, die ebenso viel aus ihm machen als ich. Doch Sie sollen sehen, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worin Sie mir eben das sagen, was ich aus dem letzten Briefe habe schließen müssen, will ich mich ungesäumt von Berlin wegbegeben. Nach Hause komme ich nicht. Auf Universitäten gehe ich jetzt auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können Sie versichert sein, daß ich, ich mag sein, wo ich will, allezeit schreiben und niemals die Wohlthaten vergessen werde, die ich von Ihnen so lange genossen. Ich finde an allen drei Oertern sehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken. Nutzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo sie so einen Flickstein brauchen, wie mich. Darf ich noch was bitten, so ist es dieses, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Eltern allezeit so sehr wie mich geliebt habe."

Und wenige Wochen später schreibt er an den Vater: „Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hause kommen soll. Sie fürchten, ich möchte in der Absicht nach Wien gehen, daselbst ein Komödienschreiber zu werden. Sie wollen für gewiß wissen, ich müßte hier bei Herrn Rüdiger zur Frohne arbeiten und dabei Hunger und Kummer ausstehen. Sie schreiben mir sogar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterschiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geschrieben hätte. Ich bitte Sie inständigst, setzen Sie sich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie solche ungegründete Vorwürfe schmerzen müssen, deren Falschheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch ich muß mich am meisten wundern, wie Sie den alten Vorwurf von den Komödien wieder haben aufwärmen können. Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder lesen wollte, habe ich Ihnen niemals versprochen, und Sie haben sich gegen mich viel zu vernünftig allezeit erzeigt, daß Sie es je im Ernste verlangt hätten. Wie können Sie schreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Komödien gekauft hätte? Da doch unter den daselbst befindlichen Büchern nicht mehr als aufs höchste zwei sich befinden können. Der größte Theil derselben besteht aus statistischen Schriften, die Ihnen ganz natürlicherweise hätten können schließen lassen, daß ich künftig gesonnen wäre ebenso viel in der Welt und in dem Umgange der Menschen zu studiren, als in den Büchern. Meine Korrespondenz mit Komödianten ist ganz anders, als Sie sich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiler geschrieben, welcher der Direktor von allen Theatern im Oestreichischen ist, ein Mann, dessen Bekanntschaft mir keine Schande ist, und mir noch Zeit genug nützen kann. Ich habe nach Danzig und Hannover an gleiche, oder wenigstens sehr geschickte Leute geschrieben, und ich glaube es kann mir kein Vorwurf sein, wenn man mich auch an mehreren Orten als in Kamenz kennt. Werfen Sie mir nicht dagegen ein, es kennten mich nur Komödianten. Wenn mich die kennen, so müssen mich noth-

wendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen sehen. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel aus Kopenhagen weisen, die nicht von Komödianten geschrieben sind, zum Zeugnisse, daß mein Briefwechsel nicht bloß die Schauspiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus, ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehestens nach Paris an den Herrn Crebillon schreiben, sobald als ich mit der Uebersetzung seines Katilina zu Stande bin. Sie sagen, daß Ihnen meine Manuskripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgesetzt hätte? Ist das so ein groß Wunder? Die Musen suchen den, der fern vom Geräusch der Welt in behaglicher Muße lebt, aber noch gewährte mir ein Gott diese Muße nicht. Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerstreuet ist (ich will meine Schauspiele nicht dazu rechnen, weil sich doch die meisten einbilden, das wären Sachen, die ebenso wenig Mühe erforderten, als sie Ehre brächten), so würde es bei alledem doch noch was austragen. Ich wollte nur, daß ich beständig Komödien geschrieben hätte, ich wollte jetzt in ganz anderen Umständen sein. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen sind, habe ich sehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit sich noch wenige Monate zu gedulden, so sollen Sie sehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur für andere arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie solche Nachrichten bekommen haben? Daß ich weiß, an wen, und wie oft Sie meinetwegen nach Berlin an Personen geschrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen sehr übeln Begriff von mir haben bekommen müssen? Doch ich will glauben daß Sie es zu meinem Besten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht schuld geben, der mir daraus entstanden ist. Ich habe das Geld, das Sie mir zu schicken die Gütigkeit gehabt haben (neun Thaler) nebst dem, was ich zum Theil für meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt, und ich befinde mich in dem Zustande, mich wieder bei allen sehen zu lassen und diejenigen, deren Dienste ich suche, selbst anzugehen. Dieses war nöthiger, als daß ich Sie mit meiner unnützen Gegenwart zu Hause beschweren sollte. Es fehlt mir jetzt nichts als meine Wäsche und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum schon davon überschrieben, und erwarte sie mit größtem Verlangen. Sie können leicht erachten, wie schwerlich es sei, sich mit geborgten Büchern zu behelfen. Ich bitte Sie also noch um diese einzige Gefälligkeit."

Allmälig hörte der Vater auf, die Bestrebungen des Sohnes hart zu tadeln. Freilich fehlte es nicht an mancherlei Vorwürfen, und selbst nicht an Spott. Manches dergleichen läßt sich errathen, wenn wir in Lessing's Briefen Stellen lesen wie folgende: „Wenn man mir mit Recht den Titel eines deutschen Moliere beilegen könnte, so könnte ich gewiß eines ewigen Namens versichert sein." — „Den Beweis, warum ein Komödienschreiber kein guter Krist sein könne, kann ich nicht ergründen. Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Krist über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster so viel Hochachtung?" — „Die Zeit soll es lehren, ob ich Ehrfurcht gegen meine Eltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Krist ist, der die Grundsätze der kristlichen Lehre im Gedächtnisse, und oft ohne

sie zu verstehen im Munde hat, und in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind, oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat, und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen bestrebet. Die kristliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeigen durch ihre Aufführung auch, was für Kristen sie sind."

Es dauerte immerhin noch einige Zeit, bevor es Lessing gelang, seinen Vater einigermaßen zu beruhigen und dessen Vertrauen wieder zu gewinnen. Doch blieb die ruhige Festigkeit des Sohnes sowie der Ernst seiner Bestrebungen nicht ohne Einfluß auf den verständigen Vater, und das Verhältniß beider wurde schließlich wieder ein recht freundschaftliches. Mehrmals erhielt der Sohn Sendungen von Wäsche und kleinen Summen, und dem Vater sandte derselbe gelehrte und politische Zeitungen und andere Drucksachen, welche diesen interessirten.

Seine Existenz in Berlin zu sichern entwickelte Lessing inzwischen eine große Rührigkeit. Eine Zeit von etwa einem Jahre beschäftigte ihn ein Baron von der Golz als Sekretär. Dieser Baron hatte Güter in Polen und hielt sich eines Prozesses wegen längere Zeit in Berlin auf. Daß man Lessing's Kenntnisse zu schätzen wußte, beweist der Umstand, daß ihm ein Hofrath von Dobreslaw es übertragen wollte, eine lateinische Uebersetzung der Bibliothèque orientale des Herbelot zum Drucke zu befördern, und ihm für die Zeit, in welcher ihn dieses zeitraubende Unternehmen beschäftigen würde, freie Wohnung und Holz und 200 Thaler versprach. Lessing schlug dies Anerbieten aus, da er seine eigenen Arbeiten nicht darüber liegen lassen wollte. Er beschäftigte sich gerade mit Uebersetzungen aus dem Französischen, mit der Herausgabe seiner dramatischen Werke, auch von spanischen und englischen Werken spricht er in einem Briefe an seinen Vater. Auf das Spanische verwandte er viel Fleiß, die Lustspiele der Spanier interessirten ihn sehr. Sein Verleger war damals der Buchhändler Voß, der Schwiegersohn des alten Rüdiger. Mit Voß blieb Lessing bis zum Ende seines Lebens in Verbindung. Uebrigens muß seine Lage oft eine sehr drückende gewesen sein, denn er schreibt, daß Verdrießlichkeiten ihn oft bis zur Verzweiflung gebracht hätten, und wie bescheiden seine Ansprüche waren, mit welcher männlichen Entschlossenheit er störende Verhältnisse zu vergessen bestrebt war, erhellt aus folgender Stelle eines seiner Briefe: „Ich habe meine Sachen so eingerichtet, daß ich diesen Winter gemächlich in Berlin leben kann. Gemächlich heißt bei mir, was ein anderer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Der Tisch bekümmert mich in Berlin am allerwenigsten. Ich kann für 1 Groschen 6 Pfennige eine starke Mahlzeit thun."

Lessing blieb in Berlin vom November 1748 bis Neujahr 1752. Wir haben nun in der Kürze die schriftstellerischen Arbeiten aus der Zeit dieses ersten Aufenthaltes in Berlin zu betrachten. Wenn die jugendlichen Erzeugnisse dieser Periode jetzt auch kaum noch gekannt sind, so erhoben sie sich doch schon weit über die meisten gleichzeitigen Werke anderer, und fanden bei den Zeitgenossen des Dichters vielen Beifall.

Die Uebersetzungen Lessing's aus fremden Sprachen haben wir bereits erwähnt, es findet sich darunter auch „Das Leben ein Traum“ von Calderon. Zu einer Schrift „Ueber die Pantomimen der Alten“ veranlaßte ihn das Auftreten einer modernen Balletgesellschaft, deren Darstellungen man fälschlich mit den Pantomimen der alten Griechen verglichen hatte. Diese Schrift war zugleich berechnet, Lessing's filologische Kenntnisse zu beweisen, da er auf Antrieb seines Vaters einmal daran dachte, als Dozent der Filologie nach Göttingen zu gehen. Mit Mylius begründete er eine Vierteljahrschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.“ In der Vorrede zu dem ersten Beitrage gibt Lessing den Plan an, und man muß in der That staunen, mit welcher Kühnheit und mit welchem Scharfblick der zwanzigjährige Jüngling es unternimmt, die Entwicklung der dramatischen Kunst in Deutschland in gesunde Bahnen zu leiten. Er sagt darin unter anderm: „Wir wollen uns bemühen, so viel in unseren Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beizutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in Folgendem. Wir wollen theils auf die sehen, welche zu ihrer Arbeit oder zur Verbesserung ihres Geschmacks noch Vorschriften nöthig haben, theils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der ersteren wegen wollen wir alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigeren Betrachtungen verknüpft sein, daß sie nicht zu trennen wären. Die drei Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, über das Erhabene, über die Karaktere, über die Sittensprüche, und über andere beträchtliche Theile sowohl der Tragödie als der Komödie werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes sein. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sei, finden, wollen wir unsere eigenen Gedanken mittheilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister unterstützt sein mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurtheilung der neuesten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurtheilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurtheile angestellt werden. Wir wollen, wider die Gewohnheit der Kunstrichter, mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben als tadeln. Wir glauben also, daß niemand unsere Kritik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, jemand abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sei, darzustellen. Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unseren Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Eins hätten wir bald bei diesem Plane vergessen. Wer weiß nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worin ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizt, wenn man sie liest, allein sie reizt ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige,

der schon durch die bloße Lesung eines Trauerspiels bis zu süßen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen sein. Er muß schon mehr zu denken, und mehr als der gemeine Hause zu fühlen gewohnt sein. Solche Leute sind selten. Mit dem größten Theile muß man zufrieden sein, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gebracht wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein nothwendiges Theil der dramatischen Poesie sei? Die Kunst dieser Vorstellung verdient deshalb unsere Aufmerksamkeit ebensowohl als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen."

Der Plan zu diesem Unternehmen ist so umfassend und mit so tiefem Verständniß angelegt, daß seine Ausführung zu allen Zeiten als die beste Förderung des Dramas betrachtet werden müßte. In der Hamburgischen Dramaturgie kam später nur ein Theil zur Ausführung, und doch war dieses verhältnißmäßig Wenige schon hinreichend, um eine völlige Umgestaltung des Dramas in Deutschland herbeizuführen. Schon in diesen ersten Abhandlungen wollte Lessing die Bühne als sittliche Bildungsanstalt des Volkes benutzt wissen, und stellte die Behauptung auf, selbst die höchsten filosofischen und religiösen Wahrheiten seien einer eindringlichen Darstellung durch das Drama fähig. Die Beiträge erschienen nur ein Jahr lang, später machte Lessing in seiner Theatralischen Bibliothek (1754 bis 1758) den Versuch, das allein auszuführen, was ihm mit anderen gemeinsam nicht möglich gewesen war, da diese anderen ihm zu ungleich an Kenntnissen und an Einsicht waren.

Vom Februar 1751 bis zum Ende dieses Jahres, und vom Dezember 1752 bis zum Oktober 1755 schrieb Lessing das literarische Feuilleton der jetzt Vossischen Zeitung. Er begann diese Thätigkeit zugleich mit einem Beiblatte derselben Zeitung, welches den Titel: „Das Neueste aus dem Bereiche des Witzes" führte und eine Art populärer Literaturzeitung sein sollte. In diesen Arbeiten stellte der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich schon über alle Parteien seiner Zeit, er huldigte weder dem steifen Regelzwange Gottsched's, noch der Regellosigkeit der Schweizer. „Der Genius," sagt er, „schöpft aus sich selbst, ihm gab die Natur den glücklichen Geschmack, welcher den Geschmack der Welt und die Regeln für die Kunst zugleich bestimmt." Mit großer Kühnheit wandte Lessing die verderbenbringenden Waffen seiner Satire besonders gegen den gefürchteten Gottsched, und bald gestanden selbst dessen eifrigste Anhänger, daß ihr Herr und Meister sich vor dem jungen Lessing fürchte. Die Leipziger hatten sich mit Wuth gegen Klopstock's Messias gewandt, weil Bodmer ihn empfohlen hatte. Ihren Anmaßungen gegenüber trat Lessing auf Seite Klopstock's. „Den Messias," sagte er, „wird man immer noch ein ewiges Gedicht nennen, wenn die Poesien seiner Gegner längst in Vergessenheit begraben sein werden." Doch mit derselben Entschiedenheit trat Lessing den schalen Nachahmern Klopstock's entgegen, denen er zurief: „Wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigene Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst! Mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich ver-

wandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter." Ueber die sentimentale Ueberschwenglichkeit, welche Klopstock, und unter seinen Nachahmern damals auch Wieland zur Schau trug, bricht Lessing später einmal den Stab in den Worten: „Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt. So wie es tiefsinnige Geister gab und noch gibt, welche uns die ganze Religion platterdings wegfilosofiren, weil sie ihr filosofisches Sistem darein verweben wollen, so gibt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwitzeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können."

Ebenso großartig und selbständig und vorurtheilsfrei wie der poetische, war auch der religiöse Standpunkt Lessing's schon in diesen Erstlingswerken. Gegen die französische Frivolität wendet er sich mit gleicher Schärfe wie gegen die theologische Unduldsamkeit, und es scheint ihm ein Glück, daß noch hier und da ein Theologe auf das Praktische des Kristenthums hinweise, „zu einer Zeit, da sich die allermeisten in unfruchtbare Streitigkeiten verlieren, bald einen einfältigen Herrnhuter verdammen, bald einem noch einfältigern Religionsspötter durch ihre sogenannten Widerlegungen neuen Stoff zum Spotten geben; bald über unmögliche Vereinigungen sich zanken, ehe sie den Grund dazu durch die Reinigung der Herzen von Bitterkeit, Zanksucht, Verleumdung, Unterdrückung, und durch die Ausbreitung derjenigen Liebe gelegt haben, welche allein das wesentliche Kennzeichen eines Kristen ausmachen." Den Kern seiner Meinung faßt er zusammen in die Worte: „Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht." So klar und so wenig irgend einer Schwankung unterworfen waren die Ansichten dieses herrlichen Mannes, daß man dem eben angeführten Ausspruche des Jünglings hart an die Seite den Gedanken aus Nathan dem Weisen setzen kann, „daß andächtig schwärmen viel leichter sei, als gut handeln."

Die Darstellung und der Stil dieser Artikel kennzeichnet in seiner Klarheit, in seiner künstlerischen Vollendung, in seiner Anmuth schon ganz den Schriftsteller, der später den schönsten Stil schrieb, der bis auf den heutigen Tag in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Und hier mag der leichtsinnigen Nachlässigkeit unserer Zeit gegenüber bemerkt werden, daß Lessing so viel Fleiß auf seinen Stil verwandte, daß er sogar zu seinen Familienbriefen erst ein Konzept entwarf. „Vor das Große setzten die unsterblichen Götter den Schweiß!" sagt der griechische Dichter.

Von der Beurtheilung der deutschen Zustände und ihrer Träger wandte sich Lessing ohne Furcht und Zagen gegen die Größen, welche damals die Welt beherrschten, gegen Rousseau und Voltaire. Rousseau, damals achtunddreißig Jahre alt und auf der Spitze seines Ruhmes, hatte eine Preisschrift verfaßt „Ueber den schädlichen Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die sittliche Bildung der Menschheit," in welcher er behauptete, daß alle und jede Wissenschaft überhaupt ein Unglück für die Menschheit sei und daß sie von der Religion und Moral gleichmäßig als solches betrachtet werden müsse. Mit schlagender Klarheit bewies Lessing das Widersinnige dieser Behauptung, indem er darauf hinzeigte, daß es ganz und gar in dem Willen des Menschen liege, Kunst und Wissenschaft auf

diesen oder auf jenen Weg zu leiten. „Die Künste," sagte er, „sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt an uns, wenn sie uns schädlich sind." In allem, was Lessing uns hier gibt, strömt, abgesehen von dem kritischen Scharfblicke und der Feinheit des Urtheils, eine solche Fülle von positiver Gelehrsamkeit hervor, wenn er z. B. über das Gelehrtenlexikon des Professor Jöcher spricht, daß selbst die meisten Professoren seiner Zeit ihm darin nicht gewachsen sein mochten. Auch aus diesem Umstande mögen wir erkennen, mit welchem Fleiße Lessing arbeitete. Selbst das größte Genie wird nicht, was es werden könnte, wenn ihm die eigene unverdrossene Anstrengung fehlt.

Auch neue dramatische Arbeiten entstanden während dieses ersten Berliner Aufenthaltes. Zu dem Lustspiele „Die alte Jungfer" hatte Lessing während seines Aufenthaltes in Kamenz im Anfange des Jahres 1748 den Entwurf gemacht, in Berlin wurde das Stück ausgeführt. Dazu kamen noch „Die Juden" und „Der Freigeist", beide aus dem Jahre 1749. In dem ersten Stücke zeigt Lessing, wie ungerecht und ungereimt das damals noch starke Vorurtheil gegen die Juden sei, in dem zweiten Stücke züchtigt er die windigen Religionsspötter, welche die festesten Stützen menschlichen Glückes, den Glauben an Gott und an Unsterblichkeit, umwerfen wollten. Diese Stücke werden jetzt nicht mehr gegeben, und doch sind sie tausendmal besser, als die meisten der frivolen Plattheiten, welche sich heute auf unseren Bühnen breit machen. Die Zeitgenossen beehrten die erwähnten Stücke mit großem Beifall, selbst dem Auslande wurden sie bekannt. Die Jenaischen gelehrten Zeitungen sagten, dieselben verdienten den besten Werken der Ausländer an die Seite gesetzt zu werden, und die Göttingischen gelehrten Anzeigen erklärten von dem Freigeist, dieses Drama sei so aufgeweckt und reizend, daß es trotz des ernsthaften Inhaltes eines der angenehmsten Stücke sei. Aufgeführt wurden die Lustspiele oft, selbst in Wien, der Freigeist hielt sich länger als zwanzig Jahre auf den deutschen Bühnen. Auch ein Fragment aus einem Trauerspiele „Giangir oder der verschmähte Thron" stammt aus jener Zeit, und sogar der Anfang eines französischen Lustspieles ist uns erhalten. Es führte den Titel: Jadis, comédie en un acte, mit dem Motto aus Horaz laudator temporis acti. Lessing meinte wahrscheinlich, er wollte in dem damals von französischen Schriftstellern und Abenteurern überflutheten Berlin mit diesem französischen Lustspiele die Herren des Geschmackes und der Mode mit ihren eigenen Waffen angreifen. Doch er sollte bald genug das Haupt dieser französischen Schwindler von einer nicht angenehmen Seite kennen lernen.

Voltaire, der berühmte Dichter und Filosof, der Stolz Frankreichs, war damals in einen Prozeß der schmutzigsten Art verwickelt. Die Sache*) war folgende: Friedrich der Große hatte nach dem zweiten schlesischen Kriege in dem Frieden zu Dresden durch einen besondern Artikel für diejenigen seiner Unterthanen gesorgt, welche etwa sächsisches Papiergeld, sogenannte Steuerscheine, besaßen. Sachsen mußte, so wurde es bestimmt, diese Scheine zum Nennwerthe einlösen. Da in Sachsen selbst diese Scheine weit unter dem Nennwerthe standen, so war es natürlich ein einträgliches Geschäft, diese Steuerscheine in Sachsen aufzukaufen

*) Vergl. Stahr, a .a. O. I, 93 ff.

und von Preußen aus dorthin zurückzuschicken, und dieser Handel wurde bald so großartig betrieben, daß Friedrich der Große wenige Jahre später die Annahme dieser Scheine ausdrücklich verbot. Voltaire war damals gerade nach Berlin gekommen, und ihm, dem nie eine Handlung zu niedrig war, wenn sie nur Geld einbrachte, erschienen die sächsischen Steuerscheine bald als ein vortreffliches Mittel, sich ohne Mühe und auf sichere Weise einen Gewinn von mehr als dreißig Prozent zu verschaffen. Er schickte einen jüdischen Bankier Abraham Hirsch aus Berlin nach Dresden und hieß ihn dort für große Summen Steuerscheine kaufen. Den Betrag dafür gab Voltaire dem Bankier theils in baarem Gelde, theils in Wechseln auf Paris, wofür Hirsch ihn durch Hinterlegung werthvoller Diamanten sicherstellte. Kaum war Abraham Hirsch aber abgereist, so meldete ein anderer Jude, Efraim, sich bei Voltaire, und erbot sich, ihm die Scheine weit vortheilhafter zu verschaffen. Der habgierige Voltaire ging sofort darauf ein, er ließ sogleich in Paris seine eigenen Wechsel protestiren, ohne Hirsch Nachricht davon zu geben. Dieser gerieth dadurch in vielfache Verlegenheit, kam unverrichteter Sache von Dresden zurück und forderte von Voltaire Schadenersatz. Der große Franzose mißhandelte als „Schadenersatz“ den Juden thätlich, und erwirkte sogar einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Darauf reichte er sogleich eine Klage gegen den Juden wegen Uebervortheilung ein und stellte darin das ganze Geschäft mit den Steuerscheinen in Abrede, fälschte, um das beweisen zu können, eine Handschrift, und erbot sich schriftlich, einen Eid ableisten zu wollen, daß die Handschrift echt sei. Der Handel kam zu den Ohren des Königs, welcher befahl, sofort den Juden auf freien Fuß zu setzen und die ganze Sache mit unparteiischer Strenge zu untersuchen. Jetzt hätte die Sache für den edlen Franzosen sehr schlimm ablaufen können, doch beeilte er sich, dem Abraham Hirsch einen Vergleich anzubieten, und es gelang ihm, durch einige tausend Thaler, die er opferte, den Juden zum Schweigen zu bringen. Im Verlaufe dieses Prozesses führte Voltaire seine Sache meist selber, er arbeitete die Streitschriften französisch aus, und übertrug es seinem Geheimsekretär Richier de Louvain, dieselben ins Deutsche übersetzen zu lassen. Richier war mit Lessing befreundet, und wandte demselben die Uebersetzung zu, so daß Lessing dadurch auch in flüchtige Berührung mit Voltaire kam.

Nach Beilegung des Prozesses hatte Voltaire Berlin verlassen und in Potsdam sein Siècle de Louis XIV. vollendet. Richier de Louvain hatte seinem Freunde Lessing den ersten Theil dieses Werkes vor der Ausgabe desselben auf einige Tage zur Ansicht übergeben, Lessing hatte es weiter verborgt, und Voltaire erfuhr die Sache, er gerieth in große Wuth, beschuldigte seinen Sekretär des Diebstahls und jagte ihn mit Schimpf und Schande aus seinen Diensten. Dann schrieb er einen Brief an Lessing und verlangte das Buch, welches, wie er sagte, Richier ihm gestohlen hätte, zurück. Lessing war empört darüber, daß Voltaire seinen völlig ehrenhaften Freund Richier einen Dieb nannte, und schrieb dem Filosofen einen lateinischen Brief, in welchem er demselben in starken Ausdrücken sein unwürdiges Benehmen vorwarf. Voltaire beantwortete diesen Brief nicht, aber es scheint gewiß, daß er Lessing bei dem Könige verlästerte; Friedrich der Große faßte auf diese Weise ein starkes Vorurtheil gegen den größten deutschen Denker, das ihn später zu einem beklagenswerthen Verfahren gegen denselben ver-

anlaßte. Richier fand eine Anstellung bei dem Prinzen Heinrich, die ihn mehr als doppelt für den Verlust seiner Stelle bei Voltaire entschädigte.

Zwölf Jahre später war es Lessing, der in der Dramaturgie durch seine unerbittliche und unwidersprechliche Kritik den angemaßten Lorbeerkranz des Voltaire zerpflückte und den hochmüthigen Geck dem Gelächter der Welt preisgab.

In der Zeit jenes Handels, den Richier mit Voltaire hatte, verließ Lessing, dem noch nichts davon kund war, Berlin, und begab sich im Dezember 1751 nach Wittenberg, um auf dieser Universität auch formell seine Universitätsstudien durch die Magisterpromozion zu beendigen. Denn bis zu diesem Zeitpunkte hatte er immer noch den Titel eines Kandidaten der Medizin geführt.

In Wittenberg fand Lessing damals seinen zweiten Bruder Theofilus als Beflissenen der Theologie, und einen ehemaligen Meißener Stubengenossen Schwarz, einen Theologen, der eine Stellung an der Wittenberger Universitätsbibliothek bekleidete. Mit seinem Bruder theilte Lessing die Wohnung, durch Schwarz erhielt er ungehinderten Zutritt zu der Bibliothek, die er so eifrig benutzte, daß er später sagen konnte, es sei in derselben kein einziges Buch, welches er nicht in Händen gehabt habe. Mit welchem Eifer Lessing seine Studien hier wieder aufnahm, geht aus der Thatsache hervor, daß er das Gelehrtenlexikon des Professors Jöcher einer gründlichen Kritik unterwerfen konnte. Er beabsichtigte, diese Kritik zu einem Buche auszudehnen, führte den Entschluß jedoch nicht aus, sondern überließ das gesammelte Material dem Professor Jöcher, der ihn darum bat, zu einem Supplementbande. Lessing stand hier also schon mit den ersten Gelehrten seiner Zeit auf völlig gleichem Fuße.

Auch mit der Reformazionsgeschichte beschäftigte Lessing sich eingehend. Die Früchte dieser Studien war eine Reihe kleinerer Abhandlungen, welche er Rettungen betitelte. Die etwas späteren Rettungen des Horaz gehören auch hierher. Er nahm darin die Partei solcher Männer, welche ungerecht angegriffen worden waren. Sie in Schutz zu nehmen, war ein echter Zug in Lessing's Karakter, und er that es mit solcher Wärme, mit solcher Feinheit der Darstellung, daß wir noch heute mit Interesse diese Berichte über Männer lesen, welche wir kaum dem Namen nach kennen. Durch Marzial angeregt, verfaßte Lessing einen Theil seiner Epigramme, welche sich dem besten gleichstellen, was in dieser Gattung überhaupt geschrieben worden ist.

Mit besonderer Vorliebe wandte Lessing sich dem Horaz zu. An diese Studien knüpfte sich ein Vorfall, durch welchen Lessing veranlaßt wurde, die ganze unwiderstehliche Gewalt seiner Kritik zu zeigen, so daß man schon damals in ihm den ersten Kritiker seiner Zeit sah.

In Laublingen bei Halle wohnte der Pastor Lange, der nicht ein solcher Eiferer war, daß er alles außer seinen theologischen Schriften verdammte. Vielmehr las er mit großem Eifer den Horaz, und unternahm sogar eine wohlgemeinte, aber jammervoll gerathene Uebersetzung des römischen Dichters. Doch der ehrwürdige Herr war nicht wenig stolz auf sein Kind, der Beifall seiner Freunde ermuthigte ihn, Friedrich dem Großen seine elende Uebersetzung zu widmen, und der König nahm sie huldreich an. Da schwoll dem Pastor der Kamm. Lessing hatte ihm in seiner Uebersetzung einige grobe Schnitzer öffentlich gerügt, und der belei-

digte Pastor Lange erklärte darauf in einem öffentlichen Blatte, Lessing habe dabei nur die Absicht gehabt, von dem Verfasser eine Summe Geldes zu erpressen, gegen deren Aushändigung er seine kritische Peitsche niederzulegen versprochen habe. Eine solche Beschuldigung konnte Lessing unmöglich hingehen lassen, denn sie traf einen Punkt, an welchem Lessing stets höchst empfindlich war, sie traf die Ehre seines Karakters. Als Antwort ließ er das „Vademecum für den Pastor Lange“ erscheinen, eine Schrift, von welcher der gelehrte Professor Michaelis in Göttingen schrieb, sie werde bleiben, wenn Lange's Uebersetzung längst vergessen sein werde. Lessing's Arbeit ist in Form eines Briefes abgefaßt, in dem ersten längsten Theile stellt er die Jämmerlichkeit der Uebersetzung ins hellste Licht, in dem letzten Theile weist er mit stolzer Verachtung die Beschuldigung des Pastors zurück und deckt die erbärmliche Gesinnung desselben auf: „Ich hätte,“ sagt er, „Sie von Anfang verachten sollen, und es würde auch gewiß geschehen sein, wenn mir nicht Ihr Stolz und das Vorurtheil, welches man für Sie hatte, die Wahrheit abgedrungen hätten. Ich habe Ihnen gezeigt, daß Sie weder Sprache noch Kritik, weder Alterthümer noch Geschichte, weder Kenntniß der Erde noch des Himmels besitzen, kurz, daß sie keine von den Eigenschaften haben, die zu einem Uebersetzer des Horaz erfordert werden. Was kann ich noch mehr thun? Ja, mein Herr, alles dieses würde eine sehr kleine Schande für Sie sein, wenn ich nicht der Welt auch zugleich entdecken müßte, daß Sie eine sehr niederträchtige Art zu denken haben, und daß Sie, mit einem Worte, ein Verläumder sind. Unser Streit, mein Herr Pastor, war grammatikalisch, das ist, über Kleinigkeiten, die in der Welt nicht kleiner sein können. Ich hätte mir nimmermehr eingebildet, daß ein vernünftiger Mann eine vorgeworfene Unwissenheit in denselben für eine Beschimpfung halten könne; für eine Beschimpfung, die er nicht allein mit einer gleichen, sondern auch noch mit boshaften Lügen rächen müsse. Am allerwenigsten hätte ich mir dies von einem Prediger vermuthet, welcher bessere Begriffe von der wahren Ehre und von der Verbindlichkeit, bei allen Streitigkeiten den moralischen Karakter des Gegners aus dem Spiele zu lassen, haben sollte. Ich hatte Ihnen Schulschnitzer vorgeworfen, Sie gaben mir diese Vorwürfe zurück, und damit, glaubte ich, würde es genug sein. Doch nein, es war Ihnen zu wenig, mich zu widerlegen, Sie wollten mich verhaßt und zu einem Abscheu ehrlicher Leute machen. Was für eine Denkungsart! Aber zugleich was für eine Verblendung, mir eine Beschuldigung aufzubürden, die Sie in Ewigkeit nicht nur nicht erweisen, sondern auch nicht einmal wahrscheinlich machen können.“ Und am Schluß: „Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen; was ich auf der einen Seite verliere, hoffe ich auf der andern wieder zu gewinnen. Allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen.“

Der Erfolg des Vademecum war gewaltig, der Pastor Lange erwiderte nicht ein Wort, er war seit diesem Tage aus der Reihe der Poeten, in welche sein eigener Dünkel und die Schmeichelei gefälliger Freunde ihn gehoben, ausgestrichen. Lessing's Name aber stand bereits in einer solchen Achtung, daß höchstens die Gottschedianer mit pöbelhaften, anonymen Pamfleten gegen ihn aufzutreten wagten. Lessing ignorirte diese Machwerke natürlich ebenso sehr, wie jeder Gebildete es that.

Lessing's Aufenthalt in Wittenberg war indeß nicht von langer Dauer. Am 29. April 1752 hatte er durch seine Promozion den Titel eines Magisters der freien Künste erlangt; damit war sein Zweck erreicht. Nachdem er ein ganzes Jahr ohne Unterbrechung anstrengend gearbeitet, kehrte er zum Beginn des Jahres 1753 nach Berlin zurück.

Der zweite Aufenthalt Lessing's in Berlin dauerte vom Ende des Jahres 1752 bis zum Herbst 1755. Lessing wohnte während dieser Zeit in dem Hause auf dem Nikolaikirchplatze Nr. 10*). Dieses Haus ist jetzt durch einen Neubau umgestaltet, das alte Haus wurde jedoch von einem Verehrer Lessing's, einem Dr. Friedländer, gezeichnet, und die Zeichnung durch Kupferstich vervielfältigt. Diese Wohnung war sehr beschränkt, sie bestand außer der Kammer nur aus einer sehr kleinen Stube. Doch war die Zeit, welche Lessing in diesen bescheidenen Räumlichkeiten zubrachte, für ihn eine glückliche. Seine Stellung als Gelehrter war bereits eine sehr geachtete, seine äußeren Verhältnisse gestalteten sich so günstig, daß er seine jüngeren Brüder unterstützen konnte, und durch diese beiden Umstände wurde auch die letzte Spur von Unzufriedenheit seiner Eltern mit ihm wieder ausgetilgt. Auf einer Reise nach Dresden hatte der Prediger Lessing das Lob seines Sohnes vielfach vernommen, er hatte bemerkt, daß dessen Schriften nicht allein auf den Tischen vornehmer Damen, sondern auch in den Sammlungen der Gelehrten sich befänden; am meisten Eindruck aber machten auf ihn die ehrenvollen Kritiken, welche in den Göttinger gelehrten Anzeigen der berühmte und feingebildete Professor Michaelis, der selber Theologe war, veröffentlichte. Lessing versäumte nicht, seine neu erscheinenden Schriften seinem Vater stets sofort zuzusenden.

In Berlin fanden sich anregende Bekanntschaften mit Gelehrten, mit strebsamen jungen Männern und mit geistvollen Frauen. In der Wahl seines Umganges war Lessing stets sehr behutsam, doch bestimmten ihn niemals äußere Rücksichten, welcher Art sie auch sein mochten. Man könnte annehmen, daß die Grundsätze, welche ihn bei der Aufnahme seiner Freunde leiteten, dieselben waren, welche er in einem seiner Briefe in die schönen Worte faßt: „Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterschiede, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie theilt die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheint sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei anderen wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz, wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wenn es unser Unglück zu machen scheint!“ Dieses reine Herz, dessen stärkste Empfindung Liebe für das Wahre und das Schöne war, dies allein war es, was Lessing in seinen Freunden suchte, und er liebte es, selbst wenn er es bei solchen fand, welche geistig und wissenschaftlich tief unter ihm standen. Zu

*) In Betreff der Wohnungen Lessing's in Berlin sind weder die Angaben von Stahr noch die von Danzel ganz genau. Man vergleiche den vortrefflichen Aufsatz von F. Adler in den Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung, Jahrgang 1868, Nrs. 43. 44. 45.

seinen Bekannten gehörte der geschickte Kupferstecher Wilhelm Meil, der sich aus drückenden Verhältnissen emporgearbeitet hatte; ferner der Schauspieler Brückner, der von Lessing viele feine Winke für die Ausübung seiner Kunst erhielt; der Musiker Kirnberger, der gelehrte jüdische Arzt Dr. Gumpertz, der feinsinnige Franzose Premontval, der bekannte Odendichter Ramler, der zuweilen Lessing's Verse auszufeilen sich das Vergnügen machte, und Sulzer, der Akademiker, der gegen Lessing eine ziemlich zweideutige Rolle spielte, und durch seine naiven Beurtheilungen sich später ein Lächeln des Mitleids verdiente.

Am vertrautesten verkehrte Lessing mit dem gleichaltrigen Moses Mendelssohn und dem wenige Jahre jüngern Friedrich Nikolai. Moses Mendelssohn war der Sohn eines armen jüdischen Lehrers in Dessau. Als junger Mensch von sechzehn Jahren war er nach Berlin gekommen, wo er in großer Dürftigkeit unter unglaublichen Entbehrungen und Hindernissen aller Art sich filosofischen und mathematischen Studien hingab und sich Kenntniß der lateinischen Sprache sowie der deutschen Literatur erwarb. In dem Hause eines reichen jüdischen Seidenfabrikanten wurde er später Hauslehrer und darnach in dessen Handlung Faktor. Moses war ein vorzüglicher Schachspieler, und wurde als solcher durch den erwähnten Dr. Gumpertz mit Lessing bekannt gemacht, der bald Mendelssohn's ungewöhnliche Begabung entdeckte, mit ihm innige Freundschaft schloß und ihn in seinen Studien auf das wirksamste unterstützte. Als Lessing die filosofischen Briefe seines Freundes Moses ohne Namen drucken ließ, wurden sie vielfach für Lessing's Werk gehalten. Moses Mendelssohn wurde später bekannt durch sein Werk über die Unsterblichkeit. Friedrich Nikolai aus Berlin war Buchhändler, er hatte sich durch Lektüre und eigenes Studium vielfache Kenntnisse erworben und mehrere Schriften erscheinen lassen, welche Lessing mit Interesse gelesen hatte. Von einigen anderen Bekannten spricht Nikolai einmal: „Der Herr Naumann (der mit Lessing auf demselben Zimmer wohnte) ist Naumann, der Bauzener, durch sein Heldengedicht Nimrod doom'd to eternal fame*). Er war von Jugend auf Lessing's guter Bekannter und Freund gewesen. Er war ein nicht ganz unfähiger, aber seltsamer Kopf, und ein allzeit fertiger Schreiber ohne alles Talent, aber von einem sehr redlichen und guten Karakter. Er hielt sich in Berlin damals einige Jahre auf und schrieb verschiedene Wochenblätter, unter andern eins in mehreren Bänden, der Vernunftler betitelt, nebst anderen Schriften. Er lebte sehr kümmerlich, war aber immer zufrieden. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen sehr angenehmer Stunden mit Naumann und Professor Kies, dem Astronomen, einem sehr lebhaften und witzigen Manne, auf einer sehr kleinen Stube, die Lessing in einem sehr kleinen Hause auf dem Nikolaikirchhofe in Berlin damals bewohnte. Ich gehe nie vor diesem kleinen Hause vorbei, ohne mich der ehemaligen glücklichen Stunden zu erinnern. Naumann ließ damals in Erfurt eine Schrift drucken, betitelt: „Ueber Verstand und Glück", welche er Lessing dedizirte. Als er Lessing seine Schrift brachte, rief ihm dieser zu, sobald er den Titel

*) Von diesem Heldengedicht in 24 Gesängen, durch welches Naumann zu ewigem Ruhme „verdammt" wurde, machte Lessing eine sehr komische Anzeige.

sah: „Mensch, wie kannst Du von zwei Sachen schreiben, die Du nie gehabt hast!“ — Dieser kleine Naumann wurde nachher Kaufmann in Hamburg.

Unter Lessing, Mendelssohn und Nikolai fand ein sehr reger Verkehr statt, der dadurch begünstigt wurde, daß die drei Freunde nicht weit von einander entfernt wohnten. Jeden Morgen von 7 bis 9 Uhr pflegte Moses bei Lessing zu verweilen und wissenschaftliche Gegenstände mit ihm zu besprechen. Daher konnte Moses später an Lessing nach Leipzig schreiben: „Die Morgenstunden sind Ihnen gewidmet, weil diese nicht aufhören, mich an Sie zu erinnern.“

Im Sommer gestaltete sich der Verkehr der Freunde anders. Schon damals war es in Berlin sehr üblich geworden, außerhalb der eng bebauten inneren Stadttheile einen Garten zu miethen, am liebsten mit einem Gartenhause, um darin die Morgenstunden und die Zeit, welche nach Beendigung der Geschäfte vom Tage noch übrig war, allein oder mit Freunden zu genießen. Nikolai bewohnte einen Garten in der heutigen Blumenstraße, in welchem Moses ihn häufig besuchte. Lessing jedoch, der nie in seinem Leben ein Naturschwärmer war, nahm an diesem ländlichen Verkehr nicht so regen Antheil, wie seine Freunde es wünschten.

Ein etwas weiterer Umgang mit gebildeten Männern bot sich für Lessing in der sogenannten Montagsgesellschaft dar, welche um 1748 durch Ramler, Sulzer und andere gegründet worden war. Lessing war in dieselbe gemeinschaftlich mit dem Buchhändler Voß im Jahre 1752 aufgenommen worden. Dieser Gesellschaft, welche noch jetzt besteht, gehörten damals die meisten hervorragenden Künstler und Gelehrten Berlins an.

Von der gehobenen, fast übermüthigen Stimmung des Freundeskreises gibt auch der Plan Zeugniß, den Lessing zu einem komischen Heldengedichte auf Gottsched und die Reimer seiner Schule entwarf und in Gemeinschaft mit Nikolai weiter ausführte; letzterer nahm es auf sich, das Ganze in Knittelversen zu bearbeiten; die Idee dazu war etwa folgende: Gottsched ist sehr ergrimmt, daß durch Klopstock so viele Serafe in die Welt gekommen sind, durch welche er und seine Poesie aus Deutschland vertrieben werden soll. Er beschließt, dieses unwillkommene Geschlecht auszurotten. Gottsched, der ehemals Grenadier in der Potsdamer Riesengarde gewesen war, reitet, als fahrender Ritter gerüstet, in Begleitung seines treuesten Schildknappen, des ehemaligen Kürassierlieutenants von Schönäich, auf die Zerstörungsfahrt aus, und besteht viele lächerliche Abenteuer. Zum Gregoriusfeste kommt er nach Langensalza, den Zug weißgekleideter Kinder sieht er für Engel an und macht einen Angriff auf sie, in Folge dessen er mit seinem Knappen ergriffen und ins Gefängniß gesteckt wird. Das Gericht verurtheilt beide als Hexenmeister zum Feuertode. Glücklicherweise kommt Klopstock nach Langensalza, um seine Fanny wiederzusehen, er hört von der Geschichte und eilt, die beiden grimmigen Ritter zu befreien, indem er den Richtern vorstellt, diese Leute könnten den Serafen gar nicht schaden, außerdem aber seien beide aus einer solchen Sündfluth von wässerichten Theilen zusammengesetzt, daß sie zu verbrennen ganz unmöglich sei, den größten Scheiterhaufen würden sie auslöschen. Aus Achtung gegen Klopstock schenken die Richter den Gefangenen das Leben, damit sie aber künftig keinen Schaden thun können, wird Gottsched seiner Frau, der Schildknappe seinem Vater zur Zucht übergeben, diese müssen dafür sorgen, daß

beide in Zukunft weder reiten noch reimen. Dieses komische Epos sollte auch mit Bildern versehen werden, zu welchem ein Bekannter Lessing's, ein Herr von Breitenbauch, Zeichnungen entworfen hatte. Auf einer derselben fanden die fahrenden Ritter auf einem Dorfe eine wandernde Schauspielertruppe. Gottsched fragt: „Spielt Ihr denn nicht auch meinen Kato?“ — „Allerdings,“ sagen die Komödianten, „das ist neben Karl dem XII. und Hanswurst dem XIII. unser Hauptstück. Aber wir können es jetzt nicht spielen, denn unsere lustige Person, welche die Rolle der Porzia zu machen hätte, ist gestorben, und unser neuer Hanswurst hat die Rolle noch nicht gelernt.“ Gottsched erbietet sich, die Porzia selber zu machen, und in ihrer Rolle wurde er nun auf der Zeichnung dargestellt. Porzia spricht die Worte:

Wie wenig kennst du doch den Grund von meiner Pein!
Je mehr ich nach dir seh, je stärker muß sie sein.
Und darf ich meinen Sinn ganz kurz und deutlich fassen,
So nimm die Antwort hin: ich kann dich gar nicht hassen.

Vor der Porzia saß im Einhelferloche Hanswurst mit dem spitzen Hute auf dem Kopfe als Einhelfer, so daß die Rede an ihn gerichtet schien. „Es war nun herrlich anzusehen,“ erzählt Nikolai, „wie der verunglückte Potsdamer Grenadier, dessen breite, dicke Gestalt in römischen Weiberkleidern steckte, dem Hanswurst mit den Worten seines eigenen tiefgefühlten Trauerspieles diese Liebeserklärung machte.“ —

Es war ein Leben ungebundener Freiheit, welches Lessing jetzt führte, doch auch ein Leben voll steten Kampfes um die Existenz. Viele seiner Arbeiten sind nur als Brodarbeiten zu betrachten. Dahin gehören außer den Zeitungsartikeln die Uebersetzungen von Werken aus der englischen, spanischen und französischen Literatur. Alle diese Uebersetzungen waren höchst gelungen, und die Auswahl, welche Lessing traf, kennzeichnete stets einen bestimmten wissenschaftlichen Zweck. Sein Fleiß war sehr groß, die Anzahl der übersetzten Werke bedeutend, sowie seine ganze literarische Thätigkeit in dieser Zeit sehr ausgedehnt.

Mit Nikolai und Mendelssohn gemeinschaftlich vertiefte er sich in das Studium der englischen Literatur. Als die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisaufgabe über eine bestimmte Beantwortung des Satzes von Pope: all is right stellte, verfaßte Lessing mit Mendelssohn die Schrift Pope ein Metafysiker, in welcher der Berliner Akademie bewiesen wurde, daß ihre Preisaufgabe, so wie sie dieselbe gestellt, eine völlig ungereimte war. Durch diese Schrift wurde Lessing selbst schon den zunftmäßigen Mitgliedern der Akademie lästig, sie fürchteten ihn, einer von ihnen, Beausobre, nannte ihn einen écrivain mordant, dem man einige Lehren geben müsse. Es fand sich nur leider niemand, der ihm diese Lehren beibringen konnte. Nicht allein die Berliner Akademiker, sondern auch viele Gelehrte im übrigen Deutschland betrachteten Lessing als das Haupt einer besonderen Berliner Schule. Für ungeübte Augen war dieser Irrthum leicht, denn die Berliner hatten damals schon ebenso viel Hang zur Kritik als jetzt, und da die meisten kritischen Artikel jener Tage ohne Namen erschienen, so wurden sehr viele Sachen dem Lessing zugeschoben, welche dieser nicht einmal kannte. Lessing ist

auch nie das Haupt einer besondern Schule gewesen, seine Meinung war in diesem Punkte dieselbe, welche er über den Gebrauch des Reimes aussprach: „Ich bringe auch hier auf eine republikanische Freiheit, welche ich überall einführen würde, wenn ich könnte.“

Es wäre überdies kaum möglich gewesen, eine derartige Schule zu gründen, denn wer von allen Gelehrten, welche damals in Berlin lebten, hätte für die Dauer den Bestrebungen dieses Königs der Geister zu folgen vermocht? Lessing überragte sie alle so gewaltig, daß selbst ein filosofischer Kopf wie Moses ihm nur zur Zerstreuung dienen konnte. Während Moses aus Lessing's Umgang den höchsten Aufschwung seines Geistes schöpfte, ging Lessing seinen einsamen Weg weiter, um neue Bahnen durch die Wildniß zu brechen, wo seine Freunde nicht einmal die Möglichkeit eines Weges ahnten.

Einer dieser kühnen bahnbrechenden Züge galt dem Drama.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts stand alles, was das Schauspiel anging, in Deutschland auf einem kläglichen Standpunkte. Aus Seiltänzerbanden bildeten sich Schauspielertruppen, auf ihren Buden wechselten Marionetten mit lebenden Personen ab*). Die Spieler machten ihre Haupt- und Staatsakzionen mit derselben Fertigkeit, wie ihre Harlequiniaden, und selbst an eine Ausfeilung dieser mittelmäßigen Stücke war nicht zu denken, denn kein Unternehmer gestattete, daß Stücke seines Repertoirs gedruckt wurden, sonst hätten ja auch andere Truppen sich dieselben zu Nutze machen können. Die Theilnahme des Volkes an diesen Bühnen war sehr gering geworden, und es waren meist nur die untersten Klassen, welchen es noch ein Vergnügen gewähren konnte, die Albernheiten und Zweideutigkeiten der Schauspieler anzuhören. Es läßt sich erklären, daß die Geistlichkeit gegen solche Art von Stücken und gegen solche Schauspieler mit aller erdenklichen Schärfe auftrat, deren Haß sich allerdings schließlich so weit verrannte, daß er völlig blind wurde. Aus diesem wüsten Taumel führte Gottsched mit schulmeisterlicher Ruthe das Drama zu gemachter französischer Regelmäßigkeit hin, und es gebührt dem Leipziger Professor wenigstens das Verdienst, der dramatischen Kunst wieder zu einiger Würde verholfen und ihr die Theilnahme der Gebildeten wieder zugewandt zu haben. Aber der Weg, den Gottsched einschlug, war fast noch gefährlicher, als das planlose Umhertreiben, denn Gottsched schnürte die Kunst in Bande, welche ihr schließlich allen Lebensathem ausgepreßt haben würden, die Garderobe wäre die Hauptsache geworden und statt der lebenden Träger derselben hätte man sich mit Stöcken begnügt, wie man schon nahe daran war. Ob unter diesen Verhältnissen sich eine dramatische Kunst in Deutschland gestalten sollte, hing von der Frage ab, ob es gelingen würde, die französischen Regeln und Muster zu verbannen, und zur Nachahmung der Natur und zur Beobachtung der Regeln, welche aus ihr sich ergaben, zurück zu führen. Daß Lessing's Streben von vornherein darauf zielte, die Bande des französischen Unwesens zu brechen, haben wir schon aus der Vorrede zu den besprochenen „Beiträgen“ erfahren. Aus der Literatur aller Völker wollte er die Muster nehmen, die Stimmen aller Kritiker wollte er hören, doch wo ihm nicht das Rechte gesagt

*) Gervinus a. a. O. IV, 325 ff.

schien, da wollte er seine eigene Meinung aussprechen. Er fand, daß in der dramatischen Poesie der Engländer das Beste enthalten sei, was als Wegweiser den Deutschen geboten werden konnte, denn in ihr fand sich gesunde Natur und eine glückliche Auswahl großer Stoffe, welche den Geist aus der Alltäglichkeit emporzuheben geeignet waren. An englischen Stücken geschult, unternahm Lessing es, seinem Volke ein Muster einer höhern Gattung zu geben und dadurch auf die Bahn des Heils in der Kunst hinzuweisen. Im Januar des Jahres 1755 verließ Lessing plötzlich Berlin und begab sich, um ganz ungestört zu sein, nach Potsdam, wo er in einem Zeitraume von acht Wochen sein Trauerspiel Miß Sara Sampson vollendete.

Vor dem Erscheinen dieses Stückes war es unerläßliches Gesetz gewesen, daß nur Helden und Fürsten, und diese nur in ferne Zeiten gerückt, den Gegenstand eines Dramas bilden durften. Die Form war stets der klappernde Alexandriner, ein willkommener Mantel für die Armuth sowohl des Dichters als des Schauspielers. In der Miß Sara Sampson trat Lessing aus der herkömmlichen steifen Unnatur mitten in das frische natürliche Leben hinein; sein Stoff war dem bürgerlichen Leben der Gegenwart entnommen, die Sprache seiner Personen war die Prosa; nicht eine geschraubte Sprache voll gemachter Empfindungen, sondern der warme Ton des vollen Herzens. Nun war die Bahn gebrochen, diesem einen Stücke folgte eine Fluth von ähnlichen Dramen nach, es war das Feld in Angriff genommen, auf welchem Göthe und Schiller nachher so Großes schaffen sollten. Miß Sara Sampson wurde am 10. Juli 1755 in Frankfurt a. d. Oder zum erstenmal von der Ackermann'schen Truppe aufgeführt. Die Wirkung war eine gewaltige; vier Stunden saßen die Zuschauer, nach dem Zeugnisse Ramler's, wie die Statuen und zerflossen in Thränen. Lessing hatte sich selbst nach Frankfurt begeben, und er fand die gerechte Genugthuung, daß selbst seine bittersten Gegner den ungeheuern Erfolg seines Stückes anerkannten. Aber nicht allein für den dramatischen Dichter hatte Lessing einen bedeutend erweiterten Wirkungskreis errungen, er hatte auch dadurch, daß er das Bürgerthum neben den Helden und Königen auf die Bühne brachte, dargethan, daß die Interessen des erstern ebensowohl zur poetischen Darstellung geeignet seien, als diejenigen der letzteren, und dadurch that er schon einen bedeutenden Schritt zu dem Satze von der Gleichberechtigung der Stände, welche heute von jedem urtheilsfähigen Kopfe längst anerkannt ist.

In Berlin konnte zu jener Zeit die Miß Sara Sampson nicht aufgeführt werden, die Vorliebe Friedrich's des Großen für das französische Theater machte jedes Aufblühen der deutschen Schauspielkunst unmöglich. Von 1754 bis 1759 spielte in einer Bretterbude auf dem Gendarmenmarkte die Truppe von Franz Schuch, deren Possen nur durch ihren geistvollen Dirigenten Aehnlichkeit mit dem Leben gewannen und sich von dem Schmutz ihres Handwerks freihielten. Lessing besuchte diese Volkskomödien lieber als die pomphaften französischen Dramen. Die Stadt Leipzig überragte in der Pflege des Schauspiels die preußische Hauptstadt um vieles. In Leipzig hatte seit 1751 der Schauspieler Koch ein eigenes Theater gegründet, zu ihm war der vortreffliche Brückner übergegangen, mit welchem Lessing in Berlin verkehrt hatte. Der Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt, in welcher alle deutsche Kunst von dem schmarotzenden Franzosenthum überwuchert

wurde, war Lessing nicht mehr so angenehm, wie in der ersten Zeit. Schon hatte er nicht übel Lust gehabt, einen Ruf als Professor nach Moskau anzunehmen. Der Erfolg seiner Miß Sara weckte aufs neue seine Vorliebe für das Theater und im Oktober des Jahres 1755 verließ er Berlin und ging nach Leipzig. Seinen Freunden hatte er vorher kein Wort gesagt, wie das seine Gewohnheit war, denn nichts war Lessing so unliebsam, wie das Abschiednehmen. Seine kleine Bibliothek, welche meist spanische, italienische und holländische Komödien enthielt, bewahrte ihm Moses Mendelssohn. An die Stelle des persönlichen Verkehrs mit diesem Freunde sowie mit Nikolai und Ramler trat ein lebhafter Briefwechsel. Lessing verkehrte in Leipzig wieder am meisten mit den Schauspielern und widmete seine beste Zeit der Bühne. Er ließ seine Miß Sara Sampson aufführen, entwarf Pläne zu neuen Komödien, und nur ein für ihn sehr verlockendes Anerbieten konnte ihn dem bisherigen, ihm zusagenden Wirkungskreise abwendig machen.

Ein reicher junger Mann in Leipzig, Namens Winkler, der Besitzer des Hauses zur Feuerkugel, wollte eine mehrjährige Reise durch Europa unternehmen, und suchte einen Begleiter, der im Stande sein würde, ihm diese Reise so interessant und nützlich als möglich zu machen. Lessing wurde ihm vorgeschlagen, und beide Theile wurden einig. Die Bedingungen waren für Lessing sehr günstig, er selbst spricht von dem Verhältnisse in einem Briefe an Moses: „Ich muß allerdings zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen sein. Ich werde nicht als ein Hofmeister, nicht unter der Last eines mir auf die Seele gebundenen Knaben, nicht nach den Vorschriften einer eigensinnigen Familie, sondern als der bloße Gesellschafter eines Menschen reisen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reise so nützlich und angenehm zu machen, als ich sie mir selbst nur werde machen wollen. Er ist geneigt, mir alle Einrichtungen zu überlassen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereist sein.“ Um sich in jeder Beziehung auf seine Reise gründlich vorzubereiten, machte Lessing einen Ausflug nach Dresden, wo er die reichen Kunstsammlungen besichtigte. Hier traf er mit seinen Eltern zusammen, welche in Geschäften in Dresden anwesend waren. Ihre Freude über das Wiedersehen des stattlichen Sohnes war groß. Gotthold mußte mit nach Kamenz reisen. Von seiner Heimath kehrte er wieder nach Dresden zurück. Auch Winkelmann war damals in der sächsischen Hauptstadt anwesend, Lessing lernte ihn jedoch nicht kennen.

Am 10. Mai 1756 wurde von Leipzig aus die große Reise angetreten. Sie ging über Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hamburg, Bremen, Emden, Leuwarden nach Amsterdam, woselbst die Reisenden am 29. Juli anlangten. Alle Kunstsammlungen in den berühmten Städten wurden sorgfältig besichtigt, Winkler kaufte eine nicht unbedeutende Anzahl von werthvollen Kupferstichen. In Hamburg lernte Lessing den berühmtesten Schauspieler seiner Zeit, Konrad Eckhoff, kennen, welcher sehr von ihm eingenommen war. Von Amsterdam wollte man die Niederlande bereisen, weil dieselben damals als das bestkultivirte Land Europas berühmt waren, und im Oktober nach England hinübergehen. Da brach der siebenjährige Krieg aus, die Nachricht vom Einfall Friedrich's des Großen in Sachsen bewog den ängstlich besorgten Winkler, in dessen Hause der preußische Kom-

mandant der Stadt Quartier genommen hatte, schon in der Mitte des September nach Leipzig zurückzukehren. Lessing blieb vorläufig in Leipzig, da der Entschluß zur Reise von Winkler noch nicht völlig aufgegeben schien. Doch ein Zerwürfniß zwischen beiden Männern blieb nicht aus. Winkler war ein Stocksachse, Lessing stand auf Seite der Preußen, er verkehrte mit preußischen Offizieren, und ließ es nicht an Neckereien fehlen, durch welche die Leipziger Bierfilister so erbittert wurden, daß sie Winkler bewogen, in einem Briefe Lessing sein Haus zu verschließen. Da aber vor Beginn der Reise ein Kontrakt gemacht wurde, durch den Lessing auf drei Jahre gebunden war, so beanspruchte er, als Winkler den Kontrakt eigenmächtig zerriß, eine Entschädigung, und begann, als Winkler dieselbe verweigerte, einen Prozeß. Erst im Jahre 1764 wurde derselbe durch das Urtheil beendet, daß Winkler an Lessing 600 Thlr. auszahlen sollte. Die Hälfte dieser Summe ging für Lessing aber durch Kostenberechnungen verloren.

Die Lage, in welcher er sich befand, war für Lessing keineswegs angenehm. Die Kriegsereignisse wirkten sehr störend auf alle Unternehmungen des Buchhandels, und doch waren literarische Arbeiten Lessing's einzige Erwerbsquelle. Er übersetzte mehrere englische Bücher, und im Drange der Noth sogar ein erbauliches, welches seine Kraft an ihm selber aber am wenigsten übte, Weiße mußte die Uebersetzung vollenden. Doch vermochte die schwere Zeit nicht, Lessing's kraftvollen Geist auch nur auf Augenblicke niederzubeugen, seine Briefe athmen einen durchaus unbekümmerten Ton. Erheiterung fand er in einem schönen Freundeskreise, in welchem die erste Person der auch als Dichter bekannte Major Ewald Kristian von Kleist war. Schon in Potsdam hatten die beiden Männer sich kennen gelernt. Jetzt war Kleist nach Leipzig geschickt und mit dem unliebsamen Amte als Chef des Verpflegungswesens betraut worden. In Leipzig wurde er krank, Lessing besuchte ihn oft und heiterte ihn durch seinen Umgang auf. An Gleim schrieb Kleist, er verdanke dem Umgange mit Lessing seine Genesung. Die Freundschaft beider Männer wurde bald sehr vertraut, Kleist nannte seinen Freund meist den biedern Lessing, und dieses Beiwort in dem Munde eines so ernsten und ehrenfesten Mannes mag wohl stark genug sein, die Vorwürfe mancher Gegner Lessing's zu entkräften, welche dem Herzen des großen Mannes gar zu gern die Flecken anhängen möchten, die auf dem leuchtenden Spiegel seines Geistes keinen Platz finden. Als Lessing nach Berlin zurückgegangen war, schrieb Kleist: „Ich habe mich in dem Jahre, das ich in Leipzig zugebracht, so an Lessing gewöhnt und habe ihn so lieb, daß mir zu Muthe ist, als wenn er todt wäre, oder vielmehr, als wenn ich halb todt wäre.“ Kleist gab sich viel Mühe, für Lessing eine passende Stelle zu finden, sogar im Verwaltungsfache suchte er ihn als Kriegsrath unterzubringen. Als Kleist endlich ins Feld rückte, schrieb er an Gleim, derselbe sollte von 1200 Thalern, welche Kleist ihm übergeben hatte, 200 Thaler zur Hälfte an Lessing und zur Hälfte an Ramler geben, sie könnten ihm, wenn sie einmal recht reich geworden, das Geld zurückerstatten. Auch Moses Mendelssohn erwies sich in dieser bedrängten Zeit als treuer Freund Lessing's, er half mit Rath und That.

Am 4. Mai 1758 verließ Lessing Leipzig und ging wieder nach Berlin. Nicht der kleinste Grund seines Fortganges von Leipzig war der Widerwille gegen die kleinliche Beschränktheit in den politischen Ansichten der Sachsen. Fast nie-

mand von ihnen erkannte, daß König Friedrich und sein heldenmüthiges Volk für die Existenz des deutschen Volkes und für die Freiheit des Geistes den Verzweiflungskampf kämpften. Als geborener Sachse, der von Friedrich dem Großen nie die geringste Beachtung erfuhr, stand Lessing vermöge seines Scharfblickes dennoch auf Seiten der Preußen. Er sagte: „Die heroischen Gesinnungen, der Geiz nach Gefahren, der Stolz für das Vaterland zu sterben, sind einem Preußen eben so natürlich, wie einem Spartaner.“ Im preußischen Heere diente ja auch der Freund Lessing's, der Major von Kleist, der zu derselben Zeit, als Lessing nach Berlin kam, mit seinem Bataillon zum Heere abgegangen war. Lessing war seinetwegen in großen Sorgen, und leider sollte er Grund genug dazu haben. In der unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf starb der Major von Kleist den Heldentod für sein Vaterland. Tief erschüttert schrieb Lessing am 6. September 1759 an Gleim: „Ach liebster Freund, es ist leider wahr. Er ist todt. Wir haben ihn gehabt. Er ist in dem Hause und in den Armen des Professors Nikolai gestorben. Er ist beständig, auch unter den größten Schmerzen, gelassen und heiter gewesen. Er hat sehr verlangt seine Freunde noch zu sehen. Wäre es doch möglich gewesen! Meine Traurigkeit über diesen Fall ist eine sehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen sollen, weil ein ehrlicher Mann da steht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie, manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann selbst zu zürnen, den er angeht. Er hatte schon drei vier Wunden, warum ging er nicht? Es haben sich Generale mit wenigeren und kleineren Wunden unschimpflich bei Seite gemacht. Er hat sterben *wollen*. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zuviel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht gestorben, sagt man, aber er ist versäumt worden. Versäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich rasen soll. Die Elenden, die ihn versäumt haben!“ —

Gegen tiefen Seelenschmerz gibt es kein besseres Mittel als die Arbeit. Schwache Naturen haben oft nicht die Kraft, dieses Mittel anzuwenden; sie zerfließen in Thränen und unterliegen ihrem Schmerze. Starke Naturen wenden unbewußt, aus innerm Drange sich der Arbeit zu, sie hilft ihnen den Schmerz besiegen, und der Preis des Sieges ist jene erhabene Ruhe des Gemüthes, welche die Stoiker als das Ziel alles menschlichen Strebens ansahen. Lessing besiegte seinen Schmerz wie ein starker Mann; wir gewahren an ihm keine Veränderung, als eine Erhöhung seiner ohnehin rastlosen Thätigkeit. Die Erzeugnisse seines Geistes bewiesen aber nach langen Jahren noch, daß er seinen Kleist nicht vergessen hatte.

Derjenige von den früheren Freunden, an welchen Lessing sich bei diesem dritten Aufenthalte in Berlin am engsten anschloß, war Ramler. Letzterer wohnte im Hause eines Kämmerei-Kontrolleurs Dennstädt in der Heiligengeiststraße, in einem Hause, welches durch den Neubau der Börse jetzt beseitigt worden ist. Um dem Freunde nahe zu sein, miethete Lessing seine Wohnung ebenfalls in der Heiligengeiststraße; auch das Haus, in welchem er wohnte, ist jetzt verschwunden, es lag an der Stelle desjenigen Gebäudes, welches jetzt die Nummer 52 trägt. Von hier aus konnte er zu Ramler's Wohnung hinübersehen. Wenn ein rothes Band aus dem Fenster gehängt wurde, so war das, der Verabredung gemäß, für die

Freunde das Zeichen zur Ausflucht in die Baumannshöhle. So nannten sie scherzweise, nach dem Küper Baumann, eine Weinhandlung in der Brüderstraße 27, in welcher noch jetzt der einfache Holzstuhl gezeigt wird, auf welchem Lessing oft gesessen haben soll. Die Straße war damals noch stiller als jetzt, die Freunde Nikolai, Moses u. a. wohnten alle in der Nähe. Manchen genußreichen Abend verlebten die Freunde bei Dennstädt, dessen Gattin selbst der nüchterne Nikolai eine geistreiche Frau nennt.

Außer dieser Wohnung in der Heiligengeiststraße hatte Lessing jetzt auch einen Garten gemiethet. In einem Briefe an Lessing schreibt Gleim, er habe gehört, daß Lessing im entlegensten Gartenhause eine neue Sara dichtete und Essen und Trinken darüber vergäße; er schickte „dem fleißigen Manne einen Anker des besten Rheinweines, damit er nicht verschmachtete." Lessing bedankte sich dafür und schrieb dabei: „Auf meiner Sommerstube sollte es Ihnen gewiß nicht mißfallen. Nur glauben Sie um Gotteswillen nicht, daß ich da arbeite. Ich bin nie fauler, als wenn ich in dieser meiner Einsiedelei bin. Wenn es hoch kommt, mache ich Projekte zu Tragödien und Komödien." Welche Bewandtniß es mit dieser angeblichen Faulheit hatte, werden wir bald sehen.

Gemeinsam mit Ramler unternahm Lessing eine neue Ausgabe des damals völlig vergessenen Logau, und zwar nicht eine vollständige Ausgabe seiner 3553 Epigramme, sondern eine Auswahl von etwas mehr als eintausend, welche Ramler vorher erst durch seine kritische Scheere gehen ließ. Lessing gab ein Wörterbuch dazu, in welchem er die einzelnen Wörter gründlich erklärte. „Aehnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller," sagte er in der Vorrede, „werden ohne Zweifel der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache sein." Lessing gab hier den ersten Gedanken zu jener Arbeit, welche von den Gebrüdern Grimm später begonnen wurde.

Von dramatischen Arbeiten ist das kleine Trauerspiel Filotas zu nennen, ein Stück, voll von den mannhaftesten Gesinnungen in einer kernigen, schönen Sprache. Auch der Doktor Faust entstand hier, er war vollendet und Lessing dachte daran, ihn spielen zu lassen, doch unterblieb es damals, und später ging das Manuskript verloren. Ein kleines Bruchstück, welches sich erhalten hat, berechtigt zu keinem Schlusse auf das Ganze, und es ist völlig verlorene Mühe, erforschen zu wollen, welche Idee dem Lessing'schen Faust wohl zu Grunde gelegen haben mag.

Doch wenn Lessing seinen Freunden auch sagte, er hege den Vorsatz, wenigstens noch dreimal so viele Schauspiele zu machen, als Lope de Vega, so ruhte der Schwerpunkt seiner Thätigkeit diesmal doch nicht im Drama; auf dem Felde der Kritik machte Lessing seinen überlegenen Geist auf eine Weise geltend, welche seine Stimme zur endgültigen in Deutschland machte. Das Organ, durch welches er wirkte, waren die berühmten Literaturbriefe. Nikolai, welcher sich ganz zurückgezogen nur den Wissenschaften gewidmet hatte, wurde durch den Tod seines ältern Bruders veranlaßt, die väterliche Buchhandlung selbst zu übernehmen. Seit dem Beginn des Jahres 1759 ließ er seine kritische Zeitschrift „Briefe die neueste Literatur betreffend" erscheinen, zu welcher Lessing anfangs fast alles beitrug. Vortrefflich bezeichnet Hillebrand das Wesen und das Ziel dieser Arbeiten, wenn er I, 185

sagt: „Kampf gegen alles Veraltete, Mittelmäßige und zumal gegen alles Geistlose war die Hauptaufgabe jener kritischen Briefe. „In der gelehrten Republik taugen die geistlosen Köpfe auch nicht einmal zu bloßen Tagelöhnern" — diese wenigen Worte, obwohl sie erst später vorkommen, enthalten gewissermaßen nachträglich das Manifest des ganzen Unternehmens. Die Theilnehmer stellten sich gleich anfangs sowie über alle bisherigen Parteien, so auch über jegliche persönliche Rücksicht. Die Sache des Fortschrittes sollte ihnen schlechthin Maß und Gesetz sein. Freunde und Feinde wurden auf gleichem Fuße mit gleicher Freimüthigkeit behandelt, die ausgezeichneten und vielversprechenden Talente signalisirt, Kant's aufgehender Stern wie Hamann's divinatorischer Humor und Winkelmann's kunstkritische Genialität angedeutet, Shakespeare empfohlen, Gottsched und sein rhetorisch nüchternes Franzosenthum mit scharfer Betonung verneint, die Tradizion der Schule zurückgewiesen, die Selbständigkeit der ästhetischen Prinzipien verkündet. Der Ton war und blieb indeß entschieden verständig-razionalistisch, weshalb wohl Lessing, bei dem trotz seiner bestimmten Besonnenheit und Verstandeskraft die Idee doch stets die wesenhafte Tiefe bildete, nur so lange aushielt, als jener Ton seinem Zwecke förderlich schien und sich nicht in Permanenz erklärte, um mit Berlinischer Ausschließlichkeit zu herrschen. Daß nun aber bei solchem Auftreten zuerst Ueberraschung, bald aber wegen der Zeitgemäßheit durchdringende Wirkung erfolgen mußte, begreift sich leicht. Man stand erst verblüfft und ließ sich dann überzeugen. So wurden die Literaturbriefe eine eigentliche literarische Macht. Von ihnen datirt die freie selbständige ästhetische Kritik, und Herder durfte über sie in seinen Fragmenten wohl sagen, die Quelle des guten Geschmacks sei geöffnet, man solle nur kommen und trinken."

In der That ließ diese reine Quelle niemand Mangel leiden, der ihren Reichthum gern und willig annahm. Keine Erscheinung von Bedeutung entging dem scharfen Auge Lessing's, er wies überzeugend die Grundsteine aller poetischen Gestaltungen nach, und deckte freimüthig jeden Schaden der deutschen Literatur auf. Die ersten Briefe richtet er gegen die schlechten Uebersetzer, welche nur im Dienste eines spekulirenden Buchhändlers an die Stelle fremdländischer Vokabeln deutsche Wörter setzen, welche oft genug ungefähr das Gegentheil von dem Sinne des Originals geben. „Was geht es den Uebersetzer an, womit der Buchhändler ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denkt?" — „Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache, sie wollen sie erst verstehen lernen, sie übersetzen, sich zu üben und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen." Treffender kann das Getreibe der schlechten Uebersetzer nicht bezeichnet werden, und mit Recht sagt Lessing, daß der Schaden, welchen jene schlechten Uebersetzer stiften, unbeschreiblich ist, denn da jene Uebersetzungen nichts als Geldspekulazionen sind, so werden stets die pikantesten Erzeugnisse der fremden Literatur ausgewählt; diese prickelnde Kost behagt den stumpfen Gaumen, sie stumpft dieselben aber immer noch mehr ab, und macht sie schließlich völlig unfähig, die Reize einer edlen, einfachen Schönheit überhaupt noch zu empfinden.

Nach den schlechten Uebersetzern züchtigt Lessing die aufgeblasenen Kleingeister, welche alltägliche Prosa in hinkende Verse bringen und uns dieselben für Poesie verkaufen möchten. Von einem derselben heißt es: „Er malt Mücken und der

Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüße male." Mit scharfem Worte verurtheilt Lessing die elende Versündigung dieser Kleingeister, wenn sie in gemeiner Spekulazion auf die Gelüste unreifer Leser sich der Ausmalung schmutziger Bilder zuwenden. „Ingredienzen für ein Vomitiv!" nennt Lessing diese Bilder.

Auf gleicher Stufe mit den schlechten Uebersetzern und den geistlosen poetischen Tagelöhnern stehen die unberufenen Kritiker, unter denen damals Gottsched sich am unsinnigsten geberdete, der sich zum Pascha besonders des Theaters aufgeworfen hatte. Von ihm sagt Lessing: „Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen." Und nachdem er in wenigen treffenden Zügen den elenden Zustand der frühern deutschen Bühne geschildert, deren Schauspiele voll Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz waren, und deren Lustspiele ihren besten Witz in den Prügeln gaben, fährt er fort: „Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu sein. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah, er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein schweizerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Kato, er ließ viele andere Stücke ohne Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das Extemporiren; er ließ den Harlequin feierlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französirenden, ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht." Und nun weist er nach, daß die Anforderungen, welche deutscher Geist und deutsches Herz an die dramatische Poesie stellen, ungefähr in allem das Gegentheil dessen begehren, was der Franzose verlangt. Nicht die französische Poesie kann jemals dem Deutschen zum Muster dienen, sondern allein die englische, und unter allen englischen Dichtern niemand mehr als Shakespeare, der ein weit größerer tragischer Dichter ist, als Corneille. „Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählt, und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt."

Wenn Lessing auf der einen Seite die falschen Richtungen bekämpft, in welche Unberufene die deutsche Poesie zu drängen suchten, so prüfte er auf der andern Seite die Leistungen derer, welche vielversprechende Talente zeigten, und suchte sie auf die rechten Wege zu leiten, auf welchen sie dem Vaterlande und sich selber Ehre erringen konnten. Das ist gerade das Große und Edle der Lessing'schen Kritik, daß er mit reifem Urtheil und völlig unparteiisch, sine ira et studio, und nur um der Kunst willen, über die Dichter und ihre Werke sprach, während die Unzahl von handwerksmäßigen Rezensenten — Göthe belegt sie mit einem sehr starken Ausdrucke — im Grunde nichts weiter als urtheilslose Lästerer sind.

Einer eingehenden Beurtheilung in den Literaturbriefen hatte sich Wieland

zu erfreuen, und Lessing's Urtheil hat auf diesen Dichter einen nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Ihn und Klopstock hob Lessing aus der Masse der damaligen Dichter hervor und bezeichnete beide als vielversprechende Talente, zu einer Zeit, wo ihr Ruhm noch keineswegs den vieler anderen Zeitgenossen überragte.

Wieland befand sich zu jener Zeit in der Schweiz bei Bodmer, die Periode der unduldsamen Schwärmerei lag hinter ihm, der Uebergang zu toleranter Denkungsart hatte sich schon scharf bemerklich gemacht. Mit wenigen Worten tadelte Lessing die Art und Weise, wie sich Wieland früher gegen seine literarischen Gegner benommen hatte, besonders gegen Uz: „Herr Wieland hielt sich beleidigt und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schriftstellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Karakter desselben, brauchte so hämische Waffen, verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist, daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.“ Solche Worte wirkten stark auf Wieland, wie er selbst bekannte, und sie werden nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn aus einem Eiferer zu einem Verfechter der duldsamen Nächstenliebe zu machen. Hierauf zeichnet Lessing mit wenigen scharfen Strichen die Fehler in den schwärmerischen Dichtungen Wieland's, er tadelt die ungezügelten Ausschweifungen seiner Einbildungskraft. „Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.“ Er weist offen auf das Bestreben der fromm thuenden Schriftsteller hin, welche durch ihre andächtigen Seufzer nur amüsiren wollen. „Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwätz.“

Wieland trug sich damals unter anderen Projekten, die ihm eine feste Stellung verschaffen sollten, auch mit dem Gedanken, eine Erziehungsanstalt zu gründen, und veröffentlichte einen „Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute.“ Wieland hatte sich in diesem Plane eine Aufgabe gestellt, der er nicht gewachsen war, seine Angaben beschränkten sich meist auf Aeußerlichkeiten, und Lessing wußte sehr witzig das hohle Wesen dieses ganzen Planes zu bezeichnen. Nachdem Wieland alles Wesentliche von der Hand gewiesen, bestimmte er genau den Gebrauch des Taschengeldes, der Wäsche u. dergl., und setzte fest, daß jeder Schüler einen silbernen Löffel und zwei zinnerne Teller dem Institut zurücklasse. Lessing bemerkt dazu: „Herr Wieland hat vergessen zu sagen, was denn nun endlich das Institut mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er nun freilich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine „Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens“ auch ein Löffelkabinet haben muß?“

Noch eine Stelle wollen wir aus Lessing's Beurtheilung anführen, sie enthält goldene Worte über die Grundsätze der Erziehung, und bezeichnet den geradesten Weg zur Bildung des Geistes. Er sagt: „Das große Geheimniß, die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen, besteht einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegierde, und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man der Jugend die historische Kenntniß gleich anfangs bei, so schläfert man die Gemüther ein; die Neubegierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eigenes Nach-

denken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das Wie als das Warum zu wissen. Hat man uns nun unglücklicherweise gewöhnt, diese beiden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angehalten, bei jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schließen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewiegt hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unseren Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bei reiferen Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen." —

Als Wieland sich dem Drama zuwandte und nach dem gleichnamigen Stücke des Nicholas Rowe seine Johanna Gray dichtete, erkannte Lessing rühmend an, daß Wieland nun wieder unter Menschenkindern wandle, nachdem er die ätherischen Sfären verlassen; er gab ihm den Rath, er möge sich durch das Studium des Homer weit genug von den übertriebenen Moralisten entfernen, alsdann würde es ihm gelingen, die Tugend nach dem Leben zu malen, und er würde Vortreffliches leisten. Zugleich aber bewies er an der Johanna Gray, daß Wieland überhaupt kein dramatischer Dichter sei. Von dieser Kritik wurde Wieland empfindlich getroffen, aber folgte ihren Weisungen, er schrieb außer wenigen unbedeutenden Versuchen keine Dramen mehr, und suchte die Menschen so darzustellen, wie die Natur sie gebildet hatte.

Mit gleicher Unparteilichkeit stellte Lessing sich dem Dichter des Messias gegenüber; gern und willig erkannte er die Vorzüge Klopstock's an und vertheidigte sie gegen die sinnlosen Angriffe Gottsched's, aber eben so offen wies er auch auf die Fehler hin, welche die serafische Dichtungsweise verderblich für die deutsche Literatur machen konnten. Klopstock hat in unbegrenztem Selbstgefühle auf die Wahrheiten der Lessing'schen Kritik nicht geachtet, lediglich zu seinem eigenen Nachtheile.

So wie Lessing auf die Alten und auf Shakespeare als auf die besten Muster hinwies, so deutete er auch noch die andere Quelle an, welche dem, der zu schöpfen versteht, stets reich und lebensfrisch quillt, den Volksgesang. Er spricht mit unendlichem Vergnügen, wie er sagt, von der reizenden Einfalt der lietauischen Dainos, deren er zwei anführt *).

In den Literaturbriefen gab Lessing das erste große Muster einer gewiegten, ernsten, wissenschaftlichen, werthvollen Kritik, welche ein eben so großes Kunstwerk ist, als die beurtheilten Werke selbst, und wenn wir mit dieser großartigen Kritik Lessing's die große Masse jener kritischen Papiere vergleichen, deren Verfasser keine anderen Fähigkeiten mitbrachten, als eine lose Zunge, so leuchtet die Wahrheit der Lessing'schen Worte ein: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar als die wahren Dichter selbst gewesen. —

Aus dem Jahre 1759 stammen die Abhandlungen über die Fabel, deren

*) Die vollständigste Sammlung von lietauischen Dainos (Sing. Daina) ist diejenige, welche der Professor Nesselmann in Königsberg herausgegeben hat. Sie enthält mehr als dreihundert Lieder in der Ursprache und in geschmackvoller Uebersetzung.

Lessing eine nicht unansehnliche Zahl theils bearbeitet, theils erfunden hatte. „Es gefiel mir auf diesem gemeinschaftlichen Raine der Poesie und Moral," sagt er. Lessing's Fabeln zeichnen sich ebenso wohl durch treffende Deutlichkeit und durch poetische Darstellung, als auch durch einen besonders schönen Stil aus. Im Deutschen sind keine anderen Fabeln geschrieben worden, welche den Lessing'schen gleichzustellen wären.

Wenn alle diese Arbeiten, besonders die Literaturbriefe, in damaliger Zeit auch vielfachen Widerspruch und manche bittere Anfeindungen erfuhren, so erkannten doch selbst seine ärgsten Feinde die großartige Bedeutung Lessing's, wenn auch ingrimmig, an. Seiner Kritik gegenüber vermochte niemand Stand zu halten, selbst einem Sokrates, einem Aristoteles wies Lessing Irrthümer nach; er war schon damals, was er jetzt unbestritten ist, der König der Geister. Im gesellschaftlichen Verkehr fühlte man aber von dieser Ueberlegenheit Lessing's nichts; bei seinen Freunden war er der liebenswürdigste Gesellschafter, der durch die Würde seiner Erscheinung und die Anmuth seines Benehmens alles fesselte, so daß sogar später die Kaiserin Maria Theresia ruhig und freundlich die Wahrheiten aufnahm, welche Lessing ihr vor Augen legte. Diejenigen, welche das Glück genossen, mit dem großen Manne zu verkehren, erinnerten sich später noch mit Entzücken der Stunden, die sie in seiner Gesellschaft verlebten. Es ist leider so wenig, was uns aus Lessing's näheren Lebensverhältnissen aufbewahrt worden ist. Außer den genannten Freunden verkehrte er gern bei einem Herrn von Gasc, der Assessor beim französischen Untergerichte war, und bei Frau Therbusch, welche eine geschickte Malerin und Besitzerin des Gasthofes „Zur weißen Taube" war, der jetzt in der Heiligengeiststraße mit der Nummer 21 bezeichnet ist.

Doch konnten diese Verhältnisse und dieser Verkehr einem Lessing nicht auf die Dauer genügen. Den Wunsch, die Welt in möglichst weitem Kreise kennen zu lernen, hatte er stets gehegt und hegte ihn auch noch, zudem boten die Verhältnisse damals in Berlin nicht viel Abwechslung; die preußische Hauptstadt, welcher die heutige Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit noch gänzlich abging, stand auf dem einseitigen Standpunkte eines übermäßig hoch geschraubten preußischen Patriotismus. Lessing hätte gern einmal etwas anderes kennen gelernt. Dazu kam, daß ihm der Standpunkt seiner Freunde nicht mehr genügte, er übersah sie alle längst, und sie, die seinem kühnen Fluge nicht zu folgen vermochten, fühlten sich gedrückt; der Welt gegenüber waren sie bedeutende Geister, neben Lessing verschwanden sie vollständig. Sie fühlten das, und Lessing fühlte das auch, und wenn auch die äußere Freundschaft dadurch nie einen Stoß erlitt, so sank doch allmälig die geistige Befriedigung, welche sie eine Zeit lang einander gewährt hatten. Lessing fühlte, daß es gut sei, nicht erst zu warten, bis eine Entfremdung eingetreten sei, er benutzte eine Gelegenheit, welche sich bot, um Berlin und seine Freunde zu verlassen. In Leipzig hatte er bei dem Regimente seines Freundes Kleist einen Oberst Tauentzien kennen gelernt. Dieser war General und Gouverneur von Breslau geworden und trug Lessing unter sehr günstigen Bedingungen die Stelle eines Sekretärs bei ihm an. Lessing liebte die Bewegtheit des kriegerischen Lebens, seine Leipziger Freunde wollten schon einmal gehört haben, er sei als Offizier in ein Freibataillon getreten, ohne Bedenken nahm er die dar-

gebotene Stelle an. Ohne seinen Freunden ein Wort zu sagen, ohne seine Wohnung zu kündigen ging er im November 1760 nach Breslau.

Aus der Zeit dieses dritten Aufenthaltes in Berlin stammt ein von Tischbein vortrefflich gemaltes Bild Lessing's, welches von der Friedländer'schen Familie der Nationalgallerie in Berlin geschenkt worden ist und daselbst aufbewahrt wird. Dieses Bild zeigt bei der sprühendsten Energie in Haltung wie Ausdruck die frischen, gerundeten Züge des früh herangereiften, aber doch noch völlig jugendlichen Mannes*).

Gleich nach Lessing's Abreise von Berlin ernannte ihn die dortige Akademie der Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede. Lessing war sehr gleichgültig gegen diese Ehre.

Seinen Weg nach Breslau nahm Lessing über Frankfurt, wo er das Grab seines geliebten Kleist besuchte. Breslau war kurz vor Lessing's Ankunft von den Oesterreichern unter Laudon belagert gewesen, der General Tauentzien hatte durch seine heldenhafte Vertheidigung die schlesische Hauptstadt seinem Könige erhalten und sich dafür des letztern dankbare Anerkennung erworben. Die Anhänglichkeit dieses Generals an Friedrich den Großen bezeichnete Lessing mit den Worten: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauentzien gewiß darunter gestanden haben.“ Fünf Jahre lang war dieser tapfere General der Vorgesetzte Lessing's und beide Männer haben stets im besten Verhältnisse zu einander gestanden.

Lessing's Leben in Breslau zeigte nun freilich mit den Berliner Verhältnissen nicht die geringste Aehnlichkeit. Während er in Berlin völlig Herr seiner Zeit war, sah er sich in Breslau durch die Pflichten eines Amtes zum erstenmal in seinem Leben in einer Weise gebunden, welche ihm nicht immer behaglich war. An Moses schrieb er im März 1761: „Ihnen gestehe ich es am allerungernsten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden gewesen bin. Nicht wahr, nur ein einzigesmal habe ich von hier aus an Sie geschrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich also auch nur ein einzigesmal recht zu mir selbst gekommen bin. — Nein, das hätte ich mir nicht vorgestellt! aus diesem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten, als das anstrengendste Studiren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden. Ach bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er gleicht sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein alles, was ich habe, sie, so ich weiß nicht was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen? Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finstern Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer.“

In der That waren solche Mißstimmungen nur vorübergehend. Im Ganzen waren die Jahre in Breslau die heitersten in Lessing's Leben. Er hatte kei-

*) Adler, a. a. O. Nr. 44, S. 174.

nerlei materielle Sorgen, sein Einkommen war ein ziemlich bedeutendes, seine Stellung war eine sehr ehrenvolle und einflußreiche, die wichtigsten Unternehmen und Besorgungen des Generals wurden durch ihn vermittelt, mit den hervorragendsten Persönlichkeiten des preußischen Heeres kam er nach und nach in Berührung. Wenn er gewollt hätte, so würde er sich auch ein bedeutendes Vermögen haben erwerben können. Tauentzien war auch Generalmünzdirektor und leitete als solcher die Finanzoperazionen des Königs. Bekanntlich ließ Friedrich der Große, um seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen, von Zeit zu Zeit den Metallwerth der Münzen verringern, und diejenigen Personen, welche von diesen bevorstehenden Verschlechterungen frühzeitig Kenntniß hatten, konnten dabei natürlich große Summen gewinnen. Lessing als Sekretär des Münzdirektors erfuhr die Münzveränderungen stets früher als alle anderen, aber diese Kenntniß zu seinem Vortheil auszubeuten widerstrebte stets seinem empfindlichen Ehrgefühle.

Was nun die amtliche Thätigkeit Lessing's in Breslau anlangt, so war seine Lebensweise so eingerichtet, daß die Vormittagsstunden den Amtsgeschäften gewidmet waren, worauf er gewöhnlich bei seinem General zu Tisch speiste. Gegen vier Uhr, nach Aufhebung der Tafel, ging er in einen Buchladen, auch wohl in eine Bücherauktion, meistentheils aber nach Hause, wo er in einer Sprechstunde die zahlreichen persönlichen Anliegen von Bittenden aller Art erledigte. Der Rest der Zeit bis zum Abend war seinen Studien oder wissenschaftlichen Unterhaltungen mit Freunden, die ihn besuchten, gewidmet. Gegen sieben Uhr ging er häufig ins Theater, und von da, oft ehe das Stück zu Ende war, in eine Spielgesellschaft. Lessing spielte in Breslau oft und hoch, ihm war die Aufregung des Farao ein Gegengewicht gegen die unaufhörlich arbeitenden Gedanken seines Geistes, von denen das Spiel ihn vollständiger als jedes andere Zerstreuungsmittel abzog. Er behauptete, die leidenschaftliche Anstrengung der Aufmerksamkeit, mit der man ihn buchstäblich im Schweiße seines Angesichts, selbst wenn er gewann, am Faraotische arbeiten sah, setze seine stockende Maschine in Thätigkeit, bringe die Säfte in Umlauf und befreie ihn von einer körperlichen Beklemmung, an der er öfter leide. Wenn er kaltblütig spielte, sagte er, so würde er gar nicht spielen. Auch in Hamburg wandte Lessing manche Stunde dem Farao zu, von Wolfenbüttel aus besetzte er Nummern im Hamburger Lotto. In Breslau kam er oft erst in der Nacht aus seinem Spielklubb zu Haus. Ein Bäcker, bei welchem er damals wohnte, war sehr verdrießlich über die unregelmäßige Lebensweise seines Miethmannes, und suchte sich dadurch zu rächen, daß er von Pfefferkuchenteig die Gestalt eines Nachtwächters, welcher die Unterschrift Gotthold Efraim Lessing trug, backte und zum Verkauf ausstellte.

Die Wissenschaften wurden in Breslau durchaus nicht vernachlässigt. Er verkehrte viel mit zwei gelehrten Schulmännern, Arletius und Klose. Den größten Theil seines Einkommens verwandte er auf Anschaffung einer Bibliothek, welche bei seinem Abgange von Breslau die Zahl von sechstausend Bänden umfaßte. Auch das Interesse für das Theater blieb rege. In Breslau befand sich die schon erwähnte Gesellschaft von Franz Schuch, deren Vorstellungen Lessing gern und oft besuchte. Während seine Berliner Freunde seinen Aufenthalt in Breslau als verlorene Zeit betrachteten, sammelte Lessing in reicher Fülle Menschenkenntniß ein

und machte Studien zu jenem herrlichen Lustspiele, welches bis auf den heutigen Tag das einzige nazionale Lustspiel der deutschen Bühne geblieben ist. Noch heute nennt man, wie Adolf Stahr erzählt, in Breslau die Stätte des Gartens auf dem Bürgerwerder, wo Lessing in heiteren Frühlingsmorgenstunden den Entwurf zu seiner Minna von Barnhelm schuf. Die längste Zeit seines Aufenthaltes in Breslau wohnte Lessing in dem damaligen Gouvernementsgebäude, welches jetzt in der Junkerstraße Nr. 2 gezeigt wird. Seine Eltern und Geschwister erhielten von Breslau aus sehr ansehnliche Unterstützungen in baarem Gelde.

Als der General Tauentzien 1762 auszog, um Schweidnitz zu belagern, begleitete ihn Lessing ins Feld. Die Belagerung begann im Juli und endete am 9. Oktober mit Uebergabe der Festung. Lessing stand im Lager in dem langen Dorfe Peile zwischen Reichenbach und Nimptsch. Aus dieser Zeit sind uns mehrere Briefe Lessing's erhalten worden, welche bei dem Mangel aller anderen genauen Nachrichten um so interessanter sind. Einen Geschäftsbrief und einen sehr heitern Brief an Nikolai lassen wir folgen.

An den preußischen Ober-Auditeur Wilcke in Breslau.

Ew. Hochedelgeboren habe anbei abermals die Ehre, verschiedene kürzlich eingegangene, das Auswechslungsgeschäft betreffende Briefschaften zu übermachen. Als:

1. Ein Schreiben des General Laudon, welches die Antwort auf das jüngst an den Feldmarschall Daun gesandte ist. Ew. Hochedelgeboren werden daraus ersehen, daß ich in dem Briefe an den Obersten von Schröder einen kleinen Fehler gemacht. Ich habe ihn indeß schon reparirt, und es soll nicht wieder geschehen.

2. Ein Schreiben des (östreichischen) General Sarbelloni. Das letzte Packet an ihn ist richtig abgegangen.

3. Ein Schreiben des Herzogs von Würtenberg, welchem zufolge Dieselben das Erforderliche ergehen zu lassen belieben, und auf die Entlassung des darin erwähnten Kapitän Wernsdorf dringen werden.

4. Das Schreiben des Kap. von Reizenstein, dessen Gesuch um so viel eher abzuschlagen, da ihm eigentlich nicht einmal der erstere Urlaub zugedacht gewesen.

5. Ein Schreiben des Generalmajor von Asseburg. Gleichfalls abzuschlagen, oder vielmehr gar nicht zu beantworten, weil Se. Excellenz ihn schon letzthin durch mich ersuchen lassen, ihn überhaupt mit dergleichen Anträgen für die dortigen gefangenen Offiziere zu verschonen.

Der ich mit aller Hochachtung verharre

Ew. Hochedelgeboren
gehorsamster Diener
Lessing.

P. S. Auf den 11. wird unsere zweite Mine springen und uns hoffentlich Meister vom bedeckten Wege machen. Doch ist zu vermuthen, daß der Feind noch eher kapituliren wird, indem es ihm an Munizion gebricht.

An Nikolai.

Liebster Freund,

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu schreiben, und zwar eine doppelte Noth. Fürs erste: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir sie also nicht als Almosen wollen zukommen lassen —

(Sie sollten sich schämen, mit mir auf so genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, ist eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundschaft. Handel und Wandel leidet keine Freundschaft: aber Freundschaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unsern Briefwechsel anders als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichsten Wortverstande nichts als ein Briefwechsel sein soll? Wenn Sie mit keinem andern Wechsel übers Ohr gehauen werden, als mit diesem, so wird Ihr Beutel ein sehr gesegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundschaft eine Kapitalistin werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, ist ein Kapital, welches Sie bei mir unterbringen. Und die Interessen dieses Kapitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Kapital geschlagen, und tragen neue Interessen, welche wieder zu dem Hauptstuhle geschlagen werden, so daß, je länger ich nicht antworte, desto größer Ihr Kapital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht, da ist nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! Lieber Freund, verschmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Lassen Sie uns noch drei Jahre münzen, und die begreiflichsten Reichthümer sollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulci claudantur — vor allen Dingen meine Parenthesis) —

so muß ich mir schon gefallen lassen, sie als Antworten zu erpressen. Und damit Sie auch gleich wissen, was Sie mir antworten sollen, so vernehmen Sie meine zweite Noth. Auf beiliegendem Zettel stehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenschen Katalog —

(Der ehrliche Mann, höre ich, ist an einer poetischen Dysenterie *) gestorben. Daran sterbe ich nicht. Eher noch an einer poetischen Obstrukzion, Konstipazion — wie heißt das griechische Wort! Schlagen Sie Hebenstreit's Anhang zu Woyt's medizinischem Lexiko nach, da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch so viel vergesse, ich behalte doch wenigstens die Bücher, wo ich es wiederfinden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends selber kaufen — das kann ich jetzt — so gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern steht sicherlich mehr, als ich vergesse. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergesse, desto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode, vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu sehen. Nämlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere legere vivere desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus diesem Kata-

*) Er hatte eine Siegespredigt in Versen gehalten.

log habe ich vor der Hand nichts gezogen, sondern aus dem Baumgartenschen Katalog) —

gezogen habe, und die ich alle haben muß. Sein Sie also so gut und lassen Sie mir sie erstehen. Oder erstehen Sie mir sie vielmehr selbst. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie losbitten:

Madame Nikolai,

Unbekannterweise — das ist ein Glück für mich, denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, dieselben hiermit ganz ergebenst zu ersuchen, mir zu Liebe und Ihnen selbst zur großen Ehre, die Selbstüberwindung zu haben und zu erlauben, daß Ihr Mann — Ihr lieber Mann sollte ich sagen, denn ich erinnere mich, daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet sind — daß Ihr lieber Mann also — aber wenn es noch Ihr lieber Mann ist, so wird Ihnen die Selbstüberwindung allzuviel kosten. Es bleibt also bei dem ersten — daß Ihr Mann schlechtweg, so lange die Baumgartensche Aukzion dauert — es ist keine Möbelaukzion, Madame. Wo Geschmeide oder Silberzeug zu erstehen ist, da werden Sie ihn wohl von selbst hinschicken — sich alle Nachmittage ein paar Stunden von Ihrer grünen Seite entfernen darf. Er soll so gut sein und Bücher für mich erstehen, wenn Sie so gut sein und es ihm erlauben wollen. Die verdammten Bücher! — Werden Sie nicht ungehalten, Madame, für sich soll er kein Blatt erstehen. Wer Frau und Kinder zu versorgen hat, muß freilich sein Geld klüger anwenden. Aber unser eins; ich bin so ein Ding, was man Hagestolz nennt. Das hat keine Frau, und wenn es schon dann und wann Kinder hat, so hat es doch keine zu versorgen. Was machte ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht Geld ist es ohne dies, herzlich schlecht Geld, so schlecht, daß man sich ein Gewissen daraus machen muß, seine alten Schulden damit zu bezahlen. Denn sonst könnte ich es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! Lieber mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner lieben künftigen Frau warten. Denn ich bin ein Hagestolz, der es nicht ewig bleiben will, das Exempel unserer Freunde ist ansteckend. Liebe Madame, haben Sie etwa eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht hübsch untergebracht wissen möchten? Sie wissen vielleicht nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung habe. Ihr Mann war außermaßen unentschlüssig, ob er Ihr Mann werden sollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht so sehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau sein wollen — — Ich muß toll im Kopfe sein, daß ich heute alles so ohne Ueberlegung hinschreibe! Wenn Sie eine erkenntliche Frau sind, so kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen aus dem Kopfe. Nein, Madame, ich habe ihm nicht zugeredet. Wenigstens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag in Ihrem Ehestandskalender doch für Wetter stehen, welches will, mir dürfen Sie weder den Sonnenschein noch den Sturm zuschreiben. Aber wieder auf die Aukzion zu kommen! Steht Sonnenschein im Kalender, so entlassen Sie Ihren Mann freundlich in die Aukzion, steht Sturm, so jagen Sie ihn hinein. Er mag gern gehen oder nicht gern, Ihnen werde ich es in beiden Fällen zu danken haben. Empfangen Sie also meinen Dank. Ich pränumerire meinen Dank sehr gern. Denn

wer kann eine Gefälligkeit abschlagen, für die man schon den Dank empfangen hat? Nein Madame, das ist nicht möglich, und in fester Ueberzeugung dieser Unmöglichkeit verharre ich, Madame,

Dero unbekannterweise
ganz ergebenster Diener.

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau bestellen sollen, aber diesen können Sie immer bestellen. Sie gehen also in die Aukzion, und erstehen mir die Bücher. Hier werden sehr oft Pferde und Packsättel veraukzionirt, ich bin wieder zu Ihren Diensten. Die ich mit einem * notirt habe, müssen Sie mir um Gotteswillen nicht weglassen, ich muß sie absolut haben! Die rechte Hand schreibt: absolut, und die linke schnippt mit den Fingern dazu, es ist also mein Ernst. Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erstes Aviso assigniren. Darauf können Sie sicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beitrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verspräche. Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Kompliment an Moses. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen, ich kann ihn aber nicht schließen, denn eben muß ich fort.

Peile, in Eile.
Wissen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.
d. 22. Oktober 1762.

Ihr
ergebenster Freund
Lessing.

Nachdem der östreichische General Guasko, welcher die Festung tapfer vertheidigte, von Tauentzien zur Uebergabe gezwungen worden, verweilte Lessing eine kurze Zeit in Schweidnitz und kehrte dann mit seinem General nach Breslau zurück, wo er im nächsten Jahre den zu Hubertsburg geschlossenen Frieden in seiner Eigenschaft als Gouvernementssekretär mit großer Feierlichkeit öffentlich ausrief. Von nun blieb Lessing in Breslau, nachdem er im Sommer 1763 den General Tauentzien nach Potsdam zum Könige begleitet und bei dieser Gelegenheit seine Freunde in Berlin, mit Ausnahme von Ramler und Moses, wiedergesehen hatte. Nach Beendigung des Krieges hatte Lessing mehr freie Zeit, und er hing seinen eigenen Arbeiten nun mit solcher Hingabe nach, daß die übergroße Anstrengung ihm im Sommer 1764 eine lebensgefährliche Krankheit zuzog. Der Arzt, welcher ihn behandelte, war ein Anhänger Gottsched's und wurde nicht müde, seinem Pazienten die Verdienste des Leipzigers auseinander zu setzen, wodurch derselbe mehr gequält wurde, als durch das Fieber. Als die Krankheit den höchsten Grad erreicht hatte, besuchte ihn ein Freund, der den Kranken ganz ruhig mit bedeutsamer Miene daliegend fand. Er fragte, was er in diesem Augenblicke denke. Lessing entgegnete: „Ich bin begierig zu erfahren, was in meiner Seele beim Sterben vorgehen wird.“ Als ihm erwidert wurde, das sei ja nicht möglich, wandte er sich unwillig um und sagte: „Sie intriguiren mich!“ Auch im Angesicht des Todes hörte der große Mann nicht auf, nach der Wahrheit zu forschen, und dieser erhabenen Seelenruhe Lessing's gegenüber kann man nur mit Verachtung an jene Aeußerung des grobknochigen Eiferers Goeze denken, der dem großen Wahrheitsforscher mit der Todesangst in seiner letzten Stunde drohte.

Die Freunde in Berlin hatten Lessing schon völlig aufgegeben, um so größer war ihre Freude über seine Genesung. Ramler hatte ihm dieselbe in einem Briefe ausgesprochen, Lessing erwiderte ihm darauf:

„Liebster Freund,

Tausend Dank für Ihre besorgsame Freundschaft! Krank will ich wohl einmal sein, aber sterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin so ziemlich wieder hergestellt, außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beschwert bin. Ich hoffe, daß sich auch dieser bald verlieren soll, und alsdann werde ich wie neu geboren sein. Alle Veränderungen unsers Temperaments, glaube ich, sind mit Handlungen unserer animalischen Oekonomie verbunden. Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und schmeichle mir, daß ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünscht mich gesund, aber sollten sich wohl Dichter eine athletische Gesundheit wünschen? Sollte der Fantasie, der Empfindung, nicht ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher sein?“

Diese Unpäßlichkeit hielt denn auch noch eine geraume Zeit an. „Ein ärgerliches Leben,“ sagte Lessing, „wenn man auf ist, und vegetirt, und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein. Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich selten gewesen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will.“ Lessing's Familie hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß er in seiner Stellung, die ihm ein so bedeutendes Einkommen gewährte, so lange als möglich bleiben werde. Aber ein Geist wie Lessing's fand in den gewählten Verhältnissen nur jedesmal so lange Ruhe, wie sie ihm neue Seiten boten. Nur durch die Mannichfaltigkeit der immer neuen Erscheinungen wird die Klarheit, die Reife gewonnen, und Lessing schrieb ganz mit Recht an seinen Vater, daß er einen andern Zweck im Leben habe, als an Beschäftigungen für den Broderwerb zu denken. Er wolle sich für den Rest seines Lebens nicht zum Sklaven machen, und er sei mehr als jemals entschlossen, von aller Bedienung zu abstrahiren, die nicht nach seinem Sinn wäre. Daß es ihm mit diesen Worten Ernst war, bewies er kurz nachher; es wurde ihm eine Professur in Königsberg angeboten, er schlug sie aus, besonders deswegen, weil er verpflichtet gewesen wäre, alljährlich eine Lobrede auf den regierenden König zu halten.

In den ersten Monaten des Jahres 1765 verließ Lessing Breslau, um sich wieder nach Berlin zu begeben. Seine Freunde hatten gemeint, er habe in Breslau seine Zeit verloren, und hatten ihm selbst ihre Mißbilligung nicht verhehlt. Lessing ließ sie gewähren, er theilte ihnen von seinen Arbeiten nicht eher etwas mit, bis sie vollendet waren. Die Früchte seines Breslauer Aufenthaltes waren zwei Werke, um welche ihn die größten Geister der Welt beneiden könnten, es waren *Minna von Barnhelm* und der *Laokoon*.

Es wird nicht viel gegen den Satz einzuwenden sein, wenn wir behaupten, daß die Dichtkunst eines jeden Volkes stets dann am größten war, wenn sie am nazionalsten war. Es liegt das in der Natur der Sache. Keine Eigenschaft ist mehr im Stande, den Menschen zu erniedrigen, als der maßlose Egoismus; nichts dagegen erhebt den Menschen mehr über sich selbst, als die Selbstverläugnung.

Die schönste Blüthe der Selbstverläugnung aber ist die wahre, echte Vaterlandsliebe, die ihr eigen Gut und Blut für nichts achtet, wenn es das Wohl der heiligen Mutter, das Wohl des Vaterlandes gilt. Nur ein Volk, welches sittlich hoch steht, kennt eine solche Vaterlandsliebe; ihm erblüht aus dieser Vaterlandsliebe aber auch das schöne Gedeihen des großen Ganzen, so wie des Einzelnen, und auch jener Satz ist tiefe Wahrheit, daß die Kunst da am größten war, wo die Menschen am glücklichsten waren. Die Freude am Vaterlande ist die Begeisterung, welche hohe Entwürfe sucht und findet; die Empfindung des eigenen Glückes sichert diesen Entwürfen eine freudige, liebevolle Ausführung. So muß die Kunst stets da das Höchste leisten, wo sie die Interessen des eigenen Volkes mit warmer Liebe vertritt. Viele Beispiele erhärten diesen Satz. Das zersplitterte griechische Volk wurde zweimal zu großen gemeinsamen Unternehmungen begeistert; die erste war der Kampf gegen Troja, seine Frucht war die höchste Blüthe der epischen Dichtung in den Gedichten Homer's. Zum zweitenmal loderte der Patriotismus auf in der Zeit der Perserkriege, und in eben diese Zeit fällt die Vollendung des Drama in den Händen der drei großen Dichter Aeschylus, Sofokles, Euripides. Virgil und Horaz bei den Römern, Dante und später Torquato Tasso bei den Italienern, Shakespeare bei den Engländern, sie alle nehmen eine ähnliche Stellung ein wie jene Griechen. Nach Göthe's Ausspruch kam der erste wahre Gehalt in das geistige Leben des deutschen Volkes durch die Thaten Friedrich's des Großen. Die Frucht dieses hohen nazionalen Aufschwunges war ein herrliches Stück, Lessing's Minna von Barnhelm. Es war das erste wahrhaft nazionale deutsche Stück, es ist das einzige geblieben. Warum wohl? Hat das deutsche Volk seit Friedrich dem Großen nichts gethan, was des Liedes werth wäre? Im Zeughause zu Berlin steht eine Sammlung von Siegeszeichen, so stolz, wie sie die ganze Welt nicht weiter aufzeigen kann. Oder haben die übrigen deutschen Dichter sich nicht zu der Höhe der Anschauung, nicht zu der Höhe des sittlichen Bewußtseins aufzuschwingen vermocht, wie Lessing? Wenigstens soviel steht fest, daß in den Werken keines andern deutschen Dichters eine so großartige Sittlichkeit in der edelsten, freiesten Bedeutung des Wortes herrscht, als in den Werken Lessing's. Wir wollen versuchen, für den Beweis dieser Behauptung einige Gesichtspunkte anzudeuten. Sie werden sich aus der Besprechung der Minna ergeben.

Der ehrenhafte Mann findet seine reinste Befriedigung in dem, was er für andere leistet und wirkt. „Der Fürst ist der erste Diener des Staates," sagte Friedrich der Große. Auch Lessing hat sein ganzes Leben hindurch nur im Dienste der Menschheit gewirkt. Er, der König der Geister, hat die schwersten Arbeiten stets für sich gesucht, die schwersten Kämpfe bestanden. An seinen eigenen Vortheil dachte er stets so wenig, daß er mehrmals Universitätsprofessuren ausschlug, und einer pekuniär sehr günstigen Stellung entsagte, nur um ungehindert für die Wahrheit kämpfen zu können, und der Kampf für die Wahrheit ist der Kampf für das Wohl der Menschheit. Das uneigennützige Schaffen für den Nächsten ist der Grundzug in Lessing's großem, edlem Karakter, es ist der Grundzug auch in Minna von Barnhelm. Oder wollen wir diesen Gedanken in einen schönen Satz des Kristenthums fassen, so können wir sagen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!" Alle edlen Figuren der Minna treten für diesen Gedanken ein, die

beiden unedlen Figuren des Dramas, der Wirth und der Franzose, treten den Grundsatz der Nächstenliebe mit Füßen. Der Major von Tellheim hat in seinen glücklichen Tagen, als die Zukunft im Lichte schöner Hoffnungen vor ihm lag, sich mit einem liebenswürdigen Mädchen aus reicher und edler Familie verlobt. Unglückliche Ereignisse reißen ihn aus seiner Stellung, berauben ihn seines Vermögens, heften einen schweren Tadel an seine Ehre, den er um so tiefer empfindet, da er völlig ungerecht ist. Unter diesen Verhältnissen hält er es für geboten, seiner so innig geliebten Braut zu entsagen, nicht seinetwegen, denn ihm erwächst aus der Auflösung dieser Verbindung nur Schmerz und völlige Hoffnungslosigkeit, sondern seiner Braut wegen, welcher niemand soll vorwerfen können, sie habe einen armen, verabschiedeten, an seiner Ehre gekränkten Offizier geheirathet. Er besitzt edle Standhaftigkeit genug, um auf seinem Entschlusse selbst dann zu bestehen, als seine Braut ihm selber entgegentritt und seine Gattin zu werden begehrt, um sein Mißgeschick lindern zu können. Doch sobald dem Major gesagt wird, daß seine Braut arm und verstoßen sei, ist er augenblicklich bereit, alle seine Kräfte anzustrengen, um ihr ein freundliches Loos zu erringen, ja der starke, stolze Mann ist sogar bereit, den Flecken, der auf seiner Ehre haftet, stillschweigend zu dulden, nur damit seine Braut nicht mit ihm zu leiden habe. Kann eine größere, eine edlere Uneigennützigkeit gedacht werden? Und als ihm das Schicksal alles wiedergibt, was ihm geraubt war, als die glänzendsten Aussichten sich für ihn eröffnen, da legt er alles freudig der zu Füßen, welche als eine Enterbte und Verstoßene vor ihm steht.

Minna ist würdig, die Geliebte eines solchen Mannes zu sein. Sie durchstreift die Welt, um den aufzusuchen, welcher durch seinen Edelmuth ihr Herz schon gewonnen hatte, ehe sie ihn nur einmal gesehen; der Unwille ihres Oheims und die drohende Enterbung sind nicht im Stande, sie von ihrem Entschlusse abwendig zu machen. Als sie den Major in den drückendsten Verhältnissen findet, ihn, der sie reich und geehrt verlassen hatte, da fragt sie nicht nach seinen Umständen. „Ich habe ihn wieder!“ das ist ihr einziges Wort, ihre einzige Empfindung; jetzt freut sie sich ihrer Reichthümer, weil sie nicht sowohl sich selber, als dem geliebten Manne dadurch das Leben angenehm machen kann. Uneigennützige Liebe ist der Grundzug sowohl in ihrem als in Tellheim's Karakter. Und dieser Grundzug äußert sich bei beiden konsequent in allen Verhältnissen. Tellheim verweigert die Annahme einer Summe, welche er einem Freunde baar vorgeschossen, weil dessen Wittwe ihm in dieser Summe ihren letzten Nothpfennig bringen will. Tellheim's herrliches Gemüth kann es sogar nicht dazu bringen, den schuftigen Wirth auf verdiente Weise zu behandeln; selbst dem will er nicht schaden, der ihm so oft geschadet hat. Minna ist stets zur Hülfe bereit, auch da, wo sie auf Erkenntlichkeit nicht entfernt rechnen kann.

Ist es nothwendig, die uneigennützige Gesinnung nachzuweisen in dem treuen Diener, der selbst in der schlimmsten Lage nicht von seines Herrn Seite weicht? In dem treuen Wachtmeister, der freudig sein ganzes Eigenthum, die Hoffnung seines Alters, für seinen Major hingeben will? Es wird nicht nöthig sein, denn es kann keinen Deutschen geben, der Deutschlands herrlichstes Drama nicht kennte. Wenn man die ganze Großartigkeit dieser Lessing'schen Karaktere erkennen will,

so vergleiche man mit ihnen doch einmal die berühmtesten Gestalten anderer Dichter; wie wenig erheben sich zu dieser sittlichen Höhe etwa Egmont und Klärchen, oder Max und Thekla, oder Faust und Gretchen, oder die beiden Brüder und ihre Schwester in der Braut von Messina. Sie alle sind starre Egoisten, einem Tellheim und einer Minna gegenüber. Nur ein einziger Dichter hat gleich tief angelegte Karaktere aufzuweisen, es ist Shakespeare in seinem Cymbeline; ein Stück, welches Gervinus mit Recht vielleicht das großartigste der Shakespeare'schen Muse nennt.

Wir haben nur den einen Grundzug in der Karakteristik der Minna von Barnhelm berücksichtigt, auf alle Feinheiten in den einzelnen Personen einzugehen ist hier leider kein Raum. Wie schön sind diese Gestalten gruppirt! Tellheim ist das vollendete Bild eines edeln Mannes, Minna der Ausdruck der anmuthigsten, lieblichsten Weiblichkeit. Der großartig freien Auffassung des Soldatenstandes von Seiten des Majors stellt sich die handwerksmäßige Gewöhnung des gleichwohl edlen Wachtmeisters auf der einen Seite, auf der andern die ehrlose Gaunerei des Franzosen, der nichts als der reisende Fleischerknecht ist, gegenüber. Mit dem Ernste des Majors kontrastirt aufs feinste der aus handfestem Buchenholz gezimmerte und darum so komische Just. Das geradeste Gegentheil zu der Uneigennützigkeit des Majors ist der gewissenlose Eigennutz des Wirthes. Es ist ein Meistergriff Lessing's, daß er in dem Hauptkarakter seines Stückes die Gegensätze zu den Karakteren verschiedener Nebenfiguren vereinigte. In ähnlichem Gegensatze stehen Minna und Franziska; die oberflächlich gutmüthige Schwatzhaftigkeit der letztern gewinnt unser Interesse in weit geringerm Grade als das tiefsinnige, poetische Gemüth des Fräuleins, dem Lessing nicht umsonst so schöne Gedanken in den Mund legte, wie etwa jene: „Es ist so traurig, sich allein zu freuen — oder: „Ein einziger Gedanke gen Himmel ist das vollkommenste Gebet“ — oder: „Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf“ — oder: „Unglück ist auch gut,“ und so vieles Aehnliche. Tellheim und Minna erregen unser Interesse weitaus am meisten von allen Personen des Dramas, nicht allein durch ihre Geschicke, sondern auch durch ihre Karaktere. Wie oft fehlen in ihren Dramen sowohl Schiller als auch Göthe in diesem Punkte.

Wenn wir uns nun zu den Aeußerlichkeiten wenden, wie wundervoll klar tritt uns die ganze Exposizion des Stückes entgegen, wie klar und durchsichtig sind die Motive der handelnden Personen vor Augen gestellt, wie lebenswahr greift die Handlung in einander, wie vortrefflich steigert sich das Interesse, wie schön versöhnt und befriedigt der Schluß! Und bei alledem jener großartige historische Hintergrund, Friedrich des Großen weltbewegende Thaten; jene echte Liebe zum deutschen Vaterlande, welche sich in der Gegenüberstellung der Deutschen und des Franzosen äußert. An einzelnen poetischen Schönheiten sind die Dramen Göthe's und Schiller's reicher, aber an Großartigkeit der Anlage, an vollendeter Kunst der Entwickelung, an wahrhaft deutschem Gepräge in den Karakteren und im Ausdruck, und in der Höhe der sittlichen Idee kommt keines der Minna von Barnhelm gleich. An diesem Stücke hat Göthe in seiner Jugend sich gebildet, und noch als Greis sagte er davon, es sei in den dunklen Zeiten, wo es entstand, wie ein glän-

zendes Meteor erschienen, und habe auf die strebsame Jugend jener Zeit eine unglaubliche Wirkung geübt. Als Minna von Barnhelm aufgeführt wurde, war der Erfolg ein noch nie gesehener. Auf allen Porzellantassen und Kannen prangten fortan die Bildnisse Minna's und Tellheim's, und eine Fluth von Soldatenstücken überschwemmte Jahre lang die deutschen Bühnen. Die Großartigkeit des Lessing'schen Stückes haben wir anzudeuten versucht, die Nachahmungen desselben waren meist plumpe Polterstücke. Der eigentliche Karakter der Minna von Barnhelm wurde so wenig verstanden, daß man den Major zum Repräsentanten der affektirten Soldatenehre machte und diesem Sinne gemäß die neuen Stücke mit spanischen Begriffen von Kavaliersehre füllte. Dazu paßte der gesunde Ton Lessing's natürlich nicht, und man fügte der falschen Ehre noch eine gute Porzion jener sentimentalen Schwächlichkeiten hinzu, welche in der deutschen Poesie von jeher soviel Unheil gestiftet haben.

Wir kehren zur Betrachtung von Lessing's Lebensschicksalen zurück, indem wir die Besprechung des Laokoon noch ein wenig aufschieben.

Im ersten Frühjahre des Jahres 1765 ging Lessing von Breslau ab und kam in Gemeinschaft mit Nikolai, den er auf der Leipziger Messe getroffen hatte, Mitte Mai in Berlin an. Da er in Breslau, wie wir schon erwähnten, einen großen Theil seines Einkommens zur Erwerbung einer Bibliothek, die er bis auf sechstausend Bände brachte, angelegt hatte, so bedurfte er einer Wohnung, welche geräumiger war, als die früheren, und um nicht eine hohe Miethe bezahlen zu müssen, wählte er seine Wohnung in einer Stadtgegend, welche damals in Anbau begriffen war, nämlich nach heutiger Bezeichnung am Königsgraben No. 10. „Dieses Haus, drei Stockwerke hoch und acht Fenster breit, mit auffallend engen Treppen, ist in der Anlage wie in der äußeren Erscheinung noch völlig so erhalten, wie in Lessing's Tagen*).“

Kurze Zeit nachdem Lessing diese Wohnung bezogen, ließ er seinen jüngsten Bruder Karl zu sich kommen und ließ denselben bei sich wohnen. Schon die ersten Tage in Berlin bereiteten Lessing manche Verdrießlichkeiten, und andere sollten nachfolgen. Von Breslau hatte er seinen Bedienten nach Berlin vorausgeschickt. Dieser Mensch gab sich daselbst für den Bruder seines Herrn aus, und da er die Unverschämtheit besaß, sich der Garderobe seines Herrn zu bedienen, so fand er Glauben und machte in Berlin nun verschiedene Schwindeleien, welche für Lessing manche zeitraubende Wege und Verluste herbeiführten. Lessing begnügte sich, den ungetreuen Burschen zu entlassen.

Von größerm Belang war eine zweite Begebenheit, durch welche Lessing mit Friedrich dem Großen in Berührung kam. Der königliche Bibliothekar in Berlin, ein Franzose, war im Anfange des Jahres 1765 gestorben. Durch seinen Tod war eine Stelle erledigt, welche für Lessing wie gemacht schien, seinen Wünschen entsprach und der Gegenstand seiner Hoffnungen bereits seit Jahren gewesen war. Mit dieser Stelle war zugleich die Aufsicht über das königliche Münzkabinet und die Antikensammlung verbunden. Der König trug dem Obersten Quintus Izilius auf, ihm einen andern Bibliothekar vorzuschla-

*) F. Adler, a. a. O. No. 45, S. 178.

gen. Der Oberst brachte Lessing in Vorschlag. Leider kam jetzt die Saat zur Frucht, welche der elende Voltaire in seiner Rachgier bei Gelegenheit des angeblichen Bücherdiebstahls ausgestreut hatte. Voltaire hatte dem Könige den Namen Lessing's mit argen Verdächtigungen genannt, und Friedrich der Große, der ein sehr gutes Gedächtniß hatte, erinnerte sich jetzt an die Worte des Franzosen, er hatte eine Abneigung gegen Lessing gefaßt und erklärte, er wolle Lessing nicht. Darauf lenkte Quintus Izilius die Aufmerksamkeit des Königs auf Winkelmann. Dieser hatte ganz kurze Zeit vorher für den König die Pastensammlung eines Baron's von Stosch in Florenz angekauft und geordnet. Der König war mit diesem Vorschlage zufrieden und befahl, die Unterhandlungen einzuleiten. Quintus wande sich an Nikolai, und dieser gab Winkelmann, welcher sich in Rom befand, Nachricht von der Absicht des Königs. Winkelmann nahm den Ruf um so lieber an, da Quintus Izilius (sein eigentlicher Name war Guichard) sein Universitätsfreund war. Er forderte vom Könige zweitausend Thaler Gehalt, der König ließ ihm die Hälfte bieten. Da trat Winkelmann beleidigt zurück. Seine Entscheidung fiel in den Oktober des Jahres 1765. Von neuem brachte Quintus Izilius nun Lessing in Vorschlag, von neuem erklärte der König mit Heftigkeit, er wolle ihn nicht. Es erhob sich ein starker Wortwechsel, der Oberst erklärte, Lessing sei einer der ersten Gelehrten, wenn der König ihn nicht nehmen wolle, so werde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen. Schließlich entgegnete der König, er werde nach Paris schreiben und sich selbst einen Bibliothekar kommen lassen. Es wurde nun in der That ein Franzose berufen, ein einfältiger Benediktinermönch, der sich als ein völlig unbrauchbarer Bibliothekar erwies. Der gute Mann war dabei höchst abergläubisch; als im Jahre 1783 ein Geistlicher profezeite, das Ende der Welt stehe bevor, der Untergang derselben werde mit der protestantischen Mark Brandenburg beginnen, da legte der einfältige Benediktiner sein Amt nieder und flüchtete schleunigst nach Frankreich zurück. Es war traurig, daß Lessing auf diese Weise von Friedrich dem Großen zurückgestoßen wurde, doch würde es höchst ungerecht sein, wenn wir den Grund zu dieser Handlungsweise in den Gesinnungen des Königs, in einem grundsätzlichen Haß gegen alles Deutsche suchen wollten. Nur die Schuld erbärmlicher Verläumder war es, daß der König so unbillig gegen Lessing verfuhr.

Diesen aber schmerzte die Zurücksetzung tief, und wenn sein stolzes Herz seinen Freunden gegenüber auch nur spöttische Ironie zeigte, so brannte die Wunde doch heißer, als er es gestand, und der Entschluß, Berlin für immer zu verlassen, reifte in ihm. Er wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, und diese sollte sich bald genug finden. Schon im April 1767 folgte Lessing dem Rufe nach Hamburg, über den wir später ausführlich berichten werden.

In Berlin mußte Lessing nun die alten Beschäftigungen, welche sich uns so vielfach als ein Kampf um das tägliche Brod darstellen, wieder aufnehmen. Die geistige Arbeit war ihm in Breslau seine Erholung gewesen, in Berlin wurde sie ihm oft zur Last, und er bezeichnete gegen seinen Bruder Karl wohl die Schriftstellerei als die widerwärtigste und abgeschmackteste Beschäftigung. Körperliche Beschwerden mochten wohl dazu beitragen, ihn so unmuthig zu machen. In

Breslau war sein Körper stärker geworden und an viele Bewegung gewöhnt, das Stubensitzen wurde ihm in Berlin oft beschwerlich. Doch überwand seine Energie diese Hindernisse, und seine Feder arbeitete mit gewohnter Meisterschaft. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin schrieb er den Schluß zu den Literaturbriefen, welche damals aufhörten. Ein vortrefflicher Gelehrter, Meinhard, hatte eine Karakteristik der besten italienischen Dichter und ihrer Werke geschrieben; ihm wurde das Lob Lessing's in reichem Maße zu Theil, da er in Meinhard einen Geistesverwandten entdeckte. Zwei Jahre später lernte Lessing ihn auch in Berlin persönlich kennen, doch leider nur, um ihn bald darauf sterben zu sehen. Meinhard hatte in seinem Buche behauptet, der Dichtkunst sei mit der Begünstigung von Seiten der Fürsten und Großen nicht gedient, das Genie breche sich selbst einem reißenden Strome gleich Bahn; mit völliger Freiheit sei ihm am meisten gedient, die Gunst der Großen lege ihm drückende Fesseln an. Lessing nannte diese Bemerkung eben so scharfsinnig als wahr, sie war ihm ganz aus dem Geiste geschrieben, auch er war sehr wenig von der Protekzion der Großen, und noch weniger von der Bewerbung darum erbaut. Tellheim sagt: „Die Dienste der Großen sind gefährlich und lohnen der Mühe, des Zwanges, der Erniedrigung nicht, die sie kosten."

Den besten Theil seiner Zeit und seiner Kraft wandte Lessing einem Werke zu, welches er in Breslau zum größten Theile ausgearbeitet hatte. Dieses Werk, welches in der neuern Zeit eine ähnliche Stellung einnehmen sollte, wie die Poetik des Aristoteles im Alterthum, trug den Titel: „Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poesie." Diese Abhandlung, welche im Mai 1766 erschien, zog aufs schärfste die Grenzen, in welchen die Künste sich bewegen müßten, sie ist gewissermaßen eine großartige Offenbarung, welche aller Unsicherheit ein Ende machte. Sie erschien in einer Zeit, wo aus England die poetische Malerei, die beschreibende Dichtung nach Deutschland herübergekommen war und sich in bedenklicher Weise breit zu machen begann. Bestochen wurde das Urtheil der Menge noch durch die Bestrebungen Klopstock's und Kleist's und anderer Dichter, welche nach dem Vorgange des Engländers Thomson sich ganz besonders der beschreibenden Poesie hingaben; die Kunstrichter in der Schweiz erhoben die malende Dichtkunst zum Sistem, und Winkelmann sogar stellte den Satz auf, daß die Malerei eben so weite Grenzen haben könne, als die Dichtkunst, und daß der Maler ebensowohl im Stande sei, dem Dichter zu folgen, als dies der Musiker vermöge. Ein französischer Kritiker, der Graf Caylus, hatte die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirstein der Dichter gemacht, und den Rang der letzteren nach der Anzahl der Gemälde bestimmt, zu welchen sie dem Maler den Entwurf bieten.

In Breslau hatte Lessing mit besonderer Vorliebe sich mit dem Studium des Homer und des Sofokles beschäftigt, durch diese beiden großen Dichter war der Laokoon in ihm zur Reife gediehen, denn die Grundideen zu demselben lassen sich schon früher bei Lessing nachweisen. In der Einleitung zum Laokoon geht Lessing von einem Satze des Simonides aus, welcher gesagt hatte, daß die Malerei eine stumme Poesie und die Poesie eine redende Malerei sei. Hierzu bemerkt Lessing: „Dieser Ausspruch war ein Einfall, dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen

zu müssen glaubt. Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkungen, sie dennoch sowohl in den Gegenständen, als in der Art ihrer Nachahmung verschieden wären." Diese Grenzen der beiden Künste nachzuweisen und dem falschen Geschmacke entgegen zu arbeiten, war die Absicht Lessing's im Laokoon.

Er knüpft seine Betrachtungen an einen Ausspruch Winkelmann's über die bekannte Gruppe des Laokoon. Winkelmann macht darauf aufmerksam, daß in dieser Gruppe der Schmerz des Laokoon sich nicht sowohl in dem Gesichte allein, sondern in dem ganzen Körper zeige, „der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt und gleichsam abgewogen." Tadelnd gedenkt Winkelmann des Virgil, der seinen Laokoon ein schreckliches Geschrei erheben lasse, welches der bildende Künstler nicht kenne. Winkelmann will also damit sagen, daß dieses Schreien ein Fehler sei, den nur der Dichter, nicht aber der Bildhauer zeige. Lessing wies nach, daß allerdings der Künstler dieses Schreien im Marmor nicht nachahmen wollte, daß aber der Dichter dieses Geschrei absichtlich ausdrückte. „Der Grieche," sagt Lessing, „wollte die Malerei auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt wissen, die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihn nichts edler, als der Endzweck der Kunst," während die neueren Maler gern das Handwerksmäßige ihres Bildes zu ihrem Endzweck machen. Wenn nun die griechischen Künstler nur das Schöne darstellen wollten, so mußten alle Bilder des Häßlichen von ihren Vorwürfen ausgeschlossen sein. „Es gibt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Zustande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind." So war also dem Dichter, der nicht körperliche Erscheinungen uns vor Augen stellt, der weiteste Spielraum gelassen, wo das Feld des darstellenden Künstlers von selber sich begrenzt. „Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen, er mußte Schreien in Seufzen mildern, nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise entstellt. Denn man reiße dem Laokoon nur in Gedanken den Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreien, und sehe. Es war eine Bildung, welche Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann. Die bloße, weite Oeffnung

des Mundes — bei Seite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut." Doch noch andere Schranken stellen dem Bildner sich entgegen, die für den Dichter nicht da sind. „Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affektes ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Fantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächeren Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt." Ferner darf jener Augenblick, welcher durch die bildliche Darstellung eine unvergängliche Dauer erhält, nichts ausdrücken, was sich nur als an den flüchtigen Moment gebunden denken läßt. „Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unseren Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick sein können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich sein, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder graut. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach, oder zerstört das leidende Subjekt. Wenn also auch der geduldigste, standhafteste Mann schreit, so schreit er doch nicht unablässig. Und nur dieses Scheinbare, Unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoon vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken."

Die angeführten Sätze zeigen uns Schranken, welche dem darstellenden Künstler aus der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Kunst erwachsen; für den Dichter gelten diese Schranken nicht. Seiner Nachahmung steht das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheiten offen, für ihn kann die Schilderung der sichtbaren Hülle eines schönen Geistes, wenn diese Hülle auch noch so vollkommen ist, nur eins von den geringsten Mitteln sein, um uns für seine Personen zu interessiren. Oft vernachlässigt er dieses Mittel gänzlich, wenn die edleren Eigenschaften seines

Helden uns so gewonnen haben, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken. Zuweilen wird der Dichter uns nur einzelne Züge seines Helden zeigen, und zwar nur die, welche seinen Zwecken entsprechen. Wenn Virgil's Laokoon clamores horrendos ad sidera tollit, so ist das ein erhabener Zug für das Gehör, mag er doch für das Gesicht sein, was er will, denn niemand wird hier daran denken, daß ein zum Schreien weit geöffneter Mund unschön aussieht. „Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt. Der Dichter ist nicht genöthigt, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu konzentriren. Züge, welche für sich betrachtet, beleidigen könnten, thun in der Verbindung, in welche der Dichter sie einreiht, die trefflichste Wirkung. Wir kennen den Laokoon des Virgil bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater, wir schließen aus dem Schreien eines solchen Mannes nicht auf einen weichlichen Karakter, sondern auf ein unerträgliches Leiden, welches uns der Dichter durch dieses Schreien allein sinnlich machen konnte. „Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so that der Dichter eben so wohl, daß er ihn schreien ließ?"

Doch es scheint, als ob diese Rechtfertigung nur für den erzählenden, nicht zugleich auch für den dramatischen Dichter gelte. Das Drama ist für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt und dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. Auf der Bühne treffen die Aeußerungen des Schmerzes unsere Sinne, und je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt werden, besonders da der Anblick eines rein körperlichen Schmerzes das Mitleid nicht in dem Grade beanspruchen kann, wie andere Uebel. Wenn man nun noch bedenkt, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich bis zur Illusion wird treiben können, so scheinen die neueren dramatischen Dichter, welche der Darstellung des körperlichen Schmerzes ausweichen, einen Vorzug vor den Alten zu verdienen, welche sich nicht scheuten, wie Sofokles im Filoktet, ein fysisches Leiden auf die Bühne zu bringen. „Doch wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibt Filoktet eines von den Meisterstücken der Bühne. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu erweitern und zu verstärken gewußt! Er gab dem Filoktet eine Wunde, und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Dieses bis zur höchsten Pein schon an und für sich gesteigerte Leiden war verbunden mit völliger Beraubung der menschlichen Gesellschaft, mit Hunger und mit allen Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist. Der Einsame ist seines Körpers nicht mächtig, fremde Hülfe naht ihm nicht, seine Klagen verfliegen in der öden Luft, wir sehen alles Elend, das die menschliche Natur treffen kann, über den Un-

glücklichen zusammenschlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns, und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischt. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Filoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn nun auch noch seines Bogens beraubt sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte. Ein Mensch, der unter solchen Umständen die lauten Ausbrüche seines Schmerzes vermeiden könnte, müßte uns als nichts anderes erscheinen, als ein gefühlloser Gladiator, der dazu abgerichtet wurde, zu leiden ohne zu zucken. Nicht so des Sofokles Filoktet. Seine Klagen sind die eines Menschen, seine Handlungen die eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses, bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann."

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde eines Dichters sein mag, der Künstler dennoch verschiedene Züge desselben oft nicht brauchen kann. „Der Satz erleidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; bloß aus Erwägung der weitern Sfäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannichfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden. Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst sein will, so sei sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester, und die jüngere untersage der ältern nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet.

„Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und den Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußern Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können. Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte nicht alle Zeit so vollkommen sein, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehrt." Während der freie Künstler den Bakchos in vollendet schöner Gestalt darstellte, mußten diejenigen seiner Bildsäulen, welche für die Anbetung bestimmt waren, durch Hörner verunstaltet werden.

Sehr beengend sind für den Künstler oft auch die Schranken, welche ihm die Pflicht auferlegt, sein Werk für den Beschauenden verständlich zu machen, und in der stummen Sprache der bildenden Kunst ist das oft sehr schwer. „Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen, muß

sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen; dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Wenn der Dichter Abstrakta personifizirt, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam karakterisirt. Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personifizirten Abstraktis Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder, weil sie etwas anderes sind und etwas anderes bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren. Die Sinnbilder dieser Wesen bei dem Künstler hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibt, warum soll sich das der Dichter aufdringen, der von dieser Noth nichts weiß? Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern auszìert, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedient sich aber der Dichter dieser malerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.“ Wenn die Griechen dem Ares eine Lanze gaben, dem Apoll eine Leier, so waren das weniger Sinnbilder, als vielmehr Werkzeuge, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, welche ihnen zugeschrieben wurden, nicht hervorbringen können. Solche poetische Attribute erhöhen den Begriff, welcher in der bildlichen Darstellung liegt; rein allegorische Attribute löschen das Leben aus und machen die geisterfüllte Gestalt zur todten Maske.

Es gibt Gebiete, wohin der Künstler dem Maler gar nicht folgen kann. Wenn Homer erzählt, daß mitten in einer großen Versammlung ein Gott einem Helden allein sichtbar, den übrigen unsichtbar ist; wenn er die gewaltige Größe seiner Götter — der gefallene Ares bedeckt sieben Hufen Landes — wenn er ihre Schnelligkeit schildert, wie soll der Künstler alles das darstellen? Soll man den Werth des Dichters hier auch danach bestimmen, wie weit er für den Maler gearbeitet hat? Und ließe sich andererseits selbst aus dem vollkommensten Gemälde das Bild des Dichters stets wieder vollkommen herstellen? Wenn Homer's Werke verloren wären, und wir besäßen nichts mehr als eine Reihe von Gemälden nach seinen Gedichten, würden wir aus ihnen uns wohl, nicht von dem ganzen Dichter, sondern nur von seinem malerischen Talente den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben? „Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sei das Gemälde der Pest (Il. I, 44 bis 53). Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieses Gemäldes ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemälde wieder herstellen, was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und schoß seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen starben und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

Βῆ δὲ κατ᾽ Οὐλύμποιο καρήνων χωόμενος κῆρ,
τόξ᾽ ὤμοισιν ἔχων ἀμφηρεφέα τε φαρέτρην.
ἔκλαγξαν δ᾽ ἄρ᾽ ὀϊστοὶ ἐπ᾽ ὤμων χωομένοιο,
αὐτοῦ κινηθέντος· ὁ δ᾽ ἤϊε νυκτὶ ἐοικώς.
ἕζετ᾽ ἔπειτ᾽ ἀπάνευθε νεῶν, μετὰ δ᾽ ἰὸν ἕηκεν·
δεινὴ δὲ κλαγγὴ γένετ᾽ ἀργυρέοιο βιοῖο.

οὐρῆας μὲν πρῶτον ἐπῴχετο καὶ κύνας ἀργούς,
αὐτὰρ ἔπειτ᾽ αὐτοῖσι βέλος ἐχεπευκὲς ἐφιεὶς
βάλλ᾽· αἰεὶ δὲ πυραὶ νεκύων καίοντο θαμειαί.

So weit das Leben über das Gemälde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt mit Bogen und Köcher steigt Apollo von den Zinnen des Olympos. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellt — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich, die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache zu übertragen. Es ist ebenso unmöglich, sie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob sie schon nur der kleinste Vorzug ist, den das poetische Gemälde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Galerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathpflegenden, trinkenden Götter. Ein goldener offener Palast, willkürliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pokal in der Hand, von Hebe, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Kontraste, welche Mannichfaltigkeit des Ausdrucks? Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die selbst kein Gemälde sind (Il. IV, 1 — 4):

Οἱ δὲ θεοὶ πὰρ Ζηνὶ καθήμενοι ἠγορόωντο
χρυσέῳ ἐν δαπέδῳ, μετὰ δέ σφισι πότνια Ἥβη
νέκταρ ἐνῳνοχόει· τοὶ δὲ χρυσέοις δεπάεσσιν
δειδέχατ᾽ ἀλλήλους, Τρώων πόλιν εἰσορόωντες.

Das würde selbst ein mittelmäßiger Dichter nicht schlechter gesagt haben, und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb."

Wenn nun aber ein Gedicht sehr ergiebig für den Maler, dennoch aber selbst nicht malerisch, hinwiederum ein anderes sehr malerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler sein kann, so ist es auch nicht möglich, die Brauchbarkeit für den Maler zum Probirstein der Dichter zu machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen zu wollen.

Durch diese Reihe von Beispielen und durch die Schlüsse, welche Lessing aus ihnen zieht, führt er uns zu den Grundregeln, welche Poesie und Malerei scheiden, und das eigenste Wesen beider zugleich aussprechen. Er gibt uns diese hochwichtigen Regeln in folgenden Sätzen.

„Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur Gegenstände ausdrücken, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren; hingegen können auf einander folgende Zeichen auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

„Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

„Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Zentrum einer Handlung sein. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

„Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. Insofern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

„Die Malerei kann in ihren koexistirenden Komposizionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

„Ebenso kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

„Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände."

Unser Blick erfaßt, wenn ein Gegenstand uns vor die Augen tritt, die einzelnen Theile desselben, ihren Zusammenhang und das Ganze im Nu. Wenn der Dichter aber auch in der schönsten Ordnung uns von einem Theile des Gegenstandes zum andern führt, wenn er uns die Verbindung auch noch so klar zu machen weiß, so gebraucht er doch immer Zeit dazu. Was das Auge mit einemmal übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wieder vergessen haben. Aus diesen Zügen sollen wir uns ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig, es kann sie abermals und abermals durchlaufen; für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht etwa in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück,

welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem Begriffe des Ganzen zu gelangen. Ein Dichter kann mir eine Blume beschreiben, er kann mir alle einzelnen Merkmale derselben getreu angeben, und doch wird seine Beschreibung nicht entfernt das Vergnügen in mir erwecken, als wenn ich dieselbe Blume von der Hand eines Meisters gemalt erblicke.

Homer gibt in seinen Gedichten niemals Beschreibungen. Auch den Schild des Peliden beschreibt er nicht, sondern er stellt dar, wie dieser Schild entsteht, wir sehen ihn werden, wir haben Handlung, nicht Beschreibung vor uns. Helena besaß eine göttliche Schönheit, aber nirgends läßt Homer sich in eine umständliche Schilderung dieser Schönheit ein. Gleichwohl ist sein ganzes Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. „Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!“ Freilich schildert uns Homer die Schönheit seiner Helena, aber wie? Als Helena in die Versammlung der Aeltesten des trojanischen Volkes tritt, da schauen die ehrwürdigen Greise sie an, und einer spricht zum andern, den unsterblichen Göttern gleiche dieses Weib, und keine Thorheit sei es fürwahr, um ihren Besitz Jahr für Jahr so manches Leid zu tragen. Gibt uns dieser Ausspruch nicht einen viel höhern Begriff von der Schönheit des göttergleichen Weibes, als wenn etwa der Meister der glänzenden poetischen Schilderung, als wenn Ariost durch fünf Stanzen hin uns die Schönheit seiner bezaubernden Alzina in ihre Atome auflöst? Schon die Alten tadelten einen Dichter, der es unternahm, die Schönheit der Helena nach ihren einzelnen Theilen beschreiben zu wollen.

Der Raum ist das Gebiet des Malers, die Zeit das Gebiet des Dichters. —

Im Alterthum gab Aristoteles die bestimmenden Regeln für die einzelnen Zweige der Kunst an, in neuer Zeit baute Lessing gewissermaßen auf demselben Grunde weiter. Dem deutschen Volke gebührt die Ehre, denjenigen Kritiker zu den Seinen zu zählen, welcher allein würdig ist, neben den scharfsinnigsten und umfassendsten Geist des Alterthums, neben Aristoteles gestellt zu werden.

Die Wirkung des Laokoon war eine gewaltige. Freilich verstanden ihn nur wenige, doch unter diesen wenigen unterwarfen sich ein Herder, ein Göthe, ein Wieland willig den Gesetzen dieser Offenbarung und beugten sich mit Zuversicht unter die leitende Hand Lessing's. Als achtzehnjähriger Jüngling las Göthe den Laokoon mit einem begeisterten Entzücken, welches selbst in seinem Alter noch nicht erloschen war. Herder sagte von dem Laokoon, er sei ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Filosofie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen seien. Schiller urtheilt über Lessing gleich ehrenvoll, er sagt: „Liest man ihn, so möchte man wirklich glauben, daß die gute Zeit des deutschen Geschmacks schon vorbei sei; denn wie wenig Urtheile, die jetzt über die Kunst gefällt werden, dürfen sich an die seinigen stellen.“

Die neueste Zeit hat freilich mehr als einmal den großen Lessing, als dessen Schüler sich Göthe willig bekannte, meistern wollen. Aber was ist das Resultat dieser Ueberklugheit gewesen? Mit Recht erinnert Adolf Stahr an die wunderlichen Räthsel auf der Schloßbrücke und im Peristil des Museums in Berlin. Es hielte nicht schwer, sehr zahlreiche Parallelen aus der Literatur unserer Tage

beizufügen. „Ich glaube warnen zu müssen, daß man Lessing je leichtsinnig widerspreche," — dieses Wort des scharfsinnigen Gervinus möge wohl beherzigt werden.

Als Winkelmann in Rom die erste Nachricht von dem Laokoon erhielt, äußerte er sich sehr geringschätzig über „den jungen Bärenführer (er dachte sich Lessing als Hofmeister eines halleschen Studenten), dem das ehrwürdige Alterthum und die erhabene Kunst ein Geheimniß bleiben müsse." Als er aber das Buch selber erhalten und gelesen hatte, schrieb er: „Ich ziehe meine Meinung von Herrn Lessing zurück, die mir zu vergeben ist, da ich von diesem gelehrten Manne vorher nichts gelesen hatte." Und an einer andern Stelle sagte er, Lessing schriebe wie man geschrieben zu haben wünschen möchte, und es sei rühmlich, von einem solchen Manne allein der Beurtheilung würdig geachtet zu werden. Später freilich ward es Winkelmann nicht leicht, die Ueberlegenheit des Lessing'schen Verstandes anzuerkennen; in seinen Briefen ließ er sich zu harten, unwürdigen Aeußerungen über Lessing hinreißen. Als der große Alterthumsforscher am 8. Juni 1768 unter dem verruchten Messer eines Buben in Triest gefallen war, erhielt Lessing aus den Händen des Herrn von Stosch dessen gesammte Korrespondenz mit Winkelmann. Bei der Herausgabe der Briefe ließ Lessing jene scharfen Stellen unverändert stehen, er wußte, daß sie ihn nicht treffen konnten. Lessing selber hat stets das Verdienst Winkelmann's so neidlos anerkannt, daß er sogar bei der Nachricht von dem Tode desselben sagte, er hätte ihm gern einige Jahre seines Lebens schenken wollen.

Kurze Zeit nach der Herausgabe des Laokoon machte Lessing im Juni 1766 in Gesellschaft eines jungen Edelmannes, Leopold von Brenkenhof, eine Reise nach Pyrmont. Brenkenhof wohnte in Berlin mit Lessing in demselben Hause, später lebte er als Oberst in Potsdam. Auf dem Rückwege von Pyrmont hielt sich Lessing einige Tage in Göttingen auf. Die Universität stand damals in ihrer höchsten Blüthe. Vor allen wirkte hier der große Orientalist und Exeget Johann David Michaelis, mit dem Lessing schon seit längerer Zeit in einem freundschaftlichen Verhältnisse stand. Lessing sprach darüber, daß die Kristen so wenig von dem erführen, was die Schriftgelehrten in ihren Hörsälen vortrügen oder in ihren meist lateinischen Büchern bekannt machten. Auf Michaelis machte diese Bemerkung einen so starken Eindruck, daß er sich fortan mit einer Uebersetzung des alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte beschäftigte. Dieses Werk erschien nicht lange nachher in dreizehn Theilen. Mit dem Bibliothekar Dietze, einem vortrefflichen Kenner der romanischen Literatur, knüpfte Lessing ein Freundschaftsverhältniß an. Auch seinen alten Leipziger Freund Kästner suchte Lessing in Göttingen wieder auf. Sehr angenehme Tage verlebte Lessing darauf in Halberstadt bei Gleim, seinem warmen Verehrer, der ihn in einem Gedichte feierte und ihm seine Kasse und seine Bücher zur Verfügung stellte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin wurde Lessing durch Krankheit, durch einige kleinere Reisen und durch verdrießliche Geschäfte verhindert, eher als Ende Oktober an Gleim die entliehenen sechs Pistolen zurückzuschicken. Verdrießlich war für Lessing jetzt der Aufenthalt in Berlin überhaupt. Das einzige, worauf er so lange gehofft und worauf man ihn so oft vertröstet, sei fehlgeschlagen, schrieb er an seinen Vater. Er meinte

damit die Stelle als Bibliothekar des Königs. In der That konnte Lessing in Berlin jetzt keine Ruhe mehr finden. Er trug in sich das gerechte Selbstbewußtsein, daß von allen französischen Günstlingen des Königs, der abgedankte Voltaire nicht ausgeschlossen, niemand würdig sei, ihm, dem ersten Geiste seiner Zeit, auch nur die Schuhriemen zu lösen. Ein starker und edler Karakter kann es verschmerzen, um einer großen Sache willen leiblich zu leiden; aber die elendesten Schmarotzer in behaglicher Sicherheit die Früchte genießen zu sehen, welche jeder gerechte Mund als das verschleuderte Eigenthum des Arbeitenden anerkennen muß, das nagt am Herzen, und dieser Gedanke nagte auch an Lessing's Herzen. Denn so stark und unverwundbar der große Mann seinen Freunden auch stets erschien, so schlug doch ein weiches warmes Herz in seiner Brust. Um diese Zeit, im Herbst des Jahres 1766, erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, dem er gern und willig Folge leistete. Um die Bedeutung dieses Rufes für Lessing und für Deutschland würdigen zu können, wird es nothwendig sein, daß wir die Hamburger Zustände aus dieser Zeit etwas genauer kennen zu lernen suchen.

Wir erinnern uns, daß eine stehende Bühne damals in Deutschland überhaupt noch nicht existirte. Der Mann, welcher zuerst den Gedanken faßte, eine solche in Hamburg zu begründen, war Johann Friedrich Loewen *). Er hatte in Göttingen die Rechte studirt, und wäre gern als Dozent an der dortigen Universität geblieben, doch konnte er die zur Promozion nöthigen Mittel nicht erschwingen. Er ging nach Hamburg und war eben im Begriff, sich nach London zu begeben, als ein Legazionsrath Zink, der sein Talent erkannte, ihn ins Haus nahm. Loewen wurde nun in kurzer Zeit durch seine poetischen Schriften rühmlich bekannt, die Literaturbriefe erwähnten ihn mit Beifall. Durch den Umgang mit Schauspielern wurde in ihm die Liebe zum Theater erweckt, welcher er sein Leben lang treu blieb.

Das Hamburger Publikum stand damals auf einer sehr niedrigen Stufe. Die uns von Leipzig her bekannte Neuberin gab in ihrer Abschiedsrede den Hamburgern den Rath, sie sollten sich einen Harlequin verschreiben und ihn zum Vorbilde nehmen. Sie kehrte nicht wieder nach Hamburg zurück, statt ihrer erschien 1741 Johann Friedrich Schönemann mit seiner Truppe. Er war ein strebsamer Kopf, er hob Ordnung und Sitte in seiner Gesellschaft, brachte die komische Oper auf die Bühne, verdrängte die gangbaren schlechten Uebersetzungen durch bessere und gab im allgemeinen den Ton an, welcher in Rücksicht auf Spiel, Darstellung und Personal auf deutschen Bühnen bis in die Zeit der französischen Revoluzion vorherrschte. In seiner Gesellschaft bildeten sich die ersten und größten deutschen Schauspieler, ein Eckhof, ein Ackermann, ein Schröder. Schönemann arbeitete unablässig an der Veredlung seines Unternehmens. Seit dem Jahre 1753 kamen unter seinem Vorsitze an bestimmten Wochentagen seine Schauspieler zusammen und besprachen und belehrten sich wechselseitig über ihre Kunst. Schönemann hatte eine Tochter, welche eine vorzügliche Schauspielerin, eine der Hauptzierden der Bühne ihres Vaters war. Sie wurde die Gattin Loewen's, der nun in Gemeinschaft mit Eckhof sich der Bühne eifrig annahm. Die Gesellschaft er-

*) Danzel-Guhrauer II, 1, S. 106 ff.

reichte eine höhere Stufe der Vollkommenheit, das Publikum, dem alle Begeisterung allerdings fremd war, ließ es doch an Theilnahme und Unterstützung nicht fehlen, und dem Unternehmen würde eine gewinnreiche Zukunft nicht gefehlt haben, wäre es nicht in sich selbst zerfallen. Schönemann trat aus Liebhaberei zu Pferden 1757 vom Theater zurück, Eckhof verließ in Folge von Zwistigkeiten die Gesellschaft, Loewen ging mit seiner Gattin und seinem Schwiegervater nach Schwerin, wo er die Stelle eines Sekretärs so lange bekleidete, bis das Theater ihn von neuem nach Hamburg rief. Hier hatte Koch aus Leipzig die Schönemann'sche Gesellschaft, zu welcher Eckhof zurückkehrte, glücklich erneuert. Von 1758 bis 1763 gelang es ihm, ununterbrochen in Hamburg sich zu halten. Die besten Köpfe Hamburgs unterstützten ihn. Kristof Bode und Moses Wessely, die wir beide später genauer kennen lernen werden, hielten mit anderen Abendzirkel, denen Koch mit einigen seiner Schauspieler beiwohnte; man verhandelte über Sachen der Kunst und der Bühne. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges ging Koch nach Leipzig zurück, an seine Stelle trat Ackermann. Von seiner Gesellschaft sagte Loewen später, daß sie sowohl in Ansehung ihrer Schauspieler, als auch der äußerlichen Pracht die vorzüglichste in Hamburg wäre. Sie führte eine glänzende Epoche herbei und wurde die Wiege des heutigen deutschen Theaters. Ackermann's Stiefsohn war der große Ludwig Schröder. Ackermann hatte Sinn für das Große in seiner Kunst, und dem entsprach sein Unternehmungsgeist. Er baute ein eigenes Schauspielhaus in Hamburg, das am 31. Juli 1765 mit einem Prolog Loewen's eröffnet wurde. Ackermann bot alle seine Kräfte auf, um innern Werth und äußern Glanz in seinen Vorstellungen zu vereinigen, das beste, was die damalige deutsche Literatur an Originalien und Uebersetzungen bot, wurde benutzt. Loewen gewann einen bedeutenden Einfluß als Rathgeber, Prologenschreiber und Theaterkritiker, doch waren seine Vorschläge nicht immer zweckmäßig, und als Ackermann das schließlich einsah und sich mehr zu Schröder hinneigte, da verwandelte Loewen sich in einen Feind der Bühne, welche er in Zeitschriften und Flugblättern heftig angriff. Der Ackermann'schen Gesellschaft wurde dadurch mancher Schaden zugefügt, und als noch ein anderer Umstand dazu kam, mußte sie weichen. Eine ihrer besten Schauspielerinnen nämlich, eine Madame Hensel, wünschte von ihrer Nebenbuhlerin, der als tragische Heldin nachher so berühmt gewordenen Karoline Schulz aus Wien, welche seit mehreren Jahren bei Ackermann war, befreit zu werden. Madame Hensel stand in einem vertraulichen Verhältniß zu einem Hamburger Kaufmann Namens Seyler. Angeregt durch Loewen und überredet durch die Hensel stellte Seyler sich an die Spitze eines großartigen Unternehmens. Mit Seyler als Vorsteher vereinigten sich noch elf angesehene Bürger und Kaufleute in Hamburg zu der Absicht, ein stehendes Theater, wie man sagte ein Nazionaltheater zu stiften. Seyler bildete mit zwei anderen den engern Ausschuß der Gesellschaft, an sie vermiethete Ackermann sein Schauspielhaus mit Dekorazionen und Zubehör für tausend Thaler Gold jährlich auf zehn Jahre, von Fastnacht 1767 bis dahin 1777. Loewen erhielt das Direktorium, er sollte für die Auswahl der Stücke und für die Rollenvertheilung sorgen, auch durch Vorlesungen die Schauspieler bilden, wie er selbst alles vorher angegeben hatte, so daß Loewen als die eigentliche Seele des Unternehmens erscheint. Von ihm ging auch

der Gedanke aus, welcher dem ganzen so rasch und spurlos vorübergehenden Unternehmen die Unsterblichkeit sichern sollte, nämlich die Berufung Lessing's. Das ganze Unternehmen, von Loewen durch eine „Vorläufige Nachricht“ in die Oeffentlichkeit gebracht, erregte in Deutschland großes Aufsehen und große Erwartungen. In Hamburg selber aber verfehlten Mißgunst und Bosheit nicht, schon vor dem Beginn des großen und schönen Unternehmens dasselbe zu erniedrigen und zu verdächtigen. Ein bedeutender Mißgriff war es, daß man in einer Stadt wie Hamburg, dessen Publikum schon die Neuberin so verächtlich verspottete, das Ballet abschaffte, unter dem allerdings ganz richtigen Vorwande, daß dadurch der Würde des Theaters Eintrag geschähe. Karoline Schulz erhielt keine Einladung zu bleiben, sie ging nach Leipzig, wo die studirende Jugend enthusiastisch zu ihren Vorstellungen strömte. Ihre schönen schwarzen Augen übten große Anziehungskraft auch auf den jungen Göthe, welcher damals dort studirte. Auch Schröder verließ Hamburg und ging nach Mainz.

Solches waren die Verhältnisse, in welche Lessing nun eintreten sollte. Man faßte den Entschluß, ihn als Dramaturgen und Konsulenten mit 800 Thaler Gehalt zu berufen. Loewen wandte sich im November 1766 mit einer Anfrage an Nikolai, welchen er bat, Lessing einmal zu prüfen. Lessing bedachte sich nicht lange; „ich stand müßig am Markte,“ sagte er. Um die Verhältnisse selber kennen zu lernen, reiste er im Dezember 1766 nach Hamburg, und kehrte nach einem Aufenthalte von mehreren Wochen zufrieden nach Berlin zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen. An Gleim schrieb er: „Ich bin in Hamburg gewesen, und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hinzugehen, wahrscheinlicher Weise, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es soll mir nicht schwer fallen, Berlin zu vergessen. Meine Freunde daselbst werden mir immer theuer werden, immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinsten — doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man sein Mißvergnügen über diese Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu suchen? — Fragen Sie mich nicht, auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn sie mir in Hamburg nur nichts nehmen, so geben sie mir eben so viel, als sie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater und den Unternehmern desselben eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verspricht. Ich will meine theatralischen Werke, welche längst auf die letzte Hand gewartet haben, daselbst vollenden und aufführen lassen. Solche Umstände waren nothwendig, die fast erloschene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden.“

Außer der Stellung am Theater bot sich Lessing in Hamburg auch noch eine andere Aussicht. Er lernte hier den bereits genannten Bode kennen, der seit zehn Jahren in Hamburg als Literat lebte, und durch seine Verhältnisse zu Koch, Eckhof und andern Schauspielern auch mit dem Theater in Verbindung getreten war. Als eine reiche Heirath ihm die Mittel dazu gab, wurde er aus einem Schriftsteller ein Buchdrucker. Es ward ausgemacht, daß in seiner Druckerei nicht allein alle Zettel und Flugblätter für das tägliche Bedürfniß des Theaters, sondern auch alle neuen Schauspiele und Theaterkritiken gedruckt werden sollten.

Mit ihm vereinigte Lessing sich, er übernahm einen Antheil an der Druckerei und führte das Geschäft mit Bode gemeinsam. Um die Kosten zu diesem Geschäfte bestreiten zu können, mußte Lessing seine reiche Bibliothek verkaufen, er behielt nur, was ihm unumgänglich nöthig war. In Berlin veranstaltete er rasch eine Ausgabe seiner Lustspiele, in welcher zum erstenmal Minna von Barnhelm erschien, 1767. Nach vier Jahren erschien die zweite Auflage. Der Ertrag dieser Lustspiele war ein geringer, ebenso brachte der Verkauf der kostbaren Bibliothek nur wenige hundert Thaler. Doch Lessing ließ sich das alles nicht anfechten, er hatte große Hoffnungen auf Hamburg gesetzt. Deshalb schlug er auch einen Ruf als Professor der Archäologie und Inspektor der Kunstsammlungen in Kassel aus. Ihm schien die Freiheit in Hamburg einer jeden Beamtenstellung weit vorzuziehen. In den ersten Tagen des April 1767 verließ Lessing Berlin. Er ist seitdem dorthin nur noch dreimal auf wenige Tage zurückgekehrt. Bei seinem Umzuge entdeckte er noch, daß sein Bedienter, ein Franzose, ihm eine nicht unbedeutende Anzahl von Büchern, welche theils mit Lessing's eigenhändigen Anmerkungen versehen waren, gestohlen und als Makulatur verkauft hatte.

Am 22. April 1767 wurde das neue Theater in Hamburg mit Kronegk's Trauerspiel Olint und Sofronia eröffnet. An demselben Tage wurde mit Lessing's Ankündigung die Hamburgische Dramaturgie begonnen. Diesen Titel wählte er für das kritische Wochenblatt, womit er den Gang der neuen Bühne Schritt für Schritt begleiten wollte. Nachdem er darin auf die von Loewen längst bekannt gemachten Absichten der Theaterverwaltung hingewiesen, hielt er es für nöthig, ein sehr ernstes Wort gegen die alten Feinde und Neider des Theaters zu richten. Er sagt: „Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil sie sich selbst am besten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabsichten erblicken. Man könnte ihnen diese Beruhigung ihrer selbst gern gönnen; aber wenn die vermeinten Nebenabsichten sie wider die Sache selbst aufbringen; wenn ihr hämischer Neid, um jene zu vereiteln, auch diese scheitern zu lassen bemüht ist: so müssen sie wissen, daß sie die verachtungswürdigsten Glieder der menschlichen Gesellschaft sind. Glücklich der Ort, wo diese Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgesinnter Bürger sie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verstattet, daß das Bessere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotische Absichten ein Vorwurf ihres spöttischen Aberwitzes werden!“ Gegen Loewen hatten die losen Mäuler lustig geschrieen und die allzeit fertigen Federn dreist genug geschrieben, vor Lessing's Wort verstummte jeder Unglimpf plötzlich, so lange Lessing dem Theater in Hamburg angehörte, ließ niemand sich wider dasselbe hören.

Mit Freimüthigkeit wies Lessing in seiner Ankündigung auch dem Publikum seine Stellung zu; seine Worte treffen auch hier wieder die Norm für alle ähnlichen Verhältnisse. „Wir werden,“ sagt er, „die Stimme des Publikums niemals geringschätzig überhören, und eben so wenig sein Urtheil ohne Unterwerfung vernehmen. Nur daß sich nicht jeder kleine Kritikaster für das Publikum halte, und derjenige, dessen Erwartungen getäuscht werden, auch ein wenig mit sich selbst zu Rathe gehe, von welcher Art seine Erwartungen gewesen. Nicht jeder Liebhaber ist Kenner; nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stückes, das richtige Spiel Eines Akteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller anderen schätzen.

Man hat keinen Geschmack, wenn man nur einen einseitigen Geschmack hat, aber oft ist man desto parteiischer. Der wahre Geschmack ist der allgemeine, der sich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann."

Lessing machte darauf aufmerksam, wie wenig die deutsche Literatur damaliger Zeit noch an guten Stücken bot, er gab zu bedenken, daß auch mittelmäßige Stücke oft Glanzrollen für diesen oder jenen Schauspieler böten, und warnte, die Fehler des Schauspielers und des Dichters zu verwechseln. „Den einen um etwas tadeln, was der andere versehen hat, heißt beide verderben, jenem wird der Muth benommen, und dieser wird sicher gemacht." Mit Recht wies Lessing schließlich noch darauf hin, daß die Schauspieler, welche damals auftreten sollten, zu denjenigen zählten, deren Spiel den Geschmack des Publikums bilden könne. Denn einen Verein von besseren Schauspielern hatte Deutschland damals nicht aufzuweisen. Es gehörten zu ihnen Eckhof und Borchers, und die Frauen Loewen, Hensel, Mekour. Letztere hatte die wunderliche Grille, zu verlangen, daß sie in der Dramaturgie weder im Guten noch im Bösen genannt werde. Sie beraubte sich selber dadurch des Ruhmes bei der Nachwelt. Eckhof war der größte Schauspieler seiner Zeit, er führte von französischen Grimassen, von widerlicher Uebertreibung in Mienen und Gesten zu der natürlichen Darstellung echter Menschennatur zurück. Seine Stelle ist neben Lessing; dieser erneuerte das deutsche Schauspiel, jener die deutsche Schauspielkunst. Selbst als eine zelotische Geistlichkeit in Hamburg den heftigsten Krieg gegen das Theater eröffnete, blieb Eckhof ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Anfangs kritisirte Lessing auch das Spiel der Schauspieler, doch seine treffenden Bemerkungen stießen auf so viel falsche Empfindsamkeit, daß er schon nach vier Wochen nur noch über die Stücke sprach. Auch Loewen wurde es bald müde, den Schauspielern Vorlesungen zu halten, niemand wollte ihm zuhören. Er trat diesen Theil seiner Thätigkeit an Eckhof ab.

Solche Unregelmäßigkeiten wären nicht denkbar gewesen, wenn von Anfang an die Leitung des Unternehmens eine völlig einheitliche und energische gewesen wäre. Aber in diesem so hochwichtigen Punkte begann es bald zu stocken. Schon am 22. Mai schrieb Lessing an seinen Bruder in Berlin: „Mit unserm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anstehen. Es ist Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner ist." Die Verwaltung scheute weder Mühe noch Kosten, um das Publikum heranzuziehen und zu fesseln, aber Hamburg war damals nicht der Ort, ein solches Unternehmen zu würdigen. Der Reiz der Neuheit war bald abgeschliffen, und das meist vom Parteigeist geleitete Publikum äußerte eine Kälte, welche natürlich ist bei unreifen Naturen, denen ein höheres Verständniß eben so wohl als ein patriotischer Sinn fehlt. Dazu traten Kabalen neidischer und unverständiger Menschen; die Kaufleute dachten, daß ihr Geld in ihren eigenen Beuteln den besten Platz hätte, und bald fand sich Ebbe in der Theaterkasse. Der Geldmangel zog Uneinigkeit, Unfolgsamkeit und Widersetzlichkeit der Schauspieler nach sich. Um Michaelis war das Kapital der Unternehmer zugesetzt, die Verwaltung nahm zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht, Possen wurden gegeben, am 20. November machten nach Minna von Barnhelm Seiltänzer ihre Luftsprünge. Die Ge-

sellschaft konnte im Winter in Hamburg nicht bestehen. Schmählicherweise fand eine elende Gesellschaft französischer Komödianten, welche im Dezember in Hamburg eintraf, starken Zulauf. Die deutsche Bühne schloß am 4. Dezember für den Winter ihre Vorstellungen und ging nach Hannover, wo sie unter Beifall und Zuspruch spielte. Im Februar 1768 traf auch Schröder wieder bei der Truppe ein.

Lessing blieb den Winter über in Hamburg, ihn beschäftigte vollauf die Ausarbeitung seiner Dramaturgie. Den Fall des Unternehmens, auf welches er so große Hoffnung gesetzt, konnte niemand jetzt mehr abwenden, und diese sichere Voraussicht schmerzte Lessing tief. Nichts von alledem, worauf er in Hamburg seine Zukunft bauen wollte, trug ihm erfreuliche Früchte. Im Winter 1767 feierte sein alter Vater sein Amtsjubiläum, Lessing schrieb ihm dazu und wünschte ihm Glück, doch konnte er seine tiefe Verstimmung nicht verhehlen. Sein Brief enthält die Worte: „Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beschreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich seit Jahr und Tag stecke, wie mißvergnügt ich fast immer gewesen, wie erschöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenkräften befunden: Ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillschweigen nicht allein verzeihen, sondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieser Zeit zu geben im Stande gewesen bin. Wenn ich einmal schreibe, ist es mir nicht möglich, anders zu schreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmsten Brief zu lesen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umständen noch unzufriedener geworden sein, wenn ich mir vorgestellt hätte, wie viel Kummer sie meinen Eltern verursachen müßten. Am besten also, ich ließ sie gar nichts davon wissen. — Gewisse Vorschläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus diesen ist wenig geworden, und ich habe mich endlich entschlossen, meine Versorgung und mein Glück von mir selbst abhangen zu lassen. Ich habe nämlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zusammengenommen, und in Gemeinschaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerei angelegt. Der Vorschuß, den dieses Etablissement erfordert, hat mich genöthigt, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen, aber ich hoffe, es soll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange ist, so hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können." Doch statt sich zu bessern, wurden die Verhältnisse immer schlechter. Im Frühjahr 1768 bat sein Vater um eine Hülfe von hundert Thalern. Lessing ist von seinen Eltern sehr oft in Anspruch genommen worden, er hat stets geholfen, wenn es irgend in seinen Kräften stand, oft borgte er selbst das verlangte Geld. Diesmal war ihm die Hülfe unmöglich, er schrieb an seinen Vater: „Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von diesen letzteren ist es gewiß nicht meine geringste, daß ich meine Eltern in so dringender Verlegenheit wissen muß, und nicht im Stande bin, ihnen so geschwind beizustehen, als ich wünschte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebster Vater, unmöglich zu Ostern mit dem verlangten helfen kann. Aber zu Johannis will ich Rath schaffen, es mag her-

kommen, woher es will. Alles, was ich noch gehabt, steckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müssen, das mich sehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch gewesen, und kann mich kaum einem oder zwei vertrauen, deren Beistand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich sein, daß Sie auf eine oder die andere Weise noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhole ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß, und baar senden." —

Im Februar 1768 mußte die französische Gesellschaft der Fastenzeit wegen ihre Vorstellungen schließen. Jetzt hatte ein Ungenannter, der eine Partei hinter sich zu haben schien, die Frechheit und Herzlosigkeit, in einem Flugblatte zu einer Subskripzion aufzufordern, damit die französischen Possenreißer für Hamburg erhalten blieben, und wäre es auch mit Aufgabe des deutschen Schauspiels. Es war schwerlich Patriotismus, wenn die Hamburger auf diesen nichtswürdigen Vorschlag nicht eingingen. Indessen kam im Mai die deutsche Truppe nach Hamburg zurück, wo eine Anzahl Gläubiger ihrer wartete. Der große Schröder war jetzt auch Mitglied der Gesellschaft, so daß dieselbe so vortrefflich war, wie höchst selten eine andere. Doch alle Anstrengungen waren vergebens, das große und schöne Unternehmen eilte unaufhaltsam dem Untergange zu. Loewen legte im Juli 1768 das Direktorium nieder und ging nach Rostock, wo er zwei Jahre später als Registrator starb. Am 25. November wurde das Theater geschlossen, Lessing war kurz nach Loewen zurückgetreten. So endete nach zwei Sommern diese berühmte Unternehmung. Ackermann übernahm das Theater wieder, und ging mit der Gesellschaft vorläufig nach Hannover. Es war vergebens gewesen, daß patriotische, hochgesinnte Männer ihrem Volke ein Geschenk zudachten, dessen dasselbe nicht würdig war; es war vergebens gewesen, daß selbst ein Lessing mit seinem gewaltigen Geiste für das Unternehmen in die Schranken trat; die edelsten Bestrebungen nach dem höchsten Ziele wurden vereitelt durch die Macht des Eigennutzes und der Dummheit, gegen welche, wie Schiller sagt, die Götter selbst vergebens kämpfen. Am Schlusse der Dramaturgie sagte Lessing im bittern Gefühle der Enttäuschung: „Wenn das Publikum fragt: was ist denn nun geschehen? und mit einem höhnischen n i c h t s sich selbst antwortet, so frage ich wiederum: und was hat denn das Publikum gethan, damit etwas geschehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas schlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal seinen natürlichen Lauf gelassen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nazionaltheater zu verschaffen, da wir Deutschen noch keine Nazion sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern nur von dem sittlichen Karakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen; alles was uns von jenseit des Rheines kommt, ist schön, reizend, allerliebst, göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör, als daß wir es anders finden sollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poesie, Geheul für Musik uns einreden lassen, als

im geringsten an der Superiorität zweifeln, welche dieses liebenswürdige Volk, dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheile erhalten hat." —

Wenn Lessing's großer Geist aus den Gefilden der Seligen heute wieder niederstiege, welche Veränderung würde er finden. Nicht allein politisch ist sein Volk zu einer großen Nazion vereinigt, sondern, was mehr ist, das Licht wahrer Vaterlandsliebe und wahrer Geistesfreiheit beginnt zu leuchten, ein schönes, reines Band schlingt sich um alle deutschen Stämme. Wenn Deutschland sich aber dieser schwer errungenen herrlichen Güter freut, so soll es nie und nimmermehr des großen Mannes vergessen, der das ganze Glück seines Lebens zum Opfer für die Größe und die Freiheit seines Volkes brachte. Ihm freilich kann keine Wohlthat mehr erwiesen werden, sein Staub ruht in dem vergessenen Grabe zu Braunschweig; der schönste Dank und die schönste Ehre, die wir ihm erweisen können, gewähren wir ihm, wenn wir dem Wege nachfolgen, den er uns führte, dem Wege zur Wahrheit und zur wahren Menschenliebe! —

Von der duldsamen Auffassung unserer Tage war jene Zeit freilich noch weit entfernt. Zu derselben Zeit, als man in Hamburg ein deutsches Nazionaltheater zu schaffen versuchte, trat die Geistlichkeit jener Stadt, angeführt von dem später so berüchtigten Göze, gegen das Theater auf den Kampfplatz, aber nicht aus Ueberzeugung von der Verwerflichkeit des Schauspiels, sondern aus Gründen der Zanksucht und des Mißgunstes. Ein würdiger Geistlicher Hamburgs, Namens Schlosser, der ebenso wie Luther die guten Seiten des Schauspiels sehr wohl erkannte, hatte selber ein Stück verfaßt; es wurde unter Schlosser's Namen in Hamburg aufgeführt. Der Beifall, den sein „Herr Bruder" errang, veranlaßte den Göze zu so brutalen Ausfällen, daß der Senat in Hamburg sich genöthigt sah, Schlosser gegen Göze durch ein Edikt in Schutz zu nehmen. Sonderbarerweise gab Göze in einer Streitschrift Lessing als deutschem Dichter hohes Lob, er nannte ihn einen geschickten und edeldenkenden Mann, und den größten der deutschen Theaterdichter. Nachher wehte der Wind aus einer andern Richtung.

Der Geschichte dieses Streites fehlte es nicht an einem komischen Nachspiel. Ein fremder Offizier war in Hamburg zugegen als Minna von Barnhelm aufgeführt wurde. Ueberwältigt von der Schönheit des Stückes wandte er sich an seinen Nachbar mit der Frage, ob er nicht den Verfasser kennen lernen könne? — „Das können Sie sehr leicht," erwiderte der Angeredete, „der Verfasser ist der Pastor Göze." — Am folgenden Tage ging der Offizier zu dem Bezeichneten, der die Komplimente „an den berühmten Schriftsteller" sehr wohlgefällig einstrich, bis der Offizier auf den eigentlichen Grund seiner Verehrung zu sprechen kam, und den Pastor als Verfasser der Minna pries. Da wurde der fromme Mann sehr aufgebracht, und seine Unartigkeit gegen den Fremden war nun ebenso groß, wie früher seine selbstgefällige Höflichkeit. —

Das bedeutungsvolle Werk Lessing's, in welchem er Schritt für Schritt die neue Bühne in ihren Darstellungen begleiten wollte, die Dramaturgie, mußte natürlich sehr empfindlich unter dem unglücklichen Schicksale des ganzen Unternehmens leiden. Es blieb Bruchstück, nur zwei Bände erschienen, welche freilich

für sich schon hinreichend waren, dem Theater gegenüber dieselbe gewichtige Stellung einzunehmen, wie der Laokoon auf dem Gebiete der Kunst. Die Dramaturgie wurde auf Kosten der Gesellschaft in Lessing's eigener Druckerei gedruckt, aber kaum war der erste Band erschienen, als auch sofort in unglaublich frecher Weise ein Nachdruck erschien. Da es in jenen Zeiten Gesetze zum Schutz des geistigen Eigenthums überhaupt nicht gab, so war dieser Nachdruck, welcher den Gewinn für Lessing's Arbeit zum großen Theil in die Taschen der Straßenräuber leitete, nicht der kleinste Grund, weshalb von der Dramaturgie nur zwei Bände erschienen. Lessing sagte freilich: „Die Welt verliert nichts, daß ich anstatt fünf und sechs Bände Dramaturgie nur zwei an das Licht bringen kann," aber dennoch hat die deutsche Literatur einen nicht zu ersetzenden Verlust dadurch erlitten, daß Lessing, wie er sagte, seine Hand von diesem Pfluge abzog; Trost kann nur der Gedanke gewähren, daß selbst das Bruchstück der Dramaturgie gewaltig genug in seiner Nachwirkung war, um bis auf den heutigen Tag das Theater zum Mittelpunkt der Sorgfalt und Thätigkeit unserer größten Dichter und Kritiker, eines Engel, Ramler, Schiller, Göthe, Tiek, Immermann zu machen.

Nach dem Urtheile Nikolai's hatte übrigens Lessing selbst Veranlassung zum Erscheinen des Nachdrucks gegeben. Es war in Deutschland sehr viel Nachfrage nach der Dramaturgie, aber das Buch wurde sehr unordentlich expedirt. Lessing wollte sich nicht dazu verstehen, einen entsprechenden Vorrath nach Leipzig, dem Mittelpunkte des Buchhandels, zu schicken. Bekanntlich haben ja noch heute fast sämmtliche Verlagshandlungen Niederlagen ihrer Bücher in Leipzig, so daß kleine Sortimentsbuchhandlungen jedes bedeutendere Buch aus Leipzig beziehen können. Dadurch werden die Versendungskosten natürlich bedeutend verringert. Lessing wollte aber nur die wirklich bestellten Exemplare, und diese nur von Hamburg aus versenden, so daß fast jedes einzelne Exemplar mit der Post verschickt werden mußte. Und damals kostete allein ein Brief von Hamburg nach Berlin acht Groschen. Es war natürlich, daß Buchhändler und Käufer durch die Kosten der einzelnen Versendungen verdrießlich wurden. Diese Unkenntniß der Geschäfte und dieser Starrsinn, der den wohlgemeinten Rathschlägen der Freunde nicht wich, forderte den Nachdruck geradezu heraus.

Dieselben Gründe waren es, welche die neu eingerichtete Druckerei für Lessing und Bode zur Quelle bitterer Verluste machten. Sie druckten ihre Bücher mit Vorliebe in dem längst ungebräuchlichen und in der That unbequemen Quartformat. Lessing behauptete wohl im Scherz, die deutsche Gründlichkeit habe abgenommen, seit man das Quart gegen die kleineren, gefälligeren Formate vertauschte. Dazu vertheuerten Lessing und Bode unnöthigerweise den Druck durch Umschränkung der Seiten mit rothen Linien, durch kostbare Vignetten und andere Verzierungen. Ein sonderbarer Einfall war es auch, alles Druckpapier aus Italien kommen zu lassen. Die Druckerei brachte nicht nur keinen Gewinn, sondern Lessing verlor mit derselben leider den letzten Rest seines spärlichen Vermögens und machte noch bedeutende Schulden dazu, welche ihn später in Braunschweig sehr empfindlich drückten. Erwähnen wollen wir noch, daß in der Druckerei von Lessing und Bode unter andern auch ein Bardiet von Klopstock gedruckt wurde.

Auch eine Zeitschrift unter dem Titel: Deutsches Museum wollten Les-

sing und Bode mit dem Beginn des Jahres 1768 herausgeben. Klopstock hatte ihnen dazu bereits seinen Hermann und seine Oden, Gerstenberg seinen Ungolino versprochen, doch kam der Plan nicht zur Ausführung; vielleicht ließen die Unternehmer sich durch die Warnungen ihres gemeinschaftlichen Freundes Nikolai bestimmen.

Ehe wir Lessing's Privatleben in Hamburg betrachten, ist es nothwendig, erst den Inhalt der Dramaturgie kennen zu lernen.

Der ausgesprochene Zweck der Hamburgischen Dramaturgie war die selbständige Begründung der deutschen Kunst. Es hat Flachköpfe gegeben, welche behaupten wollten, Lessing hätte keine Liebe zum deutschen Vaterlande gehabt. Vielleicht deshalb, weil er nicht, wie Klopstock, Oden auf dänische Könige machte. Gesprochen hat Lessing allerdings wenig oder gar nicht von seiner Vaterlandsliebe. Er mochte auch in diesem Punkte wohl der Ansicht sein, daß andächtig Schwärmen leichter sei als gut handeln. Denn gehandelt, gewirkt hat Lessing für unser Vaterland ebenso sehr, wie irgend ein anderer. Friedrich der Große legte den ersten Grund zu Deutschlands nazionaler Einigung, Lessing befreite den deutschen Geist von den Fesseln fremdländischer Vormundschaft. Die letzte That ist ebenso unsterblich als die erste. Lessing strebt in allen seinen Werken nach dem eben bezeichneten Ziele hin, in keinem aber mehr als in der Dramaturgie.

Den Beweis über die schmachvolle Herrschaft des Franzosenthums im vorigen Jahrhundert braucht man nicht allein am Hofe in Berlin zu suchen. In ganz Deutschland schrieb man französische Adressen auf die Briefe, und in Hamburg wollte man für französische Possenreißer einen Fond sammeln, damit man das deutsche Theater los würde. Die Ueberschwemmung Deutschlands mit französischen Schauspielern und französischen Stücken trug sehr viel zur Verbreitung des Franzosenthums bei, und es war daher eine echt patriotische That, als Lessing diesem Unwesen ein Ende machte. Die Franzosen selber bezeichneten als ihre größten dramatischen Dichter den Peter Korneille und den Herrn von Voltaire; auch in Deutschland waren diese beiden als unerreichbare Muster angestaunt. Gegen sie als die Hauptgegenstände des franzosenhuldigenden Geschmacks richtete Lessing die schneidenden Waffen seines alles durchdringenden Verstandes und seiner vernichtenden Ironie; eine Feder des erborgten Schmuckes nach der andern zog der große Mann den beiden Franzosen aus, bis sie beide in ihrer fadenscheinigen Armuth dastanden, ein Spott selbst für ihre Landsleute. Es ist hier nicht der Ort dazu, bis ins Einzelne dem kritischen Verfahren Lessing's zu folgen, wir können nur an einzelnen Beispielen die überwältigende Schärfe von Lessing's Geist zeigen, und müssen im übrigen auf die Dramaturgie selber verweisen.

Als die Semiramis von Voltaire aufgeführt wurde, gab Lessing folgende Bemerkungen dazu.

„Nachdem der Herr von Voltaire seine Zaire und Alzire, seinen Brutus und Zäsar geliefert hatte, ward er in der Meinung bestärkt, daß die tragischen Dichter seiner Nazion die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzosen, sagt er, hätten die Griechen eine geschicktere Exposizion und die große Kunst, die Auftritte untereinander so zu verbinden, daß die Szene niemals leer bleibt, und keine Person weder ohne Ursache kommt, noch abgeht, lernen kön-

nen. Von uns, sagt er, hätten sie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen in witzigen Antithesen miteinander sprechen, wie der Dichter mit einer Menge erhabener, glänzender Gedanken blenden und in Erstaunen setzen müsse. Von uns hätten sie lernen können — O freilich, was ist von den Franzosen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig gelesen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung sein zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle diese Vorzüge der Franzosen auf das Wesentliche des Trauerspiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfache Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Herrn von Voltaire etwas einzuwenden? Er spricht, und man glaubt." Da Voltaire stets darüber aus war, etwas neues, noch nicht dagewesenes zu erfinden, so schrieb er seine Semiramis, um ein Gespenst erscheinen lassen zu können. Eine Königin, welche die Stände ihres Reiches versammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Gespenst, das aus seiner Gruft steigt, um Blutschande zu verhindern und sich an seinem Mörder zu rächen; diese Gruft, in die ein Narr hineingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzosen etwas ganz Neues. Es macht so viel Lärm auf der Bühne, es erfordert so viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt ist. — Die Erscheinung eines Geistes war in einem französischen Trauerspiele eine so kühne Neuheit, und der Dichter, der sie wagte, rechtfertigt sie mit so eignen Gründen, daß es sich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen. „Man schrie und schrieb von allen Seiten," sagt der Herr von Voltaire, „daß man an Gespenster nicht mehr glaube, und daß die Erscheinung der Todten in den Augen einer erleuchteten Nazion nicht anders als kindisch sein könne. Wie? versetzt er dagegen, das ganze Alterthum hätte diese Wunder geglaubt, und es sollte nicht vergönnt sein, sich nach dem Alterthume zu richten? Wie? Unsere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorsicht geheiligt, und es sollte lächerlich sein, sie zu erneuern?"

„Diese Ausrufungen, dünkt mich, sind rhetorischer, als gründlich. Vor allen Dingen wünschte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu lassen. In Dingen des Geschmacks und der Kritik sind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, seinen Gegner zum Stillschweigen zu bringen, aber nicht so recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion als Religion muß hier nichts entscheiden sollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugnisse des Alterthums gelten. Und sonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun. Das Alterthum hat an Gespenster geglaubt, bei ihm finden wir wiederkommende Todte aufgeführt. Auch bei uns ist der Glaube an Gespenster keineswegs erloschen. Einige wenige glauben nicht daran, viele wollen nicht daran zu glauben scheinen; der große Haufe verhält sich gleichgültig und denkt bald so, bald anders, hört am hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten, und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen. Aber in diesem Verstande keine Gespenster glauben, kann und darf den dramatischen Dichter nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, sie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigsten, für die er vornehmlich dichtet. Es kommt nur auf seine Kunst an, diesen Samen zum Keimen

zu bringen, nur auf gewisse Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geschwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er diese in seiner Gewalt, so mögen wir im gemeinen Leben glauben, was wir wollen; im Theater müssen wir glauben, was Er will.

„So ein Dichter ist Shakespeare, und Shakespeare fast einzig und allein. Vor seinem Gespenst im Hamlet richten sich die Haare zu Berge, sie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, sich auf dieses Gespenst zu berufen, es macht ihn und seinen Geist des Ninus — lächerlich. Shakespeare's Gespenst kommt wirklich aus jener Welt, so dünkt uns. Denn es kommt zu der feierlichsten Stunde, in der schaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düsteren, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wann und mit welchen wir, von der Amme an, Gespenster zu erwarten und zu denken gewohnt sind. Aber Voltaire's Geist ist auch nicht einmal zum Popanz gut, Kinder damit zu schrecken, es ist der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts sagt, nichts thut, was es wahrscheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er sich ausgibt; alle Umstände vielmehr, unter welchen er erscheint, stören den Betrug und verrathen das Geschöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuschen und schrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen soll. Man überlege auch nur dieses einzige: am hellen Tage, mitten in der Versammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerschlage angekündigt, tritt das Voltairische Gespenst aus seiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Gespenster so dreist sind? Welche alte Frau hätte ihm nicht sagen können, daß die Gespenster das Sonnenlicht scheuen, und große Gesellschaften gar nicht gern besuchen? Doch Voltaire wußte zuverlässig das auch, aber er war zu furchtsam, zu ekel, diese gemeinen Umstände zu nutzen; er wollte uns einen Geist zeigen, aber es sollte ein Geist von einer edlern Art sein, und durch diese edlere Art verdarb er alles. Das Gespenst, das sich Dinge heraus nimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitte unter den Gespenstern sind, dünkt mich kein rechtes Gespenst zu sein, und alles, was die Illusion hier nicht befördert, stört die Illusion.

„Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, so würde er auch von einer andern Seite die Unschicklichkeit empfunden haben, ein Gespenst vor den Augen einer großen Menge erscheinen zu lassen. Alle müssen auf einmal beim Anblick desselben Furcht und Entsetzen äußern, alle müssen es auf verschiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die frostige Symmetrie eines Ballets haben soll. Nun richte man einmal eine Heerde dummer Statisten dazu ab, und wenn man sie auf das glücklichste abgerichtet hat, so bedenke man, wie sehr dieser vielfache Ausdruck des nämlichen Affekts die Aufmerksamkeit theilen und von den Hauptpersonen abziehen muß. Wenn diese den rechten Eindruck auf uns machen sollen, so müssen wir sie nicht allein sehen können, sondern es ist auch gut, wenn wir sonst nichts sehen, als sie. Beim Shakespeare ist es der einzige Hamlet, mit dem sich das Gespenst einläßt; in der Szene, wo die Mutter dabei ist, wird es von der Mutter weder gesehen noch gehört. Alle unsere Beobachtung geht also auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, desto bereitwilliger sind wir, die Er-

scheinung, welche diese Zerrüttung in ihm verursacht für eben das zu halten, wofür er sie hält. Das Gespenst wirkt auf uns mehr durch ihn, als durch sich selbst. Der Eindruck, welchen es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung ist zu augenscheinlich und zu stark, als daß wir an der außerordentlichen Ursache zweifeln sollten. Wie wenig hat Voltaire auch diesen Kunstgriff verstanden! Es erschrecken über seinen Geist viele, aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel, ich sterbe! und die anderen machen nicht mehr Umstände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

„Ich bemerke noch einen Unterschied, der sich zwischen den Gespenstern des englischen und französischen Dichters findet. Voltaire's Gespenst ist nichts als eine poetische Maschine, die nur des Knotens wegen da ist, es interessirt uns für sich selbst nicht im geringsten. Shakespeare's Gespenst hingegen ist eine wirklich handelnde Person, an dessen Schicksal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid. Dieser Unterschied entsprang ohne Zweifel aus der verschiedenen Denkungsart beider Dichter von den Gespenstern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erscheinung eines Verstorbenen als ein Wunder, Shakespeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden filosofischer denkt, dürfte keine Frage sein, aber Shakespeare dachte poetischer. Der Geist des Ninus kam bei Voltaire als ein Wesen, das noch jenseit des Grabes angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig ist und mit welchem wir also Mitleid haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchste Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu bestrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen mache. Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf sagen, daß diese Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig ist, daß es sehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine solche einzelne Maxime abzwecken, daß man Unrecht thut, den letzten Sittenspruch, den man zum Schlusse verschiedener Trauerspiele der Alten findet, so anzusehen, als ob das Ganze nur um seinetwillen da wäre. Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienst hätte, als dieses, worauf er sich so viel zu gut thut, daß man nämlich daraus die höchste Gerechtigkeit verehren lerne, die außerordentliche Lasterthaten zu strafen, außerordentliche Wege wähle: so würde Semiramis in meinen Augen nur ein sehr mittelmäßiges Stück sein, besonders da diese Moral selbst nicht eben die erbaulichste ist. Denn es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.“

Man sieht, Lessing's Kritik trifft hier den tiefsten Grund der Voltaire'schen Poesie. Die Natur verbessern zu müssen, das schien dem eitlen Franzosen eine ausgemachte Sache zu sein; daß er selber sie verbessern könne, war ihm eine selbstverständliche Annahme, und so „verbesserte“ er sie denn auf die unnatürlichste Weise durch die — wie Lessing sagt — poetischen Maschinen, die bei Voltaire eine so große Rolle spielen. Man entferne aus der Henriade diese poetischen

Maschinen und die ganze Exposizion dieses viel beschrieenen Epos geht aus dem Leim.

Nachdem Lessing bei der Beurtheilung der Semiramis Voltaire's poetisches Unvermögen dargethan, zeigt er uns bei einer andern Gelegenheit die Oberflächlichkeit des Franzosen. Voltaire's Zaire war von Aaron Hill ins Englische übersetzt worden. Der Uebersetzer war selbst ein nicht schlechter dramatischer Dichter. „Voltaire fand sich sehr dadurch geschmeichelt, und was er in dem ihm eigenen Tone der stolzen Bescheidenheit in der Zuschrift seines Stückes an den Engländer Fackener davon sagt, verdient gelesen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen so wahr annehmen, als er es ausgibt. Wehe dem, der Voltaire's Schriften überhaupt nicht mit dem skeptischen Geiste liest, in welchem er einen Theil derselben geschrieben hat! Er sagt z. B. zu seinem englischen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der sich selbst Addison unterworfen; denn Gewohnheit ist so mächtig als Vernunft und Gesetz. Diese gar nicht vernünftige Gewohnheit bestand darin, daß jeder Akt mit Versen beschlossen werden mußte, die in einem ganz andern Geschmacke waren, als das Uebrige des Stückes, und nothwendig mußten diese Verse eine Vergleichung enthalten. Der Uebersetzer der Zaire ist der erste, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr so entfernten Geschmack zu behaupten. Er hat diesen Gebrauch abgeschafft, er hat es empfunden, daß die Leidenschaft ihre wahre Sprache führen und der Poet sich überall verbergen müsse, um uns nur den Helden erkennen zu lassen."

„Es sind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieser Stelle, und das ist für den Herrn von Voltaire eben nicht viel. Wahr ist es, daß die Engländer von Shakespeare an, und vielleicht auch noch von länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge, die in ungereimten Versen geschrieben waren, mit ein paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß diese gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß sie nothwendig Vergleichungen enthalten müssen, das ist grundfalsch, und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragischen Dichter seines Volkes auch gelesen habe, so etwas unter die Nase sagen können. Zweitens ist es nicht an dem, daß Hill in seiner Uebersetzung der Zaire von dieser Gewohnheit abgegangen. Es ist zwar beinahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Uebersetzung seines Stückes nicht genauer sollte angesehen haben, als ich oder ein anderer. Gleichwohl muß es so sein. Denn so gewiß sie in reimfreien Versen ist, so gewiß schließt auch jeder Akt mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten sie freilich nicht, aber wie gesagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakespeare, und Johnson, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rave, und wie sie alle heißen, ihre Aufzüge schließen, sind sicherlich hundert gegen fünf, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte Hill denn also besonders? Hätte er aber auch wirklich das Besondere gehabt, das ihm Voltaire leiht: so wäre doch drittens das nicht wahr, daß sein Beispiel von dem Einflusse gewesen, von dem es Voltaire sein läßt. Noch bis diese Stunde erscheinen in England ebenso viel, wo nicht noch mehr Trauerspiele, deren Akte sich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill selbst hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verschiedene noch nach der Uebersetzung der Zaire gemacht, sich der alten Mode gänzlich entäußert."

Zu der anmaßenden Oberflächlichkeit Voltaire's gehört es auch, wenn er den Essex des Korneille auf eine Weise kritisirte, daß er durch jede seiner Ausstellungen nur sich selber lächerlich machte. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel, wenn man sieht, wie der Deutsche Lessing den Franzosen Korneille gegen den Franzosen Voltaire vertheidigt. Die Kritik des letzteren war unter andern auch außerordentlich schwach in allen historischen Erinnerungen. „Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire," sagt Lessing, „daß er ein sehr profunder Historikus sein will. Er schwang sich also auch bei dem Essex auf dieses sein Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er verrichtet, des Staubes nicht werth sind, den er erregt." Die Unkenntniß in der Geschichte war nämlich bei dem göttlichen Franzosen so groß, daß er unter anderm nicht einmal wußte, daß Robert Dudley und der Graf Leicester dieselbe Person ist. Voltaire hatte auch voller Hohn dem Korneille verschiedene angebliche Unrichtigkeiten in der Geschichte vorgeworfen. Lessing erwidert darauf, daß man vom tragischen Dichter nur geschichtliche Treue seiner Karaktere fordern könne. „Sein Werk mit der Geschichtstafel in der Hand untersuchen; ihn vor den Richterstuhl der Geschichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl solcher Personen, über welche die Geschichte selbst in Zweifel ist, mit Zeugnissen belegen zu lassen: heißt ihn und seinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man diese Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte schikaniren. Zwar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Schikane sein. Denn Voltaire ist selbst ein tragischer Dichter und unstreitig ein weit größerer als der jüngere Korneille. Es wäre denn, daß man ein Meister in einer Kunst sein und doch falsche Begriffe von der Kunst haben könnte. Und was die Schikane anbelangt, die ist, wie die ganze Welt weiß, sein Werk nun gar nicht. Was ihr in seinen Schriften hier und da ähnlich sieht, ist nichts als Laune; aus bloßer Laune spielt er dann und wann in der Poetik den Historikus, in der Historie den Filosofen und in der Filosofie den witzigen Kopf." —

Der göttliche Voltaire war aber nicht allein ein unberufener Poet, ein oberflächlicher Beurtheiler, ein Ignorant in vielen Dingen, ein starker Vertreter der Schikane, er war auch ein Plagiator, der sein Vorbild erst beraubte und nachher noch verspottete. Der italienische Dichter Maffei hatte ein Trauerspiel, Merope, geschrieben. Voltaire verfertigte ein gleichnamiges Stück, „vermuthlich zu Cirey bei seiner Urania, der Marquise du Chatelet. Im Januar 1738 lag die Handschrift davon zu Paris bei dem Pater Brumoy, der als Jesuit und als Verfasser des Théâtre des Grecs am geschicktesten war, die besten Vorurtheile dafür einzuflößen und die Erwartung der Hauptstadt diesen Vorurtheilen gemäß zu stimmen. Brumoy zeigte sie den Freunden des Verfassers, und unter andern mußte er sie auch dem alten Pater Tournemine schicken, der, sehr geschmeichelt, von seinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerspiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verstand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen dafür zurückschrieb, welches nachher allen unberufenen Kunstrichtern zur Lehre und zur Warnung jederzeit dem Stücke selbst vorgedruckt worden. Es wird darin für eines von den vollkommensten Mustern erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts ver-

loren gegangen; oder vielmehr, dieses ist nun nicht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder hergestellt.

„Voltaire's Merope ist durch die Merope des Maffei veranlaßt worden. Aber veranlaßt sagt wohl zu wenig, denn jene ist ganz aus dieser entstanden, Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine oder doch sicherlich eine ganz andere Merope geschrieben haben. — Die Merope des Maffei war bereits zweimal ins Französische übersetzt, als der Herr von Voltaire sich nochmals darüber machen wollte, um sie auch wirklich auf die französische Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieses durch eine eigentliche Uebersetzung nicht geschehen könnte, wovon er die Ursachen in dem Schreiben an den Maffei, welches er nachher seiner eignen Merope vorsetzte, umständlich angibt. Der Ton, sagt er, sei in der italienischen Merope viel zu naiv und bürgerlich, und der Geschmack des französischen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße simple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewissen Zügen der Kunst sehen, und diese Züge müßten zu Paris weit anders als in einer italienischen Stadt sein. Das ganze Schreiben ist mit der äußersten Politesse abgefaßt, Maffei hat nirgend gefehlt, alle seine Nachlässigkeiten und Mängel werden auf die Nachlässigkeit seines Nazionalgeschmacks geschrieben, es sind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritisiren. Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzosen wird sie gar bald zur Last, wenn seine Eitelkeit im geringsten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig scheinen, aber nicht groß, und der Franzose will eben so groß als liebenswürdig scheinen. Was folgt also auf die galante Zueignungsschrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewissen de la Lindelle, welcher dem Maffei ebenso viel Grobheiten sagt, als ihm Voltaire Verbindliches gesagt hatte. Der Stil dieses de la Lindelle ist ziemlich der Voltairische Stil; es ist schade, daß eine so gute Feder nicht mehr geschrieben hat, und übrigens so unbekannt geblieben ist. Doch Lindelle sei Voltaire oder sei wirklich Lindelle, wer einen französischen Januskopf sehen will, der vorn auf die einschmeichelndste Weise lächelt und hinten die hämischsten Grimassen schneidet, der lese beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geschrieben haben, am wenigsten aber beide."

Nun folgt der eingehende und schlagende Beweis, daß Voltaire in allen Starttheilen den Maffei nur ausgeschrieben hat; ebenso der Beweis, daß Aristoteles, auf den die Franzosen sich so gern beriefen, von ihnen gar nicht einmal verstanden worden sei, daß sie vielmehr dem griechischen Kunstrichter das unterschoben, was ihnen selber in ihren Kram paßte. Die Alten verstanden die Regeln zu beobachten, die Franzosen wußten sich mit ihnen abzufinden.

Außer dem Voltaire gab es noch einen andern „göttlichen" Franzosen, der den göttlichen Voltaire sogar noch in Schatten stellte: das war der ältere Korneille. Lessing zog auch ihn vor seinen kritischen Richterstuhl, und bewies, daß der große Korneille ebenso armselig sei, als der göttliche Voltaire. Die Kritik Lessing's über die Rodogune, das Meisterwerk des Peter Korneille, bildet den Glanzpunkt der Hamburgischen Dramaturgie. Wir wollen auch diese Kritik in der Kürze betrachten. Die Regeln, welche Lessing in ihr aufstellt, gelten für alle

Zeiten, und für die deutsche Literatur der Gegenwart ganz besonders. Der historische Inhalt des Stückes von Korneille ist folgender: Der König Demetrius Nikanor von Syrien hat eine Gemahlin, Kleopatra, und mit ihr zwei Söhne. Kleopatra ermordet den Demetrius aus Eifersucht gegen die Rodogune, eine zweite Gemahlin des Königs. Kleopatra erschießt auch eigenhändig mit einem Pfeile ihren ältesten Sohn, von dem sie besorgt, daß er den Tod des Vaters rächen würde; sie will endlich den zweiten Sohn vergiften, aber von diesem wird sie gezwungen, den schon zubereiteten Giftbecher selbst zu trinken. Lessing bemerkt nun zu dem Stücke folgendes:

„Dieser dreifache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenschaft der nämlichen Person hätte. Was fehlt ihr also noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da ist keine Liebe, da ist keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwischenfall, alles geht seinen natürlichen Gang. Dieser natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper schreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beschäftigen, die in einander gegründet sind, nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles was geschieht so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen können: das, das ist seine Sache, wenn es in dem Felde der Geschichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtnisses in Nahrung des Geistes zu verwandeln. Der Witz hingegen, der nicht auf das in einander Gegründete, sondern nur auf das Aehnliche und Unähnliche geht, wenn er sich an Werke wagt, die dem Genie allein aufgespart bleiben sollten, hält sich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen. Diese mit einander zu verbinden, ihre Fäden so durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beständigen Durchkreuzung solcher Fäden von ganz verschiedenen Farben entsteht dann eine Kontextur, die in der Kunst eben das ist, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nicht sagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb ist; der beides ist, der von dieser Seite so, von der andern anders erscheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder.

„Nun urtheile man, ob der große Korneille seinen Stoff mehr als ein Genie oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieser Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung.

„Kleopatra bringt in der Geschichte*) ihren Gemahl aus Eifersucht um. Aus Eifersucht? dachte Korneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Kleopatra muß eine Heldin sein, die noch wohl ihren Mann gern verloren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogune liebt, muß sie nicht so sehr schmerzen, als daß Rodogune Königin sein soll, wie sie, das ist weit erhabener.

*) Beim Appianus Alexandrinus.

„Ganz recht, weit erhabener und weit — unnatürlicher. Denn einmal ist der Stolz überhaupt ein weit unnatürlicheres, ein gekünstelteres Laster, als die Eifersucht. Zweitens ist der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüstete das weibliche Geschlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltthätigkeiten aus; es soll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken, nur seine Reize sollen es mächtig machen, nur durch Liebkosungen soll es herrschen, und soll nicht mehr beherrschen wollen, als es genießen kann. Eine Frau, der das Herrschen nur des Herrschens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet sind, die keine andere Glückseligkeit kennt, als zu gebieten, zu tirannisiren und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu setzen, so eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal wirklich gewesen sein, aber sie ist demungeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme schildert, schildert unstreitig das minder Natürliche. Die Kleopatra des Korneille, die so eine Frau ist, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, sich alle Verbrechen erlaubt, die mit nichts als mit machiavellischen Maximen um sich wirft, ist ein Ungeheuer ihres Geschlechts, und Medea ist gegen sie tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grausamkeiten, welche Medea begeht, begeht sie aus Eifersucht. Einer zärtlichen, eifersüchtigen Frau will ich noch alles vergeben, sie ist das, was sie sein soll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Frevelthaten verübt, empört sich das ganze Herz, und alle Kunst des Dichters kann sie uns nicht interessant machen. Wir staunen sie an, wie wir ein Monstrum anstaunen, und wenn wir unsere Neugierde gesättigt haben, so danken wir dem Himmel, daß sich die Natur nur alle tausend Jahre einmal so verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeschöpfe für Menschen verkaufen will, deren Kenntniß uns ersprießlich sein könnte. Man gehe die ganze Geschichte durch; unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Throne gestürzt und ermordet haben, ist kaum eine, von der man nicht beweisen könnte, daß nur beleidigte Liebe sie zu diesem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Zepter selbst zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat sich schwerlich eine so weit vergangen. Viele, nachdem sie als beleidigte Gattinnen die Regierung an sich gerissen, haben diese Regierung mit allem männlichen Stolze verwaltet, das ist wahr. Sie hatten bei ihren kalten, mürrischen, treulosen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit kränkendes hat, zu sehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußersten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um so viel schätzbarer hätte sein sollen. Aber sicherlich hat keine das bei sich gedacht und empfunden, was Korneille seine Kleopatra selbst von sich sagen läßt, die unsinnigsten Bravaden des Lasters. Der größte Bösewicht weiß sich vor sich selbst zu entschuldigen, sucht sich selbst zu überreden, daß das Laster, welches er begeht, kein so großes Laster sei, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es ist wider alle Natur, daß er sich des Lasters als Laster rühmt, und der Dichter ist äußerst zu tadeln, der aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu sagen, uns das menschliche Herz so verkennen läßt, als ob seine Grundneigungen auf das Böse, als das Böse, gehen könnten. Dergleichen mißgeschilderte Karaktere, dergleichen schaudernde Tiraden sind indeß bei keinem Dichter häufiger, als bei Korneille, und es könnte leicht sein, daß sich

zum Theil sein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es ist wahr, alles athmet bei ihm Heroismus, aber auch das, was keines fähig sein sollte und wirklich auch keines fähig ist: das Laster. Den Ungeheuern, den Gigantischen hätte man ihn nennen sollen, aber nicht den Großen, denn nichts ist groß, was nicht wahr ist.

„In der Geschichte rächt sich Kleopatra bloß an ihrem Gemahl, an Rodogune konnte oder wollte sie sich nicht rächen. Bei dem Dichter ist jene Rache längst vorbei, die Ermordung des Demetrius wird bloß erzählt, und alle Handlung des Stückes geht auf Rodogune. Korneille will seine Kleopatra nicht auf halbem Wege stehen lassen; sie muß sich noch gar nicht gerächt zu haben glauben, wenn sie sich nicht auch an Rodogune rächt. Einer Eifersüchtigen ist es allerdings natürlich, daß sie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unversöhnlicher ist, als gegen ihren treulosen Gemahl. Aber die Kleopatra des Korneille, wie gesagt, ist wenig oder gar nicht eifersüchtig; sie ist bloß ehrgeizig, und die Rache einer Ehrgeizigen sollte nie der Rache einer Eifersüchtigen ähnlich sein. Beide Leidenschaften sind zu sehr verschieden, als daß ihre Wirkungen die nämlichen sein könnten. Der Ehrgeiz ist nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache streitet mit dem Edelmuthe zu sehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maß und Ziel sein sollte. So lange er seinen Zweck verfolgt, kennt sie keine Grenzen, aber kaum hat er diesen erreicht, kaum ist seine Leidenschaft befriedigt, als auch seine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proporzionirt sie nicht sowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu besorgenden. Wer ihm nicht weiter schaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geschadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er, und wen er verachtet, der ist weit unter seiner Rache. Die Eifersucht hingegen ist eine Art von Neid, und Neid ist ein kleines, kriechendes Laster, das keine andere Befriedigung kennt, als das gänzliche Verderben seines Gegenstandes. Sie tobt in einem Feuer fort, nichts kann sie versöhnen; da die Beleidigung, die sie erweckt hat, nie aufhört, die nämliche Beleidigung zu sein, und immer wächst, je länger sie dauert: so kann auch ihr Durst nach Rache nie erlöschen, die sie spät oder früh immer mit gleichem Grimme vollziehen wird. Gerade so ist die Rache der Kleopatra beim Korneille, und die Mißhelligkeit, in der diese Rache also mit ihrem Karakter steht, kann nicht anders als äußerst beleidigend sein. Ihre stolzen Gesinnungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit, lassen sie uns als eine große erhabene Seele betrachten, die alle unsere Bewunderung verdient. Aber ihr tückischer Groll, ihre hämische Rachsucht gegen eine Person, von der ihr weiter nichts zu befürchten steht, die sie in ihrer Gewalt hat, der sie bei dem geringsten Funken von Edelmuth vergeben müßte; ihr Leichtsinn, mit dem sie nicht allein selbst Verbrechen begeht, mit dem sie auch anderen die unsinnigsten so plump und geradehin zumuthet, machen sie uns wiederum so klein, daß wir sie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß diese Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Kleopatra nichts übrig, als ein häßliches, abscheuliches Weib, das immer sprudelt und rast und die erste Stelle im Tollhause verdient.

„Aber nicht genug, daß Kleopatra sich an Rodogune rächt, der Dichter will, daß sie es auf eine ganz ausnehmende Art und Weise thun soll. Wie fängt er

dieses an? Wenn Kleopatra selbst Rodogune aus dem Wege schafft, so ist das Ding viel zu natürlich, denn was ist natürlicher, als seine Feindin hinzurichten? Ginge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberin in ihr hingerichtet würde? Und daß sie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählt gewesen; laßt uns erdichten, daß nach seinem Tode sich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge sind, daß dem ältesten der Thron gehört, daß die Mutter es aber beständig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteste sei; laßt uns erdichten, daß sich endlich die Mutter entschlossen, dieses Geheimniß zu entdecken oder vielmehr nicht zu entdecken, sondern an dessen Statt denjenigen für den ältesten zu erklären und ihn dadurch auf den Thron zu setzen, welcher eine gewisse Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß diese Bedingung der Tod der Rodogune sei. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen sind in Rodogune sterblich verliebt; wer von beiden seine Geliebte umbringen will, der soll regieren.

„Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheiten setzen? Wir wollen versuchen. Laßt uns also weiter erdichten, daß Rodogune den Anschlag der Kleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß sie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch sonst keinem Menschen es bekannt hat, noch bekennen will; daß sie fest entschlossen ist, unter den Prinzen weder den geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahl zu wählen; daß sie allein den wählen wolle, welcher sich ihr am würdigsten erzeigen werde: Rodogune muß gerächt sein wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächt sein wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde seine Mutter!

„Bravo! das nenne ich doch noch eine Intrigue! Diese Prinzen sind gut angekommen! Die sollen zu thun haben, wenn sie sich herauswickeln wollen! Die Mutter sagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde seine Geliebte! Und die Geliebte sagt: wer mich haben will, ermorde seine Mutter! Es versteht sich, daß es sehr tugendhafte Prinzen sein müssen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Respekt vor dem Teufel von Mama und ebenso viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn sie nicht beide sehr tugendhaft sind, so ist die Verwicklung so arg nicht, als es scheint, oder sie ist zu arg, daß es gar nicht möglich ist, sie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und schlägt die Prinzessin todt, um den Thron zu haben: damit ist es aus. Oder der andere geht hin und schlägt die Mutter todt, um die Prinzessin zu haben: damit ist es wieder aus. Oder sie gehen beide hin und schlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: so kann es gar nicht aus werden. Oder sie schlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und so kann es wiederum nicht aus werden. Aber wenn sie beide fein tugendhaft sind, so will keiner weder die eine noch die andere todt schlagen, so stehen sie beide und sperren das Maul auf, und wissen nicht, was sie thun sollen, und das ist eben die Schönheit davon. Freilich wird das Stück dadurch ein sehr sonderbares Ansehen bekommen, daß die Weiber darin ärger als rasende Männer, und

die Männer weibischer als die armseligsten Weiber handeln: aber was schadet das? Vielmehr ist dieses ein Vorzug des Stückes mehr, denn das Gegentheil ist so gewöhnlich, so abgedroschen! —

„Doch im Ernste: ich weiß nicht, ob es viel Mühe kostet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie versucht, ich möchte es auch schwerlich jemals versuchen. Aber das weiß ich, daß es einem sehr sauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen. Denn wozu alle diese Erdichtungen? Machen sie in der Geschichte, die Korneille damit überladet, das geringste wahrscheinlicher? Sie sind nicht einmal für sich selbst wahrscheinlich. Korneille prahlte damit, als mit sehr wunderbaren Anstrengungen der Einbildungskraft, und er hätte doch wohl wissen sollen, daß nicht das bloße Erdichten, sondern das zweckmäßige Erdichten einen schöpferischen Geist beweise.

„Der Poet findet in der Geschichte eine Frau, die Mann und Söhne ermordet; eine solche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt sich vor, sie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geschichte sagt ihm weiter nichts als das bloße Faktum, und dieses ist ebenso gräßlich als außerordentlich. Es gibt höchstens drei Szenen, und da es von allen näheren Umständen entblößt ist, drei unwahrscheinliche Szenen. Was thut also der Poet?

„So wie er diesen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrscheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel seines Stückes scheinen.

„Ist er in dem erstern Falle, so wird er vor allen Dingen bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrscheinlichen Verbrechen nicht wohl anders als geschehen müssen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit nur auf die historische Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er suchen die Karaktere seiner Personen so anzulegen; wird er suchen die Vorfälle, welche diese Karaktere in Handlung setzen, so nothwendig einen aus dem andern entspringen zu lassen; wird er suchen, die Leidenschaften nach eines jeden Karakter so abzumessen; wird er suchen, diese Leidenschaften durch so allmälige Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichsten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn in dem nämlichen Grade der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so verhängnißvoller Strom dahinreißt und voll Schrecken über das Bewußtsein befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahinreißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blute weit von uns entfernt glauben. — Und schlägt der Dichter diesen Weg ein, sagt ihm sein Genie, daß er darauf nicht schimpflich ermatten werde, so ist mit eins auch jene magere Kürze seiner Fabel verschwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit so wenigen Vorfällen fünf Akte füllen wolle; ihm ist nur bange, daß fünf Akte alle den Stoff nicht fassen werden, der sich unter seiner Bearbeitung aus sich selbst immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organisazion desselben auf die Spur gekommen und sie zu entwickeln versteht.

„Hingegen dem Dichter, der diesen Namen weniger verdient, der weiter nichts

als ein witziger Kopf, als ein guter Versemacher ist, dem, sage ich, wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig sein, daß er vielmehr eben hierin das Wunderbare desselben zu finden vermeint, welches er auf keine Weise vermindern dürfe, wenn er sich nicht selbst des sichersten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß so wenig, worin eigentlich dieser Schrecken und dieses Mitleid besteht, daß er, um jenes hervorzubringen, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieses zu erwecken, nur immer seine Zuflucht zu den außerordentlichsten, gräßlichsten Unglücksfällen und Frevelthaten nehmen zu müssen vermeint. Kaum hat er also in der Geschichte eine Kleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne aufgejagt, so sieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwischen beiden Verbrechen auszufüllen, und sie mit Dingen auszufüllen, die wenigstens ebenso befremdend sind, als diese Verbrechen selbst. Alles dieses, seine Erfindungen und die historischen Materialien, knetet er dann in einen fein langen, fein schwer zu fassenden Roman zusammen; und wenn er es so gut zusammen geknetet hat, als sich nur immer Häcksel und Mehl zusammen kneten lassen: so bringt er seinen Teig auf das Drahtgerippe von Akten und Szenen, läßt erzählen und erzählen, läßt rasen und reimen, und in vier, sechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder saurer ankommt, ist das Wunder fertig; es heißt ein Trauerspiel, wird gedruckt und aufgeführt, gelesen und angesehen, bewundert oder ausgepfiffen, beibehalten oder vergessen, so wie es das liebe Glück will. Denn et habent sua fata libelli.

„Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Korneille zu machen? Oder brauche ich sie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schicksale, welches die Schriften so gut als die Menschen haben, ist seine Rodogune nun länger als hundert Jahre als das größte Meisterstück des größten tragischen Dichters von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund sein? Wo haben die Menschen so lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgischen Dramaturgisten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu sehen und ein Gestirn auf ein Meteor herabzusetzen?

„O nein! Schon im vorigen Jahrhundert saß einmal ein ehrlicher Hurone in der Bastille zu Paris, dem ward die Zeit lang, ob er schon in Paris war, und vor langer Weile studirte er die französischen Poeten; diesem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerspielen der Griechen und seiner Landsleute des sechszehnten Säkuli voll und der fand an der Rodogune ebenfalls vieles auszusetzen. Endlich kam vor einigen Jahren sogar ein Franzose, sonst ein gewaltiger Verehrer des Korneille'schen Namens (denn weil er reich war und ein sehr gutes Herz hatte, so nahm er sich einer armen verlassenen Enkelin dieses großen Dichters an, ließ sie unter seinen Augen erziehen, lehrte sie hübsche Verse machen, sammelte Almosen für sie, schrieb zu ihrer Aussteuer einen großen einträglichen Kommentar über die Werke ihres Großvaters &c.), aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein sehr ungereimtes Gedicht,

und wollte sich des Todes verwundern, wie ein so großer Mann, als der große Korneille, solch widersinniges Zeug habe schreiben können *). — Bei einem von diesen ist der Dramaturgist unstreitig in die Schule gegangen, und aller Wahrscheinlichkeit nach bei dem letztern, denn es ist doch gemeiniglich ein Franzose, der den Ausländern über die Fehler eines Franzosen die Augen öffnet. Diesem ganz gewiß betet er nach; oder ist es nicht diesem, wenigstens dem Wälschen, wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutscher selbst dächte, von selbst die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzosen zu zweifeln, wer kann sich das einbilden?" —

Was Lessing über den göttlichen Voltaire und Korneille den Großen sagte, war so wahr und so vernichtend, daß diese beiden Götzen in Deutschland dadurch von ihren Postamenten gestürzt wurden und dem französischen Geschmacke fortan keine neuen Jünger mehr zugeführt werden konnten. Wenn in Deutschland überhaupt eine nazionale Kunst sich entwickeln sollte, so war das erste Erforderniß, daß die deutsche Literatur von dem französischen Geschmacke gereinigt wurde. Wenn man die damaligen Zeitverhältnisse ansieht, wenn man bedenkt, wie sehr das französische Wesen von allen deutschen Höfen damaliger Zeit durch Wort und That verbreitet und gestützt, die deutsche Sitte und die deutsche Literatur verachtet und unterdrückt wurde, so erscheint ein erfolgreicher Kampf eines einzelnen Menschen gegen dieses gefährliche Unkraut, das seine Wurzeln bis in das Lebensmark wuchernd hineingestreckt hatte, fast eine Unmöglichkeit, und es gehörte ein so gewaltiger Geist wie Lessing dazu, um den Riesenkampf glücklich und siegreich zu Ende zu führen, und dadurch das Feld zu reinigen, auf welchem fortan die deutsche Kunst Wurzel fassen und Blätter gewinnen konnte.

Doch nicht allein das Schädliche ausrotten, nicht allein die Irrwege versperren wollte Lessing; mit sicherm Geschmack wies er auf die Führer hin, an deren Hand eine junge Kunst sicher zu den Höhen der Vollkommenheit sich emporringen kann. Im Laokoon hatte Lessing bereits die alles beherrschende Stellung Homer's und seine noch immer nicht übertroffene Kunst gezeichnet, in der Dramaturgie stellte er den Deutschen noch einen andern Dichter als Muster hin, den einzigen, der von allen Dichtern damaliger Zeit neben den Alten genannt zu werden verdiente: den Engländer Shakespeare. Ihn verglich er mit der Kamera obskura, welche uns das Bild der Natur in den getreuesten Zügen wiedergibt; zu seinem Studium forderte er nachdrücklich auf, doch warnte er, den großen Briten zu plündern. Auf die geringste seiner Schönheiten sei ein Stempel gedrückt, welcher sie der ganzen Welt kenntlich mache, und diese Schönheit sei eine so vollendete, daß jeder verlieren müsse, der das Herz habe, sich neben sie zu stellen. Shakespeare's historische Schauspiele vergleicht er mit einem großartigen Freskogemälde, dem die Tragödie französischen Geschmacks wie ein Miniaturbildchen für einen Ring gegenüber steht. Wenn Lessing dem „übermenschlichen" Genius

*) Unter dem Huronen ist Voltaire zu verstehen, in seiner Erzählung l'Ingenu läßt er einen Wilden über das französische Theater urtheilen. Der Kommentator des Korneille ist wiederum Voltaire. Wen Lessing unter dem Italiener versteht, weiß ich nicht zu sagen. Vielleicht ist es, ebenso wie der Hurone, nochmals Voltaire.

Shakespeare's, wie Coleridge ihn nennt, die Werke der deutschen dramatischen Kunst gegenüber hielt, so schrumpften sie allerdings auf ein sehr winziges Maß zusammen, aber um nicht viel größer waren die Erzeugnisse französischer Anmaßung. Die Deutschen hatten noch kein Theater, aber die Franzosen hatten auch noch keins, wenn sie ihre flachen, kalten Stücke gleich für vollendete Muster anzupreisen allzeit fertig waren. Und so weit waren die Franzosen noch von der Erkenntniß des Wesens der wahren Tragödie entfernt, daß ein Voltaire den Hamlet des Shakespeare für „das Produkt der Fantasie eines trunkenen Wilden" erklären konnte! Wahrlich, die deutsche Kunst kann es nie genug anerkennen, daß Lessing sie von solchen Mustern befreit hat.

Auch darauf machte Lessing aufmerksam, daß der Schauspieler seine Kunst bei Shakespeare ebenso sehr bereichern könne, als der Dichter. „Wenn Shakespeare," sagt er, „nicht ein ebenso großer Schauspieler in der Ausübung gewesen ist, als er ein dramatischer Dichter war, so hat er doch wenigstens ebenso gut gewußt, was zu der Kunst des einen, als was zu der Kunst des andern gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunst des erstern um so viel tiefer nachgedacht, weil er so viel weniger Genie dazu hatte. Wenigstens ist jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauspieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen ist. Ich bitte euch, läßt er ihn unter andern zu den Komödianten sagen, sprecht die Rede so, wie ich sie euch vorsagte, die Zunge muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr sie mir so heraushalset, wie es manche von unseren Schauspielern thun, seht, so wäre mir es ebenso lieb gewesen, wenn der Stadtschreier meine Verse gesagt hätte. Auch durchsägt mir mit eurer Hand nicht so sehr die Luft, sondern macht alles hübsch artig; denn mitten in dem Strome, mitten in dem Sturme, mitten, so zu sagen, in dem Wirbelwinde der Leidenschaften müßt ihr noch einen Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte und Geschmeidige gibt."

In diesem Sinne führt Lessing seine Bemerkungen über die Schauspielkunst weiter, und gibt an verschiedenen Stellen äußerst feine, von der glücklichsten und schärfsten Beobachtung zeugende Regeln. Nicht allein für die einzelnen Momente der Darstellung weiß Lessing treffende Winke zu geben, sondern in derselben großartigen Weise, nach welcher er für alles, worüber er spricht, stets auf die Grundbedingungen zurückgeht, übt er an seinen Schauspielern auch eine erziehende Thätigkeit und bezeichnet ihnen den Standpunkt, den sie einnehmen müssen, wenn eine kritische Thätigkeit überhaupt für sie von Nutzen sein soll. „Ich weiß," sagt er, „einem Künstler nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und diese besteht darin, daß ich annehme, er sei von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunst gehe bei ihm über alles, er höre gern frei und laut über sich urtheilen, und wolle sich lieber auch dann und wann falsch als seltner beurtheilt wissen. Wer diese Schmeichelei nicht versteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er ist es nicht werth, daß wir ihn studiren. Der wahre Virtuose glaubt es nicht einmal, daß wir seine Vollkommenheit einsehen und empfinden, wenn wir auch noch so viel Geschrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für seine Schwäche haben. Er spottet bei sich über jede uneingeschränkte

Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Recht hat, ihn zu tadeln."

Was Lessing hier von dem Schauspieler im besondern sagt, gilt im allgemeinen von jedem, der nach irgend einem Ziele strebt; wenn auch ihm das Erreichen des Zieles nicht über alles gilt, wenn falsche, eitle Empfindlichkeit ihn gegen jeden wohlgemeinten Tadel aufbringt, so wird er auf seinem Wege nicht weit kommen. Fast jede kleine Bemerkung Lessing's gewinnt einen weitgehenden Gesichtskreis, und ihre Tragweite reicht bis in die Mitte aller entsprechenden Verhältnisse. Keine schöneren Regeln können für jeden mündlichen Vortrag gegeben werden, als jene feinsinnigen Vorschriften im achten Stück der Dramaturgie. Es heißt an dieser Stelle: „Man weiß, was in der Musik das Mouvement heißt; nicht der Takt, sondern der Grad der Langsamkeit oder Schnelligkeit, mit welchem der Takt gespielt wird. Dieses Mouvement ist durch das ganze Stück gleichförmig; in dem nämlichen Maße der Geschwindigkeit, in welchem die ersten Takte gespielt worden, müssen sie alle bis zu dem letzten gespielt werden. Die Einförmigkeit ist in der Musik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieselbe gar keine Verbindung verschiedener Instrumente und Stimmen möglich sein würde. Mit der Deklamazion hingegen ist es ganz anders. Wenn wir eine Periode von mehreren Gliedern als ein besonderes musikalisches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte desselben betrachten, so müssen diese Glieder, auch alsdann, wenn sie vollkommen gleicher Länge wären und aus der nämlichen Anzahl von Silben des nämlichen Zeitmaßes bestünden, dennoch nie mit einerlei Geschwindigkeit gesprochen werden. Denn da sie weder in Absicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck noch in Rücksicht auf den in der ganzen Periode herrschenden Affekt von einerlei Werth und Belang sein können, so ist es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern schnell heraus stößt, flüchtig und nachlässig darüber hinschlüpft, auf den beträchtlichern aber verweilt, sie dehnt und schleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchstaben uns zuzählt. Die Grade dieser Verschiedenheit sind unendlich, und ob sie sich schon durch keine Zeittheilchen bestimmen und gegen einander abmessen lassen, so werden sie doch auch von dem ungelehrtesten Ohre unterschieden, so wie von der ungelehrtesten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtnisse fließt. Die Wirkung ist unglaublich, die dieses beständig wechselnde Mouvement der Stimme hat, und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Ansehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, sondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, sogar des Holprichten und Geschmeidigen an den rechten Stellen damit verbunden, so entsteht jene natürliche Musik, gegen die sich unfehlbar unser Herz öffnet, weil es empfindet, daß sie aus dem Herzen entspringt, und die Kunst nur insofern daran Antheil hat, als auch die Kunst zur Natur werden kann."

Von dem weitgezogenen Kreise der Betrachtungen in der Dramaturgie ist auch die Musik nicht ausgeschlossen. Es ist gesagt worden, Lessing habe die Musik nicht geliebt. Diese Ansicht ist durchaus falsch. Lessing wies der Musik einen hohen Standpunkt an, er wollte sie, ebenso wie das Theater, als Kunst, und nicht als Spielzeug für große und kleine Kinder aufgefaßt wissen. Wer an der Rich-

tigkeit dieser Behauptung zweifelt, der möge das sechsundzwanzigste und das siebenundzwanzigste Stück der Dramaturgie durchlesen, und sich dann die Frage vorlegen, ob diese beiden Stücke von einem Nichtkenner, von einem Verächter der Musik geschrieben sein können. Lessing hatte ja auch die Absicht, in einem zweiten Theile des Laokoon das Verhältniß der Musik zur Poesie zu besprechen. Der große Mann sprach nie von einer Sache, die er nicht ganz genau kannte, und wir werden ganz gewiß annehmen müssen, daß sein Interesse für die Musik ein nicht geringes war. Das freilich, was man heute Musik zu nennen beliebt, jene unbestimmbaren Ragouts von Akkorden und Tonleitern mit aufgehobenem Pedal, die würde Lessing entschieden verabscheut haben. Ein einziger Satz aus Lessing's Darstellung, wie z. B. dieser: „Eine Sinfonie, die in ihren verschiedenen Sätzen verschiedene, sich widersprechende Leidenschaften ausdrückt, ist ein musikalisches Ungeheuer," wäre hinreichend, um die Mehrzahl unserer potpourisirenden Komponisten aus dem Tempel der Kunst hinauszufegen.

Freilich ist zur Entschuldigung unserer Tonsetzer zu sagen, daß der größte Theil des Publikums keine andere Musik verlangt, als die kläglichen Abfallsbrocken, gewissermaßen das ausgelesene Gewürz, welches der heutige Musikalienmarkt bietet, und wir treffen damit auf einen Punkt, den schon Lessing mit bitteren Worten aufdeckte: die Unempfindlichkeit des großen Publikums gegen alle echte und große Kunst. Es war bei der Aufführung der Zelmire des Franzosen Du Belloy, als Lessing die immer noch treffenden Worte sprach: „Wenn es dieses Stück nicht verdiente, daß die Franzosen ein solches Lärmen damit machten, so gereicht doch dieses Lärmen selbst den Franzosen zur Ehre. Es zeigt sie als ein Volk, das auf seinen Ruhm eifersüchtig ist; auf das die großen Thaten seiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einflusse des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu seinen unnützen Gliedern rechnet, dieses nicht zu den Gegenständen zählt, um die sich nur geschäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit sind wir Deutsche in diesem Stücke noch hinter den Franzosen! Es gerade herauszusagen: wir sind gegen sie noch die wahren Barbaren! Barbarischer, als unsere barbarischen Voreltern, denen ein Liedersänger ein sehr schätzbarer Mann war, und die bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künste und Wissenschaften die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärenfellen und Bernstein handelt, der nützlichere Bürger wäre? sicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutschland umsehen, wo ich will, die Stadt soll noch gebaut werden, von der sich erwarten ließe, daß sie nur den tausendsten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutschen Dichter haben würde, die Kalais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immerhin für französische Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu so einer Eitelkeit fähig sein würden! Man spreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künstler; man äußere den Wunsch, daß eine reiche blühende Stadt der anständigsten Erholung für Männer, die in ihren Geschäften des Tages Last und Hitze getragen, und der nützlichsten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geschäfte haben wollen (das wird doch wenigstens das Theater sein?), durch ihre bloße Theilnahme aufhelfen möge: — und sehe und höre um sich. „Dem Him-

mel sei Dank, ruft nicht nur der Wucherer Albinus, daß unsere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!" — Wichtigere? Einträglichere, das gebe ich zu! Einträglich ist freilich unter uns nichts, was im geringsten mit der Kunst in Verbindung steht." —

Es ist nur wenig, was wir aus der Hamburgischen Dramaturgie ausgehoben haben, doch dies wenige wird genügen, einen Begriff von dem Reichthum und der Großartigkeit des Werkes zu geben. Möge die deutsche Kunst sich nur ernsthaft bemühen, aus den Weisungen dieses inhaltschweren Werkes den rechten Nutzen zu gewinnen! —

Am Schluß der Dramaturgie hatte Lessing im vollen Bewußtsein von der Nichtigkeit der ganzen französischen dramatischen Poesie die kecke Aeußerung hingeworfen: „Man nenne mir das Stück des großen Korneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette?" — Und daran hatte er die spöttische Bemerkung geknüpft: „Eine Tonne für unsere kritischen Walfische! Ich freue mich im voraus, wie trefflich sie damit spielen werden. Sie ist einzig und allein für sie ausgeworfen; besonders für den kleinen Walfisch in dem Salzwasser zu Halle!"

Mit diesem kleinen Walfisch meinte Lessing den Geheimen Rath und Professor Kristian Adolf Klotz in Halle, dem es in Folge seiner Rührigkeit, die in der Wahl der Mittel wenig bedenklich war, unterstützt und getrieben von brennendem Ehrgeize und ausgerüstet mit nicht unbedeutenden Talenten, gelungen war, schon im Alter von siebenundzwanzig Jahren die eben bezeichnete Stellung in Halle mit einem sehr bedeutenden Einkommen zu erringen. Seine wirklichen Leistungen waren äußerst gering, außer einer Ausgabe des griechischen Dichters Tyrtaios hatte er kein größeres Werk geschrieben. Als Universitätslehrer leistete der eitle Mann so wenig, daß er nur selten ein Kollegium zusammenbrachte; seine Vorträge waren ungründlich und liederlich, da er jede Anstrengung und jedes ernste Studium für dieselben scheute. Klotz verstand es jedoch, den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Seine Vielgeschäftigkeit als Zeitungsschreiber war groß, er sprach in einem leichten, eleganten Tone über alles, was er verstand und was er nicht verstand, und zahlreiche Nachbeter, die eben so unwissend und anmaßend wie er selber waren, sahen in ihm ihren Herrn und Meister, dessen Spur zu folgen keine große Mühe erforderte, und stets ein gewisses Ansehen und nicht unerheblichen Gewinn brachte, denn Klotz war unermüdlich, seine Anhänger durch Stellen, die er ihnen verschaffte, und durch Belohnungen, die er ihnen zuwandte, an sich zu fesseln und ihnen sein Lob zu einem lohnenden Tagewerke zu machen. Klotz gewann einen immer größern Anhang, und dadurch stieg seine Kühnheit bis zu einem Grade, die von maßloser Frechheit schließlich nicht weit mehr entfernt war. Er betrachtete sich als literarischen Diktator in Deutschland, jede neue Erscheinung zog er vor seinen Richterstuhl, und er scheute sich nicht, endlich auch über die gewiegtesten Gelehrten seiner Zeit und über die bedeutendsten Dichter ein bestimmendes Urtheil abzugeben. Ihm ernsthaften Widerstand entgegen zu setzen wagte niemand, obwohl sehr viele sein Treiben verabscheuten. Aber dem gewandten Manne war nicht leicht beizukommen, und seiner Schildknappen waren zu viele. Leute wie dieser Klotz war, hat es öfter gegeben, sie können unberechen-

baren Schaden stiften, denn sie urtheilen in den Tag hinein, unbekümmert um Recht oder Unrecht, jeder Sieg, den sie erfechten, ist eine Niederlage der Wahrheit, und manches junge, aufstrebende, wirkliche Talent, das nicht mit in das Tageshorn stößt, geht unter den Keulenschlägen der Kabalenmacher, wie Lessing sie nennt, zu Grunde. Gelingt es solchen Leuten, sich längere Zeit am Ruder zu erhalten, so sind sie im Stande, bei einem großen Leserkreise allen Geschmack für das Echte und Edle auf lange Zeit zu verderben. Zu dieser Art von Leuten gehörte der Geheime Rath Klotz, und weil er über nicht weniger als vier Zeitschriften gebot, die damals sehr viel gelesen wurden, so war er ein höchst gefährlicher Mann. Doch sein eigener Uebermuth führte seinen jähen Fall herbei. Klotz vermaß sich schließlich, sogar Lessing anzugreifen, der Fuchs den Löwen, und was nun folgte, war nichts weiter als der natürliche Verlauf der Dinge. Klotz hatte in einem Buche über geschnittene Steine mehrmals Lessing's Laokoon, den er einige Zeit vorher bis in den Himmel erhoben, auf das unverschämteste angegriffen und dem Verfasser unverzeihliche Fehler vorgeworfen. Lessing hatte im Mai 1768 eine Reise nach Leipzig unternommen; bei seiner Rückkehr von derselben meldete ein Ungenannter in dem Hamburgischen Reichspostreuter triumfirend, daß der berühmte Kritiker Lessing von dem Geheimrath Klotz eine gründliche Zurechtweisung erfahren habe. Lessing antwortete mit einem Briefe, den er in die Hamburgischen Zeitungen einrücken ließ, und dem noch sechsundfunfzig Briefe nachfolgten. Später wurden sie als Buch unter dem Titel: „Briefe antiquarischen Inhalts“ gedruckt. In den ersten Briefen wies Lessing die Anschuldigungen seines Gegners zurück, in den folgenden ging er dem Geheimrath selbst zu Leibe, und die Niederlage desselben wurde furchtbar. Den antiquarischen Briefen folgte noch die Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet,“ ebenfalls gegen Klotz. Von diesen beiden Schriften sagte Herder: „Sie waren zwei Bären, welche den Hauptschreier zerrissen und die Anhänger in die Winkel jagten.“ Klotz wurde von seiner furchtbaren Niederlage innerlich völlig gebrochen, er vermochte nicht, auf Lessing's scharfe und gerechte Angriffe irgend etwas zu erwidern. Noch eine dritte Schrift: „Ueber die Ahnenbilder der alten Römer“ hatte Lessing gegen ihn begonnen, doch bevor er sie vollendet hatte, starb Klotz. Da ließ Lessing die Schrift, in welcher er den Geheimrath eines gemeinen literarischen Diebstahls überwies, in seinem Pulte ruhen.

Als Klotz „niedergelegt“ war, dankten verschiedene Gelehrte dem Verfasser der antiquarischen Briefe, daß er dem unverschämten Prahler, dem boshaften Lästerer den Mund gestopft.

Man hat es Lessing verdacht, daß er mit einem so elenden Menschen, wie der Geheimrath Klotz, sich eingelassen habe. Ebenso gut könnte man dem Hohenzoller Friedrich dem Ersten einen Vorwurf daraus machen, daß er die Quitzow, die Itzenplitz und andere Straßenräuber unschädlich machte. Die Gegner waren allerdings für beide große Männer durchaus unwürdig, aber thaten sie darum etwa weniger Schaden? Sollten beide sie darum gewähren lassen? Und wären andere Männer im Stande gewesen, den Augiasstall zu reinigen? Kurzsichtiger können in der That keine Vorwürfe sein, als derartige.

Auf den Inhalt der gelehrten antiquarischen Briefe einzugehen, ist nicht hier

der Ort. Wer Interesse und Verständniß für dergleichen Schriften besitzt, wird sie selber lesen. In der Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ wies Lessing nach, daß die Künstler des klassischen Alterthums den Tod niemals als ein Gerippe, sondern stets als einen ernsten Jüngling mit ausgelöschter Fackel, als den Zwillingsbruder des Schlafes darstellten. Auch die Schriften der kristlichen Religion reden von einem Engel des Todes, und Lessing forderte die Künstler auf, statt des Gerippes, mit welchem das kristliche Mittelalter so gern den Tod personifizirt, wieder zu der schönern Darstellung des Alterthums zurückzukehren. Die Kunst ist seiner Weisung gefolgt, seit dem Erscheinen jener Abhandlung stellt man den Tod nicht mehr unter der schrecklichen Gestalt des Knochenmannes dar. Lessing's Schrift schließt mit den bedeutungsvollen Worten:

„Nur die mißverstandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen, und es ist ein Beweis für die wahre, für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt.“

Religion und Kunst wachsen aus Einer Wurzel auf: aus dem Streben zu Gott. Sie sind zwei Zwillingsschwestern, welche beide denjenigen zu Gott führen, der Gott sucht. —

Drei Jahre lang, von Ostern 1767 bis Ostern 1770, dauerte Lessing's Aufenthalt in Hamburg. Seine Wohnung hatte er bei einem Kommissionsrath Schmid auf dem Brocke. Er verkehrte in einem reichen und gemischten Kreise geistreicher Männer und Frauen, sein Umgang waren Gelehrte und Künstler, Schauspieler und Geistliche, Kaufleute und Offiziere, Kristen und Juden, nur den Hamburgischen Adel und die Rechtsgelehrten konnte er nicht leiden. Zu seinen Bekannten gehörte der Jude Moses Wessely, ein durch vielseitige Bildung ausgezeichneter Kaufmann, dabei von großer Bescheidenheit. Er leistete Lessing öfter wesentliche Dienste; in den letzten Jahren seines Lebens wurde er von harten Schlägen getroffen, er erblindete und starb ziemlich früh.

Bode, Lessing's Geschäftsfreund, zeichnete sich als Uebersetzer aus, meisterhaft ist seine Uebertragung von Yorik's empfindsamer Reise. Klopstock, Gerstenberg u. a. verkehrten gern mit dem strebsamen Manne. Bode ging später nach Weimar und wurde dort Herder's Freund.

Der berühmteste Gelehrte Hamburgs im achtzehnten Jahrhundert war Hermann Samuel Reimarus, der Schwiegersohn des um die klassische Literatur so hochverdienten Fabrizius. Mit dem Sohne des Reimarus, Johann Albert Heinrich, und mit seiner Tochter Elise trat Lessing in lebhaften Verkehr, der bis zu seinem Tode andauerte. Von Hermann Samuel Reimarus, dem Verfasser der Fragmente, welche Lessing in Wolfenbüttel herausgab, reden wir später noch.

In dem Hause des Kaufmanns Schwalb, der eine vortreffliche Gemäldegallerie besaß, spielte Lessing gern L'hombre. Auch mit dem Senior Göze, der später so brutal gegen Lessing auftrat, verkehrte letzterer in Hamburg. Seine Freunde konnten nicht begreifen, was ihn zu dem Eiferer hinzog, und behaupteten spottend, der Magnet läge in Göze's vortrefflichem Weinkeller. Aber Lessing liebte es, seinen Verkehr möglichst vielseitig zu machen, wie er denn auch gern in den untersten Volksschichten das Leben beobachtete. Göze war schon damals der-

selbe unduldsame Streitsucher, als den ihn die Welt kennt. Seine heftigste Feindschaft richtete er gegen seinen Amtsbruder Alberti, einen edlen Mann voll wirklicher, evangelischer Liebe und Duldsamkeit, der ebenso wie Göze Prediger an der Katharinenkirche war. Es war nämlich bisher an den Bußtagen in allen Kirchen Hamburgs ein Gebet abgelesen worden, welches die Worte enthielt: „Schütte deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, welche deinen Namen nicht anrufen.“ Alberti und mehrere andere Prediger hielten diese Worte nicht für kristlich und ließen sie fort, und darauf begann Göze den Streit gegen sie, besonders gegen Alberti, mit der größten Erbitterung; er fügte seinem Amtsgenossen die schmählichsten Kränkungen zu, welche Alberti's ohnehin schwache Gesundheit völlig untergruben. Er starb zwei Jahre darauf, ohne daß der Streit in dieser Zeit geruht hätte. Von seinem Sterbebette aus ließ er dem Göze sagen, daß er ihn nie gehaßt habe, Göze aber predigte noch an Alberti's Begräbnißtage gegen seinen todten Amtsbruder.

Lessing's liebster Aufenthalt in Hamburg war das Haus des Seidenfabrikanten König. Dieser stammte aus dem Bergischen; in Wien besaß er Fabriken, er lebte jedoch als wohlhabender Mann meist in Hamburg. Er würde es weit haben bringen können, wenn ihm nicht außer der Versorgung seiner eigenen Familie auch die von elf Brüdern obgelegen hätte. Als König im September 1768 eine Geschäftsreise nach Halberstadt machte, gab Lessing ihm eine warme Empfehlung an Gleim mit, und nannte ihn seinen speziellen Freund, ein Titel, mit dem der große Mann sehr sparsam war. König's Gattin war eine geborene Eva Hahn aus Mannheim, eine in jeder Hinsicht vortreffliche, geistig hochbegabte Frau. Zu ihr faßte Lessing eine tiefgehende Neigung, welche um so mächtigere Wurzeln trieb, als sein großes und warmes Herz bis zu diesem Zeitpunkte noch keine Frauenliebe gekannt hatte. In allen Lagen des Lebens, in welchen wir Lessing bisher kennen gelernt, stand er da als der unantastbare, von Kopf bis zu Fuß in den glänzenden Harnisch gehüllte Kämpfer, den keine Waffe zu erreichen vermochte, vor dessen sieggewohntem Schwerte jeder Feind in den Staub sank. Jetzt sehen wir den großen Mann, wie er seine Waffen abgelegt hat, von einem tiefen Leid erfaßt, dem er vergebens zu entfliehen trachtet, bis das Geschick sein Leid in ein volles, schönes Glück verwandelte, das leider nur eben so rasch geknickt wurde, als es langsam aufgeblüht war.

Es ist unzweifelhaft, daß Lessing zu Eva König schon zu Lebzeiten ihres Mannes eine nicht geringe Zuneigung hegte. Mit feinem Gefühl macht Adolf Stahr auf die Stelle aus dem funfzehnten Stück der Dramaturgie aufmerksam, an welcher sich Lessing ausspricht über „jenes lebendige Gemälde aller der kleinsten, geheimsten Ränke, durch die sich die Liebe in unsere Seele einschleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die sie darin gewinnt, aller der Kunstgriffe, mit denen sie jede andere Leidenschaft unter sich bringt, bis sie der einzige Tirann aller unserer Begierden und Verabscheuungen wird“ — jenes Gemälde, welches Shakespeare's Meisterhand in Romeo und Julie entworfen. Wer so wahr, so treffend über das Wesen der Liebe urtheilen konnte, der mußte selber ihre Macht empfunden haben. Aber Lessing schloß die Liebe zu der Gattin seines Freundes tief in seine Brust, niemals hat das leiseste Wort von seiner Seite sein Geheimniß

auch nur ahnen lassen. In der richtigen Erkenntniß, daß er hier nur durch seine Entfernung den Frieden erhalten könne, faßte er den Entschluß, einen schon früher gehegten Plan auszuführen und nach Italien, nach Rom zu gehen. Winkelmann's schöne Seele, welche in Seehausen fast erdrückt war unter der verzweifelten Last des erbarmungslosen Schulstaubes, war in Rom im Anschauen der herrlichen Kunstschätze, unter dem reinen Himmel des Südens wieder jung geworden, auch Lessing hoffte in dem Heimathlande der Kunst, nach dem es ihn schon in der Jugend gezogen, Ersatz zu finden für das Opfer, welches er dem Glücke seines Freundes daheim zu bringen Willens war. Im Herbst des Jahres 1768 war der Entschluß, nach Rom zu gehen, zur Reife gediehen, Lessing theilte ihn offen seinen Freunden mit. Die Aussicht, den größten Geist des deutschen Volkes an das Ausland zu verlieren, erregte nicht geringe Bestürzung. Lessing ließ seine Bücher und alles, was er sonst entbehren konnte, verkaufen; er wollte zu Schiffe über Livorno gehen; später änderte er seinen Plan und beschloß, über Kassel und Nürnberg zu reisen. Im März 1769 schrieb Lessing an Nikolai: „Länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen." Im April desselben Jahres gelangte an Lessing ein Ruf aus Wien, man wollte ihn dort mit dreitausend Gulden Gehalt als Dramaturg und Theaterdichter anstellen; er schlug das Anerbieten aus, es war fest beschlossen, Deutschland zu verlassen. Da kam kurze Zeit nachher die Nachricht, daß König auf einer Geschäftsreise in Venedig gestorben sei. Lessing sprach von nun ab nicht mehr von seiner italienischen Reise, er wandte nun alle Sorgfalt an, um der Wittwe und den Waisen seines dahingeschiedenen Freundes sich nützlich zu erweisen. Beim Abschied hatte König, wie als ob er sein Geschick geahnt hätte, zu Lessing gesagt: „Ich empfehle Ihnen meine Familie!" Lessing erfüllte diesen Wunsch des Verstorbenen auf das gewissenhafteste. König's jüngster Sohn Friedrich war Lessing's Pathe, die übrigen Kinder hingen an ihm, dem Kinderfreunde, mit großer Liebe, Eva König selber wußte, daß niemand ihr und den Ihrigen treuer zur Seite stehen würde, als Lessing, gegen den ihr eigenes Herz voller Zärtlichkeit schlug. So war die Erfüllung von Lessing's Hoffnungen in eine greifbare Nähe gerückt, und als nun an Lessing ein neuer Vorschlag erging, der ihn im Vaterlande festzuhalten bestimmt war, da gab er eine andere Antwort, als auf den Antrag aus Wien. Der Ruf kam von Braunschweig, und der eigentliche Urheber desselben war Johann Arnold Ebert. Derselbe war ein geborner Hamburger, sechs Jahre älter als Lessing, dessen Bekanntschaft er bei einem Besuche in seiner Vaterstadt 1767 gemacht hatte. Ebert war ein feiner Kopf, er besaß eine umfassende Kenntniß der englischen Literatur und ist auch als Schriftsteller nicht ohne Bedeutung. Ebert war Professor am Kollegium Karolinum in Braunschweig. Diese Anstalt war durch den Abt Jerusalem auf Verordnung des Herzogs Karl, der von 1735 bis 1780 regierte, gegründet worden, es wirkte an ihr eine Reihe vortrefflicher Männer, mit denen Lessing später gern verkehrte. Ebert war der Lehrer des Erbprinzen und stand bei diesem in hoher Gunst. Ihn wußte er für Lessing zu interessiren, und wußte ihm zugleich begreiflich zu machen, welche Schande es für Deutschland sei, Lessing zu verlieren, und welche Ehre es für Braunschweig sei, Lessing zu gewinnen. Schon zu Anfang des Jahres 1769 hatte Ebert auf den Erbprinzen ein-

zuwirken gesucht, und dieser war nicht abgeneigt, dem Vorschlage Ebert's zu folgen.

Der Erbprinz war der nachmalige Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, er war der Führer des preußischen Heeres im Feldzuge in der Champagne und in der unglücklichen Schlacht bei Jena, in welcher er bekanntlich tödtlich verwundet wurde*). Er war ein Mann, welcher nicht unerhebliche geistige Anlagen mit einem brennenden Ehrgeize verband, doch fehlte ihm die rechte Thatkraft; edle Regungen spornten seine Seele oft genug an, aber selten brachte nachhaltige Ausdauer sie zur Reife. Sinnliche Genüsse hatten so viel Anziehungskraft für ihn, daß er ihnen zu Liebe öfter bewies, daß er nicht immer ein „Sklave seines Wortes“ war. In seinem Benehmen war er der vollendete Hofmann, der die Menschen als „kluger Vogelsteller“, wie Göthe sagt, für sich zu gewinnen wußte. Er war Musiker, Dichter, Schöngeist und Feldherr zugleich, doch vor allem andern war er Egoist, und besonders eifersüchtig auf seine Berühmtheit.

Dieser Fürst hatte im Sommer 1769 in Berlin die Bekanntschaft Mendelssohn's gemacht und sich sehr huldreich gegen ihn erwiesen. Das erwarb ihm Lessing's Zuneigung, und als der Erbprinz im Oktober 1769 durch Ebert ihm die Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel anbieten ließ und mit feinen Schmeicheleien lockende Aussichten für die Zukunft eröffnete, ging Lessing auf das Anerbieten ein. Indeß mag für ihn wohl der Hauptgrund die nahe Aussicht, mit Eva König seinen eigenen Herd begründen zu können, gewesen sein. Außerdem aber befreite ihn die Anstellung aus einer sehr mißlichen Lage. Er war, wie er seinem Vater schrieb, bis über die Ohren in Schulden gerathen, und diese drückten ihn hart. Erst nach Jahren konnte er sich ganz von ihnen befreien.

Im November ging Lessing über Zelle zu einem vorläufigen Besuche nach Braunschweig, und sein Erscheinen am braunschweigischen Hofe entschied ganz für ihn, obwohl er mit aller seiner nie verleugneten Freimüthigkeit auftrat. Ende Dezember kehrte er nach Hamburg zurück, um seine Geschäfte zu ordnen, und dann nach Wolfenbüttel überzusiedeln. Doch ließen sich dieselben nicht so bald erledigen, auch wurde ihm der Abschied von Hamburg schwer. In den letzten Wochen seines Aufenthaltes machte er die Bekanntschaft Herder's, welcher aus Frankreich zurückkehrte und sich nach Eutin zum dortigen Fürstbischof begab. Herder war ein großer Verehrer Lessing's, in vieler Beziehung sein Schüler. In einem seiner Briefe schrieb er: „Niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens oder gar in eine Studirstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Welcher Stand schlägt eher Falten und Runzeln, als der geistliche? Und wehe! Die Predigerfalte ist ärger, als die akademische selbst. Ich beneide Herrn Lessing in mehr als einer Absicht. Er ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann

---

*) Dieser Herzog ist nicht zu verwechseln mit seinem Oheim, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, welcher als Feldmarschall Friedrich's des Großen aus dem siebenjährigen Kriege bekannt ist.

Deutschland erleuchten.“ Herder hat den Eindruck dieser Begegnung mit Lessing bis in sein spätestes Leben bewahrt; Lessing's Unterhaltung regte ihn mächtig an. Auch Lessing freute sich, Herder kennen gelernt zu haben, und sagte, daß er sehr wohl mit ihm zufrieden sei.

Bis zum 17. April blieb Lessing noch in Hamburg. Im März störte ein ungewöhnlich hoher Schnee allen Postenlauf, und darauf fesselte ein Fieber Lessing vierzehn Tage lang ans Bett. In Braunschweig erwartete man ihn mit großer Ungeduld. Am 21. April 1770 traf er endlich daselbst ein. Am 4. Mai fuhr er nach Wolfenbüttel und nahm die Bibliothek in Augenschein, am 7. Mai wurde er durch den Geheimrath von Praun in sein Amt eingeführt und vereidet. Sein großer Geist, der bisher noch nie Fesseln getragen, fühlte sich gedrückt. Am Tage seiner Einführung schrieb er an Ebert, von dem er sich ebenso wenig wie von den übrigen Freunden verabschiedet hatte: „Ich bin Ihnen unter den Händen weggekommen. Aber es verlohnt auch wohl der Mühe, daß man Abschied nimmt, wenn man stirbt — oder von Braunschweig nach Wolfenbüttel reist! Denken Sie ja nicht, weil ich dieses beides zusammensetze, daß ich mich gestorben zu sein glaube. Man kann nicht ruhiger und zufriedener leben, als ich diese drei Tage gelebt habe. Euch Schwärmer, die Ihr alle Tage hofirt, alle Tage zu Gaste seid, muß freilich ein solches Leben todt dünken. Ruft immer mit jenem französischen Bedienten: „Es lebe das Leben!“ Ich rufe: Es lebe der Tod! — sollte es auch nur sein, um mit keinem Franzosen etwas gemein zu haben.“ —

Lessing's Gehalt betrug jährlich nur sechshundert Thaler neben freier Wohnung in dem alten herzoglichen Schlosse und freier Feuerung. Später bezog er die Wohnung, welche auch jetzt noch die Amtswohnung des Bibliothekars ist. Wolfenbüttel war damals noch öder als jetzt, und für Lessing, der aus dem lebensfrischen Hamburg kam, war der Aufenthalt daselbst von einer Verbannung nicht weit unterschieden. Die vortreffliche Bibliothek übertraf jedoch alle seine Erwartungen. Der Gründer derselben war der gelehrte Herzog August von Braunschweig, der selber mit eigener Hand einen ausführlichen Katalog für die ganze Bibliothek schrieb. Seit 1644 war die Bibliothek in Wolfenbüttel. Lessing hatte mit den eigentlichen Bibliothekarsgeschäften nicht viel zu thun; zwei Sekretäre und ein Bibliotheksdiener besorgten das Nöthige. Deshalb konnte Lessing wohl sagen, die Stelle sei so, als ob sie für ihn gemacht sei. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes machte er einen sehr wichtigen Fund auf dem Gebiete der Theologie. Er fand ein verloren geglaubtes Werk eines angesehenen Theologen aus dem elften Jahrhundert, des Berengar von Tours. Der Gegenstand, welchen er behandelt, ist von so allgemeinem und hohem Interesse, daß es wohl der Mühe verlohnt, einige Worte darüber zu sprechen.

Berengar, welchen einer seiner Feinde „den scharfsinnigsten der Menschen“ nannte, war in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts Vorsteher der Domschule zu Tours. Seine mächtige, tiefeingreifende Thätigkeit wußte unter den Geistlichen den Eifer für die Wissenschaften so anzuregen, daß nicht nur aus ganz Frankreich, sondern auch aus Deutschland sich die Jugend um ihn versammelte. Berengar war freundlich und wohlwollend und unterstützte arme Schüler auch mit leiblicher Nahrung. Sein Gegner war Lanfrank, der Vorsteher der Klosterschule

zu Bek in der Normandie; er vertheidigte das Ansehen der kirchlichen Ueberlieferung, während Berengar für die freie Forschung der Vernunft eintrat. Als ihn Lanfrank der Verachtung der Autoritäten beschuldigte, erwiderte Berengar: „Allerdings sei es etwas unvergleichlich Höheres, bei der Erforschung der Wahrheit die Vernunft als die Autorität zu gebrauchen.“ Lanfrank machte ihm den Vorwurf, daß er die Dialektik zu seinen Beweisen anwandte. Berengar entgegnete: „Kristus selbst sei ein Dialektiker, er, der die Weisheit und die Kraft Gottes keineswegs verschmäht, sondern zur Widerlegung seiner Widersacher gebraucht habe (Matth. 12, 27. und 22, 46).“ Berengar wurde natürlich der Ketzerei beschuldigt und beim Papst verklagt, in mehreren Kirchenversammlungen wurde über seine Lehre verhandelt, und unter dem Papste Nikolaus II. wurde Berengar schließlich gezwungen, 1059 in Rom seine Lehre öffentlich für falsch zu erklären. Diese Erklärung widerrief er nachher und vertheidigte seine Lehre in einer neuen Schrift, auf welche Lanfrankus eine niederdonnernde Entgegnung erscheinen ließ. Die katholischen Schriftsteller, besonders die französischen Benediktiner, behaupteten nun stets, Berengar sei durch das Schriftstück des Lanfrankus bekehrt worden und habe seinen früheren Irrlehren gänzlich entsagt. Aber das Buch, welches Lessing fand, war die Entgegnung des Berengar auf die letzte Schrift des Lanfrank, und in dieser Schrift sagt Berengar kein Wort des Widerrufs, vielmehr vertheidigt er umständlich und mit vieler Gelehrsamkeit seine Ansichten. Man kann sich leicht denken, welches Aufsehen dieses Buch, welches Lessing zum Theil drucken ließ, hervorrief. Alle rührenden, triumfirenden Auslassungen der Katholiken über den „bekehrten“ Berengar waren damit über den Haufen geworfen.

In seiner Einleitung gibt Lessing ein Selbstbekenntniß, welches ein glänzendes Zeugniß für seinen herrlichen Karakter ist. Er sagt: „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man die Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren: und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber uns vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit: dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet, daß er Irrthum ist.“

An einer andern Stelle sagt Lessing, er würde stets an der Bekehrung des Berengar gezweifelt haben, auch wenn durch das von ihm aufgefundene Werk dieser Zweifel nicht zur Gewißheit erhoben worden wäre. Dann fährt er fort: „Ja, ein großer Theil meiner Beruhigung würde von diesem Zweifel abhangen. Ein Mann, wie Berengar, hätte die Wahrheit gesucht; hätte die gesuchte Wahrheit in einem Alter, in welchem sein Verstand alle ihm mögliche Reife haben mußte, zu finden geglaubt; hätte die gefundene Wahrheit muthig bekannt, und mit Gründen

andere gelehrt; wäre bei der bekannten und gelehrten Wahrheit, trotz aller Gefahren, trotz seiner eigenen Furchtsamkeit vor diesen Gefahren dreißig, vierzig Jahre beharrt und auf einmal in eben dem Augenblicke, da unter allen erworbenen Schätzen dem Menschen keine werther sein müssen, als die Schätze der Wahrheit, die einzigen, die er mit sich zu nehmen Hoffnung hat — eben da, auf einmal, hätte seine ganze Seele so umgekehrt werden können, daß Wahrheit für ihn Wahrheit zu sein aufhörte? — Wer mich dieses bereden könnte, der hätte mich zugleich beredet, allen Untersuchungen der Wahrheit von nun an zu entsagen, denn wozu diese fruchtlosen Untersuchungen, wenn sich über die Vorurtheile unserer ersten Erziehung doch kein dauerhafter Sieg erhalten läßt? — Nein, nein, einen so grausamen Spott treibt der Schöpfer nicht mit uns. Wer daher in Bestreitung von Vorurtheilen aller Art niemals schüchtern, niemals laß zu werden wünscht, der besiege ja dieses Vorurtheil zuerst, daß die Eindrücke unserer Kindheit nicht zu verwischen wären. Die Begriffe, die uns von Wahrheit und von Unwahrheit in unserer Kindheit beigebracht werden, sind gerade die allerflachsten, die sich am allerleichtesten durch selbsterworbene Begriffe auf ewig überstreichen lassen: und diejenigen, bei denen sie in einem spätern Alter wieder zum Vorschein kommen, legen dadurch wider sich selbst das Zeugniß ab, daß die Begriffe, unter welchen sie jene begraben wollen, noch flacher, noch seichter, noch weniger ihr Eigenthum gewesen, als die Begriffe ihrer Kindheit. Nur von solchen Menschen können also auch die gräßlichen Erzählungen von plötzlichen Rückfällen in längst abgelegte Irrthümer auf dem Todtbette wahr sein, mit welchen man jeden kleinmüthigern Freund der Wahrheit zur Verzweiflung bringen könnte. Nur von diesen, aber keinem Berengarius. Ein Berengarius stirbt sicherlich, wie er lehrte, und so sterben sie alle, die eben so aufrichtig, eben so ernstlich lehren, wie er." — Auch Lessing ist so gestorben, mit derselben großartigen Ruhe und demselben Seelenfrieden, den der große Mann stets in seinem Leben zeigte.

Wenn wir das Leben Lessing's in Wolfenbüttel nun weiter verfolgen, so haben wir leider von einer Fluth von Leiden zu erzählen, welche die Gesundheit des großen Mannes untergrub und ihn einem frühen Tode entgegenführte. Wenn uns das Herz blutet bei diesem Schauspiele, so wird unser Herz doch auch wieder erhoben durch den Gedanken, daß alles Leid und aller unwürdige Verdruß nicht vermochten, Lessing's großen Geist zu beugen oder zu brechen. Wohl gab es Augenblicke, in denen Lessing nicht mehr der unverzagte Held schien, als welchen wir ihn bisher kennen gelernt, doch waren es immer nur Augenblicke, welche ihn nicht verhinderten, an die höchsten Fragen der Menschheit heranzutreten und sie mit fester, sicherer, sieggewohnter Hand zu lösen, und gleichsam zur Bestätigung seiner Aufstellungen daneben noch die herrlichsten Werke der Dichtung zu liefern. Während der Zeit in Wolfenbüttel hat Lessing das Höchste und Beste geschaffen, was er seinem Volke schenkte.

Die Ursachen dieser Leiden lagen in den Verhältnissen und den Personen. Wir haben schon angedeutet, daß es für Lessing in Wolfenbüttel zu einsam war. Er deutet selber darauf hin, wenn er seine Wohnung — die ehemalige Residenz — sein verwünschtes Schloß nennt. Es fehlte ihm hier jenes Gegengewicht gegen sein gewaltig arbeitendes Innere, dessen er zu seinem Wohlbefinden bedurfte. Da-

her die Erscheinung, daß der bisher so kerngesunde Mann in Wolfenbüttel stets kränkelte, und daß in solchen Umständen das beste Heilmittel für ihn eine Reise nach Hamburg zu seinen Freunden war. Der schwerste Grund von allen lag jedoch in der Beschränkung der Freiheit, welche Lessing in Wolfenbüttel erfuhr. Seine Verhältnisse legten ihm allerdings, vom Standpunkte des alltäglichen Lebens betrachtet, nur einen sehr geringen Zwang auf und ließen ihm mehr Freiheit, als irgend ein Beamter im Staate sie genießt und genießen kann; aber große Männer können nicht mit dem gewöhnlichen Maße gemessen werden, am allerwenigsten ein Lessing, der, wie er in der Wissenschaft keine Autorität gelten ließ, so auch im Leben keinerlei Zwang ertrug. Er konnte es nicht vermeiden, bei gewissen Gelegenheiten am Hofe in Braunschweig zu erscheinen und sein Kompliment zu machen, und er ging dazu, wie er sagte, als wenn er dazu geprügelt würde. Dazu kam noch, daß Lessing eine tiefliegende Verstimmung und eine daraus entspringende Bitterkeit von der Ankunft in Wolfenbüttel ab stets mit sich trug. Der große Mann war sich seines Werthes und seiner Leistungen wohl bewußt, wenn seine Bescheidenheit auch nie zuließ, daß er diesem Bewußtsein Worte lieh. Doch in seinem Innern empfand er es schmerzlich genug, wie gering der Dank war, den sein Volk ihm für seine wahrhaft königlichen Geschenke gewährte. Nicht einmal die persönliche Freiheit konnte er sich erringen, die Dramaturgie hatte ihm tausend Thaler Schulden eingetragen, und aller Weihrauch, den man ihm streute, vermochte nicht die Thatsache zu überdecken, daß Lessing in Folge schweren pekuniären Druckes nicht im Stande war, seinen dringendsten Wunsch zu erfüllen, der auf Gründung seines eigenen Herdes ging. Seine finanziellen Bedrängnisse waren so bitter, daß er genöthigt war, sich sein Gehalt auf anderthalb Jahre vorausbezahlen zu lassen, damit er die dringendsten Schulden bezahlen und dem Verklagtwerden entgehen konnte. Und zu der mißlichen Lage kamen immer noch neue Verwickelungen. Im Jahre 1770 starb Lessing's alter Vater, von ihm tief betrauert, er war stolz auf solchen Vater. Die Schulden des Verblichenen übernahm er ohne Bedenken sofort, obwohl er selber kaum zu leben hatte, und auch in Zukunft unterstützte er oft genug über seine Kräfte seine Geschwister, besonders seine ältere Schwester, welcher die stolze Bescheidenheit ihres großen Bruders nicht zu Theil geworden war. Bei Lessing's Anstellung hatte ihm der Erbprinz eine baldige Erhöhung des Gehaltes in Aussicht gestellt, doch der Mann, der nie ein Sklave seines Wortes war, wußte sich auch dem größten Geiste seines Volkes gegenüber aller lästigen Verpflichtungen zu erwehren. Nur die zu allen Zeiten treu gehegte Hoffnung, daß Wolfenbüttel ihm die Möglichkeit zu seiner Verbindung mit Eva König gewähren würde, vermochte Lessing, in der drückenden Lage auszuhalten.

Doch vorläufig war jede Aussicht zu dieser ersehnten Vereinigung noch in weite Ferne gerückt. Um ihre verwickelten Vermögensverhältnisse zu regeln, unternahm Frau König im Sommer 1770 eine Reise nach Wien. In Braunschweig sah Lessing sie wieder. Sie nahm ihren Weg von da über Ilmenau, Augsburg und Salzburg. Auf ihrer Reise schrieb sie oft an Lessing. Dieser Briefwechsel ist für uns fast die einzige Quelle zur Kenntniß des Verhältnisses, welches für Lessing so bedeutungsvoll war, es ist interessant, aus den Briefen einiges kennen zu lernen.

Wenn man als das Wesen der Liebesbriefe überschwängliche Stilübungen und künstlich bis zu nebelhafter Höhe gesteigerte Empfindsamkeit ansieht, so sind diese Briefe keine Liebesbriefe. Und doch sind sie voll von jenen in wenige Worte gepreßten Gefühlsäußerungen, welche nur ein wahrhaft liebendes Herz zu geben vermag. Unter dem 30. August 1770 schrieb Eva König von Augsburg an ihren Freund:

„Mein lieber Herr Lessing!

„Eben habe ich Ihren Brief erhalten, und muß Sie auch sogleich um Entschuldigung bitten über die Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht, und das Vornehmen, welches ich schon gefaßt hatte, keine Zeile in meinem Leben wieder an Sie zu schreiben. Wenigstens werden Sie meine Aufrichtigkeit bewundern, wenn ich Ihnen sogar sage, daß ich einen Brief, den ich in Nürnberg an Sie geschrieben hatte, zerrissen habe. Bin ich nicht ein wahres Frauenzimmer? Nun, im Ernste, letzteres ist zwar wahr, allein ich zerriß den Brief nicht, weil ich empfindlich gewesen, sondern weil ich den Abend einen starken Ansatz von Hypochondrie hatte, und der Brief so lang gerathen war, daß ich befürchtete, er möchte Ihnen Langeweile machen. Es wäre vielleicht eben so gut, wenn ich außer den hypochondrischen Stunden auch so dächte. Doch nein, warum sollte ich mich Ihrer Briefe berauben, die ich mit so vielem Vergnügen lese, da ohnedem wenig Dinge mehr in der Welt sind, die mir welches geben können. Ich danke Ihnen recht sehr, daß Sie mir so bald geschrieben, und bin nur böse, daß der Brief schon drei Tage hier gewesen, ehe ich ihn bekommen habe. Er war an einen Mann geschickt, der glaubte, man könnte anderswo nicht, als in der Traube logiren. Wie er mich da nicht traf, so suchte er mich auch nicht weiter; zum Glück hörte er heute von ungefähr, daß ich hier wäre, sonst hätte ich ihn gar nicht bekommen.

„Von Ilmenau werden Sie meinen Brief erhalten haben? wo ich endlich des Nachts um zwölf Uhr wegkam, mit einem besoffenen Postillon und einem Halbblinden, der mir leuchtete, der aber nach einer Viertelstunde kein Licht mehr hatte, und just im Thüringerwalde, wo man auf zwei Meilen keine Hütte antrifft, und wo solche Wege sind, die man am Tage mit Lebensgefahr passirt. Nun glauben Sie, daß mir der Muth gefallen sei! Wahrhaftig nicht! ich stieg aus und suchte Tannenzapfen, die steckten wir an und so halfen wir uns fort. — Einer großen Gefahr bin ich noch entgangen: hinter Bamberg fuhren wir einen hohen, steinigten und sehr steilen Berg hinauf; wie der Postillon die Pferde antrieb, um oben über zu lenken, so merkte ich, daß die Chaise wich. Ich rief dem Postillon stille zu halten; wie wir nachsahen, so war der Nagel heraus, und die Chaise lag noch eben einen Strohhalm breit auf der Vorderaxe. Ich kann es keinem andern, als Ihrem Gebete zuschreiben, daß ich allen den Gefahren so glücklich entkommen bin. Wenn Sie reisen, so sollen Sie auch meine besten Wünsche begleiten. — In Nürnberg bin ich so aufgenommen worden, daß ich die Nürnberger fast süße Leute nennen möchte. Es waren mir zwei Herren und eine Dame bis Erlangen entgegengekommen, die sich vergebens zwei Nächte da aufgehalten, und mit der größten Besorgniß drei Stunden ehe da ich eintraf wieder zurückgekehrt waren mit dem Vorsatz, einer davon sollte mir den andern Tag so weit entgegenreiten, bis er mich träfe. Alles dieses erzählte mir der Postmeister mit so vieler Lebhaftigkeit, daß

ich meinen Vorsatz änderte, die Nacht in Erlangen zu bleiben, um die Leute den andern Morgen nicht wieder zwei Meilen machen zu lassen. Es war ein echter Nürnberger Einfall, den Abend zurückzugehen und den andern Morgen wieder denselben Weg machen zu wollen. Sie können denken, was das für gute Leute sein müssen; demungeachtet bin ich froh, daß ich von ihnen, und hier bin, wo ich ebenfalls von allen überaus freundschaftlich begegnet werde. Ich stehe nicht dafür, daß ich nicht sehr aufgeblasen und stolz zurückkomme, wenn ich überall so aufgenommen werde, wie bisher. Ich denke, Sie beten nun, daß ich gedemüthigt werden möge, denn nun fehlt es mir nicht an guten Wegen, und den Nagel an der Chaise habe ich mit einer Feder machen lassen.

„Seit Sonntag Abends bin ich hier, den Freitag gehe ich nach München, wo ich mich vielleicht einige Wochen aufhalte. Ich weiß noch nicht, wie ich meine weitere Tour einrichte, ob ich zu Wasser oder zu Lande nach Wien gehe. Ich hätte Lust zu Wasser, die meisten rathen es mir aber ab. Wollen Sie mir Ihren Rath mittheilen, so thun Sie es unter Adresse von Gebrüder Nocker in München.

„Leben Sie recht wohl, und zweifeln Sie nicht, daß ich mit aller Hochachtung und Freundschaft stets sein werde

Dero

ergebene Dienerin
E. C. König."

Auf diesen Brief antwortete Lessing am 8. September:

„Meine liebste Madame!

„Ich verzeihe Ihnen den angewandelten Zorn, in Ihrem Leben keine Zeile mehr an mich zu schreiben, von Herzen gern. Aber wenn ich ihn durch nichts anders verdienen kann, als dadurch, was Sie besorgten, so ist mir nicht sehr bange davor.

„Was ich Ihnen aber nicht verzeihe, liebste Madame, ist, daß Sie nicht vergnügt sind. Sie können es und müssen es wieder werden. Alles in der Welt hat seine Zeit, alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist. Und daß Sie gesund sind, daran läßt mich Ihr Brief wenigstens nicht zweifeln.

„Ich selbst bin jetzt nichts weniger als vergnügt. Mein alter Vater ist gestorben. Er konnte freilich nach dem Laufe der Natur nicht lange mehr leben, und ich mußte seinen Tod alle Tage erwarten. Aber gleichwohl geht er mir so nahe, als ob er mir noch so früh entrissen worden. Ich bin seit sechs Tagen, daß ich diese Nachricht erhalten, zu allem ungeschickt. Dabei sitze ich hier allein, von allen Menschen verlassen, und habe mich in eine Arbeit verwickelt, die nichts weniger als angenehm ist. Wahrlich, ich spiele eine traurige Rolle in meinen eigenen Augen.

„Und dennoch, bin ich versichert, wird sich und muß sich alles um mich herum wieder aufheitern, ich will nur immer vor mich, und so wenig als möglich hinter mich zurücksehen. Thun Sie ein Gleiches, meine liebste Freundin, und lassen Sie so viel Entschlossenheit und Muth, als Sie sonst in Ihrer ganzen Aufführung bezeigen, nicht verloren sein.

„Aus Hamburg habe ich neuerlich keine Nachricht. Sie werden indeß hoffentlich von Ihrer Familie gute Nachricht haben, und desfalls ruhig sein können. Das Heimweh wird Ihnen am ehesten vergehen, wenn Sie sich nur recht oft sagen, daß Sie diese beschwerliche Reise ja nur zum Besten Ihrer Familie thun.

„Wegen Ihrer weitern Reise rathe ich Ihnen freilich auch lieber zu Lande als zu Wasser zu gehen. Die Reise auf einem Flusse ist bei schlechtem Wetter eine klägliche Reise, und so gut als ich mir die Wege dort habe beschreiben lassen werden Sie es in der Chaise auch gerade eben so kommode haben.

„Nun leben Sie recht wohl, meine liebste Madame, und schreiben Sie mir bald wieder. Wenn Sie noch keinen Brief von mir haben, so denken Sie nur immer, daß einer unterwegs ist. Sie werden sich meistens nicht irren, und sollte es ja kein Brief sein, so sind es doch meine Gedanken und Wünsche, die gewiß den Weg Ihnen nach nicht leer lassen. Ich bin

Ihr
ganz ergebenster
Lessing."

Frau König langte glücklich in Wien an. Sie besaß daselbst eine Seidenfabrik und eine Spiegelfabrik; die letztere konnte sie gut verkaufen, die erstere jedoch nicht, sie war genöthigt, dieselbe auf eigene Rechnung noch ferner in Betrieb zu erhalten und einen günstigen Zeitpunkt zum Verkauf abzuwarten. Diese Seidenfabrik bildete in den nächsten Jahren den Gegenstand vielfacher Sorge. Im Anfang des Jahres 1771 reiste sie nach Hamburg zurück, und verweilte einige Tage in Braunschweig bei Lessing. Im August desselben Jahres besuchte Lessing sie in Hamburg, und hier wurde die förmliche Verlobung im engsten Familienkreise gefeiert. Nur wenige Personen erfuhren die Thatsache, welche Lessing selbst vor seinen Geschwistern noch verschwieg. Von dieser Zeit an zeigen die Briefe den vertraulichsten Ton, und wer den männlich zurückhaltenden, fast stolzen Ausdruck in Lessing's Schriften und in seinen übrigen Briefen kennt, den muß der Ausdruck der innigsten Zärtlichkeit in seinen Briefen an seine Eva gewiß tief bewegen. Ende Oktober verließ Lessing, nachdem er vorher von Hamburg aus eine Reise nach Berlin unternommen, seine Verlobte, um nach Braunschweig zurückzukehren. Unmittelbar nach seiner Abreise schrieb Frau König ihm den nachstehenden Brief.

„Bester, liebster Freund!

„Ich bin Ihretwegen in der größten Unruhe. Warum haben Sie doch unseren Bitten nicht Gehör gegeben, und sind wenigstens nur bis Mittwoch hier geblieben? So hätten Sie vermuthlich den abscheulichen Sturm, in dem Sie vorige Nacht die Elbe passiren mußten, nicht auszuhalten gehabt. Ich mache mir tausend Vorwürfe, daß ich mit Ursache bin, daß Sie diese Route genommen. Keine Vorstellung kann mir eine ruhige Viertelstunde Schlaf verschaffen. Ich hoffe aber, alle meine Sorgen sollen vergebens sein, und Sie werden morgen Abend glücklich und vergnügt in dem lieben Braunschweig eintreffen. Dann so könnte ich den Donnerstag schon einen Brief von Ihnen haben, wenn Sie mir gleich geschrieben hätten. Dies haben Sie doch wohl gewiß gethan? O ja, Sie haben es gethan. Sie wissen ja, daß meine ganze Ruhe davon abhängt. Nicht wahr,

Sie sind überzeugt, ob Sie gleich zuweilen daran zu zweifeln scheinen, daß ich Sie über alles liebe, über alles hochschätze, und kein Glück für mich mehr in der Welt ist, wenn ich es nicht mit Ihnen theilen soll. Möchten doch alle die Hindernisse, die uns trennen, gehoben werden können, wie wollte ich der Vorsehung mit freudigem Herzen danken!

„Ich hoffte, der Salzburger Brief sollte hierzu den Weg bahnen. Allein statt daß man darauf denken sollte, mir das Wiener Werk abzukaufen, räth man mir, es noch eine Weile anzusehen, indem, wenn es bei dem Mandat bliebe, daß keine Fremden mehr in den k. k. Landen handeln dürften, der Abzug bei meiner Fabrik natürlicherweise sehr zunehmen müßte. Der Mann hat Recht. Wenn ich ihm nur folgen könnte, ohne zu riskiren, und das wenige, was mir übrig ist, noch zuzusetzen! Am Ende verfehle ich mit aller meiner Sorge und Mühe doch meinen Endzweck. Bin ich nicht in einer fatalen Lage? Und noch dazu von allen Freunden entfernt, die mir mit Einsicht rathen könnten.

„Die zwei ersten Seiten dieses Briefes hatte ich gestern geschrieben. Eben da ich zu Bette gehen wollte, fiel mir ein, daß morgen früh die Post abgeht. Ich schließe diesen Brief also in der Nacht um zwölf Uhr, wo ich Sie mir ermüdet von der Reise, im tiefsten Schlaf gedenke, und Ihnen von ganzem Herzen die angenehmste Ruhe wünsche, mir aber die baldige Versicherung, daß Sie sich von den Fatiguen der Reise erholet, recht gesund und vergnügt befinden. Sie können dem noch wohl was hinzufügen, was mir eben nicht zuwider sein wird. Aber, aber! es müssen lauter Worte sein, die aus Ihrem Herzen kommen, so wie es diejenigen sind, mit welchen ich Ihnen sage, daß ich bin, bester, liebster Freund,

Dero
aufrichtigste Freundin
E. C. König."

Lessing hatte die Erwartung seiner Braut erfüllt, mit umgehender Post erhielt sie folgenden Brief:

„Meine Liebe!

„Ich bin glücklich und gesund, obschon erst am Dienstag früh, in Braunschweig angekommen. Naß bin ich zwar nicht geworden, aber von dem kalten stürmischen Winde habe ich die erste Nacht mehr ausgestanden, als ich mich je in dem härtesten Winter ausgestanden zu haben erinnern kann. Bald hätte ich es bereut, daß ich gereist war, aber nun ist alles überstanden, und ich bin versichert, daß es Ihnen und unseren Freunden nunmehr selbst angenehm ist, daß ich nicht erst noch reisen muß. Ich bleibe bis morgen noch hier in Braunschweig, und alsdann willkommen in mein liebes einsames Wolfenbüttel, wo immer mein dritter Gedanke, Sie wissen schon wer, sein wird. Möchte ich jetzt diesen Augenblick, da ich Ihnen mein Befinden melde, nur auch wissen, wie Sie sich befinden! Wohl, recht wohl: das wünsche ich und hoffe ich. Lassen Sie mich ja von Ihnen alles, wichtiges und unwichtiges, wissen. Doch nichts ist mir unwichtig, was Sie angeht. Vor allen Dingen lassen Sie mich nie hören, daß Sie krank oder traurig sind. Nicht daß Sie mir es verschweigen sollen, wenn Sie es wirklich sind, denn das würde für mich eine Kränkung mehr sein, sondern daß Sie es in der

That nie sein wollen. Ich sage wollen, weil wirklich bei beiden Punkten mehr auf unser Wollen ankommt, als man sich öfter einbildet. Wie schön wäre es, wenn ich meine Gesundheit und meinen Leichtsinn mit Ihnen theilen könnte! — Ich sage Ihnen von unseren eigentlichen Angelegenheiten nichts, und werde Ihnen auch in meinen folgenden Briefen nur wenig davon sagen. Sie glauben nicht, wieviel ich auf ein einziges Wort von Ihnen baue, und wie überzeugt ich bin, daß so ein einziges Wort bei Ihnen auf immer gilt. Bleiben Sie dieses nur auch von mir überzeugt, und ich bin gewiß, es wird sich endlich alles nach unseren Wünschen bequemen.

„Nächster Tage, meine Liebe, ein Mehreres! Empfangen Sie noch meinen Dank für alle das Gute, womit Sie mich in Hamburg überschüttet, ob ich schon weiß, daß Sie mir diesen Dank gern schenken. Meinen besten Empfehl an alle unsere Freunde, denen ich aber nicht eher als aus Wolfenbüttel schreiben kann. Ich bin mit Empfindung der aufrichtigsten Zärtlichkeit

ganz der Ihrige

Lessing."

Noch fünf Jahre vergingen, ehe das ersehnte Ziel der Vereinigung für immer erreicht war. Für beide Verlobte gab es in dieser Zeit oft genug sehr bittere Stunden. Die Entwirrung der verwickelten Geschäfte wurde für Eva König immer schwieriger, und mehr als einmal war sie nahe daran, ihr ganzes Vermögen zu verlieren. Ihr größter Kummer war in solchen Zeiten, daß sie genöthigt war, auch ihrem Freunde durch ihre traurigen Nachrichten eine schwere Last aufzubürden, und sie schrieb an ihn, sie könne es leidenschaftlich bereuen, daß sie schwach genug gewesen wäre, durch das Geständniß ihrer Gegenliebe das Schicksal eines so großen Mannes an das ihrige, so unglückliche, zu fesseln. In einer Stunde, in welcher ihre Lage ganz besonders drückend war, schrieb sie an ihren Freund, sie wolle gern in dem elendesten Winkel der Welt Wasser und Brod essen, wenn sie nur einmal aus dem Labyrinthe heraus wäre. „Halten Sie sich an Ihrem Worte," erwiderte Lessing, „daß Sie an alle dem Unglück nicht schuld sind. Erhalten Sie sich nur heiter, um sich gesund zu erhalten. Verlieren Sie, was Sie verlieren müssen, erhalten Sie für Ihre Kinder soviel, als Sie erhalten können, und überlassen Sie ruhig alles Uebrige der Vorsicht. Wenn Sie lieber in dem elendesten Winkel, lieber bei Wasser und Brod leben wollten, als länger in Ihrer gegenwärtigen Verwirrung, so ist Wolfenbüttel Winkels genug, und an Wasser und Brod, auch noch an etwas mehr, soll es uns gewiß nicht fehlen."

Doch Eva König's Gemüth war zu tief bekümmert, und ihre Denkungsweise war zu edel, um auf Lessing's Vorschlag der baldigen Verheirathung sogleich einzugehen. „Mein Vorsatz," antwortete sie, „bleibt unumstößlich: bin ich unglücklich, so bleibe ich es allein, und Ihr Schicksal wird nicht mit dem meinigen verflochten." Wie rührend ist es, wenn sie denselben Brief mit den Worten schließt: „Nach solchen traurigen Tagen, wie ich nun habe, müssen wieder heitere kommen, und die können nicht wieder kommen, wenn ich nicht wenigstens das Glück habe, mit Ihnen an einem Ort zu leben." —

Im Anfange des Jahres 1772 mußte Frau König wieder nach Wien reisen. Diesmal begleitete sie ihr Schwager. In Braunschweig erwartete sie Les-

sing, und es folgten nun einige frohe Tage, deren Erinnerung Frau König helfen mußte, die Beschwerden einer Reise zu überstehen, die wir jetzt kaum noch glaublich finden können. Nur eine kleine Probe aus der Beschreibung derselben möge aus einem Briefe hier Platz finden.

„Rattelsdorf, 28. Februar 1772.

„Mein lieber Freund.

„Von einem Dorfe, das sich Rattelsdorf nennt, haben Sie wohl in Ihrem Leben nichts gehört? Auf dem sitzen wir nun beinahe vierundzwanzig Stunden, und wer weiß, ob wir nicht noch viermal vierundzwanzig Stunden hier aushalten müssen. Es kommt auf den Main an, ob der fallen will; so wie er jetzt ist, ist er nicht zu passiren, wenn man auch was wagen wollte. — So viele Hindernisse, wie wir auf dieser Reise angetroffen, mit solchen Beschwerden und Gefahren verknüpft, habe ich in meinem Leben nicht ausgehalten. Es lassen sich wenig Unfälle mehr denken, die uns nicht schon alle begegnet sind. In 36 Stunden haben wir zwei neue Axen und zwei Stangen zerbrochen; die Pferde sind mit uns durchgegangen und haben über solche Gräben und Hügel gesetzt, daß wir nichts anders, als den schrecklichsten Tod vor Augen sahen, bis endlich, als sie eben wieder über einen tiefen Graben setzen wollten, die Stränge des einen Zugpferdes rissen. Zu unserm größten Glück! denn dadurch verloren sie die Macht, über den Graben zu setzen, und kehrten auf die andere Seite um, wo uns Bauern zu Hülfe eilten, die sie auch glücklich erhaschten. Gestern sind uns zwei Pferde vor dem Wagen gefallen; bei dem ersten hielten wir uns vier Stunden auf und versuchten alles, um es zu retten, allein es war umsonst, wir mußten es für den Scharfrichter des nächsten Dorfes liegen lassen. Für Yorik wäre dies eine vortreffliche Szene gewesen. Der Postillon war ein Original. So gut als dumm, beides im höchsten Grade. O Gott! o Gott! war alles, was er vier Stunden lang sagte, wobei er beständig fortarbeitete, um das Pferd wieder auf die Beine zu bringen; es war aber so kraftlos, daß, wenn er es auch etwas in die Höhe hatte, es gleich wieder auf die Seite fiel, wobei er hundertmal in Gefahr kam, das Leben zu verlieren. Ich rief in einem weg: Kerl, seid nicht rasend, das Thier ist hin, was wollt Ihr Euch denn auch noch unglücklich machen? Ei was! gab er mir immer zur Antwort, da es mit meinem Pferde so ist, so mag es mit mir werden, wie es nur immer will. Ich sagte, er sollte fortfahren. — Nein, und wenn Sie mich auch prügeln, so gehe ich nicht von meinem Pferde, so lange ich noch Hoffnung habe; und dies hielt er auch ehrlich. Selbst wie es schon verendet war, mußten wir ihm noch verstatten, daß er es mit den anderen Pferden auf einen Acker schleppte, aus dem nächsten Dorfe Stroh und Heu holte; das Stroh, um es damit zu decken, das Heu, damit es, wenn es wieder auflebte, etwas zu fressen fände. Der Kerl dauerte mich, denn er war völlig abgemattet; und nun wollte vollends das Unglück, daß, als wir kaum eine Viertelstunde gefahren waren, ihm im Wasser das zweite Pferd auch noch fiel. Dies hat er denn doch noch gerettet, weil zum Glück Leute in der Nähe waren, die ihm zu Hülfe kamen. Für uns aber ward es schlimm; wir waren zwar ausgestiegen, allein unser Wagen stand im Wasser, und diese Pferde konnten ihn nicht herausziehen. Wir mußten also drei Viertelstunden weit nach einem Dorfe gehen, durch einen solchen schrecklichen Weg,

daß ich bis auf diese Stunde noch nicht begreife, wie ich durchgekommen bin. Bei jedem Schritt, den ich that, mußte ich die Beine mit Macht aus der Erde ziehen, und es regnete, daß ich keinen trocknen Faden mehr am Leibe behielt. Nun sagte ich zu meinem Schwager, wie wir wieder im Wagen saßen, für heute werden wir doch wohl genug Fatalitäten überstanden haben? Will's Gott, war seine Antwort, aber das Will's Gott traf nicht ein, denn wir mußten noch durch drei Gewässer, die alle drei in den Wagen kamen. Das letzte war so hoch, daß alles, was im hintern Chaisekasten lag, naß wurde. Dieses zu trocknen, war heute meine Beschäftigung.

„So sind mir die paar angenehmen Tage, die ich mit Ihnen zugebracht, wieder vergällt worden. Doch nein, das Vergnügen, Sie gesund gesehen zu haben, überwiegt alle das Unglück, und noch mehr. Ich bin seitdem weit heiterer und munterer, selbst bei alle den Beschwerden bin ich nicht einen Augenblick niedergeschlagen gewesen. Dieses schreibe ich Ihnen allein zu, denn bei meiner Abreise von Hamburg war mir nicht so zu Muth, wie mir jetzt ist.

„Ich will nur nicht hoffen, daß auch der Endzweck der Reise so übel ausfällt, wie bisher die Reise gewesen ist, sonst sähe es schlecht aus. Alsdann würde ich Ihnen bei der Rückkehr wohl schwerlich von Rattelsdorf aus schreiben können, ich sei vergnügt. Es gehört schon so viel dazu, wenn einem auch nichts im Wege steht, hier vergnügt zu sein, zumal wenn man so sehr nach Augsburg verlangt, wie ich, dort hoffe ich doch gewiß einen Brief von Ihnen zu finden. Nicht wahr, Sie haben mir dahin geschrieben? Wenn Sie es nicht gethan hätten? Das wollte ich um vieles nicht, denn so erhielte ich noch in drei Wochen keinen. So lange dauert es gewiß, bis wir nach Salzburg kommen. Mein Schwager sagt mir eben, ich sollte Ihnen sein Kompliment machen und zugleich sagen, daß wir bei unseren Unglücksfällen mehr an Sie gedacht hätten, als wir vielleicht gethan haben würden, wenn es uns besser ergangen wäre. Seinerseits mag es wahr sein. Denn so wie ein Unglück kam, sagte er: Herr Lessing hat Recht: es ist ein hundsföttisch Leben.

„Beim Datumschreiben fällt mir ein, daß heute Ihr Geburtstag ist. Feiern Sie ihn vergnügt!"

Drei lange Jahre vergingen, ehe Frau König Wien wieder verlassen konnte. In dieser ganzen Zeit sah sie ihre Kinder nicht. Sie selbst hatte das Unglück, in Wien einen schweren Fall zu thun, von dessen Folgen sie sich nur langsam wieder erholte, zumal da ihre Gesundheit überhaupt nicht sehr stark war.

Lessing hatte indeß in Wolfenbüttel mit nicht geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen. Sein Amt als Bibliothekar faßte er nicht als Sinekure auf, sondern er dachte an eine gänzliche Umordnung der ganzen Bibliothek. Diese riesige Arbeit würde er auch ausgeführt haben, wenn seine Jahre in Wolfenbüttel weniger trübe gewesen wären. Nachdem er die Arbeit über den Berengar beendet, wollte er auch das ganze Werk desselben herausgeben, doch unterblieb diese Arbeit. Vollständig zum Druck befördert ist dasselbe erst durch A. F. und F. Th. Vischer, Berlin 1834. Lessing's Arbeit über den Berengar war übrigens so vortrefflich, daß sein alter Lehrer Ernesti in Leipzig erklärte, er fände die größten theologischen

Kenntnisse darin und er würde Lessing, wenn derselbe nach Leipzig käme, zum Doktor der Theologie machen.

Auch eine neue Ausgabe seiner vermischten Schriften besorgte Lessing auf den mehrfach und dringend geäußerten Wunsch des Verlegers Voß in Berlin. Dieser Ausgabe, von welcher Michaelis 1771 der erste Band erschien, gab Lessing eine höchst scharfsinnige Abhandlung über das Epigramm bei; in seiner bescheidenen Weise nannte er das inhaltvolle Werk „Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.“ Als das Wesen des Epigrammes nennt er Erwartung und Aufschluß. Die Aufschrift auf einem Denkmal wollte Lessing nicht als Epigramm gelten lassen. Herder widersprach ihm darin später, und gab zum Beweise seiner Behauptung selber jenes schöne Epigramm, welches er unter Lessing's Bild setzen wollte. Es lautet:

„Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit also lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgültig nimmer war —
Wer? Lessing ist der Mann.“

Noch mehrere andere, kleinere Arbeiten beschäftigten Lessing in der ersten Zeit seines Wolfenbüttler Aufenthaltes. Bald folgte jedoch wieder eines der großartigsten Werke. Im Herbst 1771 hatte er, wie wir erzählten, eine Reise nach Hamburg und Berlin unternommen, und hatte sich mit Eva König verlobt. Nach seiner Rückkehr nach Wolfenbüttel begann er die Ausarbeitung seiner Emilia Galotti, und im Februar des Jahres 1772 war das Stück vollendet. Wie es scheint, hat dieses Stück einen unseligen Einfluß auf die Gestaltung der Verhältnisse in Lessing's letzten Lebensjahren ausgeübt*). Der Herzog Karl von Braunschweig hatte in seinem ganzen Leben eine flotte Maitressenwirthschaft geführt; bei seinem Tode fand sich eine Schuldenlast von zwölf Millionen Thaler. Im Jahre 1772 war seine Maitresse eine Venezianerin, die Marquise Branconi, eine berühmte Schönheit, welche wie eine Königin gehalten wurde. Als die Emilia Galotti nun zum erstenmal am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin durch die Döbbelin'sche Truppe aufgeführt wurde, da bezog man allgemein die Fabel des Stückes auf die Verhältnisse des braunschweiger Hofes. Lessing war sehr unangenehm überrascht, als er das gewahr wurde, und vergebens that er alles, was er konnte, um dem Eindrucke vorzubeugen. Um nun wenigstens zu zeigen, daß eine Anspielung auf die bekannten Verhältnisse des Hofes nicht in seiner Absicht gelegen habe, besuchte er niemals eine Vorstellung seiner Emilia, obwohl dieselbe öfter gegeben wurde. Weder der Herzog noch der Erbprinz ließen gegen Lessing irgend eine Aeußerung des Mißfallens laut werden, wenn man aber die auffallende Kälte in Betrachtung zieht, welche beide Fürsten in der Folge so

*) Vergl. Danzel-Guhrauer, a. a. O. II. 2, 37 u. 38.

beharrlich gegen Lessing bewiesen, so gewinnt die Vermuthung Wahrscheinlichkeit, daß sie jenes Trauerspiel als eine schwere auf den Hof gemünzte Satire ansahen und den Verfasser ihren geheimen Grimm fühlen zu lassen noch lange nachher beflissen waren.

Man hatte Lessing bei seiner Anstellung eine baldige Verbesserung seines Gehaltes versprochen, aber niemand bot ihm eine Zulage an, und er selbst konnte sich lange nicht überwinden, selber darum nachzusuchen. So wurde sein empfindliches Gemüth immer mehr gereizt. Im Januar 1773 schrieb er an Frau König: „Ich kann es mir leider nicht länger verbergen, daß ich hypochondrischer bin, als ich jemals zu werden geglaubt habe. Das einzige, was mich noch tröstet, ist dieses, daß ich aus der Erfahrung kenne, daß meine Hypochondrie noch nicht sehr eingewurzelt sein kann. Denn sobald ich aus dem verwünschten Schlosse wieder unter Menschen komme, so geht es wieder eine Weile. Und dann sage ich mir: Warum auch länger auf diesem verwünschten Schlosse bleiben? Wenn ich noch der alte Sperling auf dem Dache wäre, ich wäre schon hundertmal wieder fort."

Wenn nun einmal eine gute Stunde in ansprechender Gesellschaft kam, so konnte Lessing auch wieder recht fröhlich sein, und dann war er ein Gesellschafter, der aller Herzen sich im Sturme eroberte. Von Wolfenbüttel nach Braunschweig ging er zuweilen zu Fuß. Man macht den Weg auf der alten Heerstraße in drei Stunden. Auf der Mitte des Weges liegt ein Gasthaus, welches früher von Braunschweigern sehr viel besucht wurde; es heißt das Weghaus. Hier feierte Zachariä, der bekannte Dichter aus Braunschweig, am 6. Januar 1773 seine Hochzeit, auf welcher Lessing zugegen war. Er berichtete darüber an Frau König: „Es hielt schwer, ehe ich lustig werden konnte, aber endlich riß mich das Beispiel fort, und ich ward es, weil es alle waren. Sie kennen Zachariä, aber doch würden Sie sich schwerlich einbilden können, was das für eine angenehme und in allem Betracht herrliche Hochzeit war. Es fehlte an nichts, und zwanzig Dinge waren da, an die kein Mensch gedacht hätte. Wir haben bis an den andern Tag geschwärmt, und niemand ist zu Bett gegangen, als Braut und Bräutigam." —

Dem Hofe gegenüber verhielt Lessing sich stets sehr zurückhaltend. Ohne ganz besondere Aufforderung pflegte er daselbst nicht zu erscheinen. Diese Zurückhaltung fand bei Hofe jedoch nicht eben Beifall, und schließlich entschloß Lessing sich selbst einmal, sich in Erinnerung zu bringen. Zum Neujahrstage 1773 ging er zur Gratulazion nach Braunschweig. „Ich habe," schrieb er an Frau König, „mit anderen gethan, was zwar nichts hilft, wenn man es thut, aber doch wohl schaden kann, wenn man es beständig unterläßt: ich habe Bücklinge gemacht und das Maul bewegt. Der einzige Wunsch, bei dem ich diese Zeit über an etwas dachte, war — Ach, Sie wissen ihn ja wohl, meine Liebe! Sollte denn kein glückliches Jahr mehr für Sie und für mich kommen?"

Scheinbar stand dieses glückliche Jahr in naher Aussicht, und die Gratulazion in Braunschweig schien gute Früchte getragen zu haben. Im Februar wurde Lessing zum Erbprinzen berufen, der ihm einen sehr günstigen Antrag stellte. Helmstädt war damals noch Universität, einer der Professoren war der Abt Lichtenstein, dessen Gelehrsamkeit ebenso gründlich wie sein Witz allzeit schlagfertig war. Der Herzog brauchte ihn besonders in Sachen, welche die Geschichte und

die Rechte des herzoglichen Hauses betrafen. Dieser Mann war gestorben, und da der Erbprinz meinte, Lessing könne sich, wenn er wollte, die erforderlichen Kenntnisse bald aneignen, so trug er ihm diese Stelle mit Beibehaltung des Bibliothekariats an, und sagte ihm, dann müsse er aber auch in Braunschweig bleiben und seinen Plan, noch in der Welt viel herumzuschwärmen, aufgeben. Lessing zeigte sich geneigt, auf die Vorschläge des Erbprinzen einzugehen, und vielleicht wäre die Sache sogleich abgeschlossen worden, wenn der Erbprinz nicht eine Reise nach Potsdam hätte unternehmen müssen. Nach seiner Rückkehr, die vierzehn Tage später erfolgte, hatte der Erbprinz alles in Ordnung bringen zu wollen verheißen.

Aber nach seiner Rückkehr verging ein Tag nach dem andern, und von der bewußten Angelegenheit wurde kein Wort mehr erwähnt. Auf seine wiederholten Anfragen erhielt Lessing ausweichende Antworten, und von der Verleihung der Stelle ist nachher nie wieder die Rede gewesen. Der Grund zu diesem auffallenden und höchst unwürdigen Benehmen des Erbprinzen ist nie bekannt geworden.

Natürlich war Lessing sehr aufgebracht über die elende Handlungsweise, die man sich ihm gegenüber erlaubt hatte. Der Aufenthalt in Wolfenbüttel wurde ihm immer mehr verleidet, und er würde längst alle Bande, die ihn dort fesselten, zerrissen haben, wenn nicht die Aussicht, in Wolfenbüttel seinen eigenen Herd gründen zu können, ihn immer wieder bestimmt hätte, auszuhalten. Eine angenehme Zerstreuung in dieser schweren Zeit war für Lessing die Gesellschaft eines jungen Franzosen Namens Cacault, welcher nach Wolfenbüttel gekommen war, um unter Lessing's Leitung die Dramaturgie ins Französische zu übersetzen. Jeden Abend besuchte er Lessing in seinem verwünschten Schlosse, und seine Unterhaltung machte einen sehr tiefen Eindruck auf den Franzosen. Lessing litt um diese Zeit viel an den Augen, auch zeigte eine oft wiederkehrende Engbrüstigkeit bereits den Keim zu der Krankheit, an welcher Lessing so früh starb, der Brustwassersucht.

Im Jahre 1774 drängten die Hamburger Gläubiger so ungestüm, daß Lessing sich genöthigt sah, den Herzog zu bitten, er möge ihm seine Besoldung für drei Quartale vorausbezahlen lassen. Dadurch wurde er selber nun aber in eine sehr gedrückte Lage versetzt, und nur in seinen literarischen Arbeiten konnte er die Mittel zur Existenz finden. Er gab die Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel heraus; sie enthalten verschiedene Artikel gelehrten Inhalts, welche sämmtlich mit Lessing'scher Meisterschaft abgefaßt und geschrieben sind, für unsern Zweck indeß wenig Interesse haben. Die Beschäftigung mit solchen Sachen war wohl im Stande, den Geist zeitweise zu lähmen. In bitterer Stimmung schrieb Lessing an seinen Bruder in Berlin: „Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Orte wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das nun schon vier Jahre, und da ich es nur allzusehr empfinde, wie viel trockner und stumpfer an Geist und Sinnen ich diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten historischen Kenntniß, geworden bin, so möchte ich es um alles in der Welt nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich noch sonst in der Welt etwas thun will. Hier ist es aus, hier kann ich nichts mehr thun. Du

wirst diese Messe auch nichts von mir lesen, denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Filosofie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt."

Lessing fühlte das Bedürfniß, einmal wieder in der Welt umherzuschweifen, um seinem Geiste neue Spannkraft zu gewinnen und den Bücherstaub von seinen Nerven abzuschütteln. Im Februar des Jahres 1775 unternahm er eine größere Reise. Ehe wir ihn auf derselben begleiten, müssen wir das Meisterwerk des Jahres 1772, die Emilia Galotti, genauer betrachten. An dieser Stelle wird der schicklichste Zeitpunkt dazu sein.

Schon im Jahre 1758 hatte Lessing den Plan zur Emilia Galotti entworfen. In Hamburg nahm er die Arbeit wieder auf, doch beabsichtigte er damals nur drei Aufzüge zu liefern, und konnte daher, als er im November 1771 wieder Hand anlegte, von den Vorarbeiten nicht viel benutzen. In der ersten Woche des neuen Jahres gingen bereits die drei ersten Aufzüge nach Berlin an Voß zum Druck, und am 1. März wurde der Schluß abgesandt.

Emilia Galotti ist von den berufensten Kritikern (Göthe, Gervinus) als eines der großartigsten Meisterwerke der ganzen dramatischen Poesie überhaupt, nicht allein der deutschen, bezeichnet worden. Kernhafte, gesunde Naturen sind zu allen Zeiten unwiderstehlich zu den großen, edeln, von Meisterhand in fleckenlosen Marmor gehauenen, so warmen und lebensvollen Gestalten einer Emilia, eines Odoardo hingezogen worden, entnervte Schwächlinge, schleichende Ränkespinner haben stets in dem Prinzen und in Marinelli ihr treuestes Ebenbild, mit erschreckender Wahrheit gezeichnet, betroffen erkannt; an liederlichen Fürstenhöfen ist die Aufführung von Emilia Galotti verboten worden. Eine in Deutschland weit verbreitete Klasse von Leuten hat dieses Stück mehr als jedes andere herabzusetzen versucht, nämlich die Romantiker und ihr weitschleppender sentimentaler Anhang. Die zerflossene Gefühlsschwärmerei scheint ein Erbübel der deutschen Poesie zu sein, selbst in ein so herrliches Stück wie Schiller's Wallenstein hat sie sich störend hineingedrängt. In Emilia Galotti weht kein Hauch von ihr, in dieser reinen Luft sind keine Nebel denkbar. Deshalb ist das Stück aber auch allen umnebelten, sentimentalen Köpfen, den Schlegel (dessen anderweitige Verdienste wir durchaus nicht verkennen), und unzähligen anderen ein Stein des Anstoßes gewesen, weil sie aus diesem Stücke das Urtheil lasen, das sie selber verdammte. Auch nüchterne Prosaiker hat es gegeben, welche, um Emilia Galotti zu beurtheilen, den Livius in die Hand genommen und mit selbstbewundernder Genugthuung die große Entdeckung gemacht haben, daß Lessing's Trauerspiel in seiner Fabel nicht mit Livius l. III. c. 44 übereinstimmt. Glücklicherweise ist dieses kindische Gebaren jetzt ein überwundener Standpunkt. Lessing hat ausdrücklich erklärt, daß er nicht eine römische, sondern eine bürgerliche Virginia zu seinem Vorwurf gewählt; „er hat geglaubt" — so lauten seine eigenen Worte — „daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist, als ihr Leben, für sich tragisch genug, und fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staats-

verfassung darauf folgte." Diese Worte sind klar genug für denjenigen, der sie verstehen will. Aber freilich gibt es Kritiker genug, welche, wie Pope sagt, dem Dichter Ungereimtheiten unterschieben, damit sie selber Gelegenheit haben, der Welt das große Licht ihres eigenen Verstandes in Gestalt eines trüben Oellämpchens vorzuführen. Solche Leute sind nicht einmal dazu geschaffen, die Größe eines Lessing einzusehen, geschweige denn diesen größten Geist Deutschlands zu kritisiren.

Andere Kritiker haben einen Fehler in Emilia Galotti finden wollen, der, wenn er begründet wäre, den Werth des Stückes auf ein sehr geringes Maß herabsetzen würde; sie haben nämlich die zwingende Nothwendigkeit der Katastrofe bestritten, und um diese Ansicht begründen zu können, hat ein Börne sich die empörendsten Spöttereien aufzutischen nicht entblödet. Allerdings würden die in Lessing's Emilia gegebenen Umstände nicht einen jeden zu der That des Odoardo treiben, einen Börne sicherlich nicht; daß aber ein Mann, dem die Ehre mehr gilt als das Leben, in der That des Odoardo nichts als eine unerbittliche Konsequenz der Sachlage erkennen muß und erkennen wird, das steht fest. Man denke doch auch nur einmal über das nach, was Lessing bei Gelegenheit der Rodogune des Korneille über die Grundsätze des echten Poeten sagt*), und halte diese so nachdrücklich betonten Regeln mit der eben angeführten Beschuldigung zusammen. Sollte ein Mann wie Lessing, dessen ganzes Wesen gewissermaßen die personifizirte Logik ist, sollte der bei seinem eigenen Werke, bei einem Werke, mit dem sein großer Geist sich erweislich vierzehn Jahre lang beschäftigt, in denselben Fehler verfallen, den er bei anderen so scharfsinnig herausfindet und so nachdrücklich rügt? Ehe man dergleichen so leichtfertig behauptet, sollte man doch wenigstens denselben Fleiß auf die Erkenntniß seines Kunstwerkes verwenden, den Lessing auf das kleinste selbst verwandte, was er anfaßte. Wir wollen in den nachstehenden Zeilen versuchen, die Grundsätze kennen zu lernen, welche Lessing seinen Personen zugetheilt, und durch welche er in Verbindung mit den Umständen die Katastrofe seiner Emilia begründete.

Hettore Gonzaga, Fürst von Guastalla, stellt den schneidendsten Gegensatz jener Regel dar, daß der Fürst der erste Diener des Staates sei. Er ist vollendeter Egoist; seine fürstliche Macht ist nur eine Dienerin seiner Leidenschaften, selbst seine Regierungsgeschäfte kommen nur insofern für ihn in Betracht, als sie seiner Zerstreuung dienen können oder nicht. Seine Entscheidung über die Bittschriften seiner Unterthanen diktirt ihm nicht die Gerechtigkeit, sondern die Laune; was er in diesem Augenblick gewährt, nimmt er im nächsten zurück, beides ohne triftigen Grund. Werden seine Zerstreuungen durch die Regierungsgeschäfte beeinträchtigt, so ist ihm selbst die Entscheidung über Leben und Tod eine Angelegenheit ohne alles Gewicht. „Gnädiger Herr, ein Todesurtheil wäre zu unterschreiben." — „Recht gern. Nur her! geschwind." — Was gilt ein Menschenleben, wenn der Fürst sich ein durchlauchtigster Plaisir machen will? Der Graf Appiani steht im Wege, durch Meuchelmörder wird er bei Seite geschafft, der Anstifter des Mordes ist der eigene Minister des Fürsten, der seinem Herrn gegenüber mit

*) Wir haben die Stelle der Dramaturgie angeführt, man vergleiche Seite 239.

unerhörter Frechheit seiner That sich rühmt und es kaum der Mühe werth hält, durch eine handgreifliche Lüge sie zu verhüllen. Was thut der Prinz? Er läßt Gerechtigkeit walten und überliefert den Anstifter des Mordes den Gerichten? O nein, dann hätte er sich ja selber auch hängen lassen müssen. Ein pathetischer Ausruf bringt alles wieder ins Reine, und der Prinz tritt mit unbefangenem Herzen und mit vergnügtem Gesichte die Erbschaft des Mordes an. Der Prinz ist aber nicht etwa ein roher Gewalthaber, der sich wie ein privilegirter Raubritter geberdet; er ist viel gefährlicher, seine Pläne lieben es, im Dunkeln zu schleichen, in den Künsten der Verführung ist er ein Meister, denn er ist geistreich und von feiner Politur, ein Beschützer der Künste, ein Kenner der Kunst. In den Händen dieses gewissenlosen Wollüstlings ruht die unumschränkte Gewalt, und ihm zur Seite steht ein allzeit gefügiges Werkzeug jeder Laune, ein stets fertiger Helfershelfer für jede Nichtswürdigkeit. Marinelli ist gleichsam der Komparativ der schlechten Eigenschaften des Prinzen, doch fehlen ihm die besseren desselben; dafür besitzt er eine starke Gabe Feigheit, und was bei solchen Menschen nie fehlt, eine hämische Rachsucht; er benutzt die Begierden und die Gewalt seines Herrn, um seine eigenen niedrigen Zwecke zu verfolgen. Diese beiden, der Prinz und Marinelli, stellen eine furchtbare Macht dar, von der schleichenden Arglist, von der glattesten Schmeichelei bis zu der brutalsten Gewalt ist ihnen jede Tonart gleich geläufig; wir sehen vor unseren Augen hier die Verbindung des Löwen mit dem schleichenden Luchse in der Fabel*). Wer diesem Paar in die Krallen fällt, um den ist es geschehen.

Der Angriff, den diese beiden unternehmen, gilt der Emilia Galotti, einem jungen Mädchen, von welchem ein großer Künstler sagt, sie sei, seitdem er sie erblickt, sein einziges Studium der weiblichen Schönheit gewesen, und sie ist ebenso unschuldig, als sie schön ist. Der Prinz hat sie im Hause seines Kanzlers gesehen, er hat sich lange mit ihr unterhalten, hat unverhohlen seine Lust an ihrer Munterkeit, ihrer Schönheit geäußert; seinem scharfen Auge ist es dabei nicht entgangen, daß er Eindruck auf Emilia gemacht und noch mehr die Gunst der Mutter sich errungen, Emilia ist seit der Zeit seine einzige Leidenschaft, ihr Besitz ist sein einziges Streben. Ganz wie es in solcher Lage wahr und natürlich ist, gibt er sich träumerisch dem gewaltigen Eindrucke dieser Leidenschaft hin, die jede andere Regung in seiner Seele auslöscht; doch als die Gestaltung der Verhältnisse ihm nun plötzlich alle Hoffnung, Emilia zu besitzen, abzuschneiden droht, da steigt die Flamme der Begierde riesengroß empor, in blinder Hast wird jedes Mittel angewandt, welches zum Ziele führen zu können scheint. Als der Graf Appiani sich nicht fortschicken lassen will, wird er ermordet, Emilia wird halb mit Gewalt auf das abgelegene Lustschloß des Prinzen gebracht. Nun ist das Lamm in der Gewalt des Räubers, und daß er es nicht wieder preiszugeben fest entschlossen ist, das zeigt er durch alle seine Anstalten. Er gibt aber selber auch zugleich den Weg an, auf welchem er sein Ziel verfolgen wird; im Hause seines Kanzlers Grimaldi, in der üppigsten Gesellschaft, in der Fülle der verlockendsten Genüsse, fern von Vater und Mutter, soll Emilia schutzlos den raffinirtesten

*) Lessing's Fabeln, II. Buch, 26.

Künsten der Verführung ausgesetzt sein, und sie selber kennt ihre leicht erregbare Natur, „ich habe Blut," sagt sie, „so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten." — Kann für diese Emilia noch irgend ein Zweifel über ihr endliches Geschick bestehen? Wer das behaupten wollte, der müßte jede Konsequenz der Karaktere und der Verhältnisse überhaupt leugnen.

Aber diese Emilia ist zugleich eine völlig sittenreine, fleckenlose Gestalt; was den Prinzen zu ihr so mächtig hinriß, war außer ihrer Schönheit auch ihre unentweihte Unschuld. Und zwar ist Emilia nicht deshalb so sittenrein, weil sie, wie der Fall ja oft genug vorkommt, von der Schuld kaum mehr als eine Ahnung hat, sondern sie ist ihrer Reinheit sich selber sehr wohl bewußt, sie weiß auch, was der Begriff Laster zu bedeuten hat, und sie ist entschlossen, die Reinheit ihrer Seele als ihr höchstes Gut zu vertheidigen; als die entschlossenste ihres Geschlechtes bezeichnet ihre Mutter sie. Wird diese Emilia nicht ganz gewiß den Tod der Schande vorziehen? Sie muß ihn vorziehen, sie würde sonst nicht die Emilia sein, deren keuscher Mund nicht einmal das mit Schande beladene Wort aussprechen kann. Sie will, als sie sich von allen Seiten ohne irgend einen Ausweg umstellt sieht, sich selbst den Tod geben, doch die Hand ihres Vaters hindert sie.

Emilia ist das echte Kind dieses Vaters, der ebenso eifersüchtig über seine und seines Hauses Ehre wacht, wie Emilia; in dem Manne erscheint das als Rauhheit, was in der Jungfrau Entschlossenheit ist. Selbst ein Appiani, den der Prinz als das Muster eines edlen, tapfern, würdigen jungen Mannes bezeichnet, nennt den Odoardo das Muster aller männlichen Tugend: „Zu was für Gesinnungen erhebt sich meine Seele in seiner Gegenwart! Nie ist mein Entschluß, immer gut, immer edel zu sein, lebendiger, als wenn ich ihn sehe, als wenn ich ihn mir denke." Odoardo selber bezeichnet seine Ehre, die Ehre seiner Tochter als den Punkt, an welchem er am tödtlichsten zu treffen wäre. Als er seine Tochter bedroht sieht durch den Prinzen, der ihn und den er haßt, da ist der leicht aufgebrachte Mann entschlossen, den Prinzen und den Marinelli zu durchstoßen, und nur die freundliche Nachgiebigkeit des erstern gegen den Vater seiner Geliebten besänftigt seinen aufwallenden Zorn. Dieser Odoardo, der, um die Ehre seiner Tochter zu retten, seinen eigenen Fürsten niederstoßen will, sollte der nicht auch fähig sein, lieber seine eigene Tocher zu tödten, als ihre und seine Ehre vernichten zu lassen? Besonders — das bedenke man doch auch — wenn er auf die furchtbarste Weise gereizt ist, erst durch den schrecklichen Tod des Grafen Appiani, dann durch die Orsina, welche ihm das Bild zeigt, das aus seiner einzigen Tochter, seiner so zärtlich geliebten Emilia dereinst einmal werden kann, und schließlich noch durch diese Tochter selber, die ihm erst ihre erhabene, heroische Gesinnung mit so viel Entschlossenheit zeigt, und dann sogar an das Ehrgefühl des Vaters, des Kriegers sich verzweiflungsvoll wendet: „Ehedem gab es einen Vater, der seine Tochter

von der Schande zu retten ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte, ihr zum zweiten Mal das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solcher Väter gibt es keine mehr!“ — Die Antwort: „Doch, meine Tochter, doch!“ und die blutige That folgte aus diesen Verhältnissen, bei diesen Personen so natürlich aus dem Vorhergegangenen, wie die Blüthe aus der Knospe, wie die Frucht aus der Blüthe, und wer die zwingende Nothwendigkeit dieser Katastrofe läugnet, der bestreitet damit nichts geringeres als die Berechtigung derjenigen Begriffe von Ehre, welche die Katastrofe herbeiführen. Vertreter dieser nichtswürdigen Denkungsweise hat es ja zu allen Zeiten gegeben, aber noch ist glücklicherweise die Zeit nicht gekommen, und sie wird auch nie kommen, in welcher das ganze deutsche Volk so denkt, wie jene Ehrlosen.

Die kurze Untersuchung, welche wir eben anstellten, hat uns schon auf halbem Wege zu dem tiefsten Grunde geführt, auf welchen unser Stück in einer so überaus großartigen Weise sich aufbaut. Gervinus sagt über diesen Punkt sehr treffend: „Was das Stück vielleicht zum tragischsten aller deutschen Trauerspiele macht, ist der Gebrauch des Schicksals nach den kristlichsten Begriffen, nach denen sich hier die Menschen mit offenbaren Thaten ihre Geschicke selbst knüpfen, bis an der verborgensten Stelle das unsichtbarste Fädchen, zu plump geschlungen, reißt, und das Gewebe unter den Händen jener dämonischen Orsina sich auflöst, die auf eine treffliche und viel feinere Weise jene Wahrsager der antiken Tragödie darstellt, als die Margarete in Shakespeare's Richard.“ Die Orsina ist eine jener Verlassenen; um sein Spiel mit ihr treiben zu können, entflammt der Prinz in ihr eine Leidenschaft, nährt diese Leidenschaft durch die heiligsten Schwüre, und als ein frischerer Genuß winkt, da verläßt er sie, unbekümmert, ob ihr Herz brechen, ihr Verstand zu Grunde gehen mag oder nicht. Die Orsina ist das uns lebendig vor Augen gestellte Bild von der Verruchtheit des Prinzen, und der Gedanke, durch die Hand der Orsina die schreckliche und doch zugleich richtende Katastrofe herbeizuführen, ist des größten Dichters würdig. Die Orsina hat den Prinzen um eine Zusammenkunft in Dosalo ersucht; der Prinz legt ihren Brief ungelesen bei Seite, sie treffen sich beide aber doch auf Dosalo, „aus Zufall,“ sagt Marinelli, doch die Orsina entgegnet: „Das Wort Zufall ist Gotteslästerung, nichts unter der Sonne ist Zufall.“ In diesen Worten gibt Lessing seine Absicht selber handgreiflich zu erkennen, und es ist kein ungeschickter Zufall, daß die Orsina dem Odoardo Galotti kurz darauf den verhängnißvollen Dolch in die Hand drückt; denn der Stoß dieses Dolches trifft nicht allein das schuldlose Herz der Emilia, sondern viel tiefer und schärfer trifft er das Bubenherz des Prinzen. — Es hat Leute gegeben, welche dieser großartigen und bedeutungsvollen Gestalt der Orsina gegenüber von nutzlos angesponnenen und nicht zu Ende geführten Fäden sprechen konnten, und diese Ignoranten haben es unternommen, einen Dichter wie Lessing zu kritisiren! Zu dem ein so großer Mann wie Herder nicht genug bewundernd aufschauen konnte!

Lessing's Emilia Galotti zeigt uns einen festgefügten, nach den Gesetzen der reinsten Harmonie aufgeführten Bau. Nirgend zeigt sich auch nur der leiseste Riß, der den festen Zusammenhang der einzelnen Theile unter einander gefährden könnte, nirgend stört eine Unregelmäßigkeit das wundervolle Ebenmaß der ein-

zelnen Glieder; das Ganze steht vor uns wie einer jener dorischen Tempel, voller Ernst und Würde, voll erhabener Ruhe bei allem Wechsel der Einzelheiten; keine überflüssigen Zierrathen sind nöthig, um die Armuth der Konstrukzion zu verhüllen oder einen Flecken, einen klaffenden Riß zu überdecken; jedes einzelne Glied trägt seine Schönheit an seiner eigenen Gestalt, fremden Putz braucht es nicht zu borgen, und seine edle Gestaltung zeigt sich in der großartigen Außenseite nicht mehr und nicht weniger, als in der bescheidensten Säule, welche nur eine zufällige Zierde an einem kaum bemerkten Orte zu sein scheint. Das Ganze ist ein wunderbarer, erhebender Anblick, ein immer neuer Genuß für den, welcher sich mit Liebe zu dem Werke des großen Dichters neigt, aber ein Buch, verschlossen mit ehernen Riegeln für den Thoren, der seine eigene armselige Tadelsucht an dem Werke offenbart, dem gegenüber er nichts ist.

Während der tiefsinnige dramatische Bau der Emilia stets ein Gegenstand der verschiedenartigsten Kritik gewesen ist, hat über die Zeichnung der Karaktere immer nur Eine Stimme geherrscht: man hat in ihnen die sonst unerreichten Meisterwerke der deutschen dramatischen Poesie anerkannt. Wir haben im allgemeinen schon darüber gesprochen; genau in die Einzelheiten einzugehen, dazu fehlt hier der Raum; nur einige Bemerkungen mögen noch folgen, sie betreffen meistens streitige Punkte. Bei Gelegenheit der Stücke des Korneille hatte Lessing schon einmal gesagt, daß man niemals ganz schlechte Karaktere schildern solle, da solche Ungeheuer unter den Menschen überhaupt nicht existirten. In Uebereinstimmung mit dieser Regel sehen wir denn sowohl bei dem Prinzen als auch bei Marinelli, wie mehr als einmal eine tief zurückgedrängte edlere Natur sich äußert. Der Prinz gewährt gleich anfangs eine Bittschrift, welche viel fordert, er ist gütig gegen den Maler Konti, er läßt sich nicht immer ganz bereitwillig von Marinelli fortziehen, und wenn er auch lange auf alle Schlechtigkeiten seines Ministers keine strafende Antwort hat, so bricht sein sittliches Gefühl am Ende doch erschütternd hervor, und er verweist den Minister im Ernst von seiner Seite. Auch Marinelli ist bei aller Ruchlosigkeit nicht gänzlich verstockt; sein Gefühl bricht freilich nur an einer einzigen Stelle rückhaltlos hervor, da aber um so wirksamer. Es ist der Augenblick, wo er mit dem Prinzen an die sterbende Emilia herantritt. „Weh mir!“ — Dieser einzige Ausruf entringt sich seiner Brust, aber er kommt aus tiefster Seele. Diesen blutigen Ausgang hätte ein Marinelli am wenigsten erwartet, und als er soviel Schönheit und Unschuld nun vernichtet, durch seine Veranstaltungen vernichtet sieht, da schlägt ihn das Gewissen, das niemals in einem Menschen auf ewig schlummert.

Die Karaktere der Frauen haben nicht so allgemeine Bewunderung gefunden, als die der Männer, sie waren nicht sentimental genug. Gleichwohl stellen die Frauen sich den Männern ebenbürtig zur Seite. Wenn der Emilia auch nicht so viel Platz eingeräumt ist als dem Prinzen, so ist sie doch die Hauptperson des ganzen Stückes, sie fesselt unser Interesse mehr als jeder andere, und wo sie auftritt, da ist ihr Erscheinen sehr wirkungsvoll durch die Fülle feiner, mannichfaltiger Züge. Sehr wahr ist auch die Mutter geschildert, die zuerst so viel Gefallen an den Huldigungen findet, welche ihrer Tochter gebracht werden, und

nachher, als sie die Gefahr in erschreckender Nähe vor sich sieht, von ihren Gefühlen gänzlich fortgerissen wird. Odoardo weiß sie zuletzt auf eine schonende Weise zu entfernen, er weiß, daß ihre weiche mütterliche Zärtlichkeit nicht im Stande sein würde, ihm auf allen Wegen zu folgen. Die Orsina mit ihrer Leidenschaft, mit ihren Rachegedanken, welche weibliche Schwäche und immer noch nicht erloschene Liebe hindern zur That zu werden, mit ihrem unübertrefflich gezeichneten Scharfsinn, fast möchte man sagen Spürsinn in allen Händeln des Prinzen, mit ihrem tiefen Seelenschmerze und ihrem durch den Schmerz wieder lebendig gewordenen Gefühle für die Schande, die ihr für eine kurze Zeit der Lust nun zu Theil geworden, diese ganze Gestalt ist so wahr entworfen und so richtig durchgeführt, daß man sie fast eine Schilderung nach der Natur zu nennen versucht wäre. Sogar die Nebenrollen sind bedeutend, Angelo ist von großer dramatischer Wirksamkeit. Ueberhaupt muß Emilia Galotti gesehen und nicht gelesen werden, wenn man die ganze Schönheit des herrlichen Stückes erkennen will. Als das Stück zum erstenmal am 13. März 1772 in Braunschweig aufgeführt wurde, schrieb Ebert, welcher der Vorstellung von Döbbelin beiwohnte, am andern Tage an seinen Freund: „O Shakespeare-Lessing! Die Geister Ihrer Personen spuken noch immer um mich her und schweben mir auf jedem Blatte, das ich lesen will, vor Augen. Alle meine Nerven zittern von der gestrigen Erschütterung, und ich habe eine Art von Fieber.“ — In seiner Geschichte der deutschen Schauspielkunst legt Eduard Devrient ein schönes Zeugniß für unser Drama ab; er sagt daselbst: „Dies Stück vollendete die Wohlthaten, welche Lessing der deutschen Schauspielkunst erwiesen. Er gab darin Karaktere, welche an innerm Reichthum und Vollendung von keinem spätern Dichter übertroffen worden sind, und dennoch den Darstellern so viel zwischen den Zeilen zu lesen, zu errathen und zu ergänzen übrig lassen. An sämmtlichen Rollen von Emilia Galotti kommt die Schauspielkunst niemals zu Ende, sie findet unerschöpfliche Anregungen und Aufgaben darin.“

Zu allen Zeiten bewundert ist in der Emilia auch die schöne Sprache. Sie ist knapp, kein überflüssiges Wort findet sich in dem ganzen Stücke; oft sind Gedanken mit wenigen Worten gegeben, an welche andere Dichter ganze Seiten gewendet haben würden. Der berühmte Filologe Fr. A. Wolf, der feine Kenner griechischer Literatur, sagte einmal von Emilia Galotti, „daß eine solche gediegene, gedankenvolle und klangreiche Sprache ihn an den attischen Zauber erinnere.“

Noch vor Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts wurde Emilia Galotti in fast alle europäischen Sprachen übersetzt. In der deutschen dramatischen Poesie ist dieses Stück immer noch das höchste Muster des Trauerspiels geblieben, so wie Minna von Barnhelm dasjenige des Lustspiels. Beide Stücke sind weder von Göthe noch von Schiller übertroffen worden.

Von unserer Betrachtung der Emilia Galotti kehren wir zur Erzählung der Ereignisse in Lessing's Leben zurück. Wir hatten ihn verlassen, als er im Begriff stand, sich auf einige Zeit aus den unliebsamen Wolfenbüttler Verhältnissen loszureißen und eine größere Reise zu unternehmen. Am 9. Februar 1775 ging er von Braunschweig über Leipzig nach Berlin, wo er vierzehn Tage bei seinem

Bruder Karl, der Assistent bei der königlichen Münze war, verweilte. Man wollte Lessing nun doch gern für Preußen gewinnen und ließ ihm durch seinen Bruder eine Stelle als Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium oder eine ansehnliche Bedienung bei der Berliner Regie anbieten. Als Lessing von diesen Vorschlägen nach seiner Abreise Kenntniß erhielt, antwortete er seinem Bruder: „Du hast ganz recht, daß das Professoriren meine Sache nicht ist. Der andere Vorschlag würde für mich wohl acceptabler sein, damit ich mein Brod nicht als ein Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte.“ — Der östreichische Gesandte am preußischen Hofe, der Herr von Swieten, forderte Lessing wiederholt auf, sich nach Wien zu begeben, man schien ernstlich die Absicht zu haben, ihn dort festzuhalten. Nach Wien zog es Lessing ja auch noch aus einem andern Grunde; nach dreijähriger mühevoller Arbeit war es der Frau König in Wien gelungen, ihre Geschäfte so weit zu ordnen, daß sie für sich und für ihre Kinder nun mit Ruhe der Zukunft entgegensehen konnte. Sie wiederzusehen, war eine freudige Aussicht für Lessing, er machte sich also nach Wien auf. Von Dresden aus suchte Lessing um weitern Urlaub beim Herzoge von Braunschweig nach, und ging am 26. März über Prag, wo er sich nur einen Tag aufhielt, nach Wien. Die Reise ging mit der allergeschwindesten Gelegenheit, und doch für Lessing noch zu langsam. „Wenn ich doch nun fliegen könnte!“ schrieb er an die Geliebte. Noch früher als Frau König ihn erwartete, kam er in Wien an; er stieg im goldenen Ochsen ab und schickte sofort ein Billet zu seiner Freundin. Noch nach Jahren sprach Frau König mit Entzücken von der freudigen Ueberraschung, welche diese wenigen Zeilen ihr bereiteten.

Die Aufnahme, welche Lessing in Wien fand, war glänzend. Mehr als sein Ruf, mehr als seine Empfehlungsschreiben wirkte der Eindruck seiner eigenen Persönlichkeit. Der Staatsrath von Gebler schrieb im Juli an Nikolai in Berlin: „Ich nehme es für ein gutes Zeichen an, daß wir diesen wahrhaft großen und liebenswürdigen Gelehrten — wie selten sind sie! — bald wieder auf der Rückreise hier sehen werden. Das weiß ich, daß, wenn unsere Akademie der Wissenschaften zu Stande kommt und ich etwas dazu beitragen kann, ihr eine so große Zierde zu verschaffen, ich es gewiß nicht unterlassen werde. Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit einer solchen Distinkzion aufgenommen worden, als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund, und das von unseren Souverains anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab. Als Emilia Galotti in seiner Gegenwart vorgestellt wurde, erschallte der Ruf: Vivat Lessing!“ Schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes ließ ihn die Kaiserin Maria Theresia zu sich einladen. Sie fragte ihn unter andern auch, wie er mit Wien, mit den öffentlichen Anstalten daselbst, mit dem Theater, und den Verdiensten der Wiener Gelehrten um die deutsche Literatur zufrieden sei? Lessing erwiderte ausweichend, daß er bei einem so kurzen Aufenthalte sich nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiserin fühlte aber doch wohl Lessing's Meinung heraus, sie gab zur Antwort: „Ich glaube Ihn zu verstehen. Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geschmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt? Ich habe alles gethan, was meine Einsichten und Kräfte erlauben. Aber oft denke ich, ich sei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in solchen Dingen nicht viel ausrichten.“ — Bei

seiner Abreise gab ihm die Kaiserin ein eigenhändiges Empfehlungsschreiben an den Grafen Firmian in Mailand.

Denn die Hoffnung Lessing's, mit Frau König gemeinsam die Rückreise nach Hamburg machen zu können, war, zum großen Schmerz beider, vereitelt worden. Lessing war etwa zehn Tage in Wien, als daselbst der jüngste Sohn des Herzogs von Braunschweig, der Prinz Maximilian Julius Leopold, eintraf. Dieser junge Mann zeichnete sich durch sein Interesse für Wissenschaft und Kunst ebenso sehr wie durch sein edles Herz aus. Er trat später in preußische Dienste und erhielt von Friedrich dem Großen ein Regiment in Frankfurt a. d. Oder. Bei einem starken Eisgange kamen daselbst mehrere Menschenleben in Gefahr; als niemand sich der Gefahr, sie zu retten, aussetzen wollte, bestieg der edle Prinz den Kahn und wagte sich in die Fluthen, in denen er seinen Tod fand. Göthe feierte ihn durch ein schönes Gedicht. Dieser Prinz wollte eine Reise nach Italien machen und bat Lessing sehr, ihn zu begleiten, er wolle bei seinem Vater, dem Herzog, alles verantworten. Da die Reise nur nach Venedig gehen sollte, so trug Lessing kein Bedenken, die Bitte des Prinzen zu erfüllen. Vom 31. März bis zum 25. April 1775 hatte er in Wien verweilt. Der Abschied war für ihn und für Frau König sehr schmerzlich. Letztere, welche noch einige Wochen in Wien verweilte, ehe sie über Heidelberg ihre Heimreise antrat, schrieb an Lessing: „Wien liegt mir auf dem Rücken, seitdem ich meinen besten Freund darin vermisse. Ich kann wohl mit Wahrheit sagen, die wenigen Tage, die ich mit Ihnen hier zugebracht, sind darin die einzigen vergnügten gewesen. Gott mag es Ihrem Prinzen Leopold verzeihen, daß er mich um Ihre Gesellschaft gebracht, ich verzeihe es ihm nimmermehr."

Der erste Eintritt in Italien, in das Land, wohin seine Sehnsucht ihn seit so manchem Jahre gezogen, erneuerte in ihm wieder den Gedanken, in Italien zu leben und zu sterben, so sehr gefiel ihm alles, was er in dieser Gegend hörte und sah. Doch wurde ihm der Genuß und der Nutzen der Reise durch zwei Umstände erheblich vermindert, durch die Sehnsucht und die Sorgen um seine Verlobte, und durch die beständige Abhängigkeit von dem Prinzen. Die wenigen Nachrichten über diese italienische Reise sind in den spärlichen Briefen an Frau König erhalten, von denen wir einen mittheilen:

Mailand, 8. Mai 1775.

„Meine Liebe!

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen weder aus Salzburg noch aus Brescia habe schreiben können. Nur an diesen beiden Orten haben wir uns einen einzigen Tag aufgehalten, welcher mit Besuchen hingegangen. Gestern sind wir hier in Mailand angelangt und ich befinde mich noch recht wohl, außer daß meine Augen von der Sonne und dem Staube, die wir so häufig unterwegs gehabt, sehr gelitten haben. Den zwölften gehen wir nach Venedig ab, wo wir den 20. einzutreffen gedenken. Daß unsere Reise von da wieder zurückgeht, ist vorerst so gut als ausgemacht. Und so viel von mir.

„Wenn ich doch nun so bald als möglich versichert sein könnte, daß Sie sich, meine Liebe, recht wohl, recht sehr wohl befinden. Es geht fast keine Stunde hin, wo ich nicht einmal Gelegenheit finde, es zu bedauern, daß ich nicht lieber mit Ihnen

reise. Denn Nutzen werde ich nur sehr wenig von meiner Reise haben, da ich überall mit dem Prinzen gebeten werde, und so alle meine Zeit mit Besuchen und am Tische vergeht. Heute haben wir bei dem Erzherzog gespeist. Nur der Vortheil, den ich vielleicht von dieser Reise künftig in Wolfenbüttel haben dürfte, kann mir eine solche Lebensart erträglich machen.

„Ob, wann und wie Sie abgereist sind, meine Liebe, hoffe ich nächstens durch ein paar Zeilen von Ihnen zu erfahren. Ich werde nicht eher ruhig werden, als bis ich Sie an Ort und Stelle weiß. Alles übrige, hoffe ich, soll sich zu unserer beiden Vergnügen wohl geben, es sei nun da oder dort. Behalten Sie mir nur Ihre Liebe, als woran ich nicht sowohl zweifle, als warum ich vielmehr nicht aufhören muß, Sie zu bitten, weil diese Ihre Liebe mein einziges Glück in der Welt machen kann.

„Hiermit umarme ich Sie tausendmal. Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Briefe, die Sie nur nach Wien unter dem Kouvert des Staatsraths Gebler schicken dürfen. Auch hoffe ich eine weitläufigere Beschreibung Ihrer Reise von Ihnen zu erhalten, als ich Ihnen von der meinigen geben kann. Wenn meine Augen mir wieder besser werden, so ist alles gut. Ich küsse Sie nochmals tausend und tausendmal in Gedanken, und bin zeitlebens

ganz der Ihrige
L.“

Dieselbe Sehnsucht, welche dieser Brief ausspricht, begleitete Lessing auf der ganzen Reise; sie wurde bis zum krankhaften dadurch gesteigert, daß der Staatsrath Gebler die Briefe der Frau König an Lessing mit der unverantwortlichsten Nachlässigkeit in Wien liegen ließ, von wo Lessing sie nachher allesammt abholte. Ebenso wenig wurden die seinigen an Frau König bestellt, wenigstens nicht zur rechten Zeit, und dadurch erwuchs beiden die qualvollste und doch so unnütze Sorge, durch welche für Lessing die schönsten Genüsse der Reise gänzlich verleidet wurden.

In Venedig, mitten unter so vielen unliebsamen Zerstreuungen, wurde Lessing unpäßlich, erst ein Aderlaß verschaffte ihm Erleichterung. Einer seiner ersten Gänge war nach dem Kirchhofe, auf welchem der Seidenhändler König ruhte, auf seinem Grabe weihte er dem Andenken des Freundes eine aufrichtige Thräne. Frau König hatte wohl einmal geäußert, ihr Gatte möge vielleicht vergiftet sein. Lessing erkundigte sich genau, und erfuhr von dem Manne, in dessen Armen König gestorben, daß es mit seinem Tode sehr natürlich zugegangen.

Die Reisenden wohnten der Feierlichkeit der Vermählung des Dogen von Venedig mit dem adriatischen Meere bei, welche diesmal um so glänzender war, als außer dem Kaiser Josef noch viele andere Fürsten zugegen waren.

In Venedig wurde nun aber nicht die Rückkehr, sondern die Fortsetzung der Reise beschlossen, und Lessing mußte natürlich folgen. „Das hat man davon,“ schrieb er, „wenn man sich mit Prinzen abgibt! Man kann niemals auf etwas Gewisses mit ihnen rechnen, und wenn sie einmal einen in ihren Klauen haben, so muß man wohl aushalten, man mag wollen oder nicht.“

Ueber Bologna und Florenz ging man nach Livorno. Die Hitze war groß, und Lessing wurde von ihr gewaltig mitgenommen. Von Livorno schiffte man

am 17. Juli nach Korsika hinüber, und begab sich von da über Genua nach Turin. Von hier ab hat Lessing in einer Art von Tagebuch wenigstens mit kurzen Bemerkungen den Gang der Reise und der Gegenstände bezeichnet, welche seine Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahmen. In Turin lernte Lessing unter mehreren anderen bedeutenden Gelehrten auch Karlo Denina kennen, der später nach Berlin berufen wurde. Denina bewunderte Lessing's ausgebreitete Kenntnisse selbst in der italienischen Literatur. Derselbe Gelehrte hatte den Plan zu einem Romane: „Das neue Griechenland," entworfen und theilte ihn Lessing mit. Eine kurze mißbilligende Bemerkung unseres großen deutschen Dichters genügte, um den Italiener zur völligen Aufgabe seines Werkes zu bewegen.

Ueber Alessandria, Pavia, Parma, Bologna wandten die Reisenden sich nach Rom, wo sie am 26. September eintrafen. Hier wurden unter der Führung eines sächsischen Hofrathes Reiffenstein die bedeutendsten alten und modernen Kunstwerke besichtigt. Eines Tages wurde Lessing stundenlang in Rom vergeblich gesucht; endlich fand man ihn einsam vor der Gruppe des Laokoon in Betrachtungen versenkt. In der Umgegend von Rom wurden auf Frascati und Albani einige Tage verwendet.

Auch dem Papste Pius VI. wurde Lessing vorgestellt; der liberale Kirchenfürst, der auch protestantische Künstler unterstützte, soll sich mit Lessing freundlich unterhalten haben. Von dem Neffen des Papstes, dem Kardinal Duca di Nemi Braschi, erhielt Lessing als Geschenk ein kostbares, mit antiken Kameen besetztes Medaillon.

Am 17. Oktober traf man in Neapel ein, wo Lessing mit vielem Vergnügen die Sammlungen des englischen Gesandten, Hamilton, bewunderte. Neapel war das Ziel der Reise, von da aus kehrte man zurück. Lessing ging mit dem Prinzen Leopold nach München, von da begab sich der letztere sogleich nach Frankfurt zu seinem Regimente, während Lessing sich nach Wien wandte. Nur wenige Tage verweilte er daselbst, er besuchte nur seine nächsten Bekannten, und, weil er es nicht vermeiden konnte, auch den Fürsten Kaunitz. Ueber Prag traf Lessing am 10. Januar 1776 in Dresden ein, von wo aus er einen Abstecher nach Kamenz machte, um seine alte Mutter zu besuchen. In Dresden sprach er den Kurfürsten Friedrich August III., der besonders freundlich gegen ihn war und ihm sagte, daß es ihn nicht gereuen solle, wenn er einmal in sein engeres Vaterland zurückkehren würde. Nun ging Lessing nach Berlin, wo er sich drei Wochen aufhielt. Es war das letztemal, daß die preußische Hauptstadt den großen Mann in ihren Mauern sah. Je näher er der Heimath kam, desto düsterer wurde seine Stimmung. „Wenn üble Laune" — so schrieb er an Frau König — „Unentschlossenheit und Ekel gegen alles, was um uns ist, Krankheiten sind, so bin ich die ganze Zeit über recht gefährlich krank gewesen. — Man läßt mich so wenig zu Hause, und wenn ich zu Hause bin, so bin ich so wenig allein — Gott! wann wird dieses Leben einmal aufhören! Wann werde ich einmal in Ruhe und Einsamkeit Ihnen und mir selbst leben können!"

Am 23. Februar 1776 traf Lessing in Braunschweig wieder ein, und nichts lag ihm nun mehr am Herzen, als seine Verhältnisse zum Hofe auf eine befriedigende Art zu regeln, um in diesem Jahre endlich seine Verlobte heimführen

zu können. Denn Frau König hatte stets gerathen, Lessing solle in Wolfenbüttel bleiben; sie wußte gar wohl, daß der freiheitstolze Mann, der nie in seinem Leben es über sich hatte gewinnen können, sich anders als vor dem wahren Verdienste zu beugen, an keinem Hofe, weder in Wien noch in Dresden, auf die Dauer so sehr nach seinen eigenen Neigungen leben konnte, wie in Wolfenbüttel, wo er sein eigener Herr war.

Lessing blieb einige Wochen in Braunschweig. Der alte Herzog und die übrige herzogliche Familie empfingen ihn sehr freundlich und freuten sich, ihn wieder zu sehen: der Erbprinz nahm seinen Besuch nicht an. Nachher entschuldigte derselbe sich damit, er sei nicht zu Hause gewesen. Lessing's ohnehin gereizte Stimmung wurde gegen den Erbprinzen noch bitterer, er schrieb an Frau König, er wolle noch acht oder vierzehn Tage ruhig warten, sei dann noch nichts geschehen, so wolle er dem Herzoge gerade heraus schreiben, daß ihn das gänzliche Derangement seiner Affairen nöthige, eine Verbesserung zu suchen, und da er diese in Braunschweig nicht abzusehen wisse, so sei er genöthigt, um seinen Abschied zu bitten. Diesen verzweifelten Schritt wußte die Klugheit der Frau König glücklicherweise abzulenken. Sie schrieb an Lessing: „Die Art, wie Sie Ihre Sache dem Herzog vorzutragen denken, scheint mir gar zu gefährlich. Mich däucht, ich würde sie nicht wählen, wäre ich auch in den verworrensten Umständen, und das sind Sie doch nicht, Ihre Schulden müßten sich sonst höher belaufen, als mir bekannt ist. Sonst wüßte ich nicht, wie Sie um lumpichte tausend Thaler Ihre Ehre so in die Schanze schlagen wollten, Ihre Affairen gegen den Herzog für völlig derangirt anzugeben. Das hieße sich, nach meiner Meinung, wegwerfen. Aber nicht, wenn Sie dem Herzog schrieben: Sie reichten mit Ihrer Besoldung nicht und hätten bis jetzt immer das Ihrige zugesetzt, fänden sich daher genöthigt, um Erhöhung Ihrer Besoldung zu bitten. Ich bin gewiß, daß Sie keine abschlägige Antwort erhalten, so wie ich fast gewiß bin, daß, wenn Sie es auf die sich vorgesetzte Weise anfangen, die Sache sehr übel ausschlagen könnte.“

Diese eben so klugen als edel gedachten Worte thaten bei Lessing gute Wirkung. Er wandte sich an den Erbprinzen, hielt demselben freimüthig sein ungerechtes Betragen vor, und erklärte ihm, daß er sich genöthigt sehen würde, von dem regierenden Herzoge seinen Abschied zu fordern. Dieser Entschluß kam dem Erbprinzen sehr unerwartet, er ließ sich jetzt für Zugeständnisse bereit finden. Durch den Kammerherrn von Kuntzsch ließ er ihm, wenn er bleiben wolle, 200 Thaler Zulage, einen Vorschuß von tausend Thalern auf die Zulage, und eine passende Familienwohnung anbieten. Anfangs Juli wurden Lessing's Angelegenheiten in der bezeichneten Weise durch den Erbprinzen endgültig geordnet; als Wohnung wurde ihm das neben dem Schlosse in Wolfenbüttel gelegene Haus überwiesen, welches seit der Zeit bis heute die Wohnung des Bibliothekars geblieben ist, sein Gehalt wurde auf 800 Thaler erhöht, und den Titel „Hofrath“ erhielt er noch als Zugabe, über welche er sich verächtlich genug äußerte. Mit dem angewiesenen Hause war Lessing nicht sehr zufrieden, er schrieb der Frau König, wenn es ihr zu klein und zu altväterisch wäre, so würden sie in die Stadt ziehen, wo sehr gute und schöne Häuser billig zu haben wären. Doch Frau König schrieb zurück: „Die Wohnung mag sein, wie sie will, in noch so großer

Unordnung, sie soll bald in Ordnung sein, wenn ich zugegen bin. Und was Ihr angewiesenes Haus betrifft, wenn es auf mich ankommt, so vertausche ich es mit keinem Palaste in der Stadt, wenn es auch noch so altväterisch und klein wäre. Ich würde ja bei einer solchen Entfernung die Erlaubniß verlieren, Sie in der Bibliothek besuchen zu dürfen. Dafür wollte ich lieber ungemächlich wohnen."

Es schien, als ob nun, da für die gewünschte Ehe alle Hindernisse aus dem Wege geräumt waren, die Verhältnisse sich auch recht günstig anlassen wollten; für Lessing eröffnete sich eine Aussicht, welche zu großen Hoffnungen berechtigte. In der Pfalz regierte damals der Kurfürst Karl Theodor, und wenn bisher durch die redlichen Bemühungen der hochwürdigsten Väter vom Orden der Jesuiten auch jeder geistige Aufschwung des Volkes erstickt war, so gelang es doch in den siebziger Jahren den Anstrengungen einiger wahrer Vaterlandsfreunde, auch in der Pfalz das wüste Jesuitendunkel in etwas aufzuhellen. Man berief 1774 Klopstock nach Mannheim, der nach einem kurzen Aufenthalte in dieser Stadt Abschied für immer nahm. Man wollte in Mannheim, nachdem man 1775 daselbst die deutsche Gesellschaft gegründet, nun auch ein Nazionaltheater errichten, und Lessing sollte dazu berufen werden. Man wollte die Sache nun aber sehr fein einleiten. Der bekannte Buchhändler Schwan kam im September 1776 im Auftrage des pfälzischen Ministers Freiherrn von Hompesch nach Wolfenbüttel, überbrachte Lessing das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Mannheimer Akademie der Wissenschaften und trug ihm ein Jahrgehalt von einhundert Louisd'or an, wenn er sich verpflichten wolle, jährlich einmal nach Mannheim zu kommen und jährlich eine Abhandlung für die dortige Akademie zu schreiben. Lessing zeigte sich bereit, auf diese Vorschläge einzugehen und versprach auf Schwan's Bitten, im Januar des kommenden Jahres nach Mannheim zu kommen. Kaum hatte Schwan diese Nachrichten nach Schwetzingen, dem Lustschlosse des Kurfürsten, überbracht, als der Minister von Hompesch sofort an Lessing schrieb, wie angenehm dem Kurfürsten Lessing's Entschluß sei, und wie sehr derselbe wünsche, des großen Mannes persönliche Bekanntschaft zu machen. Zugleich bat er Lessing, für das Mannheimer Nazionaltheater, das noch in demselben Winter eröffnet werden solle, Schauspieler zu engagiren und dieselben sofort nach Mannheim zu schicken. Lessing engagirte nun die Seiler'sche Truppe für Mannheim, und er selber begab sich in der Mitte des Januars 1777 dahin. Der Minister von Hompesch erwähnte jedoch der ganzen Korrespondenz über die Akademie mit keinem Worte, sondern sprach nur von dem Theater und that, als ob Lessing nur dafür engagirt sei. Karl Lessing sagt: „Der Minister wollte einen Schreier für das Mannheimer Theater haben, und für sich ein Mittel mehr, die Gunst seines Fürsten zu behaupten, und wenn seines Fürsten Lob nur der Vollkommenheit zu Theil würde, so sollte ihn wenigstens das Publikum über Ersparnisse loben."

Lessing erkannte in Mannheim sehr bald die eigennützigen Absichten des Ministers, und er erkannte auch, daß eine mächtige Gegenpartei ihm, in Falle er des Freiherrn von Hompesch Vorschläge annähme, entgegen arbeiten würde. Die Mittel dieser Partei und ihre Grundsätze hatte aber schon Klopstock mit Abscheu kennen gelernt. Er sprach sich offen gegen den Minister aus, daß er mit dem Thea-

ter sich nicht weiter einlassen könne. Darauf antwortete der edle Herr von Hompesch, er sähe wohl, daß Lessing in Wolfenbüttel eine sehr günstige Lage haben müsse und sich deshalb wohl nach dem Sprichworte: Chi sta bene, non si move (wer gut gestellt ist, verändert sich nicht) richten wolle; er bedaure, daß Lessing die Verbindung mit der Pfalz und die Ehrenpension von 500 Thaler Gold zurückweise. Doch hoffe er, daß Lessing seine Hand nicht ganz von der Mannheimer Bühne abziehen, sondern von Zeit zu Zeit sie besuchen würde, er solle dafür schadlos gehalten werden. Der Minister hoffe, daß Lessing in diesen Bemühungen von Seiten des Ministers die aufrichtige Gesinnung eines Freundes nicht mißkennen werde.

Inzwischen war der von Lessing nach seiner Vollmacht engagirte Seiler in Mannheim angekommen, aber man nahm durchaus keinen Anstand, ihn einfach nicht anzunehmen und statt seiner eine andere Gesellschaft zu engagiren.

Darauf schrieb Lessing an den Minister von Hompesch folgenden Brief:

„Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7. April nicht länger schuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seiler'sche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

„Wahrlich bedürfte ich auch eines solchen Lichtes recht sehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorspiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln lasse.

„Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Versprechen nicht gern halten möchte, dreht man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja selbst freiwillig von diesem Versprechen lossage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl, allein weil es ein Kind ist, weiß es das Unrecht nicht auseinander zu setzen.

„Wenn mich denn Ew. Excellenz aber nur für kein solches Kind halten, so bin ich schon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinandersetzung eines so geringfügigen Handels jemand beschwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabei vorbehalten.

„Ich bin nicht ohne Vorwissen des Herzogs von Braunschweig, in dessen Diensten ich stehe, nach Mannheim gereist. Ich habe ihm sagen müssen, was für Versprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfe. Wenn er nun erfährt, daß aus diesen Versprechungen nichts geworden, was soll ich ihm sagen? Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? ihm Schwan's, Ew. Excellenz und aller anderen gewechselten Briefe vorlegen, und ihn urtheilen lassen, was er will?

„Doch so neugierig wird der Herzog schwerlich sein, und ich besorge ganz ein anderes. Da zur Zeit so manches vom deutschen Theater geschrieben wird, da in Kalendern und Journalen der Errichtung des Mannheimer Theaters, ohne mich dabei zu vergessen, bereits gedacht worden, so kann es nicht fehlen, daß man der Fortsetzung desselben nicht ferner gedenken und mich dabei ins Spiel bringen dürfte.

„Hier muß ich Ew. Excellenz meine Schwäche gestehen: ich vergebe tausend versprochene Worte, ehe ich ein gedrucktes vergebe. Auf die erste Silbe, die sich

jemand über meinen Antheil an dem Mannheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es sich in Wahrheit verhält, sage ich dem Publikum alles rein heraus.

„Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu scherzen: daß ich demungeachtet die Mannheimer Bühne nicht ganz ihrem Schicksal überlassen und von Zeit zu Zeit besuchen würde. Ich dränge mich zu nichts, und mich Leuten, die, ungeachtet sie mich zuerst gesucht, mir dennoch nicht zum besten begegnen wollen oder können — mich solchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich sein."

Der Minister hatte die Dreistigkeit, hierauf noch zweimal Vorschläge machen zu lassen, welche Lessing mit Unwillen von sich wies. Dem Seiler und seiner Truppe gab man aus Furcht vor Lessing's Feder eine Entschädigung von tausend Thalern. Auch Lessing ging nicht leer aus, man ersetzte ihm die Reisekosten, und mit einem Billet des Ministers übersandte man ihm ein ledernes Etui mit dreißig Medaillen von echtem Kupfer, ohne jeden Zusatz. —

Kehren wir zu Lessing's Familienangelegenheiten zurück.

Nachdem das Haus, welches seine Familienwohnung werden sollte, frei geworden war, rüstete Lessing alles Erforderliche aus. Am 6. Oktober 1776 traf er in Hamburg ein, und am 8. Oktober wurde Eva König seine Gattin. Die Hochzeit wurde auf dem York, dem Landsitze einer befreundeten Familie, in aller Stille, nur im Beisein der Familie des Hauses und des Schwagers Wilhelm König, gefeiert. Alle Gäste hatte sich Lessing im voraus verbeten, er hatte sich auch nicht einmal einen neuen Rock machen lassen. Seiner alten Mutter gab er nachträglich in einem Briefe an seine Schwester Nachricht von seiner Vermählung. „Ihr Segen, den Du mir überschrieben, hoffe ich, soll beglücken. Denn meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich sie mir längst gewünscht habe, eben so herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben."

Nach der Vermählung führte Lessing seine Eva sogleich nach Wolfenbüttel, zwei Kinder erster Ehe, eine Tochter Amalie und Lessing's Pathe Fritz, begleiteten sie; der älteste Sohn Theodor war in der Pfalz bei einem Onkel.

Das Jahr, welches nun folgte, 1777, war das glücklichste in Lessing's späterm Leben. An der Seite seiner vortrefflichen Gattin fand er die Heiterkeit des Geistes, die seine Freunde vorher nie bei ihm bemerkt hatten. Von seinem häuslichen Leben hat uns der bekannte Geschichtschreiber Spittler ein schönes Zeugniß hinterlassen; derselbe arbeitete als junger Magister einige Wochen in der Bibliothek zu Wolfenbüttel und schrieb später an Meusel in Erfurt: „In Wolfenbüttel war ich fast drei Wochen und es waren drei der glücklichsten und lehrreichsten meines Lebens, da mir Lessing einen völlig freien Zutritt in sein Haus und einen ebenso völlig ungehinderten Gebrauch der dasigen Bibliothek gestattete. Ich weiß nicht, ob Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht, und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend

anzutreffen, als bei Lessing, so wäre es bei Lessing's Gattin. Die unstudirte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Lessing's häusliche Einrichtung zeigte Eleganz ohne Verschwendung. Der größte Schmuck darin war Sauberkeit und Ordnung. Dies galt namentlich von seinem Arbeitszimmer. Mit dem Schlage sechs stand er Morgens auf, und nachdem er Kaffee getrunken, blieb er den ganzen Morgen bis Mittag im behaglichen Schlafrock in seinem Arbeitszimmer, denn die Frühstunden des Tages waren seine liebsten Arbeitsstunden. Von dieser Regel wich er nur ab, wenn sein Amt ihn auf die Bibliothek führte. Gegen halb ein Uhr war Essenszeit, zu der er sich pünktlich einstellte. Bei seiner großen Gastfreiheit kam es häufig, daß er unmittelbar vor Tisch ausgehungerte Bibliothekbesucher als Gäste mitbrachte. Seine Frau war an derartigen unvermutheten Zuwachs schon gewöhnt und kam so leicht nicht in Verlegenheit. Leckerbissen gab es an Lessing's Tafel nicht, er war durchaus kein Freund von langen Tafeleien, und sein Geschmack war so wenig verwöhnt, daß er sich einst noch nach Jahren dankbar erinnerte, wie gut ihm bei einem Freunde einmal Linsen mit Speck geschmeckt hatten. Bei Tisch ließ er nie einen Tadel über das Essen laut werden, wie er denn überhaupt gegen die Seinigen nie verdrießlich war. Ein Glas Wein bot er seinen Gästen gern, er selber hat nie im Genuß desselben das Maß überschritten. An dem heitern Tischgespräche nahm auch in Gegenwart von gelehrten Männern seine Familie Theil, denn die Unterhaltung drehte sich um interessante Sachen, den Gelehrten ließ Lessing gern auf der Studirstube. Er war gesprächig und redete rasch und interessant; oft jagte ein Witz den andern. Doch wenn er auch in literarischen Streitigkeiten heftig werden konnte, so blieb er im persönlichen Umgange stets der liebenswürdigste und nachsichtigste Gesellschafter. Geraucht hat Lessing nur in der Schule, weil es, wie er sagte, dort verboten war, später nie mehr. Nach Tisch eine Mittagsruhe zu halten, war ihm kein Bedürfniß. Den Nachmittag wandte er stets zu seiner Zerstreuung und Erholung an. Den Spaziergang um den Wolfenbüttler Wall, meist in Gesellschaft des Kammerherrn von Döring, versäumte er nur selten.

Im Kreise der Kinder wurde der große Mann selber wieder Kind. An ihren Spielen nahm er unermüdlich Theil, und war gegen seine Stiefkinder freundlich und sorgsam, wie nur ein Vater gegen seine eigenen Kinder sein kann. Als Fritz einst in einem Kinderschauspiele eine weibliche Rolle darstellte, sollte er ein Kleid seiner Schwester Amalie anziehen; es war ihm zu groß, da ließ Lessing sich herbei, es ihm passend anzunähen. Er strafte nur selten, aber jedesmal bestrafte er die Lüge und die Feigheit. Auch gegen die Dienstboten war er stets nachsichtig, Bedienung bedurfte er wenig.

Gegen Ende des Jahres 1777 besuchte Mendelssohn seinen Freund in Wolfenbüttel und erfreute sich an der Heiterkeit und dem ungetrübten Glücke desselben. Leider war das traurige Ende dieser schönen Zeit schon so nahe. Am Weih-

nachtsabend desselben Jahres gebar Eva Lessing ihrem Gatten einen Sohn. Die Entbindung war schwer und unglücklich, das Kind starb schon einen Tag nachher, und die Mutter schwebte in höchster Gefahr. Zehn Tage lag sie bewußlos da, und Lessing, der nicht von ihrem Lager wich, mußte wiederholt mit Gewalt von demselben entfernt werden, um der Sterbenden, die ihn allein immer noch erkannte, den letzten Kampf nicht zu erschweren. Was der starke Mann in diesen Tagen gelitten hat, das zeigt uns ein kurzer Brief, den er am 3. Januar 1778 an Eschenburg in Braunschweig schrieb:

„Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. Ich wollte es auch einmal so gut haben, wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“

Noch einmal leuchtete ein Strahl von Hoffnung; es schien, als ob Eva Lessing noch nicht scheiden sollte von dem, dessen einziges Glück sie war. Doch es war nur eine vergebliche Hoffnung gewesen. Sie starb am 10. Januar 1778. Lessing schrieb in tiefster Erschütterung an Eschenburg:

„Meine Frau ist todt, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht. Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres und unserer übrigen Freunde in Braunschweig Beileides versichert halten darf.“

Am Morgen des zwölften Januar wurde Eva Lessing zu Grabe getragen. An seinen Bruder Karl schrieb Lessing an diesem Tage: „Wenn Du sie gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen, als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig, so zufrieden in meinen vier Wänden.“ Und an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur anfangen, meinen Weg wieder allein so fortzuduseln.“

Es waren einsame, bittere Tage, welche für Lessing nun folgten. Seit dem Tode seiner Frau bemerkten seine Freunde eine auffallende Veränderung an ihm; sein Körper schien einen heftigen Stoß erlitten zu haben. Eine unwiderstehliche Schlafsucht befiel Lessing oft in den heitersten Kreisen so plötzlich, daß er nur mit Anstrengung sich wieder aufraffen konnte. Verdrießlichkeiten und Sorgen aller Art bestürmten ihn dazu fast mehr als je. Um das ganze Vermögen seiner Frau für seine Stiefkinder sicher zu stellen, brachte er Opfer, welche seine Mittel oft

überstiegen. In seinen Briefen an Elise Reimarus in Hamburg gibt sich seine trübe Lage zuweilen zu erkennen. Am 9. August 1778 schrieb er ihr:

„Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen, wie andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage. Haben Sie also bei so bewandten Umständen auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustande auszudauern, der mir längst zur Last geworden? Ach, wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Possen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen, und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will.“ —

Alle bitteren Leiden, welche den großen Mann trafen, hatten aber keine Gewalt über seinen herrlichen Geist, der mitten unter Kummer und Sorgen immer und zu jeder Stunde noch der erleuchtete, gewaltige Kämpfer blieb, der schon so manchen Feind niedergeworfen; dem unter dem schweren Druck der elendesten Alltäglichkeit die schönen Gaben der Dichtkunst so wenig versagt blieben, daß er kurze Zeit vor seinem Tode noch eins der größten Meisterwerke der dramatischen Poesie überhaupt in wenigen Monaten schaffen konnte.

Der Feind, den Lessing in seinem Briefe an Elise Reimarus nennt, ist der Hauptpastor Göze in Hamburg, den wir bereits kennen gelernt haben. Gegen diesen Eiferer vertheidigte Lessing das Kristenthum in einer Reihe von Schriften, welche für alle Zeit von hoher Bedeutung sind. Wir wollen diesen Kampf in seiner ganzen Entwickelung betrachten.

Bei Gelegenheit der Besprechung von Lessing's Umgang in Hamburg nannten wir auch den Professor Hermann Samuel Reimarus, der im Jahre 1768 starb. Er war berühmt als Gelehrter und als Filosof, und auch als Schriftsteller hat er Ruf erlangt. Sein letztes Werk führte den Titel: Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes. An diesem Werke hatte Reimarus mehr als zwanzig Jahre gearbeitet; er selber hat es nicht herausgegeben, nach seinem Tode kam das Manuskript in den Besitz der Kinder des Verstorbenen, und von seiner Tochter Elise Reimarus erhielt Lessing eine vollständige Abschrift des Werkes. Er hatte die Absicht, dieses Werk als Ganzes herauszugeben, doch der Sohn des Verfassers, der Doktor Reimarus in Hamburg, fürchtete, daß auch ihn die Verfolgungswuth der Geistlichkeit treffen könne, und deshalb unterblieb die Herausgabe. Lessing nahm das Manuskript mit nach Wolfenbüttel, und gab Bruchstücke davon unter der Bezeichnung Fragmente eines Ungenannten heraus. Es waren im Ganzen sieben, von denen das erste Fragment 1774 in Lessing's Bibliothekarischen Beiträgen erschien.

Ueber den Standpunkt, welchen der Verfasser der Fragmente in Bezug auf die Religion einnahm, sagt Adolf Stahr a. a. O. II, 173 und 174: „Reimarus war in seiner ganzen sittlichen und wissenschaftlichen Haltung grundverschieden sowohl von der französirenden Frivolität des Mauvillon-Unzerschen Kreises, wie von der gemeinen Marktschreierei und Abgeschmacktheit der Bibelerklärerei eines Bahrdt und Konsorten. Er war nicht ein Naturalist im Sinne Voltaire's, sondern ein aufrichtiger Deist, ein warmer Verehrer der vernünftigen Religion. Ein gelehrter und genauer Kenner der Schrift, ein tüchtiger Orientalist und Archäologe, ein klarer, logisch geschulter Kopf, mißbrauchte er in seinem Werke, der Arbeit seines halben Lebens, die Bibel nicht zu geschmacklosen Travestirungen wie Bahrdt, und profanirte sie nicht durch moderne Sentimentalitäten und freimaurerische Umtriebe wie jener, sondern suchte sie aus sich selber zu erklären und durch genaue Vergleichung der widersprechenden Angaben ihren eigentlichen aber verhüllten Intenzionen auf den Grund zu kommen. Freilich war seine Kritik der rücksichtslosesten Art: eine solche, wie sie nur möglich ist für den, welcher mit der Offenbarungs- und Inspirazionsvorstellung, d. h. mit der sogenannten positiven Religion völlig gebrochen hat. Auf diesem Standpunkte befand sich Reimarus. Seine Forschungen hatten ihn zu dem Resultate geführt, daß die Vernunftreligion unabhängig sei von der Offenbarungsurkunde der Bibel, daß es keine andere Offenbarung gebe als die der Vernunft, daß eine über die Vernunft hinausgehende Offenbarung ebenso unmöglich als unnöthig sei. Diese Sätze nachzuweisen, und dann im Einzelnen durch eine strenge Kritik der Offenbarungsurkunden selbst die Unabhängigkeit der Religion von diesen Schriften ins Licht zu setzen, das war die Aufgabe, die sich dieser Heros des konsequenten Razionalismus in seinem Werke gestellt hatte." So weit Adolf Stahr.

Ueber den Zweck seiner Untersuchungen hat Reimarus sich selbst in einem Vorbericht ausgesprochen; er sagt in demselben: „Bloß meine eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, warum ich meine Gedanken niederschrieb, und ich bin nachher nimmer auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine bekanntgemachten Einsichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen zum Gebrauch verständiger Freunde liegen bleiben; mit meinem Willen soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich des Friedens halber unter den herrschenden Meinungen und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Aeußerung unglücklich machen sollte. Denn ich muß es zum voraus sagen, die darin enthaltenen Sätze sind nicht katechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. Da ich aber mir selbst und meinen entstandenen Zweifeln zureichend Genüge thun wollte: so habe ich nicht umhin können, den Glauben, welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu untersuchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne oder nicht."

Es war also die Absicht des Verfassers, daß sein Werk nicht gleich, sondern

erst in aufgeklärteren Zeiten herausgegeben werden sollte. Lessing gab gleichwol die Fragmente schon wenige Jahre nach dem Tode des Reimarus heraus. Welche Gründe leiteten ihn hierbei? Lessing gibt uns dieselben mit seinen eigenen Worten, er redet den Hauptpastor Göze folgendermaßen an: „Ich wüßte nichts in der Welt, was mich würde bewegen können, mich lieber mit den Handschriften des Ungenannten, als mit funfzig anderen abzugeben, die mir weder so viel Verdruß, noch so viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen. Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens ist keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig ist dieses Verlangen, höchst eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern selbst noch etwas von dieser Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig, und daß sie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge, welche mein bischen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinanderzusetzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

„Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bei dem Publikum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern?

„Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß, fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man sofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzu frühzeitige Aeußerungen weder sich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.“

Wer dieses Vorwort des Reimarus und diese Erklärung Lessing's vorurtheilsfrei betrachtet, der wird nicht umhin können, anzuerkennen, daß beide Männer, weit entfernt von jeder Frivolität und jeder Spötterei, von dem redlichsten und ernstesten Streben beseelt waren. Beide Männer stellen sich auf denselben Standpunkt, den ein Huß, ein Luther einnahm; beide wollten die gottgeschenkte Wahrheit säubern von Zusätzen, welche menschliche Arglist und menschliche Be-

schränktheit, ja auch menschliche Verruchtheit den ewigen Wahrheiten untergeschoben hatten. Möge hier noch ein Zeugniß eines edlen Theologen Platz finden, der selber ein redlicher Freund der Wahrheit war, und selber als ein eifriger Kämpfer für die wahre Religion Kristi sich stets erwies: Herder sagt über die Herausgabe der Fragmente: „Ich, der ich Lessing persönlich gekannt, ihn zu einer Zeit gekannt habe, da obgedachte Stücke wahrscheinlich in seine Hände gefallen waren und, wie ich aus manchen Aeußerungen schließe, seinen Geist damals lebhaft beschäftigten; ich, der über Sachen dieser Art ihn auch sprechen hörte und seinen Karakter über das, was männliche Wahrheitsliebe ist, genug zu kennen glaube: ich bin für mich überzeugt (für andere mag ich's nicht sein, noch werden), daß er auch die Ausgabe dieser Stücke allein und eigentlich zum Besten der Wahrheit, zu einer freien, männlichen Untersuchung, Prüfung und Befestigung derselben von allen Seiten, veranstaltet habe. Er hat dies selbst so oft, so stark, so deutlich gesagt; die ganze Art, wie er die Fragmente herausgab, und als Laie seine Gedanken allenfalls zur Widerlegung hin und wieder sagte, überhaupt Lessing's Karakter, wie er jedem eingedrückt sein muß, der ihn gekannt hat (und andere sollten doch darüber behutsam sprechen und urtheilen): alles dies ist mir Bürge für seine reine filosofische Ueberzeugung, daß er auch hiermit etwas Gutes veranlaßte und bewirkte: nämlich — ich wiederhole es — freiere Untersuchung der Wahrheit, und einer so wichtigen Wahrheit, als diese Geschichte für jeden, der sie glaubt und an sie glaubt, sein muß. Darf diese Wahrheit, diese Geschichte nun, unter allen Wahrheiten und Geschichten allein, nicht untersucht, nicht gegen jeden Zweifel und Zweifler untersucht werden, so ist das Lessing's Schuld nicht — aber zu unseren Zeiten wird kein Theolog und kein Freund der Religion sein, der so etwas zu behaupten wagte."

Wir haben diese Zeugnisse ausdrücklich angeführt, um die Behauptungen einer gewissen Partei zu entkräften, daß Lessing ein Verächter des Kristenthums gewesen sei und die Fragmente aus feindseliger Gesinnung gegen das Kristenthum herausgegeben habe. Mit Recht beruft Lessing sich auf den Hieronymus, welcher die Bücher des Origines περὶ 'αρχῶν aus dem Griechischen übersetzte, obwohl sie seinem eigenen Urtheile nach eine der kristlichen Religion höchst verderbliche Schrift waren; als man ihm nun hierüber Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele, antwortete Hieronymus: „O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit!" — mit Lessing's Worten: „Weil ich das Gift, das im Finstern schleicht, dem Gesundheitsrath anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben?" — Alle diejenigen, welche jede Untersuchung über die Wahrheit der kristlichen Glaubenssätze für Sünde erklären, bedenken gar nicht, daß sie damit der kristlichen Religion den allergrößten Schimpf anthun. Diese Wahrheiten sollten von Gott stammen, den Menschen ausdrücklich zu ihrem Heile von Gott gegeben sein, und dabei sollten sie dennoch so schwach auf den Füßen sein, daß menschliche Bosheit sie gänzlich umwerfen könnte? Wer das behaupten kann, der ist nicht werth, ein Anhänger und Bekenner Kristi zu heißen! Und wer diese abgeschmackte und sündhafte Behauptung bekämpft, der ist ein Vertheidiger des Kristenthums, so wie Lessing es war.

Das erste Fragment erschien 1774, im Jahre 1777 folgten fünf andere und das letzte wurde 1778 herausgegeben. Dieses letzte trug die Ueberschrift „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger,“ und es wurde in ihm die Behauptung aufgestellt: das spätere Kristenthum, das Kristenthum der Apostel und Evangelisten sei ein anderes, als die Lehre Kristi selbst. Gegen dieses Fragment richteten ganz besonders sich die Angriffe der in ihrer Existenz bedrohten Theologie. Der Vorkämpfer dieser gut besoldeten Geistlichen war der schon genannte Melchior Göze. Wir haben bereits erzählt, daß Lessing während seines Aufenthaltes in Hamburg nicht ungern mit Göze verkehrte, und daß Göze jede Gelegenheit benutzte, um dem berühmten Dichter Weihrauch zu streuen. Als Lessing den Berengar herausgegeben hatte, erklärte Göze öffentlich, daß „der berühmte Mann aufs neue bewiesen habe, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie alles, was er vornehme, wohl gerathe.“ Göze machte um diese Zeit eine Reise nach seinem Geburtsorte Halberstadt, und verfehlte nicht, auch bei Lessing in Wolfenbüttel vorzusprechen. Doch verfehlte er ihn, er war in Braunschweig. Beim Erscheinen der ersten Fragmente verhielt Göze sich völlig ruhig; es war eine rein private Angelegenheit, welche die Wuth des Eiferers, der schon gegen Göthe's Werther seine Galle ausgespieen, auch gegen Lessing anfachte. Göze wollte aus der Bibliothek in Wolfenbüttel ein theologisches Werk haben, und wandte sich dieserhalb an Lessing, welcher den Brief, den er am Sterbebette seiner Gattin erhielt, zu beantworten vergaß. Sofort erklärte der fromme Pastor, der seinen Nächsten liebte wie sich selbst, eine solche Behandlungsweise könne ihren Grund nur in Lessing's Hochmuth haben, und sofort warf er sich mit blinder Wuth auf die Fragmente.

Lessing hatte, als er die Fragmente herausgab, sie mit Anmerkungen begleitet, in denen er einige allzu schroffe Behauptungen des Verfassers selber widerlegte; Lessing hatte selber aufgefordert, man möge seine Meinung über die Fragmente sagen. Aber er hatte erwartet, daß jeder Kritiker denselben Zweck ins Auge faßte, welchen sein Ungenannter verfolgte: die ernste, gewissenhafte Erforschung der Wahrheit. Leute, welche nichts weiter wollten, als über den Ungenannten maßlose Schmähungen ergießen, wurden von Lessing sehr energisch zurückgewiesen. Dieses widerfuhr zuerst dem Direktor Schumann in Hannover, gegen den die beiden Schriften „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft“ und „Das Testament Johannis“ gerichtet waren, und gleich darauf dem alten Superintendenten Reß in Wolfenbüttel, den Lessing in seiner „Duplik“ seinen Nachbar nennt. In dieser letztern Schrift bezeichnet Lessing den eigentlichen Grund, von welchem aus der menschliche Geist allein sich weiter entwickeln und sein anvertrautes Pfund sich nutzbar machen kann, mit den berühmten Worten: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist, oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu

irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ —

Der erste Angriff Göze's gegen Lessing erfolgte in der sogenannten „Hamburger Schwarzen Zeitung“ unter dem boshaften Titel: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofrath Lessing mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und die heilige Schrift, den einigen Lehrgrund derselben. 1778.“ In diesem Artikel beschuldigte Göze seinen Gegner geradezu der groben und frechen Lästerung gegen die kristliche Religion, und sagte, er würde vor seiner Todesstunde zittern, wenn er an der Bekanntmachung der Fragmente den geringsten Antheil hätte.

Lessing antwortete mit seiner „Parabel“, in welcher er unter einem Gleichnisse den Hauptpastor auf das Unrecht aufmerksam machte, welches derselbe ihm gethan. Sie ist eins der schönsten Gleichnisse unserer Literatur, und möge hier einen Platz finden.

„Die Parabel.

„Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches hatte in seiner Hauptstadt einen Palast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

„Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

„Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln, aber sie gefiel doch und entsprach doch.

„Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

„Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverständlich, von innen überall Licht und Zusammenhang.

„Was Kenner von Architektur sein wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidigt, welche mit hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren, dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

„Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den wenigsten in den Sinn.

„Man begriff nicht, wozu so viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbaren Wege gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

„Und so entstand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Palastes viel zu sehen die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

„Auch war da etwas, wovon man bei dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse, was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nämlich verschiedene alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Palastes herschreiben sollten, und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Karakteristik so gut als verloren war.

„Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen neuen zusammen, für welchen neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören bald beredete, bald zwang.

„Nur wenige sagten: was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein anderer, sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Palast erfüllt, und daß sich aus ihm nichts als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet.

„Sie kamen oft schlecht an, diese wenigen! Denn wenn sie lachenden Muthes manchmal einen von den besonderen Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Palastes selbst ausgeschrien.

„Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch die geschicktesten, denjenigen zugesellt zu werden, die innerhalb des Palastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

„Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beigelegt, als eingeschlummert war, einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaste!

„Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaste, sondern in seinem eigenen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, nach seinem Grundrisse. Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier steht!

„Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Palaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Palast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar, hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beizukommen! — Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — Lösch' ihn hier, wer da will. Ich lösch' ihn hier nicht. — Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!“ —

„Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palast, wenn er gebrannt hätte. Aber die erschrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.“ —

Unter dem Palast versteht Lessing das Kristenthum, so wie Kristus es lehrte, der da spricht: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen! der die barmherzige thätige Liebe höher stellte als den todten Glauben, der da sprach: Richtet

nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! Viele Eingänge von verschiedener Form führen in das Heiligthum des herrlichen Palastes; von wenigen vorgeschriebenen Thoren mit privilegirten Thürstehern ist keine Rede. Die alten Grundrisse sind die Schriften der Apostel, die neuen Grundrisse sind die Sekten. Wer sich erlaubt, eine andere Meinung zu haben, als irgend einer der Sektirer, der heißt sofort ein Ketzer, ein Feind des Kristenthums. Denn den Sektirern steht ihre persönliche Meinung weit höher, als die Lehre Kristi. Deshalb sind diejenigen auch die besten Kristen, welche nicht auf den Buchstaben schwören, sondern daran denken, daß der Geist lebendig macht.

Der Parabel fügte Lessing die Bitte hinzu, Göze möge das Unrecht, welches er dem Herausgeber der Fragmente gethan, anerkennen und seine Beschuldigungen widerrufen. Aber um Recht oder Unrecht war es dem Hauptpastor nicht zu thun, sondern nur um Befriedigung seiner persönlichen Rache, und noch war Lessing's erste Antwort nicht einmal gedruckt, als Göze mit neuen Angriffen hervortrat, in welchen jedes Maß der Besonnenheit sowohl wie des Anstandes überschritten wurde. Nun erließ Lessing sein „Absagungsschreiben", in welchem auch er seinem Gegner offen den Krieg erklärte. „Ich will," sagt er darin, „schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meint, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

„Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? Sie, der Sie auch nicht einmal Luther's Schulsistem zu übersehen im Stande sind? Sie, der Sie mit stillschweigendem Beifall von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Luther'schen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinausschrauben lassen? Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier stürze! der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

„Und warum? Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! nur nicht unterschlagen zu dürfen geglaubt.

„O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will.

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte: Luther, du! Großer, verkannter Mann! Und von niemand mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradizion erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens!"

Gegen Göze's Verläumdungen ließ Lessing nun die Axiomata folgen, Sätze, „deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit

nicht zu zweifeln.“ Die Zahl dieser Sätze beträgt zehn. Sie lauten folgendermaßen:

1. Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört. 2. Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehreren gleich unfehlbar sei. 3. Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel nicht die Religion. 4. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. 5. Auch war eine Religion, ehe eine Bibel war. 6. Das Kristenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. 7. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der kristlichen Religion auf ihnen beruhen. 8. War ein Zeitraum, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich sein, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. 9. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. 10. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat. —

„Diese Sätze, die noch heute vielen ein Aergerniß sind, waren damals den meisten geradezu unverständlich*).“ Unter der Anführung des Eiferers Göze brach ein großer Theil der Theologen gegen Lessing los, und bediente sich, da ein Sieg auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Theologie für sie einem Lessing gegenüber eine diamantene Nuß war, eines Mittels, welches in gleichen Fällen schon so oft, und leider auch mit traurigem Erfolg angewendet worden ist: nämlich der Anschuldigung bei der weltlichen Obrigkeit und der Aufhetzung des Pöbels. Doch beide Mittel, welche einen Savonarola, einen Huß, einen Hieronimus für die Bekennung der Wahrheit dem Tode überlieferten, hatten ihre meiste Kraft schon verloren. Zwar hob das Braunschweigische Ministerium durch einen Erlaß vom 6. Juni 1778 die Zensurfreiheit Lessing's auf, und gab ihm sogar am 13. Juli desselben Jahres auf, das Manuskript der Fragmente auszuliefern, und fügte das Verbot hinzu, weder in Braunschweig noch auswärts irgend etwas „gegen die Religion“, wie man sich ausdrückte, drucken zu lassen; doch Lessing kehrte sich nicht an jenes Verbot, zu welchem das Ministerium nicht berechtigt war, er ließ seine ferneren Streitschriften gegen Göze in Berlin und in Hamburg drucken. Nun verfügte das Ministerium in Braunschweig die Beschlagnahme der betreffenden Schriften, und in Sachsen folgte man diesem Beispiele, aber gerade dadurch trug man zur Verbreitung derselben sehr viel bei, denn jeder wollte nun wissen, was diese fürchterlichen Schriften enthielten. Göze hielt es für völlig übereinstimmend mit seinen Begriffen von der kristlichen Religion, wenn er sich schließlich noch zu einer gemeinen Denunziazion verstand; er wendete sich direkt an den Herzog von Braun-

*) Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin 1864, Seite 10.

schweig und stellte demselben vor, daß es gefährlich sein würde, Lessing länger als Bibliothekar zu behalten, da ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion ans Licht zu ziehen, auch eben so gut Papiere an den Tag bringen könne, welche die Gerechtsame des herzoglichen Hauses streitig zu machen und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären. Der alte Herzog Karl starb im Jahre 1780; der Erbprinz, welcher ihm nun als Herzog Karl Wilhelm Ferdinand folgte, war in seinem ganzen Leben ein Anhänger der Orthodoxie, und der Fragmentenstreit war ihm stets ein Aergerniß gewesen. Doch zur Ehre seines Karakters muß es gesagt werden, daß er nie gegen Lessing persönlich irgend etwas unternommen; vielmehr ließ er seinen Bibliothekar nach Braunschweig kommen und versicherte ihn ausdrücklich seines fürstlichen Schutzes.

Nach den Axiomata setzte Lessing seinen Kampf gegen Göze in einer Reihe von Beiträgen fort, welche er „Anti-Göze“ betitelte. Sie tragen denselben Karakter wie die früheren Schriften, dieselbe niederschmetternde Logik, dieselbe heilige Gluth für die Vertheidigung der Wahrheit, dieselbe bis heute noch nicht übertroffene Meisterschaft in der Darstellung und in der Sprache. Göze beklagte sich einmal darüber, daß Lessing's blendender Stil ihm eine große Ueberlegenheit verschaffe. Lessing erwiderte darauf: „Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnt. Wahrheit allein gibt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.“

Auch über den scharfen Ton beklagte sich Göze, und man hat diesen Tadel oftmals wiederholt, man hat Lessing Vorwürfe gemacht, daß er den ehrwürdigen Herrn Hauptpastor nicht sanfter angefaßt habe. Auch auf diesen Angriff gibt Lessing eine erledigende Antwort, wenn er seinen Gegner anredet: „Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die kristliche Religion beschuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldigt. Sagen Sie selbst: wissen Sie infamirendere Beschuldigungen als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand gegen Sie vertheidigen können, soll ganz ruhig und bedächtig stehen bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mäßigen, daß ja Ihre Perrücke nicht den Puder verliere? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sei, in qua tolerantem esse, impietatis sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unseres weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich danach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann

ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll." —

Der fromme Hauptpastor, der nur um die kristliche Religion zu schützen in seinen Harnisch gefahren war, spielte leider nur eine klägliche Rolle in dem ganzen Kampfe. Der gute arme Mann wurde im Juli 1779 von dem kaiserlichen Residenten in Hamburg wegen Beleidigung der Katholiken bei dem Rath zu Hamburg verklagt; der Widerruf wurde ihm in Gnaden erlassen, aber den Spott hatte er von allen Seiten zu tragen. Der Streit mit Lessing nahm ein ganz unerwartetes Ende. Göze hatte erklärt, er sei bereit, sich auf den Hauptpunkt der Axiomata, „ob die kristliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel verloren ginge," einzulassen, wenn Lessing vorher erklären wolle, welche Religion er unter der kristlichen Religion verstehe? Mit dieser Herausforderung brach Göze sich selber den Hals. Ganz kurz und bündig antwortete Lessing: „Ich verstehe unter der kristlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolen der ersten vier Jahrhunderte der kristlichen Kirche enthalten sind." In zwanzig Sätzen entwickelte Lessing nun den Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse. Diese Sätze hatte er aus sorgfältiger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammelt, die Quellen standen ihm in der Wolfenbüttler Bibliothek aufs reichste zu Gebote, und mit vollem Recht konnte Lessing erklären, er sei bereit, sich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen.

Göze besaß eine große Dreistigkeit, aber seinem Gegner auf dieses Gebiet zu folgen, das schien ihm denn doch allzu gefährlich. Göze, der noch niemals bisher irgend einem seiner Gegner das letzte Wort gelassen, verstummte völlig. Seine Niederlage war eine vollständige, und wenn der Hamburger Hauptpastor einem Lessing gegenüber auch ein unwürdiger Gegner war, so war der Sieg, welchen Lessing gegen ihn erkämpfte, doch ein hoher, bedeutungsvoller Sieg, dessen eigentlicher Kern in dem Ausspruche Kristi liegt: Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Göze vertrat den todten Buchstabenglauben, an den sich zu allen Zeiten diejenigen geklammert haben, welche die Religion zu selbstsüchtigen Zwecken mißbrauchen wollten; Lessing aber drang darauf, daß jeder Krist nicht an die todten Formen sich halten, sondern daß der echte kristliche Geist durch werkthätige Liebe in ihm lebendig werden solle. Es ist deshalb eine ernste, wohlbegründete Behauptung, wenn gesagt wird, daß Lessing in seinen Kämpfen gegen Göze das Kristenthum gegen die Theologen vertheidigt habe.

Wenn die Bedeutung des Kampfes gegen Göze schon an und für sich allein eine höchst großartige war, so stieg sie noch durch die köstliche Frucht, welche die Kämpfe zeitigten. Zu der Zeit, wo der Streit am härtesten war, im Sommer 1778, als das Braunschweigische Konsistorium das Schwert in die Hand nahm, um es nach einigen Lufthieben nachher wieder friedlich einzustecken, zu jener Zeit hatte Lessing wohl Grund, den Verlust seiner Stelle in Wolfenbüttel zu befürchten. Unter diesen Umständen schrieb er am 11. August 1778 an seinen Bruder Karl in Berlin: „Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt sein. Du weißt wohl, daß man das nicht besser ist, als wenn man Geld hat, so viel man braucht, und da habe ich diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe

vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subskripzion drucken lassen, und Du kannst nachstehende Ankündigung nur je eher je lieber ein paar hundertmal auf einem Oktavblatt abdrucken lassen, und ausstreuen, so viel und so weit Du es für nöthig hältst. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stückes allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moses, ihn wissen wollt, so schlagt das Decamerone des Boccaccio auf: Giornata I, novella 3 Melchisedech Giudeo. Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten."

In der Ankündigung wird gesagt: „Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist, so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben, ich wohl keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchen man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: Die Welt, wie ich mir sie denke, ist eine ebenso natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist.

„Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt: Nathan der Weise, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein.

„Ist nun das deutsche Publikum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subskripzion vorschlagen. — "

Den Weg der Subskripzion wählte Lessing, weil es ihm an Geld fehlte, und weil er auf diese Weise mehr zu erhalten hoffte, als ein Buchhändler ihm augenblicklich würde gegeben haben. Seinem Bruder schrieb er im Oktober: „Da ich meine Stiefkinder noch bei mir habe und eine so weitläufige und kostbare Wirthschaft führen muß, so bin ich selbst oft in größeren Verlegenheiten, als sie gewiß nicht sein können. Dazu habe ich jetzt keinen Menschen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf dessen Beistand ich mich allenfalls verlassen könnte. Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgend hingeschickt, als nach Hamburg. Sonst überall, wenn Du willst, kannst Du Dein Netz für mich aufstellen. Ich besorge schon, daß auch auf diesem Wege, auf welchem so viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger sind, als ich selbst. Aber wenn sie es auch sind: so ist vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden."

In diesen kummervollen Verhältnissen war es ein Jude, durch welchen Lessing die erwünschte Hülfe zu Theil wurde. Moses Wessely in Hamburg, der uns schon bekannt ist, gab Lessing ein Darlehn von dreihundert Thalern, welches durch den Ertrag der Subskripzion später gedeckt wurde. Im April 1779 war der

Nathan vollendet und konnte an die Subskribenten versendet werden. Eine zweite Auflage erlebte Lessing nicht mehr, auch wurde bei seinen Lebzeiten das Stück nicht aufgeführt.

Diejenigen, welche aus Parteirücksichteu oder durch die Einseitigkeit ihres Standpunktes bestimmt, oft genug behauptet haben, Lessing sei eigentlich nicht Dichter, haben diese oberflächliche Behauptung bei Nathan dem Weisen mit leichter Mühe erweisen zu können geglaubt; und doch haben sie dadurch nur über sich selbst den Stab gebrochen. Gerade an Nathan läßt sich mehr als an jedem andern Werke erkennen, daß Lessing's dramatische Begabung ihn hinter keinem andern deutschen Dichter zurückstehen ließ. Die Richtigkeit dieser Annahme wird sich in hellem Lichte zeigen, sobald wir auf das herrliche Drama näher eingehen.

Die Stelle im Dekameron des Boccaccio, welche Lessing selbst als seine Quelle angibt, lautet wie folgt:

Il Saladino, il valore del quale fu tanto, che non solamente di piccolo uomo il fe' di Babilonia Soldano, ma ancora molte vittorie sopra li rè saracini e cristiani gli fece avere, avendo in diverse guerre ed in grandissime sue magnificenze speso tutto il suo tesoro e per alcuno accidente sopravenutogli bisognandogli una bona quantità di danari, nè veggendo, donde così prestamente, come gli bisognavano, avergli potesse, gli venne a memoria un ricco Giudeo, il cui nome era Melchisedech, il quale prestava ad usura in Alessandria, e pensossi, costui avere da poterlo servire, quando volesse; ma sì era avaro che di sua volontà non l'avrebbe mai fatto, e forza non gli voleva fare; perchè, strignendolo il bisogno, rivoltosi tutto a daver trovar modo, come il Giudeo il servisse, s'avvisò di fargli una forza da alcuna ragion colorata. E fattolsi chiamare e familiarmente ricevutolo, seco il fece sedere ed appresso gli disse: „Valente uomo, io ho da più persone inteso, che tu se' savissimo e nelle cose di Dio senti molto avanti; e perciò io saprei volontieri da te, quale delle tre leggi tu reputi la verace, o la Guidaica, o la Saracina, o la Cristiana.“ Il Giudeo, il quale veramente era savio uomo, s'avvisa troppo bene, che'l Saladino guardava di pigliarlo nelle parole, per davergli muovere alcuna quistione, e penso non potere alcuna di queste tre più l'una che l'altra lodare, che il Saladino non avesse la sua intenzione; perchè come colui, il quale pareva d'aver bisogno di risposta, per la quale preso non potesse essere, aguzzato lo 'ngegno gli venne prestamente avanti quello, che dir davesse, e disse:

„Signor mio, la quistione, la quale voi mi fate, è bella, ed a volervene dire ciò, che io ne sento, mi vi convien dire una novelletta, qual voi udirete. Se io non erro, io mi ricordo aver molte volte udito dire, che un grande uomo e ricco fu già, il quale intra l'altre gioje più care, che nel suo tesoro avesse, era uno anello bellissimo e prezioso, al quale per lo suo valore e per la sua bellezza volendo fare onore ed in perpetuo lasciarlo ne' suoi discendenti, ordinò, che colui de' suoi figliuoli, appo il quale, siccome lasciatogli da lui, fosse questo anello travato, che colui s'intendesse essere il suo erede e dovesse da tutti gli altri essere come

maggiore onorato e riverito. Colui, al quale da costui fu lasciato, tenne simigliante ordine ne' suoi discendenti e così fece, come fatto avea il suo predecessore. Ed in brieve andò questo anello di mano in mano a molti successori ed ultimamente pervenne alle mani ad uno il quale avea tre figliuoli belli e virtuosi e molto al padre loro obbedienti, per la qual cosa tutti e tre parimente gli amava. Ed i giovani, li quali la consuetudine dello anello sapevano, siccome vaghi ciascuno d' essere il più onorato tra' suoi, ciascuno per se, come meglio sapeva, pregava il padre, il quale era già vecchio, che quando a morte venisse, a lui quello anello lasciasse. Il valentuomo, che parimente tutti gli amava nè sapeva esso medesimo eleggere, a qual più tosto lasciar lo volesse, pensò, avendolo a ciascun promesso, di volergli tutti e tre soddisfare, e segretamente ad un buono maestro ne fece fare due altri, li quali sì furono simiglianti al primiero, che esso medesimo, che fatto gli avea fare, appena conosceva, qual si fosse il vero. E venendo a morte, segretamente diede il suo a ciascun de' figliuoli, li quali dopo la morte del padre, volendo ciascuno la eredità e l'onore occupare e l'uno negandolo all' altro, in testimonianza di dover ciò ragionevolmente fare, ciascuno produsse fuori il suo anello. E trovatisi gli anelli sì simili l'uno all' altro, che qual fosse il vero non si sapeva conoscere, si rimase la quistione, qual fosse il vero erede del padre, in pendente ed ancor pende. E così vi dico, Signor mio, delle tre leggi alli tre popoli date da Dio padre, delle quali la quistion proponeste. Ciascuno la sua eredità, la sua vera legge ed i suoi commandamenti si crede avere a fare; ma chi se l'abbia, come degli anelli, ancora ne pende la quistione."

Il Saladino conobbe, costui ottimamente essere saputo uscire del laccio, il quale davanti a' piedi teso gli aveva, e perciò dispose d'aprirgli il suo bisogno e vedere, se servire il volesse, e così fece, aprendogli ciò, che in animo avesse avuto di fare, se così discretamente, come fatto avea, non gli avesse risposto. Il Giudeo liberamente d'ogni quantità, che il Saladino il richiese, il servì. Ed il Saladino poi interamente il soddisfece, ed oltr' a ciò gli donò grandissimi doni, e sempre per suo amico l'ebbe, ed in grande ed onarevole stato appresso di se il mantenne.

(Saladin, dessen persönliche Tüchtigkeit so groß war, daß sie ihn, einen geringen Mann, nicht allein zum Sultan von Babilon erhob, sondern ihm auch viele Siege über sarazenische und kristliche Fürsten einbrachte, hatte durch mannichfache Kriege und durch seinen großartigen Aufwand seinen ganzen Schatz erschöpft, und als nun irgend ein unerwartetes Ereigniß von ihm eine bedeutende Summe Geldes forderte, sah er nicht, woher er so rasch, als es nothwendig war, dieselbe entnehmen sollte. Da erinnerte er sich eines reichen Juden, Namens Melchisedeck, welcher in Alexandria auf Zinsen lieh. Von diesem wußte er, daß er im Stande sei, ihm zu dienen, wenn er wollte; aber derselbe war so geizig, daß er es freiwillig nie gethan haben würde, und Gewalt wollte jener nicht anwenden; weil ihn nun die Noth drängte, ersann er ein Mittel, wie er auf versteckte Weise den Juden zwingen könnte, ihm hülfreich zu sein. Er ließ ihn rufen, hieß ihn neben

sich niedersitzen und sagte zu ihm: „Trefflicher Mann, ich habe von vielen Leuten gehört, daß Du von großer Weisheit und in göttlichen Dingen sehr erfahren sein sollst; deshalb möchte ich gern von Dir wissen, welches von den drei Bekenntnissen Du für das wahre hältst, ob das jüdische, das sarazenische, oder das kristliche.“ Der Jude, welcher in Wahrheit ein weiser Mann war, erkannte nur allzuwohl, daß Saladin diese Frage nur an ihn richtete, um ihn in seinen eigenen Worten zu fangen; er sah ein, daß er keinem dieser drei Bekenntnisse den Vorrang vor den anderen geben könne, ohne daß Saladin seine Absicht erreiche; es war ihm auch klar, daß er eine Antwort geben müsse, welche ihn einem Druck nicht aussetzen könne; er strengte seinen Scharfsinn also an, und nachdem er schnell gefunden, was er sagen müsse, sprach er:

„Mein Herr und Gebieter, die Frage, welche Ihr mir vorlegt, ist schön, und in dem Bestreben, Euch meine Meinung darüber zu sagen, fällt mir ein Geschichtchen ein, welches ich Euch zu hören gebe. Wenn ich nicht irre, so habe ich sehr oft von einem mächtigen und reichen Manne erzählen hören, welcher unter andern kostbaren Juwelen, die er in seinem Schatze verwahrte, einen Ring von hoher Schönheit und unersetzlichem Werthe besaß. Diesen wollte er seinem Werthe und seiner Schönheit entsprechend ehren und bei allen seinen Nachkommen erhalten, und deshalb befahl er, daß derjenige von seinen Söhnen, in dessen Hand dieser Ring als ein Geschenk des Vaters gefunden würde, dadurch als sein Erbe bezeichnet sein und von den anderen vorzugsweise geehrt und geachtet werden solle. Der, auf welchen er von diesem erbte, solle in gleicher Weise so thun bei seinen Nachkommen, wie der vorige Besitzer gethan habe. So ging denn nun dieser Ring von Hand zu Hand, und kam von vielen Erben zuletzt in die Hände eines Mannes, welcher drei Söhne hatte, die in gleicher Weise schön und trefflich und dem Vater zugethan waren; deshalb liebte er den einen so zärtlich wie den andern. Die Jünglinge wußten, welche Bewandtniß es mit dem Ringe hatte, und ein jeder war begierig, die erste Stelle unter ihnen einzunehmen, jeder bat insgeheim bei einer passenden Gelegenheit den Vater, welcher schon alt war, daß er ihm nach seinem Hinscheiden den Ring lassen möge. Der gute Mann, welcher alle gleichmäßig liebte und mit sich selbst nicht ins Reine kommen konnte, wem er den Ring wohl lieber geben möchte, versprach ihn jedem besonders, und um alle drei zufrieden zu stellen, ließ er heimlich von einem geschickten Meister noch zwei Ringe machen. Sie wurden dem ersten so ähnlich, daß kaum er selbst, der sie doch hatte machen lassen, erkannte, welcher der echte war. Als seine Stunde nun herankam, gab er heimlich jedem der Söhne seinen Ring. Nach dem Tode des Vaters wollte nun ein jeder die Erbschaft antreten und die erste Stelle einnehmen, keiner wollte dem andern weichen, und zum Beweise, daß er seinem guten Rechte gemäß handle, zeigte jeder seinen Ring vor. Man fand, daß der eine Ring dem andern täuschend ähnlich sei, der echte konnte nicht herausgefunden werden, und auf diese Weise blieb die Frage, wer der rechte Erbe des Vaters sei, unentschieden, und sie ist es noch. Dasselbe, mein Gebieter, antworte ich euch auf Eure Frage über die drei Bekenntnisse, welche den drei Völkern von Gott dem Vater gegeben wurden. Ein jedes ist überzeugt, daß es in seiner Erbschaft, in seinem Bekenntnisse, in seinen Ge-

setzen das richtige glaubt und befolgt; aber wer es in der That besitzt, das bleibt, gerade wie bei den Ringen, eine immer noch nicht entschiedene Frage."

Saladin erkannte, wie vortrefflich der Jude sich der Schlinge zu entziehen verstanden, welche er ihm in den Weg gelegt hatte; er beschloß nun, jenem sein Anliegen zu eröffnen und zu sehen, ob er ihm helfen wollte. Er that es auch und theilte ihm offen mit, was er gegen ihn vorgehabt hätte, wenn er ihm nicht mit so viel Geistesgegenwart, als es geschehen war, geantwortet hätte. Der Jude versah den Saladin reichlich mit allem, was er bedurfte, und Saladin erstattete ihm nicht allein alles wieder, sondern gab ihm noch reiche Geschenke dazu, nahm ihn zu seinem Freunde an und behielt ihn mit großen Ehrenbezeugungen an seinem Hofe.)

Als des Dichters Freunde diese Stelle im Dekameron nachlasen, meinten sie, Lessing wolle ein satirisches Stück schreiben; von der tiefen Bedeutung, welche der Dichter in die einfache Geschichte von dem Juden Melchisedek legte, hatten sie noch keine Ahnung. Shakespeare hat es verstanden, aus manchen armseligen Geschichtchen, in welchen wir kaum die rohesten Züge einer Handlung ungeschickt zusammengeworfen sehen, wundervolle Bilder voller Leben und tiefer Bedeutung hervorzuzaubern, aus Marionetten lebende Menschen zu schaffen. Solch eine Umwandelung gelingt niemals allein dem kalten, rechnenden Verstande, sondern sie ist ganz besonders das Werk des echten, großen Dichtergenies. Denn wenn es schon sehr schwierig ist, mit sicherm Blicke die bewegenden Triebfedern in einem Karakter zu erkennen, so ist es doch noch eine unendlich höhere Aufgabe, die Grundzüge vieler Karaktere der Natur gemäß, und gleichsam als ebenbürtiger Nebenbuhler der schaffenden Natur so zusammenzusetzen, daß die entstandenen Gestalten gleichsam als ein Werk der Natur, nicht der Menschenhand, dastehen. Doch damit ist der Aufgabe noch keineswegs genügt. Die Kräfte, welche diese Gestalten in Bewegung setzen, müssen gegen einander genau so abgewogen sein, daß aus ihrem Zusammenwirken eine bestimmte Thatsache sich schließlich ebenso naturgemäß ergibt, wie aus der Blüthe sich die Frucht entwickelt, entwickeln muß. Diesen Vorgang zeigen uns Shakespeare's Werke so oft, aber außer ihm finden wir eine gleich geniale Schöpfung nur in einem einzigen Werke wieder, und zwar in Nathan dem Weisen von Lessing. Auch Calderon besitzt eine große Meisterschaft, aus kleinen Erzählungen eine reiche dramatische Handlung zu entwickeln, doch zeigen die Fabeln seiner Dramen zu sehr das Bild der Intrigue, der Zufall vertritt die Stelle der genauen Karakteristik. Und hat Göthe im Egmont, Schiller im Wallenstein den gegebenen Stoff wohl so entwickelt, das Resultat der dramatischen Anlage mit solcher naturgemäßen, zwingenden Nothwendigkeit gewonnen, wie Shakespeare im Othello, wie Lessing im Nathan?

Vergegenwärtigen wir uns die dramatische Fabel, welche unter Lessing's Hand aus dem Geschichtchen des Boccaccio entstand *)!

Der Sultan Saladin hatte einen Bruder, Assad, der an ritterlicher Tapferkeit und an Großmuth der Seele dem Saladin nicht nachstand. Assad war eines

*) Man vergleiche: Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin 1864, S. 26 ff.

Tages ausgeritten und war nicht wieder heimgekehrt, die Seinigen betrauerten ihn als verunglückt, doch Assad war mit einer Kristin entflohen und war mit ihr, einer Staufin, als ihr Gemahl nach Deutschland gegangen, wo sie ihm einen Sohn gebar. Assad war selber Krist geworden und hatte den Namen Wolf von Filneck angenommen. Vom nordischen Klima vertrieben, kehrte er wenige Jahre später mit seiner Gemahlin in das Morgenland zurück, den Knaben ließen sie bei seinem Mutterbruder, Konrad von Staufen, einem Tempelherrn, zur Erziehung. Im Morgenlande starb die Frau kurz nach der Geburt eines Töchterchens, welches der Vater, der das Kind auf seinen gefahrvollen Zügen nicht bei sich behalten konnte, durch einen Reitknecht einem Juden in Jerusalem zur Pflege übergeben ließ, dem er mehrmals das Leben gerettet hatte. Als kurz nachher der Vater bei Askalon fiel, blieb das Kind bei dem Juden, Nathan.

Diesen Juden fand der Reitknecht, als er ihm das Kind, in den Mantel gehüllt, übergab, weinend und fast verzweifelnd in der tiefsten Trauer. Wenige Tage zuvor waren in Gath alle Juden mit Weib und Kind von den Kristen ermordet worden. Auch Nathan's Familie war ein Opfer der wilden Wuth geworden, sein Weib und seine sieben Söhne waren in dem Hause seines Bruders, wohin sie sich geflüchtet, verbrannt worden. Drei Tage und Nächte hatte Nathan gerungen, hatte mit Gott gezürnt, hatte sich und die Welt verwünscht, der Kristenheit unversöhnlichen Haß zugeschworen, bis die Stimme der Vernunft seine Verzweiflung milderte. „Auch das war Gottes Rathschluß,“ sprach sie ihm zu,

„Komm! übe, was du längst begriffen hast,
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!“

In diesem Augenblicke wurde dem Nathan das Kristenkind gebracht, er nahm es, trug es auf sein Lager, und küßte es: „Gott! sieben hast du mir genommen, nun gibst du mir eins wieder!“ — Hier tritt Nathan aus den engen Schranken eines persönlichen Bekenntnisses völlig heraus; die reine, edle Menschlichkeit ist es, die ihn mit den erhabensten Gesetzen des Kristenthums in Einklang handeln läßt. „Nathan war Jude, aber er war innerhalb des Judenthums über das Judenthum hinausgewachsen, hatte die Höhe des Standpunktes erreicht, auf welchem als das Wesentliche der Religion nur das Humane, Vernünftige, Sittliche erscheint, das Dogmatische, die Wunder und Geheimnisse, als Hüllen erkannt werden, die der Weise zwar nicht vor der Zeit abreißt, aber, wenn die darunter keimende Vernunfteinsicht herangereift ist, mit schonender Hand entfernt. Nach diesen Grundsätzen erzog er auch die Tochter, und glaubte keine Pflicht zu verletzen, wenn er das Kristenkind vom Judenthum aus auf eine Stufe brächte, die ebenso auch das Ziel einer vernünftigen kristlichen Erziehung hätte sein müssen *).“ Blanda von Filneck hieß als Nathan's Tochter von nun an Recha.

Ihr Bruder wurde indeß von seinem Oheim in Deutschland erzogen und mit des Oheims Namen Kurt von Staufen genannt. Einige unbestimmte Nach-

*) Strauß a. a. O. S. 29.

richten über seine Herkunft und seines Vaters Verwandtschaft erreichten seine Kindheit, doch Genaueres erfuhr er nicht. Als er erwachsen war, trat er in den Templerorden und ging in das gelobte Land, um gegen die Sarazenen zu kämpfen. Hier warteten die Templer mit Ungeduld auf den Ablauf des Waffenstillstandes, der die Kämpfe hemmte, und kaum hatte die letzte Stunde desselben geschlagen, da brachen sie los und suchten die Burg Tebnin zu erstürmen. Doch sie wurden zurückgeworfen, zwanzig von ihnen, darunter Kurt von Staufen, wurden gefangen und von Saladin zum Tode verurtheilt. Auch Kurt kniete schon auf seinem Mantel, um, wie seine Genossen, den Todesstreich zu empfangen, da winkte Saladin plötzlich, Thränen standen in seinen Augen, er ließ den Ritter entfesseln. Eine Aehnlichkeit zwischen dem Jüngling und einem längst verschollenen Bruder, so sagte man, bewog den Sultan zu dieser auffallenden That, die ihre Begründung wiederum einem Zuge warmen menschlichen Gefühles verdankte. Kurt sah sich nun als Gefangenen des Sultans an und trieb sich thatenlos und darum mißmuthig in Jerusalem und der Umgebung dieser Stadt umher.

Nathan war um diese Zeit auf einer Geschäftsreise nach Babilon abwesend; da brach in seinem Hause Feuer aus, und Recha wäre verbrannt, hätte der Tempelherr sie nicht gerettet. Von Dank wollte er nichts wissen, und die wiederholten Einladungen der Daja, der Gesellschafterin Recha's, wurden ihm so lästig, daß er sich eine kurze Zeit von Jerusalem entfernte.

Daja war Kristin, sie war ihrem Manne in das gelobte Land gefolgt, und als derselbe im Zuge Kaiser Friedrich's den Tod gefunden, war sie in Nathan's Haus gekommen und hatte Recha verpflegt. Nathan's vorurtheilsfreien Geist besaß Daja nicht, sie klammerte sich ängstlich an die Aeußerlichkeiten ihrer Religion, und hatte mit oft wiederholten Erzählungen auch Recha's rege Fantasie auf eine Weise erhitzt, welche dieselbe der Schwärmerei nahe brachte. Recha meinte, der Tempelherr, der sie rettete, sei ein Engel, sei ihr Engel gewesen, den weißen Mantel desselben sah sie für die weißen Fittige desselben an. In dieser liebenswürdigen Schwärmerei fand sie Nathan, ihr Pflegevater, mit dessen Rückkehr von der Reise das Stück beginnt; wäre er stets zu Haus gewesen, so hätte Recha's Einbildungskraft sich nicht so weit verirrt. Er machte seine Tochter nun darauf aufmerksam, daß sie in der Zeit, wo sie selbstsüchtig ihren eigenen Gedanken, die ihr schmeichelten, nachhing, versäumt hatte, sich genauer nach ihrem Lebensretter zu erkundigen, um ihm im Fall der Noth beizustehen. „Vielleicht," sagt Nathan, „ist er krank, denn er ist des Klimas ungewohnt, seine Jugend erträgt die harte Arbeit, die Entbehrung nicht, und nun liegt er vielleicht ohne Freunde, ohne Mittel da, er wird ein Raub der Schmerzen und des Todes, er, der keinen Augenblick zögerte, sich für ein Mädchen, das er nie gekannt, in die Flammen zu stürzen; der sich zurückzog von der, die er gerettet, um ihr den Dank zu sparen, der hat nun auf seinem Schmerzenslager, sterbend, vielleicht nicht das geringste Labsal, als das Bewußtsein seiner guten That; die er gerettet, konnte ihm helfen, doch sie fand es süßer, von einem Engel zu schwärmen, und der Mensch mußte darum vielleicht im Elend untergehen!" Und als bei diesen Worten Recha im bittern Gefühle ihrer Schuld zusammenbricht, da ruft Nathan ihr zu:

„ — Begreifst du nun,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?“

Als der Tempelherr sich nun wieder unter den Palmen zeigte, machte Nathan sich bereit, zu ihm zu gehen. Ihm kam ein Klosterbruder, ein Abgesandter des Patriarchen von Jerusalem, zuvor. Dieser Patriarch, eine geschichtliche Persönlichkeit Namens Heraklius, der mit der Königin Sibylle von Jerusalem im anstößigsten Verhältnisse lebte und in der Stunde des Kampfes sich feige verkroch, dieser Ehrenmann, dieser dicke, rothe, lächelnde Prälat, der sonst ganz wie ein Heiliger im Himmel lebte, hatte den Kriegsplan des Sultans ausgekundschaftet und wollte den Tempelherrn dazu brauchen, dem König Filipp diesen Plan mitzutheilen, oder noch lieber den Sultan meuchlerisch zu ermorden — alles natürlich nur zur größern „Ehre Gottes“, welche hier ein eufemistischer Ausdruck für das Wohlsein des Patriarchen ist. Der Auftrag, den der Patriarch gleichwohl mit seinen schönsten Worten zu vergolden gesucht, schien selbst dem Klosterbruder so schmutzig, daß er froh war, als der Tempelherr seinen Auftrag gebührend abfertigte.

Kurz darauf erschien Nathan bei dem Jünglinge, der ihn anfangs ebenfalls mit schroffer Kälte zurückstieß. Doch zwei Naturen wie diese konnten sich nicht lange fremd bleiben. Auf die verächtliche Bemerkung des Tempelherrn, was es denn wäre, das Leben einer Jüdin zu retten, erinnerte Nathan ihn daran, daß der Mensch den Menschen dulden müsse. Der Tempelherr machte den Juden aufmerksam, daß zuerst die Juden es gewesen seien, die sich das auserwählte Volk nannten. Er fährt in seiner Rede fort:

„Wie? wenn ich dieses Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen seines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes,
Den es auf Krist und Muselmann vererbte,
Nur sein Gott sei der rechte Gott! — Ihr stutzt,
Daß ich, ein Krist, ein Tempelherr, so rede?
Wann hat, und wo, die fromme Raserei,
Den bessern Gott zu haben, diesen bessern
Der ganzen Welt als besten aufzudringen,
In ihrer schwärzesten Gestalt sich mehr
Gezeigt, als hier, als jetzt? Wem hier, wem jetzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen — “

Hier findet Nathan ganz seine eigene Gesinnung wieder, hier begegnet ihm ein Geistesverwandter, dem es genügt, ein Mensch zu heißen, und der Augenblick dieser Erkenntniß besiegelt den Freundschaftsbund dieser beiden edlen Naturen. Eine Botschaft vom Sultan trennt ihre Unterredung, durch welche Nathan nur noch erfährt, daß der Ritter Kurt von Staufen heißt; sie scheiden, und der Templer verspricht seinen Besuch in Nathan's Hause. Auch diesem fällt die große

Aehnlichkeit des Jünglings mit seinem gefallenen Freunde, mit Recha's Vater, auf, er beschließt, genauere Nachforschungen anzustellen.

Daja erfährt inzwischen, daß die Vorurtheile des Tempelherrn besiegt sind, daß er kommen will. Jetzt scheint ihr ein günstiger Augenblick zu sein, das Kristenkind, Recha, ihrem Vaterlande wiederzugeben und ihren Blutsverwandten zuzuführen; sie bedenkt dabei nicht, daß Recha's eigentliches Vaterland Palästina, und ihr eigentlicher Vater Nathan ist. Daja's Entdeckung, die Absicht, welche sie dem jungen Mädchen kund thut, erwecken in dieser nur Verwunderung, dann Trauer, und mit Nachdruck weist sie darauf hin, daß sie mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen aufs innigste verwachsen und in ihnen allein zu Hause, in der Heimath sei. Daja's Beschränktheit kann sich zu dem Standpunkte der Schülerin eines Nathan nicht erheben, ihre unklaren Begriffe, ihre umnebelten Ahnungen, ihre bunten Blumen mit ihrem sauersüßen Dufte, der betäubt und schwindelnd macht, behagen ihrer Eigenliebe mehr als das helle, klare Licht verständiger Anschauungen. Sie entgegnet der Recha:

„Sperre dich, so viel du willst!
Des Himmels Wege sind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter selber wäre,
Durch den sein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdest?“

Wie schön klingen in Recha's Munde die einfachen und darum so bedeutungsvollen Worte, mit denen sie der Daja Antwort gibt. „Sein Gott?“ fragt sie, „für den er kämpft? Was ist das für ein Gott, der einem Menschen zu eigen gehört? Der für sich kämpfen lassen muß? Und was that dir denn mein Vater, daß du mir mein Glück immer nur so weit als möglich von ihm vorspiegelst, und daß du den Samen der Vernunft, den er in meine Seele so rein streute, mit dem Unkraut deines Landes überwuchern willst? Wie wenig fehlte, daß dein Engel mich zur Närrin machte? Die Thaten deiner Glaubenshelden, von denen du mir erzählt, habe ich stets bewundert, und ihren Leiden Thränen gezollt, doch ihr Glaube schien mir nie das Heldenmäßigste an ihnen:

„Doch so viel tröstender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unserm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt.“ —

Der reine Same der Vernunft trägt in Recha's Seele in dem nun folgenden Aufzuge die schönsten Früchte. Der Tempelherr kommt, wie er versprochen, in Nathan's Haus; Recha will zu seinen Füßen ihm für ihre Rettung danken, und als der Templer abwehrend zurücktritt, da zeigt ihm Recha in feiner, ironischer Rede seinen eigenen, starren Stolz. Recha's Schönheit, ihr reicher Geist machen tiefen Eindruck auf den Tempelherrn, in seinem Herzen entzündet sich eine Leidenschaft, die mächtig in ihm auflodert; um seine Gefühle nicht zu verrathen, entfernt er sich rasch. Bei Recha ist der Eindruck ein gänzlich verschiedener; sein voller Anblick, sein Gespräch, sagt sie, hat den Sturm ihres Herzens in eine plötzliche Stille verwandelt:

„Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther als
Mein Leben bleiben, wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt,
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt.“

Es ist eine feine Zeichnung des weiblichen Karakters, daß der Anblick des Templers das Wunderbare von seiner Erscheinung abstreift und dem Herzen den ruhigen Schlag wiedergibt. Das alltägliche Leben kann uns eine Fülle ähnlicher Beispiele zeigen. Ein so verständiger Geist, und eine so tief empfindende Seele, wie wir sie bei Recha finden, verbunden mit der lieblichsten, reinsten Unschuld, gibt sich auch der Liebe nicht im Sturme der Gefühle hin, denn diesen Sturm verhindern am Entstehen andere, mächtige Gewalten. Von Liebe zu dem Tempelherrn zeigt Recha uns in dem ganzen Drama nicht die leiseste Spur. Daja wirft ihr Kälte vor. — „Ich bin nicht kalt,“ entgegnet Recha, „aber ich sehe wahrlich nicht weniger gern, was ich mit Ruhe sehe.“ Bei Recha's Karakter würde der Ausbruch einer plötzlichen Leidenschaft ein Widerspruch gewesen sein; der Dichter hat auch eine solche Leidenschaft durchaus nicht zeigen wollen, seine Absicht liegt in den klarsten Worten vor. Sein Drama predigt die Gleichberechtigung aller Menschen und die Pflicht der gegenseitigen Duldung; eine sinnliche Leidenschaft würde in der schönen Harmonie seiner Dichtung ebenso störend sein, wie etwa von einem andern Gesichtspunkte aus in Schiller's Wallenstein die Episode von Max und Thekla. Es ist schwer zu begreifen, wie man den Templer und Recha hat als Liebende bezeichnen, und in dem Umstande, daß sie sich schließlich als Geschwister erkennen, hat einen Fehler in der dramatischen Anlage des Stückes finden können.

Inzwischen sind wir auch in den Palast des Sultans eingeführt. Die ersten Szenen in demselben haben einen doppelten Zweck: sie sollen uns vorbereiten auf das Verlangen des Sultans, von Nathan Geld zu erhalten, und deshalb ist uns die Finanznoth Saladin's geschildert. Seine Mittel sind so erschöpft, daß Prinzessin Sittah, seine Schwester, schon seit Monaten die Kosten für den Hofhalt heimlich aus ihrer eigenen Tasche bestritten hat. Damit Saladin aber in unseren Augen nicht als ein wüster Verschwender erscheint, so erhalten wir durch die verlorene Schachpartie einen Einblick in die großmüthige Handlungsweise des Herrschers. Diese ersten Szenen sollen aber auch den Ausgang der Szene, in der Nathan von den drei Ringen erzählt, motiviren, und deswegen lernen wir die großartig vorurtheilsfreie Denkart des Sultans kennen. Er hätte gern den Waffenstillstand mit dem kristlichen Heere verlängert; er hätte gern, um den Kampf zu Ende zu bringen, in eine Verbindung seiner Familie mit der königlichen Familie von England gewilligt. Religiöse Unduldsamkeit hintertrieb diese Verbindung und damit die Herstellung des Friedens, und Saladin und Sittah sprechen mit bitterm Vorwurf von jener kristlichen Partei, denen es nur darum zu thun ist, nicht daß Kristi Tugend, sondern nur sein Name überall verbreitet werde, sonst würden die Kristen ja nicht verlangen, daß Saladin's Geschwister eher Kristen heißen, ehe sie als Kristen ihr Ehegemahl lieben sollten.

„Als wär' von Kristen nur, als Kristen,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männin ausgestattet."

Ein Herrscher, der solche Gesinnungen hegt, wird sich nicht hinreißen lassen, Gewalt anzuwenden, um jemand seines Eigenthums zu berauben. In feiner Weise läßt der Dichter die Großmuth des Sultans auch noch einem andern Zwecke dienen. Wir haben Nathan als einen edlen, hochgebildeten Mann kennen gelernt, der seinen grausamsten Feinden Böses mit Gutem zu vergelten keinen Augenblick zögerte. Wenn einem solchen Manne eine Gewaltthat auch nur im Ernst drohte, so würde das unser sittliches Gefühl empören. Dem hat der Dichter vorgebeugt: so wie wir seinen Saladin nunmehr kennen, sind wir überzeugt, daß dieser Sultan einem Nathan gegenüber nie eine Gewaltthat begehen könnte. Fast möchte man sogar die Absicht des Saladin dem Dichter zur Last legen, fast möchte man sagen, der Sultan, welcher einen Bettler zu seinem Defterdar wähle, da nur ein Bettler gelernt habe, mit guter Weise Almosen zu spenden und nicht die Gabe filzig nach der Ursache abzuwägen, dieser Sultan sei viel zu edeldenkend und zu großmüthig, um auch nur daran zu denken, dem Freunde seines Schatzmeisters irgend eine Falle zu stellen, in der Absicht, mit List das Geld einem Manne abzuzwingen, der nur darum keinem leiht, damit er selbst stets zu geben habe.

Nach diesen wirksamen und fein angelegten Vorbereitungen zeigt sich uns nun der Auftritt, als Nathan dem Saladin die Geschichte mit den drei Ringen erzählt. Schon ein flüchtiger Blick läßt uns die geistige Tiefe von Lessing's Darstellung gegenüber dem Italiener erkennen. Bei Boccaccio gilt der Ring nur als Zeichen, welches an und für sich keine andere Bedeutung als den Geldwerth hat, jeder andere Ring, jedes andere Kleinod hätte in der Hand des Vaters dieselben Dienste gethan. Bei Lessing aber hat der Ring noch eine besondere Kraft, welche ihm allein nur inne wohnt, und diese Kraft, den Träger vor Gott und Menschen angenehm zu machen, ist es eigentlich, welche auch die materiellen Emolumente nach sich zieht. Diese Kraft bezeichnet ganz genau das Wesen des wahrhaft guten und edlen Menschen, sie deutet auf das Ziel hin, welches alle höher stehenden Religionen verfolgen, und das auf diese Weise das Ziel der gesammten Menschheit wird. Dieses Ziel liegt in keinem formulirten Bekenntnisse eingezwängt, und kein Bekenntniß allein ist im Stande, bis zu diesem Ziele zu führen; aber dieses Ziel, die Liebe bei Gott und bei den Menschen, wird jedem zu Theil, der seine Kräfte in uneigennütziger Weise dem Wohl der Menschheit widmet. Und gerade aus diesem Grunde wiegt nachher die Frage des Richters so schwer: „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Und ebenso nachdrucksvoll ist seine Hinweisung:

„Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,

Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülfe!" —

Also werkthätige Liebe erreicht das große und schöne Ziel, nicht aber todter Glaube. Diese Moral, welche Lessing hier lehrt, stimmt vollkommen überein mit den Grundvorschriften der Lehre Kristi. Bei Boccaccio bewundern wir die Schlauheit des listigen Juden, bei Lessing erkennen wir die Weisheit des edelsten Menschen. Saladin fühlt seine Geistesverwandtschaft mit Nathan, er entläßt ihn daher nur mit der Bitte um seine Freundschaft, und nicht ohne eigene Beschämung.

Nathan hat bei Saladin einmal den Tempelherrn genannt, der Sultan erinnert sich des Jünglings und wünscht ihn wieder zu sehen. Der Tempelherr kämpft indessen schwer mit seiner Leidenschaft zu Recha, er macht sich anfangs den Vorwurf, daß ein Tempelherr seines Gelübdes wegen überhaupt kein Mädchen lieben dürfe, „doch," sagt er, „ich habe in dem gelobten Lande schon mehr Vorurtheile abgelegt. Ich will mit Männern lieber fallen als mit Kindern stehen!" Als Nathan erscheint, wirbt er bei ihm um Recha's Hand; Nathan kann diese Werbung natürlich nicht gutheißen, da er ja Grund hat, die nächste Verwandtschaft zwischen dem Tempelherrn und der Recha fast als sicher anzunehmen. Der Tempelherr aber braust in gekränktem Stolze auf, und als nach Nathan's Fortgang nun gar noch Daja kommt und ihm entdeckt, daß Nathan gar nicht Recha's Vater und das Mädchen eine Kristin sei, da ist der Tempelherr, wie Strauß schön sagt, ganz in der Verfassung, wo auch ein edleres Gemüth dem Versucher bloßsteht, wenn ein solcher zu ihm tritt. Der Tempelherr will zu seinem Ziele gelangen, und wenn auch der Patriarch helfen müßte. Er trägt dem Prälaten den Fall mit Nathan und Recha als eine Hypothese, als einen angenommenen Fall vor, und der Dialog zwischen dem Tempelherrn und dem Patriarchen gibt nun das Resultat, welches das gerade Gegentheil von der Lehre der Geschichte von den drei Ringen ist. Dort hieß es: Der todte Glaube ist nichts, werkthätige Liebe ist alles! Hier heißt es durch den Mund des Prälaten: Werkthätige Liebe ist nichts, der orthodoxe Glaube allein ist alles:

Tempelherr.
Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte seiner sich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?
Patriarch.
Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Solche Herzlosigkeit mußte den Jüngling zur Besinnung bringen. Ohne Namen zu nennen und ohne die näheren Verhältnisse zu verrathen, entfernt er sich. Der Patriarch will dem Geheimniß auf die Spur kommen und beauftragt den Klosterbruder, nachzuforschen. Der Tempelherr kommt nun zu Saladin, der in ihm das Ebenbild seines Assad erkennt und ihn bittet, bei ihm zu bleiben; der Jüngling sagt mit Freuden zu. Mit Verwunderung vernimmt Saladin, daß der Tempelherr und Nathan entzweit sind, daß Nathan des Tempelherrn Werbung abgewiesen, daß Nathan in seiner Tochter nicht sein eigen Kind, sondern ein Kristenkind erzogen. Um seine Freunde zu versöhnen, schickt er den Jüngling fort,

er soll den Nathan suchen. Bei diesem ist indeß der Klosterbruder gewesen. Der letztere war derselbe Reitknecht, der dem Nathan einst das Kind gebracht. Er hatte dem Assad, oder wie er damals hieß, dem Wolf von Filneck, treu gedient, und hatte nach seines Herrn Tode sich als Eremit in der Nähe von Jericho niedergelassen; als arabische Räuber seine Wohnung verwüsteten, entkam er nach Jerusalem und blieb beim Patriarchen als dienender Bruder. Als der Tempelherr nun dem Patriarchen sein Problema vortrug, erinnerte der Klosterbruder sich wieder des Falles, und um Nathan zu warnen, begab er sich zu ihm und theilte ihm die Absichten des Patriarchen mit. Nun tritt die ganze Auffassung des Klosterbruders wieder dem Urtheil des Patriarchen als völliger Gegensatz entgegen, denn der Klosterbruder ist ein einfacher, aufrichtiger, treumeinender Krist, der Patriarch aber ist ein reißender Wolf unter dem Namen eines Kristen. „Ich weiß," sagt der Klosterbruder, „wieviel Gutes Ihr dem Kinde erwiesen, wie Eure eigene Tochter habt Ihr sie gehalten:

„Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ei freilich, klüger hättet Ihr gethan,
Wenn Ihr die Kristin durch die zweite Hand
Als Kristin auferziehen lassen; aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Kristenthum.
Zum Kristenthume hat's noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euren Augen aufgewachsen ist,
So blieb's vor Gottes Augen, was es war."

Diese einfachen, schönen, menschlichen Worte bewegen Nathan's Herz, er theilt dem Klosterbruder mit, wie er durch die Grausamkeit der Kristen seine ganze Familie verlor, wie er mit Gott und mit sich selbst gerungen, und wie er ihm schließlich für das eine Kristenkind gedankt, das er ihm zum Ersatz für seine sieben von den Kristen gemordeten Söhne geschickt.

Da bricht das warme menschliche Gefühl des Klosterbruders unaufhaltsam hervor:

„Nathan! Nathan!
Ihr seid ein Krist! — Bei Gott, Ihr seid ein Krist!
Ein bess'rer Krist war nie!"

Und darauf erwidert Nathan die herrlichen Worte:

„Wohl uns! denn was
Mich Euch zum Kristen macht, das macht Euch mir
Zum Juden."

Zwei Menschen hatten sich gefunden und in diesem Augenblicke sich gegenseitig als solche erkannt. Auf dieser Höhe gibt es keine Schranken mehr, sie mögen heißen wie sie wollen.

Aus der Hand des Klosterbruders erhält Nathan ein kleines Brevier, das der Reitknecht seinem todten Herrn aus dem Busen gezogen. Von Assad's eigener Hand standen alle Angehörigen von seiner Seite und von Seite der Mutter des Tempelherrn darin. Nathan hält damit nun den Beweis in Händen, daß der Tempelherr, dessen wahrer Name Leu von Filneck heißt, Recha's, d. h. Blanda von Filneck's Bruder ist. Im Palaste des Sultans kommen alle zusammen, Saladin erkennt die Kinder seines Bruders, seines Assad, und nun finden sich Jude, Kristen und Muhamedaner als Glieder Einer Familie wieder, verwandt durch die engsten Bande des Blutes, noch enger verwandt durch die Uebereinstimmung des Geistes und des Herzens.

Lessing's ganzes Drama ist die praktische Darstellung der Lehre, welche aus der Geschichte von den drei Ringen hervorgeht. Die werkthätige Liebe findet überall geebnete Wege, auf denen sie von einem Ziele zum andern gleichmäßig und sicher fortschreitet, hingegen der todte Glaube sieht nichts als Wüstenei vor sich, und in seinem Gefolge erscheinen unmenschliche Grausamkeit, Unduldsamkeit, Mord, Verruchtheit jeder Art.

Und wie fein ist der dramatische Faden von der Hand des Dichters gesponnen! Wie ungezwungen und natürlich fließt die Handlung aus dem Gedanken, folgt der Gedanke der That! Nirgend ist eine Lücke, ein Sprung, nirgend ein Stillstand in der Handlung, mit einer Festigkeit und Regelmäßigkeit, und doch auch wieder mit einer Leichtigkeit rollt das Stück vor unseren Augen ab, wie nur die größte Meisterhand sie gewähren können. Gibt es auch irgend ein dramatisches Stück von Göthe oder von Schiller, das denselben wundervollen Bau zeigte, wie Lessing's Nathan? Wir würden vergeblich danach suchen, vergeblich uns bemühen, jene feinen inneren Beziehungen, jene bedeutungsvollen Gegensätze an der genau passenden Stelle zu finden, wie nur ein Lessing sie anzubringen verstand.

Neuere Kritiker haben in dem Schlusse des Stückes einen Fehler entdecken wollen. Ihnen ist es nicht genug, daß diejenigen unter den handelnden Personen, welche aus den drei verschiedenen Religionen die drei Repräsentanten der reinen, edlen Menschlichkeit sind, sich in einfacher, großartig schöner Weise als Glieder Einer Familie wiedererkennen; diese Kritiker haben ganz und gar die tiefere Bedeutung nicht sehen wollen, welche in der Vereinigung zu Einer blutsverwandten Familie unverkennbar liegt; die Forderung dieser Beurtheiler liegt in den Worten Vischer's: „Der Patriarch mußte zum Aeußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathan's auftreten, und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden. Dann mochte dieses Drama immerhin glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, in welcher Liebende zu Geschwistern werden müssen.“

Es ist schwer, in diesen Worten nicht eine absichtliche Verkennung zu sehen. Was die „Liebenden“ anbetrifft, so haben wir über diese völlig irrige Annahme schon gesprochen, und die Forderung in Betreff des Tempelherrn hieße an die Stelle eines freien, naturgemäßen Schlusses, der alle Künstelei verachtet, eine beengende, willkürliche Intrigue à la Corneille setzen. Aus dem Dunkel welcher Vorurtheile soll der Tempelherr sich erheben? Sollen wir etwa die momentanen

Verirrungen seines feurigen jugendlichen Gemüthes als Vorurtheile ansehen? Gelegenheiten zur Intrigue sind im Nathan in Hülle und Fülle, und annehmen zu wollen, Lessing habe in seinem eigenen Werke diese Gelegenheiten übersehen, oder er habe sie nicht nutzbar zu machen gewußt, wäre eines ebenso widersinnig und anmaßend wie das andere. Im Nathan stellt Lessing den Grundgedanken auf, daß die Liebe zu Gott, welche sich durch werkthätige Liebe gegen den Nächsten äußert, für das Menschengeschlecht von weit höherer Bedeutung ist, als jeder positive Glaube; dieser Grundgedanke spricht die Bestrebungen eines jeden edlen Menschen aus, mag er eine Religion bekennen, welche er will; jeder trennende Glaubensunterschied hört völlig auf, der Mensch steht als Mensch überall gleichberechtigt, der Einzelne überall als ein Mitglied der Einen großen Menschenfamilie da. Läßt sich nun eine naturgemäßere, eine poetisch schönere Auflösung unseres Dramas denken, als wenn die Vertreter der drei vorherrschenden Religionen nicht allein sich als Mitglieder der großen ideellen Familie, sondern auch als Glieder einer wirklichen, durch die Bande des Blutes verbundenen Familie wiederfinden? — Von dem französischen Intriguenspiel hat Lessing uns befreit; hüten wir uns, es wieder bei uns einzubürgern, es ist eine üppig wuchernde Giftpflanze, unter deren breiten Blättern schließlich alles wahrhaft Große und Schöne erstickt wird.

Einstimmig ist das Urtheil über die Karaktere im Nathan. Alle Personen, welche darin auftreten, sind lebende Personen, welche von den Urbildern der Natur sich nur so weit unterscheiden, als die ideellen Gestalten des Dramas sich von der wirklichen Natur überhaupt unterscheiden müssen. Allen gemeinsam ist die feine Zeichnung, die sinnige Ausführung in lebensvolle Einzelheiten, die Konsequenz in der Durchführung; von großer dramatischer Einsicht zeugt die Gruppirung der Karaktere. Nathan nimmt mit Recht die erste Stelle ein, mit Recht sammelt sich das Interesse vorzugsweise auf seine Person; in ihm erscheint die Einsicht am gereiftesten, das Reich der Vernunft am sichersten gegründet, denn er ist durch die verschiedenartigsten Schicksale erzogen worden, und hat durch seine Geschäfte und seine großen Reisen sich reiche Erfahrung gesammelt. Für das ästhetische Ziel des Dramas ist er deshalb noch eine besonders bedeutungsvolle Figur, weil er das Judenthum repräsentirt, aus welchem die kristliche und die muhamedanische Religion sich entwickelten. Außerdem erscheint gerade in ihm der Sieg der Menschlichkeit über einengende Satzungen um so vollständiger und um so bedeutungsvoller, weil doch das Judenthum die ausschließendste aller Religionen ist. Dabei zeigt Nathan aber doch stets das eigenthümliche jüdische Gepräge in seiner äußern Erscheinung, welches ihn so individuell und hervortretend zu machen nicht wenig beiträgt. Dem weisen Nathan steht der Tempelherr gegenüber, der gereiften Erfahrung der brausende Jugendmuth, der selbst vom edelsten Gefühle geleitet doch mehr als einmal über die gerade Straße hinausstürmt, aber stets zu dem Rechten willig zurückkehrt. Er zeigt in seiner ganzen Erscheinung nicht geringe Aehnlichkeit mit dem ihm blutsverwandten Saladin, der die Mitte hält zwischen Nathan und dem Tempelherrn, weniger übereilt als der letztere, weniger bedächtig als der erstere, ein Bild freier, schöner Männlichkeit. Die beiden Feinde religiöser Duldung, der blinde Fanatismus und die pfäffische Selbstsucht, erscheinen in Daja und dem Patriarchen, und jedem dieser beiden Karaktere ist das Gegentheil wieder

unmittelbar zur Seite gesetzt: neben der fanatischen Daja erscheint das liebliche, sanfte Bild der Recha, in holder Gestalt die körperlich dargestellte Nächstenliebe, und zugleich die innigste Tochter, das dankbarste Kind, auf ihren Knien fleht sie die Prinzessin an, sie zu schützen, damit ihr nicht der Vater geraubt werde, in dem sie ihren geistigen Vater verehrt, möge sonst ihr wirklicher Vater sein, wer da wolle. Neben dem Patriarchen, dem gleißenden Fürsten der Finsterniß, gewahren wir in dem Klosterbruder die wahre kristliche Demuth, welche gehorcht, ohne zu fragen, und welche in frommer Einfalt fühlt, welche Bubenwerke unter scheinheiligem Mantel verborgen sind. Am wenigsten bedeutsam sind die Gestalten der Sittah und des Derwisch, sie erscheinen mehr als Personen, welche das dramatische Personal zu vervollständigen geschaffen sind, und auf der Bühne nicht fehlen dürfen, ohne empfindsame Lücken bemerkbar werden zu lassen.

Das Drama, welches eine so großartige Idee durch so bedeutungsvolle Gestalten darstellt, zeigt uns als Hintergrund die vielbewegte, weltgestaltende Zeit der Kreuzzüge, als Schauplatz das gelobte Land mit seinen reichen schönen Erinnerungen, die fantasiereichen Bilder des islamitischen Kriegerthums und des Templerordens, der durch seine freisinnigen Anschauungen, seine geheimnißvollen Bestrebungen und sein furchtbares Ende das Interesse in hohem Grade erweckt. Und zu alledem kommt der Umstand, daß die Idee, welche Nathan der Weise vertritt, niemals veralten, niemals dem menschlichen Geiste gleichgültig werden kann. So viele und so große Vorzüge erheben das Drama zu einem Meisterwerke ersten Ranges, und wenn Lessing auch kein anderes Drama gedichtet hätte als dieses Eine, so würde er schon dadurch sich den besten dramatischen Dichtern aller Zeiten würdig zur Seite stellen. Nathan der Weise würde noch mehr Freunde zählen, als er deren ohnehin besitzt, wenn die Verse besser wären. Mich haben diese holperigen Verse stets an die vielen Steine des Anstoßes erinnert, welche Lessing's Leben zu jener Zeit so sehr verbitterten, als er seinem Volke den Nathan schenkte. Und doch ist Lessing's Vorgang im Nathan bedeutungsvoll genug gewesen, um den klappernden Alexandriner völlig zu verdrängen und den fünffüßigen Jambus zum herrschenden Metrum in der deutschen dramatischen Poesie zu machen.

Lessing hielt sein Volk noch nicht für reif, um an den Ideen seines Nathan warmes Gefallen finden zu können, kaum in hundert Jahren, meinte er, würde man den Nathan aufführen. „Aber Heil und Glück dem Orte," sagte er, „wo es zuerst aufgeführt wird!" Dieser Segen Lessing's wurde der Stadt zu Theil, welche ihn von sich gestoßen hatte, in Berlin wurde Nathan der Weise am 14. April 1783 von der Döbbelin'schen Gesellschaft zum erstenmal auf die Bühne gebracht, und zweimal wiederholt — ohne großen Erfolg; die Zeit war noch nicht reif, und die Blüthezeit für Nathan den Weisen ist auch jetzt noch nicht gekommen.

Wir schließen unsere Besprechung über dieses köstliche Juwel deutscher Dichtung mit den Worten zweier Theologen, die wahrlich nicht zu den schlechtesten zählen:

Herder (Werke zur schönen Literatur und Kunst 17, 245): „Um ein Mährchen von drei Ringen schlingt sich das dramatische Mährchen, ein reicher Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religion- und

Völkerduldung. Im Kampf aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situazionen wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten; alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: „Ihr Völker, duldet euch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Karaktere, helft, vertragt euch, seid Menschen!“ Ein einiger Denkspruch für unser Geschlecht in allen Klassen, Religionen und Völkerkarakteren. Die Menschenvernunft und Menschengüte, die in diesem Drama die Wage halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit.“ —

David Friedrich Strauß (a. a. O. S. 78): „Dergleichen aus einer bessern Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos noch abarbeiten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben: vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernsten und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weitern oder engern Kreise als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen.“ —

Nathan der Weise war das letzte dichterische Erzeugniß Lessing's. Nur zwei kleine Schriften hat er später noch verfaßt. In den Gesprächen für Freimaurer versteht er unter den Freimaurern in übertragener Bedeutung die strebenden Menschen aller Zeiten, welche das Reich des Guten, den Anbruch des Tages nicht mit Gewalt, sondern durch besonnenes, stetiges Fortschreiten politischer Selbständigkeit und Erkenntniß herbeiführen wollen. Der Kern dieser Gespräche und der eigenen Anschauung Lessing's liegt in den Worten: „Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können. Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufstecken muß: das ist der Freimaurer Sache nicht.“

Die zweite dieser Schriften ist Die Erziehung des Menschengeschlechtes, ein Jahr vor Lessing's Tode geschrieben. Sie bildet gewissermaßen eine Vervollständigung zu Nathan dem Weisen, sie gibt den idealen Gesichtspunkt an, von welchem aus man zu dem Erkenntnißsatze gelangt, der in jenem Drama seine Vertretung, seine praktische Darstellung findet. In dem kleinen Vorberichte ist dieser Gesichtspunkt angedeutet; es heißt darin: „Der Verfasser hat sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

„Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

„Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt.

„Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem

Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

„Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unseren Irrthümern nicht?“ —

Im Verlauf der Abhandlung sucht Lessing nun nachzuweisen, „daß die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts gibt, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde.“ Aber so wie bei der Erziehung des Kindes stufenweise vom leicht Faßlichen zum Schwierigern fortgeschritten werden muß, so konnte auch dem menschlichen Geschlechte die Erkenntniß nur allmälig durch die Hand Gottes mitgetheilt werden, und zwar auf die Weise, daß Gott selbst die menschliche Vernunft auf die Wege hinleitete, welche gerade für den jedesmaligen Stand der Erkenntniß die Wege zum Heil waren. Auch die Spekulazionen der menschlichen Vernunft stehen sonach unter der Leitung Gottes, und ganz besonders die Spekulazionen über religiöse Dinge. Das Resultat von Lessing's Untersuchung fällt in die schwerwiegenden Sätze, welche er in den Paragrafen 78 — 80 ausspricht. Es heißt darin:

„Es ist nicht wahr, daß Spekulazionen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. Nicht den Spekulazionen ist dieser Vorwurf zu machen, sondern dem Unsinne, der Tirannei, diesen Spekulazionen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen.

„Vielmehr sind dergleichen Spekulazionen, mögen sie im Einzelnen doch ausfallen wie sie wollen, unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

„Denn bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens auch den Verstand nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht.“

Also die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, das ist das erhabene Ziel, welches Lessing dem Menschengeschlechte vor Augen stellt, und welches sein Blick erreichbar sieht. Wie weit ist der Weg noch bis dahin! Selbst noch für die Edleren unter den Menschen! Fast könnte man an der Erreichung dieses hohen, herrlichen Zieles verzweifeln, und um der Welt willen, um unserer selbst willen können wir nicht fest genug an dem ernsten Worte Lessing's halten:

„Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn

selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurückzugehen! Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist!" —

Fast hundert Jahre sind verflossen, seit Lessing diese Sätze niederschrieb. Wie wenige verstehen dieselben heute, und wie wenige haben den Muth, auch wenn sie dieselben verstehen, sich zu diesen Sätzen zu bekennen! Als Lessing noch lebte, stand er mit diesen Sätzen fast ganz allein; sein Standpunkt war einer hohen Warte vergleichbar, welche niemand außer dem Weisen zu ersteigen vermochte, kaum daß der Blick der Menschen hinaufreichte zu diesem Weisen, kaum daß der Blick der Begabtesten in diesem Weisen den erhabenen Führer erkannte. Der Menge blieb sein Wesen und sein Wollen unfaßbar, und darum wandte sich ihr Haß ihm zu. Der Geist des Weisen blieb in dieser Einsamkeit unverdunkelt, von seinem ewigen Lichte trübte sich nicht der kleinste Strahl; das Herz des Menschen aber schnürte sich zusammen, denn es hatte alles verloren, was dem Herzen Leben gibt. Sogar die wenigen Freunde, die in früheren Zeiten sich an den Flammen von Lessing's Geist genährt hatten, selbst diese verstanden ihn nicht mehr recht. Dazu wurde Lessing's Gesundheit mit jedem Monate schwächer, seine Augen waren zu Zeiten fast blind, und die Brustwassersucht, welcher sein Leben schließlich zum Opfer fiel, verursachte ihm unaufhörliche und heftige Qualen. Seine Briefe gewähren uns Einblicke in die traurige Lage seiner letzten Lebensjahre. An seinen Bruder schrieb er im Februar des Jahres 1780:

„Dieser Winter ist sehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich ist, die mich alle aber an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich sehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug, denn es war ein schlimmer Hals, der schon zur völligen Bräune gediehen war, und man sagt, ich hätte von Glück zu sagen, daß ich so davon gekommen. Nun ja, so sei es denn Glück, auch nur vegetiren zu können!"

Wie tief ergreifend klingen die Worte, welche Lessing, dem das schönste eheliche Glück kaum länger als ein Jahr währte, nun hinzusetzt: „Du wirst es indeß bei so bewandten Umständen nicht übel nehmen, wenn ich sogar darüber vergessen habe, Dir zur Vermehrung Deiner Familie Glück zu wünschen. Wenn sie mit dem Wohlbefinden der Mutter verbunden ist, so kann ich es gar wohl begreifen, wie wie viel Vergnügen sie gewähren, und wie noch ungleich mehr sie versprechen muß. Gott gebe, daß Du es bis auf den letzten Tropfen ausschmecken mögest!" —

Der letzte Brief, den Lessing, zwei Monate vor seinem Tode, an Moses Mendelssohn schrieb, schließt mit den Worten:

„Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menschen kennen, der nach Lobe heißhungrig ist. Aber die Kälte, mit der die Welt gewissen Leuten zu bezeugen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müssen, denn für Sie war nichts geschrieben. Höchstens hat Sie die Zurückerinnerung an unsere besseren Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuschen können. Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Szene ist aus!" —

Es war ein profetisches Wort, welches Lessing hier aussprach; die letzte Stunde war dem großen Manne näher, als er selber vermuthete.

Im Februar des Jahres 1781 unternahm Lessing zu seiner Zerstreuung und Erholung eine Reise nach Braunschweig. Die Freunde fanden ihn sehr verändert, sein Gang war schleppend, seine Stimme gedämpft, das durchdringende Feuer seiner Augen fing an zu erlöschen; er, der sonst die Seele der Unterhaltung war und dessen Witz unaufhörlich sprudelte, war gegen alles gleichgültig, an der gesellschaftlichen Unterredung nahm er kaum Theil. Bedeutend stiller als sonst war er übrigens schon seit dem Tode seiner Frau geworden. Doch sein männlicher Wille siegte bis zum Augenblicke des Todes über die Schwachheit des Körpers. Auch bei diesem letzten Aufenthalte in Braunschweig besuchte er seine Freunde, nahm an Gesellschaften Theil. Am 12. Februar speiste er an der Tafel des regierenden Herzogs, am Tage darauf Abends bei der verwittweten Herzogin.

Als er aus dieser Gesellschaft heimkehrte, fühlte er sich sehr krank, seine Brust war wie zusammengeschnürt, eine kurze Zeit hatte er selbst die Sprache verloren. Doch wollte er zu keinem Arzte schicken; dem Bedienten befahl er, ihn allein zu lassen und das Zimmer zu verschließen. In der folgenden Nacht hatte er schwer zu leiden, und doch traf ihn einer seiner Bekannten am nächsten Morgen fest entschlossen nach Wolfenbüttel zu fahren, das er schwerlich lebend erreicht hätte. Nur mit Mühe konnte man ihn überreden, in Braunschweig zu bleiben. Die Mittel, welche der herbeigerufene Arzt anwendete, verschafften ihm einige Erleichterung.

Wenn Lessing sich in Braunschweig aufhielt, wohnte er stets im Hause des Weinhändlers Angott auf dem Aegydienmarkte, wo er einige Zimmer gemiethet hatte, da er den Aufenthalt im Wirthshause nicht liebte. In dem Angott'schen Hause war auch sein Schmerzenslager während seiner letzten Krankheit. Auf die Nachricht davon war seine Stieftochter Amalie von Wolfenbüttel herübergekommen, um den Vater zu verpflegen; seine Stiefkinder waren ihm alle mit zärtlicher Liebe zugethan.

Während seiner Krankheit war Lessing sehr ruhig, gelassen, und zuweilen munter, er war oft und lange außer Bett, nahm viele Besuche an und ließ sich vorlesen. Die Erkundigungen nach seinem Befinden, auch von Seiten des Hofes, besonders von Herzog Ferdinand, dem Sieger von Minden, waren unablässig. Zuweilen schien er sich seinen Tod sehr nahe, zu anderer Zeit wieder sehr entfernt zu denken; einmal erklärte er mit großer Ruhe, er sei auf Leben und Sterben gefaßt.

Unterdessen kamen die Anfälle von Engbrüstigkeit immer wieder, und umsonst erschöpften seine Aerzte alle Mittel ihrer Kunst.

Der funfzehnte Februar, ein Donnerstag, ließ noch einmal einen schwachen Strahl der Hoffnung aufleuchten; an diesem Tage fühlte der Kranke sich bedeutend erleichtert; mit den Freunden, die ihn besuchten, scherzte er heiter. Aber dieses Lebensfeuer war das letzte Aufflackern eines verlöschenden Lichtes. Am Abend dieses verhängnißvollen Tages saß Amalie vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Da kamen Freunde zum Besuch, der Kranke stand von seinem Lager auf, um sich zu ihnen zu begeben.

Als er in das Zimmer trat, waren die Züge seines edlen Antlitzes schon von der Hand des Todes gezeichnet und mit kaltem Schweiß überdeckt, doch leuchtete eine himmlische Verklärung aus ihnen, sein Auge strahlte unaussprechlich seelenvoll. Stumm drückte er seiner Tochter die Hand und verneigte sich freundlich gegen die Anwesenden. Doch die Füße versagten ihm den Dienst, man führte ihn zum Lager zurück, und wenige Augenblicke später endete ein Schlagfluß das große Leben. Es war Abends um die neunte Stunde, als der hohe Geist heimging zum Vater des Lichtes und der Wahrheit, von dem er gesandt war. Als einen freundlichen Jüngling, der mit sanfter Hand die Fackel verlöscht, so hat Lessing den Tod geschildert, und unter diesem Bilde erschien ihm auch sein eigener Tod, ohne alle Furcht, frei von allen Schrecken, die dem Sterbebette eines so edlen, reinen Mannes nicht nahen durften. Die irdische Fackel löschte der Tod ihm aus, sagte Herder, und entzündete ihm die ewige, herrlich und ewig glänzende. —

Sobald der Herzog die Meldung von Lessing's plötzlich erfolgtem Tode erhielt, erließ er einen Befehl an die Hofkasse, die nöthigen Vorschüsse zur Beerdigung zu leisten. Am 20. Februar wurde der große Todte zur Ruhe bestattet. Der Sarg wurde, von Wachskerzen umgeben, feierlich aufgestellt. Nachdem das Leichengefolge sich versammelt hatte, setzte der Zug vom Sterbehause aus sich unter dem Geläute der Glocken in Bewegung. Den Leichenwagen zogen vier Pferde, von vier Dienern geführt, der Sarg war mit schwarzem Tuch behangen. In dem Trauergefolge befanden sich unter anderen Freunden Lessing's auch der Kammerherr von Kuntzsch, der Graf Marschall, der Kanzleidirektor von Heim, der Dichter Leisewitz. Lessing's Grabstätte ist auf dem Magnikirchhofe, der zwischen dem Steinthore und dem Augustthore liegt. An seinem Grabe wurde eine Pappel und eine Akazie gepflanzt, später ließ Johann Joachim Kampe einen einfachen Stein auf das Grab setzen, der des Dichters Namen trug*).

Als Lessing's Tod bekannt wurde, veranstalteten die ersten Bühnen Deutschlands Trauerfeierlichkeiten. Die erste Todtenfeier fand am 24. Februar in Berlin durch Döbbelin statt. Es schien, als ob Berlin jetzt den Werth des Mannes erkannt habe, der in seinen Mauern wiederholt vergeblich eine Heimath suchte, denn man drängte sich massenweise zu dieser Vorstellung, viele Hunderte konnten keinen Platz finden; dieselbe rege Theilnahme zeigte sich, als drei Tage später die Vorstellung wiederholt wurde.

Auch der Markgraf Friedrich Heinrich von Schwedt, der vortreffliche Beschützer von Kunst und Wissenschaft, veranstaltete aus eigenem Antriebe auf seinem Hoftheater eine würdige Feier. Auf den Vorhang der Bühne hatte dieser Fürst die Büsten Lessing's und Shakespeare's malen lassen, beide mit der Unterschrift: „Alt 52 Jahr.“ —

---

*) Bei Lessing's Tode versäumte eine gewisse Partei, bei welcher schandbare Mittel schlechte Zwecke heiligen, nicht die abgeschmacktesten Lügen zu verbreiten, der Teufel habe Lessing geholt, und dergleichen Zeug mehr. Diese Auslassungen sind heute vergessen, und wir wollen nicht durch eine ausführliche Darstellung derselben das Andenken des großen Todten entweihen. Beiläufig bemerkt sind auch alle üblichen kirchlichen Feierlichkeiten (das Kirchengebet wurde vom Prediger der Magnikirche von der Kanzel herabgesprochen) beobachtet worden.

Lessing's Gestalt war über Mittelgröße, kraftvoll und wohlgebildet, seine Haltung gerade und natürlich; weder seine Stellung noch sein Gang zeigte etwas Gezwungenes. Von großer Schönheit war sein Kopf, den er frei und emporgerichtet auf dem gedrungenen Halse trug; das geistvolle Antlitz war von frischer Farbe, das üppige Haupthaar lichtbraun, das tief dunkelblaue Auge offen und klar, sein Blick wohlwollend und milde, aber, wenn er in Eifer gerieth, durchdringend und von gewaltiger Wirkung.

Lessing kleidete sich elegant und stets sehr sauber, doch nie auffallend. Mit der Farbe der Kleidung wechselte er wohl, doch war ihm am liebsten ein einfaches Grau. Seine äußere Erscheinung machte einen sehr angenehmen Eindruck. Sein persönliches Wesen war anspruchlos, unbeschreiblich freundlich und zuvorkommend, der Ton seiner Stimme klangreich und zum Herzen dringend. Von Lessing's Bildnissen gilt als das beste dasjenige, welches Gleim in Halberstadt in seinem Freundschaftstempel aufbewahrte, und jetzt Eigenthum des dortigen Domgymnasiums ist. Der Maler ist unbekannt, aber es ist zuverlässig die Arbeit eines tüchtigen Meisters. Göthe, der auf einem Besuche in Halberstadt sich dieses Meisterwerk auf kurze Zeit mit nach Weimar erbat, konnte sich nur schwer wieder von diesem, lange in seinem Arbeitszimmer heilig behüteten Schatze trennen.

So mild und wohlwollend wie seine äußere Erscheinung war auch Lessing's Karakter, in dem unbegrenzte Mildthätigkeit ein Grundzug war. Sein Geld pflegte er lose in der Tasche zu tragen, und wenn ein Armer ihn ansprach, so gab er, was ihm in die Finger kam, und wenn es auch wohl ein Goldstück war. Als ihm einst vorgestellt wurde, er habe einen Bittenden reichlicher unterstützt als derselbe verdiene, antwortete er: „Wenn auch wir nur bekämen, was wir verdienen, wie viel würden wir dann wohl haben!“ — In Wolfenbüttel erhielt er einmal längere Zeit einen Liefländer, der sich für einen Filosofen ausgab und keinen Unterhalt finden konnte. Fünf Monate lang hatte dieser Mann mit seinem großen Hunde in Lessing's Hause Wohnung, Tisch und sogar Taschengeld.

Die Vertheidigung des Unglücklichen trieb Lessing fast bis zur Sofisterei, eine nur etwas scharfe Beurtheilung desselben schalt er lieblosen Stolz. Sein ärgster Beleidiger, wenn er in Noth war, hatte nicht das geringste Wort des Tadels von ihm zu fürchten. In Braunschweig lebte ein Jude Namens Alexander Daveson, der mit Kunstsachen einen Handel trieb, und dem alten Herzog Karl als Unterhändler diente. Als der Erbprinz zur Regierung kam, ließ er den Daveson ins Gefängniß stecken. Lessing bemühte sich rücksichtslos um dessen Freilassung, und behielt ihn, als er seine Freiheit wiedererlangt hatte, eine Zeitlang in Wolfenbüttel bei sich, damit er sich wieder erholen könne.

Lessing's edles Herz und sein großer Karakter waren verhältnißmäßig wenigen seiner Zeitgenossen bekannt. Durch die Hetzungen einer gewissen Partei verstand der größte Theil des Publikums unter Lessing's Namen denjenigen eines Religionsfeindes, während die schlimmsten Feinde Kristi doch im entgegengesetzten Lager zu suchen waren. Vielleicht aus diesem Grunde fanden die Bestrebungen einiger Freunde und Verehrer, dem großen Manne ein würdiges Denkmal zu setzen, wenig Unterstützung. Erst der neuern Zeit und den Bemühungen eines vortrefflichen Mannes, des Doktor Karl Schiller in Braunschweig, gelang die Ausführung des

bezeichneten Unternehmens. Durch Schiller's Anregung wurde in Braunschweig ein Kunstverein gegründet, der im April 1837 zuerst einen Aufruf an die deutschen Fürsten, die deutschen Bühnen und das deutsche Volk erließ. Die deutschen Fürsten trugen sehr wenig bei, die deutschen Bühnen etwas mehr, das deutsche Volk aber vergaß seinen größten Denker nicht, es lieferte die Mittel für das herrliche Denkmal, welches jetzt in Braunschweig auf dem Lessingplatze unweit der Aegydienkirche steht. Auf einem Fußgestell von geschliffenem Granit steht die Kolossalstatue des großen Mannes; sie ist entworfen von Ernst Rietschel in Dresden, gegossen von Georg Howaldt in Braunschweig. Lessing steht in edler Haltung da; die Linke, welche ein eben vollendetes Werk hält, stützt sich auf eine antike Säule; die Rechte ist auf das Herz gelegt, „von*) dem der heiße Drang der Forschbegierde dieses muthigen Freundes der Wahrheit ausging; der rechte Fuß ist im Fortschreiten begriffen. In stiller Majestät hat er das erhabene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit festem, kühnem Blick den Gegner suchend oder erwartend, wie zum geistigen Zweikampf." Das Fußgestell ist durch zwei herrliche Basreliefs geschmückt: Die Poesie und die Kritik; Rietschel hat sie gezeichnet. Auf der Vorderseite des Fußgestells stehen die Worte: Dem grossen Denker und Dichter das deutsche Vaterland.

Mit Recht hat der Künstler bei dem Entwurf dieses herrlichen Denkmals gleiches Gewicht auf den Dichter wie auf den Denker gelegt. Denn Lessing ist als der eine so groß als der andere. Als unerreichter Vorkämpfer auf kritischem Gebiet hat man ihn immer und allgemein anerkannt. Macaulay nennt ihn den ersten Kritiker von Europa. Sein Verdienst als Dichter hat man ihm oft zu schmälern gesucht, und niemand hat dieses Verdienst geringer geschätzt, als die Romantiker, welche in unklaren schwärmerischen, pathetischen Gefühlsäußerungen das Wesen eines Dichters sahen. Diese Leute legten ihren Beweisen stets das bescheidene Wort des großen Mannes aus der Dramaturgie zu Grunde, jene Stelle, in welcher er sich selbst den Namen eines Dichters absprach. Er sagt daselbst: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken." — Schon Göthe hat gesagt: „Lessing wollte sich den Namen eines Genies absprechen, doch seine dauernden Wirkungen zeugen gegen ihn;" und ist denn der nicht auch ein Dichter, der mit festem Bewußtsein seine Dichtungen schafft, und stets weiß, warum er sie so und nicht anders schafft? Nicht vielleicht ein größerer Dichter, als der, welcher sich nur von dem Rausche dichterischer Begeisterung hinreißen läßt? Wenn wir Lessing's Urtheil über sich selbst gelten lassen wollten, dann würden wir ihn sehr ungerecht beurtheilen, denn der bescheidene Mann stellte sich sogar als Kritiker unter einen Garve, als Stylist unter einen Kampe.

---

*) Danzel-Guhrauer, II, 2, 371.

Gerade diese Bescheidenheit, welche Lessing in dem Maße allein von allen großen deutschen Dichtern zeigt, ist wieder ein Beweis seiner Größe.

So steht der herrliche Mann da als der größte Kritiker, der muthigste und gewissenhafteste Vorkämpfer der Wahrheit, als ein genialer, den größten fast ebenbürtiger Dichter, und, was ihn besonders so hoch emporhebt, und ihn als Einzigen erscheinen läßt, als ein so großer edler, uneigennütziger Karakter wie die Welt nur sehr wenige aufzuweisen hat.

Heil dem, der diesen Mann zu seinem Führer erwählt!

Johann Gottfried Herder.

Wenn es wahr ist, daß Kunst und Religion zwei Schwestern, daß sie Eines Wesens und Kinder Eines Vaters sind, so sind wir berechtigt anzunehmen, daß für die eine wie für die andere gleiche Bedingungen der Existenz und der Entwickelung gelten, und daß die eine demselben Ziele zustrebt, welches der andern vor Augen steht. Religion und Kunst sind das Höchste, was der menschliche Geist kennt, über diese beiden Begriffe hinaus ist kein anderer Begriff mehr denkbar; nichts in der Welt ist ihnen ebenbürtig, nichts mit ihnen vergleichbar; was sie bezeichnen, das ist die Blüthe des menschlichen Geistes, die Spitze der menschlichen Entwickelung, der Endzweck des ganzen menschlichen Lebens.

Alles, was aus der Hand Gottes hervorgeht, selbst das letzte und kleinste seiner Geschöpfe, stellt ein in sich vollkommenes Ganze dar; die Bedingungen seiner Existenz sind ihm beigegeben, es braucht nichts zu borgen, nichts vom Zufall zu erwarten, die Hand, die es erschuf, verlieh ihm auch die Kräfte, welche nach wenigen Gesetzen seine Entwickelung fördern, bis zu jenem Punkte, zu jener Schranke hin, welche allem, was irdisch ist, gesetzt wurde.

Nur ein Erforderniß muß stets da vorhanden sein, wo irgend etwas sich entwickeln soll: Freiheit! — In den Schoß der Erde hast du das Samenkorn gestreut, der Keim regt sich, eine selbstbewußte, festbestimmte Kraft treibt ihn empor, die Pflanze entwickelt sich ohne dein Zuthun, sie setzt Blätter und Blüthen an, sie bringt Früchte zu ihrer Zeit, du brauchst ihr nicht zu rathen, du brauchst ihr nicht zu helfen, ewige Gesetze walten und schaffen in ihr; gönne ihr nur ihre Freiheit, enthalte dich nur jeglichen Eingriffes in ihr Wachsthum, sie wird schon ohne dich ihre Vollendung finden; wolltest du ihrer Blätter sie berauben, wolltest du ihre Wurzeln stutzen, ihre Blüthen mit Gewalt öffnen, so würde die Folge davon Verkümmerung oder Tod sein. — In dem Ei schlummert der Keim, welchen die Wärme zum lebenden Geschöpfe gestaltet; willst du diese Entwickelung sehen, so mußt du ihr völlig freien Lauf lassen. Kannst du auch die Schale öffnen, und dem Wesen, das sich bildet, eine Gestaltung nach deinem Willen geben? Oder kannst du dem kleinen Vogel sein Federkleid mit einem andern vertauschen, seine Glieder zu einem Zweck tauglich machen, den die Natur nicht für sie bestimmte? Nur verstümmeln kannst du die Pflanze, den Vogel, bis zu einem gewissen Grade, jede deiner tiefgreifenden Veränderungen vernichtet die Existenz des angegriffenen Gegenstandes. Auch das ist eins der ewigen Gesetze Gottes, daß ohne Freiheit keine wahre Entwickelung möglich, daß die Freiheit der Lebensathem alles dessen ist, was Leben athmet.

Sollten die höchsten und edelsten Güter, die besten Kräfte des Menschen von diesem großen Gesetze Gottes ausgeschlossen sein? Während jedes Pflänzchen, jeder Wurm ohne fremde Hülfe gedeihen kann, sollte der Geist des Menschen erst hülflos des Zufalls warten müssen? Das letzte der Wesen trägt seiner Entwickelung Bedingungen in sich, und die beiden hehren Göttinnen Kunst und Religion sollten niedrige Wesen sein, welchen die Freiheit Gift wäre? Behüte Gott uns vor solcher Verlästerung seiner Weisheit und seiner Liebe!

Die Religion ist die Frucht der menschlichen Vernunft; die Kunst ist die Frucht des schöpferisch thätigen Verstandes. Religion und Kunst, beide bezeichnen besondere Erscheinungen, besondere Seiten in der Entwickelung des menschlichen Geistes; beide haben ihre höchste Entwickelung nur da erlangt, wo die höchste Freiheit war. Blickt in die Reiche asiatischer Despoten, in welchen auch Kunst und Religion in die Bande eiserner Vorschriften eingeschnürt waren — was ist aus Kunst und Religion geworden. Belebt ein höherer Gedanke die starren Massen der indischen Bauwerke? Gestattet das ewig einförmige Einerlei asiatischer Kulte irgend eine Entwickelung des menschlichen Geistes? Und läßt sich eine Fortbildung in diesen Kulten selber wahrnehmen? Dahingegen lehrt die vollkommenste der bekannten Religionen, die kristliche, völlige Gleichberechtigung aller Menschen und sichert dadurch die unbeschränkte Freiheit des Einzelnen. Der Katholizismus hatte im Mittelalter die kristliche Religion in die erstickenden Formen des Eigennutzes gepreßt; als die Reformazion diese Bande sprengte, erhob sich ein ganz neues Leben in unserm Volke. Ist es Zufall, daß alle großen Dichter, seit der Reformazion, der evangelischen Religion zugethan waren? Und bekundet dieser Umstand nicht die Wahrheit des Satzes, daß Kunst und Religion in gegenseitiger Wechselwirkung nur im Schatten der Freiheit gedeihen und einander fördern?

Auch nach demselben Ziele trachten Kunst und Religion; die letztere nach Wahrheit, die erstere nach Schönheit, und beides ist im tiefsten Grunde derselbe Begriff; nichts ist schön, was nicht wahr ist, und alle Wahrheit ist schön. Das Ringen, das ernste Mühen um Wahrheit und um Schönheit hebt den Menschen empor von dieser irdischen Welt und läßt schon hier auf Erden ihn die Wonne des Himmels ahnen. Je weniger der Mensch sich unter die verführerische Herrschaft der Sinne und ihrer Leidenschaften beugen läßt, desto mehr wird er Mensch, desto mehr wird er dem Ebenbilde Gottes ähnlich, nach dem der Mensch erschaffen wurde, und dem doch so wenige Menschen nahegekommen. Und doch würde mancher Mensch sich wohl mehr Mühe geben und mit mehr Ernst und mehr Fleiß an seiner eigenen Ausbildung arbeiten, wenn ihm klar vor Augen stände, wie viel für das ganze Glück der Menschheit und jedes Einzelnen davon abhängt, ob fessellose Sinne mit Willkür herrschen, oder ob ein ernstes Streben nach dem trachtet, was himmlisch ist. Denn im Gefolge der Sinnenherrschaft ziehen die Leidenschaften einher, aus deren Schoße Ungerechtigkeit, Selbstsucht, Gewalt üppig emporschießen; wo sie sich breit machen, da ist kein Raum für Wahrheit und Schönheit, da sind Religion und Kunst leere, unverständliche Begriffe; da ist auch kein Raum für jenes wahre, innige Glück, für jenes einzig wirkliche Glück, welches, der Seerose gleich, nur im ruhigen Gewässer seine vollen Blätter ausbreitet und seine wunderbar schönen, duftenden Blüthen öffnet. Das wild bewegte Meer kennt diese Schönheit ebenso

wenig, wie die leidenschaftlich bewegte Brust das tief befriedigte Glück kennt. Doch welcher Frieden wohnt in jenem reinen Herzen, dem Wahrheit und Schönheit die leitenden Sterne auf seiner Bahn sind! Alle edlen Blüthen der Menschenseele gedeihen auf diesem Boden und schmücken mit ihrer Pracht den Geist, der nun nicht mehr vergeblich nach dem Ebenbilde Gottes fragt.

Vermögen die Menschen aber leicht zu erkennen, daß auf dieser Seite, auf der Seite der sinnlichen Mäßigung, ihr Glück allein liegt? Sie sind so weit von dieser Einsicht entfernt, daß die große Mehrheit der Menschen eine dahin einschlagende Forderung mit Entrüstung oder mit Spott vernehmen würde; für den größten Theil der Menschheit würde diese Forderung völlig unverständlich sein, sie könnten sich nicht zu der Vorstellung erheben, daß uneingeschränkte Sinnenlust den Weg zum Glücke versperren sollte. Nur wer fähig ist, die Begriffe Wahrheit und Schönheit in ihrem ganzen Wesen zu erfassen, nur für den ist keine Wahl mehr, nur der wirft ohne Bedenken weg, was unter gleißender Hülle Nichtigkeit verbirgt. Zu dieser Erkenntniß führt aber keine Gewalt, kein starres „du sollst“, sondern nur ein ernstes, fortgesetztes Streben; nur das eigene Ringen gewinnt die köstliche Frucht, welche jeden Lebensweg süß macht und jedem Wege ein Ziel öffnet und verleiht.

Religion und Kunst, Wahrheit und Schönheit sind die Sterne des Menschenlebens, sie vereint bilden die Sonne, auf deren Strahlen der menschliche Geist den Weg zum Himmel findet. Und so wie von der wirklichen Sonne alle Wohlfahrt, alles Gedeihen der Sinnenwelt bedingt ist, so von dieser himmlischen Sonne, von Religion und Kunst, alle Vervollkommnung des Geistes. Die größten Wohlthäter der Menschheit sind diejenigen gewesen, welche Wege zur Erkenntniß der Wahrheit und Schönheit gebahnt haben. Diese Wohlthäter fanden ihren Ursprung aber nicht auf den Thronen, nicht in den höchsten Kreisen der menschlichen Gesellschaft, viele von ihnen, fast alle, stiegen aus tiefem Dunkel, aus Elend und Armuth empor, und sie hatten ihren Weg des Lichtes über Dornen zu wandeln. Doch ihr großer Beruf machte sie stark, zu jeder Stunde auszuharren, sie erreichten ihr Ziel und machten dadurch den trostvollen Satz wahr, daß einer Seele, welche mit allen Kräften, mit unermüdetem Willen nach dem Himmel strebt, Schwingen wachsen, welche über jedes materielle Hinderniß fortheben.

Die folgenden Blätter wollen die irdische Wallfahrt eines dieser Wohlthäter schildern, und zum Verständniß seines Strebens führen. Wahrheit und Schönheit, das war der Wahrspruch auch dieses Mannes, oder wie seine eigenen Worte lauten: Licht, Liebe, Leben! —

Johann Gottfried Herder wurde Dinstag, den 25. August 1744, Nachts zwischen elf und zwölf Uhr in der kleinen Stadt Mohrungen in Ostpreußen geboren. Sein Großvater väterlicher Seite war aus Schlesien gebürtig und nach Mohrungen übergesiedelt, wo er ein kleines Eigenthum erwarb und vom Ackerbau lebte. Des Dichters Vater, Gottfried Herder, in Mohrungen geboren, war von Profession ein Weber; da dieses Gewerbe ihm jedoch nur einen sehr kümmerlichen Verdienst abwarf, so legte er dasselbe nieder und wurde in Mohrungen Glöckner an der dortigen Kirche, Vorsänger beim Gottesdienste und Mädchenschullehrer. In zweiter Ehe war er verheirathet mit Anna Elisabeth Pelz, der Tochter eines Hufschmiedes in Mohrungen. Aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor, drei

Töchter und zwei Söhne, von denen der Dichter der älteste war. Bei seiner Geburt schrieb sein frommer Vater in sein Andachtsbuch, Arndt's wahres Kristenthum, folgendes: „Gott, wolle denselben in seinem Taufbund erhalten und durch Deinen heiligen Geist führen und leiten, auf daß wir ihn nebst uns allen dermaleinst vor dem Throne des Lammes finden, einzugehen zur Hochzeit der ewigen Freuden. Gott hilf!" Das Städtchen Mohrungen liegt in demjenigen Theile der Provinz Ostpreußen, welche das Oberland genannt wird. In ihm finden sich viele Punkte von nicht geringer landschaftlicher Schönheit; herrliche Laubwälder und tiefblaue Seen, anmuthige Abwechselung von Feld, Wald und Wiese, mäßige Bödenerhebungen und muntere Bäche verleihen dem Oberlande einen poetischen Anstrich, welcher noch bedeutend erhöht wird durch die wahrhaft großartigen Erinnerungen an den deutschen Orden, dessen nachhaltige Wirksamkeit noch in vielen theils zerfallenen, theils erhaltenen Burgen und Schlössern uns vor Augen steht. Auch Mohrungen enthält die Ueberreste eines solchen Schlosses, welches noch zu Herder's Zeiten bewohnt wurde. Dieses feste Schloß wurde 1280 erbaut, die Stadt, welche sich ringsum anbaute, wurde im Jahre 1328 unter dem verdienstvollen Hochmeister Werner von Orseln, der an der goldenen Pforte in der Marienburg ein so schreckliches Ende fand, durch eine Ringmauer mit acht Thürmen und einem Graben befestigt. Das Wappen der Stadt ist ein Neger im blauen mit Sternen besäeten Felde. Im Norden der Stadt liegt ein sumpfiger Mühlteich, im Süden der See Mohrung, der fischreich ist und flache, aber anmuthige Ufer hat. Durch einen großen Brand im Jahre 1697 wurde die ganze Stadt zerstört, nur Kirche und Schloß blieben stehen. Im vorigen Jahrhundert wohnten der Rektor und der Kantor in dem, was vom Schlosse noch übrig war, auch wurde daselbst Schule gehalten. In diesen Umgebungen verlebte Herder seine erste Jugendzeit.

Sein Vater war ein einfacher Mann, der sein Amt mit Ernst und unermüdlichem Fleiß versah; er hielt auf pünktliche Ordnung, doch war er gutmüthig dabei, seinen Schülerinnen schenkte er wohl Obst aus seinem Garten, der vor dem Thore lag, auch trug er eine seiner Schülerinnen, die in seiner Nähe wohnte, auf seinem Arm zur Schule. Sein Vorgesetzter, der Prediger Willamovius, hielt viel auf ihn. Herder selbst erzählt von ihm: „Mein Vater war ein ernster Mann, der wenig Worte machte. Alle häuslichen Geschäfte und die Lekzionen waren an Zeit und Ordnung streng gebunden, wenn das Geschäft jetzt gethan werden mußte, so durfte keines der Kinder sich entschuldigen, es mußte gethan werden. Nur bei einer so strengen Ordnung konnten meine Eltern mit ihrer geringen Einnahme auskommen. Wenn mein Vater mit mir zufrieden war, so verklärte sich sein Gesicht, er legte seine Hand sanft auf meinen Kopf und nannte mich Gottesfriede. Dies war meine größte, süßeste Belohnung. Streng und gerecht in hohem Grad, aber ebenso gutmüthig war er, sein ernstes, schweigendes Gesicht mit dem kahlen Scheitel vergesse ich nie!" — Er starb im Jahre 1763.

Seine Gattin, die ihn um mehrere Jahre überlebte, wird als eine kleine, hagere, sehr stille Frau geschildert, die meist in sich gekehrt und nachdenkend einherging. Herder hing mit großer Liebe an dieser seiner Mutter; oft erzählte er, wie sanft und liebevoll sie stets gegen Gatten und Kinder, und wie unermüdet fleißig sie gewesen sei. Sie soll begabt und von Interesse für vieles, besonders für Religion

gewesen sein; sie liebte sehr die Stille, besuchte besonders fleißig die Kirche und las gern in der Bibel. Es war ein großes Leiden für sie, als sie in ihrem Alter für einige Jahre das Gehör verlor und dadurch behindert wurde, die Predigt zu hören. Ganz unerwartet erhielt sie das Gehör wieder; als sie einmal in der Küche am Herde stand um das Mittagessen zu besorgen, schien es ihr, als öffne sich in ihrem Ohre etwas, und von der Stunde an konnte sie wieder hören.

An ihren Sohn dachte sie stets mit großer Zärtlichkeit; in einem Briefe vom Jahre 1770 schrieb sie ihm: „Der große Gott wolle seinen Engeln Befehl thun, daß sie Dich auf den Händen tragen, und ich habe das starke Zutrauen zu ihm, er wird mein Flehen nicht lassen umsonst sein, er hat mir ja versprochen, mich und die Meinigen nicht zu verlassen noch zu versäumen. Um mich gräme Dich nicht! Der alte Gott ist und bleibt mein Schutz. Wenn mir der Herr nur die Gnade schenkt, daß ich in sein Haus gehen kann, so habe ich alles. Die Freude in Gott ist und bleibt meine größte Zufriedenheit. Ob ich wohl wenig arbeiten kann, so danke ich Gott, daß ich mich doch zur Noth selbst bedienen kann.“ Am Tage vor ihrem Tode empfahl die treue Mutter in innigem Gebete den Liebling ihres Herzens der Leitung Gottes.

Von Herder's Geschwistern starb sein Bruder als Knabe von drei Jahren, zwei seiner Schwestern verheiratheten sich in Mohrungen, eine sehr unglücklich, ihr Bruder ließ sie zuletzt nach Weimar kommen, wo sie in seinem Hause starb. Die dritte Schwester starb als kleines Kind.

Am Abend eines jeden Tages machte die Familie Herder den Beschluß durch den Gesang eines geistlichen Liedes. Dieser Abendandachten erinnerte sich Herder später gern und mit wehmüthiger Rührung. Ueber die Gesundheit seiner Kinder wachte der alte Herder sorgfältig; zu gewissen Zeiten des Jahres mußten sie bestimmte Pulver nehmen und Thee trinken. Die Natur seines Sohnes war gesund und kraftvoll, als einen dicken, rothwangigen Knaben schildert ihn ein Bekannter; doch war er immer ernst und ganz allein, an den lauten Spielen der übrigen Kinder nahm er selbst damals nicht Theil, als er die Schule noch nicht besuchte.

Den Schulunterricht genoß er bei dem Rektor der Stadtschule in Mohrungen, Grimm. Derselbe war ein strenger Lehrer, der mit fester Hand seine Schüler in Zucht hielt. Er war damals schon alt, öfter kränklich, breitschulterig, sein blasses Gesicht wurde durch die schwarze Perrücke, die er trug, noch finsterer gemacht. An Kenntnissen war er sehr reich, in der Schule unermüdlich, von Morgens sieben bis Nachmittags fünf Uhr unterrichtete er seine Schüler, von denen er die strengste Unterwerfung forderte; während des Unterrichtes mußten sie stehen, und mußten ihre Mütze abnehmen, sobald sie das Schulhaus erblickten. Von seiner Strenge erzählt der Prediger Trescho in Mohrungen folgende Anekdote: „Einem leichtsinnigen Schulknaben begegnete einst ein Bauer auf der Straße, der Kälberfelle trug. Dieser frug den Knaben, wo ein Rothgerber wohne, bei dem er seine Felle könne ausarbeiten lassen. Der Knabe wies ihn an die Schule und sagte: Klopft da an, so werdet Ihr den Rothgerber finden. Da der Bauer an die Thür klopft, kommt Grimm heraus und fragt verdrießlich, was er verlange? Er zeigt ihm seine Felle und sagt, da er einen Rothgerber suche, hätte ihn ein Knabe auf der Gasse hierher

gewiesen; Grimm fühlte den Stich und jagte den Bauer fort.“ Im Lateinischen und Griechischen legte Grimm bei seinen Schülern einen tüchtigen Grund, er selber sprach vortrefflich lateinisch, auch im Hebräischen unterrichtete er. Die Zahl seiner Schüler belief sich etwa auf dreißig, unter ihnen war Kristian Emmerich, Herder's treuer Freund, der erste. Herder gedachte seines Lehrers stets mit vieler Achtung; von ihm sagte er einmal: „So streng er war und so grimmig er auch oft aussah, so verdanke ich ihm doch den Grund meiner Kenntnisse. Auf Erlernung der grammatischen Regeln hielt er streng und unerbittlich. Jede Lekzion, welche es auch war, ließ er so lange und so oft wiederholen, bis wir ihren ganzen Sinn mit Verstand und Gedächtniß gefaßt hatten. Beim Hersagen der Lekzionen mußten wir stehen; diese Weise lehrt den Schüler Ehrerbietung gegen den Lehrer und Aufmerksamkeit auf die Lekzion. Er forderte Ehrerbietung und erhielt sie auch von uns Schülern im hohen Grade, wir zogen schon unsere Hüte ab, sobald wir ihn nur von fern erblickten. Dagegen bezeugte er auch den Fleißigen, ungeachtet seiner strengen Forderungen, gern seine Zufriedenheit, und zeichnete einige wenige, worunter auch ich war, dadurch aus, daß er uns auf seine Spaziergänge mitnahm, wo wir ihm Ehrenpreis und Schlüsselblümchen zu seinem Thee, den er täglich trank, suchen mußten. Immer sind mir daher Ehrenpreis und Schlüsselblümchen so werth geblieben, sie erinnern mich an jene Spaziergänge, an die Ehre und Belohnung meines unvergeßlichen Rektors. Zuweilen gab er einem oder dem andern Schüler, dem er seine Zufriedenheit ganz besonders zeigen wollte, auf seinem Studirzimmer eine Tasse solchen Thees mit einem kleinen Stückchen Zucker; dies war eine ehrenvolle Auszeichnung. Mit mir war er meist zufrieden, schenkte mir seine Aufmerksamkeit und war mir gut.“ Einige Mitschüler bestätigten noch in später Zeit, daß Herder von Grimm mit Auszeichnung behandelt wurde, und daß der Rektor ihn öfter der Klasse zum Muster aufstellte. Ein Zeichen seines Wohlwollens und zugleich der Lernbegierde seines Schülers war es, daß Herder an dem Privatunterrichte, den Grimm Mittwoch und Sonnabend Nachmittags gab, unentgeldlich Theil nehmen durfte. Außer der Schulzeit lebte der Rektor sehr einsam. Er war unverheirathet und ein Weiberfeind. An einem Jahrmarkte schickte er einst einen Knaben aus, irdene Teller von den Töpfern zu kaufen. Der Knabe wollte seiner Meinung nach die Sache recht gut machen, und suchte die buntesten Teller aus, die er finden konnte, auf ihnen standen wunderschöne Frauen und Mädchen mit breiten Reifröcken und hohen Kopfaufsätzen. Als Grimm aber die Teller sah, wurde er so böse, daß er den Knaben züchtigte. Bis in sein sechsundsiebenzigstes Jahr blieb Grimm in seinem ärmlichen Schulamte, und noch nach seinem Tode blieb sein Andenken in Segen, denn er wirkte, wenn er auch manche Wunderlichkeiten besaß, doch mit Aufbietung seiner Kräfte und völlig uneigennützig, segensvoll für eine gute Sache. Von Herder soll er mit großer Bestimmtheit vorausgesagt haben, daß er einst ein großer Mann werden würde.

Um diesen Ausspruch wahr zu machen, ließ es Herder wenigstens an Fleiß nicht fehlen. Seine Lernbegierde war unersättlich, oft nahm er das Buch mit zum Mittagessen, worüber er denn gewöhnlich von seinem Vater einen Verweis erhielt. Wenn er durch die Straßen ging, und in irgend einem Hause ein Buch liegen sah, so pflegte er hineinzugehen und zu bitten, man möge ihm dasselbe leihen. Auf der Landkarte

zeigte er einst seiner Schwester Italien und rief dabei aus: „O mein Italien, dich muß ich einmal sehen!“

Musik und Gesang waren ihm schon in früher Jugend ein hoher Genuß. In der Schule war ein kleines, armseliges Instrument, welches von einer Klasse zur andern getragen wurde und zum Gebrauch für alle Schüler war. Auf diesem lernte Herder das Klavierspiel, und bei der Menge der Schüler, bei der für den Einzelnen beschränkten Zeit konnte er es zu keiner bedeutenden technischen Fertigkeit bringen. Es war das Verdienst des Rektors Grimm, daß er in der Harmonielehre sich gründliche Kenntnisse erwarb. Besonders liebte Herder den Kirchengesang, auf welchen Grimm viel Fleiß verwandte.

Auch die Liebe zur schönen Natur, welche später bei Herder fast zur Naturschwärmerei werden konnte, zeigte sich schon in dem Knaben. Mit seinem Buche ging er gern in seines Vaters Garten, wo ein hoher Kirschbaum, von dem er beinahe einmal herabgefallen wäre, ihm einen lustigen Sitz bot. Am Mohrungsee war mancher schöne Spaziergang, in einem anmuthigen Wäldchen, dem Paradieswäldchen, lag Herder oft im Schatten. Der weite Wasserspiegel, die Reste der alten Befestigungen, die Erinnerungen an die graue, ereignißreiche Vorzeit weckten in dem Knaben eine süßtraurige Schwärmerei, welcher er um so mehr nachhing, da sein Wesen überhaupt zu nachdenklichem Grübeln, zu melankolischen, ahnungsvollen Träumereien neigte. Seine Freude an diesen Zeiten und seine Sehnsucht danach sprach Herder später in dem nachstehenden schönen Gedichte aus.

Träume der Jugend.

Fliegt, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In mein frohes Jugendland,
Wo ich unter dichten Bäumen
In der Muse sel'gen Träumen
Wahrheit suchte, Bilder fand.

Gleich den bunten Schmetterlingen
Schlüpften mir auf leichten Schwingen
Manche, manche längst vorbei;
Andre sind mir treu geblieben,
Und so bleib ich euch, ihr Lieben,
Auch mit Herz und Seele treu.

Ach! in deinen Schoos versunken
Sind die Welten, die ich trunken
In dir sahe, Silbersee.
Schlummert sanft! Denn auch in jenen
Luftgefärbten hellen Szenen
Winket mir der Wahrheit Höh'.

Flieht, ihr meiner Jugend Träume,
Flattert, leichtbeschwingte Reime,
In die Hand der Jugendzeit.
Träume sind wir, denen Schatten
Sich mit Licht und Wahrheit gatten,
Und die auch der Traum erfreut.

Den Homer las Herder, sobald er ihn verstehen konnte, gern und mit Verständniß. Im Jahre 1771 schrieb er in einem Briefe an seine Braut, von dem mit Wald umgebenen Bückeburg aus: „Die schöne Herbstzeit habe ich genossen, aber es ist so traurig, daß ich alles gelben und fälben und fallen und wintern sehe: ein Geschlecht von Blättern, das so wenig aufersteht, als wir Menschen, wenn wir abfallen! Auf mich hat kein Bild und kein Lied und Gleichniß von Jugend auf mehr Eindruck gemacht, als dies, und ich erinnere mich, als ich zum erstenmal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß so auch ein Geschlecht Menschen von der Erde verschwindet, mir, was einem Schulknaben selten zu kommen pflegt, die Thränen ausbrachen."

Schöne Tage verlebte Herder in dem Hause des ehrwürdigen Predigers Willamovius. Dieser vortreffliche Geistliche stand in seiner Gemeinde in hoher, wohlverdienter Achtung; er wollte nicht über seine Kristen herrschen, sondern er diente ihnen in echter Frömmigkeit und Selbstlosigkeit, er ging einem jeden in jeder kristlichen Tugend mit seinem eigenen Beispiele voran. Sein Bild hängt noch heute in der Kirche zu Mohrungen. So oft er aus der Kirche kam, wenn er die Beichte gehört hatte, so versammelten sich die Armen um ihn, denen er, selber ein armer Mann, mit milder Hand das eben erhaltene Beichtgeld austheilte. Wenn seine Gattin ihn dann wohl freundlich erinnerte, er möchte doch daran denken, daß sie und ihre Kinder doch auch, wenn er einmal scheiden sollte, zu leben haben müßten, so pflegte er zu erwidern: „Liebe Mutter, sei ruhig, der gute Gott wird auch dann für Dich und unsere Kinder sorgen." Nach seinem Tode fiel seiner Wittwe in der That eine ansehnliche Erbschaft zu. Die Familien Willamovius und Herder waren befreundet, sie waren beide gleich arm, und gleich einfach und redlich. Herder erhielt von Willamovius den Religionsunterricht und wurde von ihm konfirmirt, auch Unterricht in den Wissenschaften gab ihm der vortreffliche Mann. Die beiden Söhne desselben waren Herder's Freunde; einer derselben ist der bekannte Dichter, welcher 1777 als Inspektor der deutschen Schule in Petersburg starb. Herder verfaßte auf seinen Tod eine Ode, in welcher er ihn Bruder nennt. Das Andenken des Vaters erhielt Herder in einem Aufsatze, den er in Königsberg verfaßte, betitelt der Redner Gottes*); die Hauptzüge zu diesem Ideal eines Predigers und Seelsorgers nahm er von Willamovius. Im Hause dieses ehrwürdigen Geistlichen fand Herder außer der reichen Nahrung für Verstand und Herz auch die freundliche Liebe, welche so wohlthätig für den ohnehin verschlossenen und etwas schüchternen Knaben war.

Herder's Anlagen entwickelten sich in dieser Zeit ungestört, und seine spätere Bedeutung kündigte sich in kleinen Zügen immerhin schon an. Als Herder's Vater

*) Herder's Werke, Schöne Literatur III, 187.

einmal verreist war, übertrug der Rektor Grimm dem damals vierzehnjährigen Knaben die Mädchenschule, und die Gewandtheit, mit welcher der Knabe diese Stelle versah, die Bestimmtheit und Deutlichkeit seiner Fragen erregte Aufsehen; er vertrat seinen Vater in der Folge noch öfter.

Als der edle Willamovius starb, betrauerte Herder, der damals (1760) sechszehn Jahre alt war, ihn tief. Vielleicht sagte ihm eine Ahnung, daß die frohe Jugendzeit vorüber war und die dunkelste Periode in seinem ganzen Leben nun beginnen sollte.

Im Jahre 1760 kam der Diakon Friedrich Trescho nach Mohrungen; er war der Sohn eines Justizrathes aus Liebstadt, einem benachbarten Städtchen; im Hause des Predigers Willamovius hatte er seinen Schulunterricht empfangen, hatte nachher in Königsberg Theologie studirt und übernahm nun in Mohrungen die Stelle des Hülfspredigers, welche er bis zu seinem Tode im Jahre 1804 verwaltete. Er hatte viel gelernt und war ein feiner Mann, dessen Umgang von den benachbarten Edelleuten gesucht wurde; ihnen gegenüber bewahrte, wie gesagt wird, Trescho nicht immer seine männliche Würde. Er war dem Pietismus zugethan, und verfaßte zahlreiche theologische Schriften, welche diesen Standpunkt behaupteten. Seine Stelle war schlecht dotirt, doch Trescho, der nicht verheirathet war und außer seinen Einnahmen von seinen Schriften auch noch eigenes Vermögen besaß, gebot über nicht unbedeutende Mittel, die er zu milden Zwecken verwendete, er ließ spinnen, und gab den Armen Gelegenheit noch zu anderen Arbeiten. Trotz dieser bezeichneten edlen Züge scheint Trescho's Karakter nicht gerade ein reiner gewesen zu sein. Ein starker geistlicher Hochmuth und ein unverkennbarer Hang zum Herrschen ließ ihn arge Ungerechtigkeiten begehen, von denen niemand schwerer betroffen wurde, als Herder.

Trescho selber erzählt*), daß er bei seiner Ankunft in Mohrungen den sechszehnjährigen Herder, der einer der besten Schüler der lateinischen Schule gewesen sei, beim Katechisiren als einen besonders begabten und strebsamen Jüngling kennen gelernt habe. Und doch gab Trescho dem Vater Herder den dringenden Rath, er solle seinen Sohn ein Handwerk lernen lassen. Um den fähigen Jüngling zu einem Handwerke würdig vorzubereiten, nahm Trescho, der von schwacher Brust, kränklich und Hypokonder war und mit seiner Schwester allein in seinem Hause wohnte, ihn zu sich und gebrauchte ihn anfangs zu keinen anderen Diensten als denen eines Aufwärters. Ein durchaus glaubwürdiger Mann, der ehemalige Justizamtmann Blömke in Mohrungen, erzählt als Augenzeuge: „In dürftiger Gestalt und durch sein Augenübel**) gepeinigt, zu allen häuslichen Geschäften, selbst Fleisch und ähnliche Dinge vom Markte einzuholen gebraucht, wurde der unglückliche Jüngling vielen, die ihn kannten, ein Gegenstand des Mitleids. Er selbst, im Hause des edlen Willamovius an sanfte, liebevolle Behandlung gewöhnt, wurde durch das Gefühl seiner Dienstbarkeit immer schüchterner und ängstlicher. Sein Vater, der von dem frommen, wohlthätigen Trescho so viel für seinen Sohn erwartet

---

*) Herder's Lebensbild, herausgegeben von seinem Sohne Gottfried von Herder I, 1,36. Erinnerungen aus dem Leben Herder's, von Karoline von Herder, I, 25.

**) Herder litt seit seinem fünften Jahre an einer Thränenfistel.

hatte, jedoch sich gegen ihn zu beschweren scheute, weil er es wegen seiner Verhältnisse bedenklich fand, mit seinem Vorgesetzten zu brechen, fühlte sich durch die Verhältnisse seines Sohnes tief gebeugt, und die ohnehin zur Schwermuth geneigte Mutter, die in der Mittheilung ihres Kummers Trost fand, äußerte sich darüber oft, selbst mit Thränen." Derselbe Justizamtmann versicherte einem mit ihm bekannten Prediger, Trescho habe sich manche harte Aeußerungen und ein unsanftes Betragen gegen seinen Burschen Herder zu Schulden kommen lassen; Trescho habe ihm selbst erzählt, mit welchen Ausdrücken, sogar Schimpfwörtern, die Blömke nicht wiederholen mag, er dem Herder unter andern das Lichtbrennen untersagt und ihn auf eine unglimpfliche Weise zum Schlafengehen verwiesen habe.

Hiermit stimmt die Tradizion, wie sie noch jetzt in Herder's Heimath lebt, völlig überein. Dem Verfasser selber ist an Ort und Stelle wiederholt erzählt worden, daß Herder die niedrigsten Arbeiten, Stiefel und Kleider zu reinigen und dergleichen mehr habe verrichten müssen. Mir wurde auch erzählt, Trescho, der so viel Geld für öffentliche Arme ausgab, habe dem Herder die Lampe fortgenommen, damit er nicht unnütz Oel verbrenne. Aber Herder, von unbezwinglicher Lernbegierde getrieben, habe sich eine Lampe aus einer Kohlrübe geschnitten, und habe zur Anschaffung des nöthigen Oeles sein kärgliches Frühstücksgeld verwandt. Bei solcher jämmerlichen Beleuchtung habe er die Nächte hindurch studirt.

Trescho erzählt eine ähnliche Geschichte, aber in ganz anderer Färbung. Sie steht in den „Fragmenten zur Jugendgeschichte des Herrn Präsidenten von Herder", welche Trescho später auf die Bitte von Herder's Wittwe niederschrieb, und lautet wie folgt: „An einem Abend, da er mit brennendem Licht in seine Schlafkammer ging, empfand ich eine geheime Unruhe, ob er auch vergessen möchte, das Licht, wenn er sich zu Bett gelegt hätte, auszulöschen. Nach einer halben Stunde schlich ich mich in seine Kammer, und welch Schrecken! ich fand ihn bis aufs Hemd entkleidet auf dem Deckbett in tiefem Schlaf, um ihn herum eine Menge alter und neuer Bücher, zum Theil aufgeschlagen, auf dem Fußboden liegen, und in der Mitte derselben das brennende Licht. Wie froh war ich, jedem möglichen Schaden zuvorkommen zu können. Ich durchsah die Bücher; es waren, soweit ich mich erinnere, griechische und lateinische Klassiker und eine Menge deutscher Gedichte. Ich löschte das Licht aus und ging zu Bett. Vermuthlich hatte er die Bücher schon am Tage dahin zusammengetragen und der Ueberfall von Schlaf hinderte ihn diesmal an ihrem Gebrauche. Natürlich mußte mir hierbei die Ueberraschung, was eigentlich für ein Geist in meinem lieben Herder athmete, über alles angenehm und doch zugleich kummervoll sein. Die kleine Warnung, die ich ihm am Morgen wegen seiner Unvorsichtigkeit gab, war bald geendet. Aber die Empfindung meiner Theilnahme an der Wahl der Bücher, die ich da fand, und die Frage, ob er fähig sei, sie zu benutzen? dauerte länger. Er antwortete bloß sehr einsilbig daß er sich Mühe gebe, sie zu verstehen*). Und nun entdeckte ich, daß ich statt eines Mohrung'schen lateinischen Schülers einen Mann vor mir sehe, der durchaus in eine ganz andere Entwickelungsschule seines großen Geistes versetzt werden müßte, wenn nicht eine

*) Trescho erzählt selbst von den Klassikern, welche der Rektor Grimm in lateinischer Sprache erklärt hätte!

Art von Geistesmord an ihm verübt werden sollte, wodurch ein Leben in seinen ersten Athemzügen erstickt wäre, welches zu großen Zwecken geschaffen war. Zugleich bekannte ich ihm meinen Kummer, daß ich dazu vor der Hand keinen Rath wüßte. Die Armuth seiner Eltern und meine eigene kärgliche Brodstelle*) ließen mich auf keine Aussicht, ihm zu helfen, denken, denn in jedem Betracht mußte er in Königsberg näher zur Akademie bereitet werden."

Obwohl der fromme Trescho nun also entdeckt hatte, welch ein Geist in seinem lieben Herder athmete, so hielt er es doch nicht für angemessen, in den Verhältnissen des Jünglings irgend eine Aenderung eintreten zu lassen. Der wirklich feingebildete gelehrte Trescho hätte seinem Burschen Herder recht gründlichen Unterricht ertheilen können, aber er selber sagt, daß es nicht geschehen sei. Herder blieb nach wie vor der dienstbare Geist in dem Pfarrhause, in welchem eine Magd nicht gehalten wurde. Trescho sprach mit seinem Burschen nie, als wenn er ihm einen Auftrag zu geben hatte; seit er aber die Talente des Jünglings entdeckt, machte er sich denselben noch dadurch dienstbar, daß er von ihm endlose Manuskripte abschreiben ließ, die er in Königsberg bei dem Buchhändler Kanter drucken ließ. Für alle diese Arbeit erhielt Herder von dem mildthätigen Trescho nichts weiter als Obdach und Schlafstätte, die Kost hatte er bei seinen Eltern, wie Trescho das selbst bestätigt. Es ist ein Beweis für Herder's Kraft und für seine ganz außerordentliche Begabung, daß er in dieser verzweiflungsvollen Lage, trotz Trescho, noch Fortschritte in den Wissenschaften gemacht hat. Sein Herz aber weinte blutige Thränen. Es ist aus jener Zeit eine Ode erhalten, welche dichterischen Werth nicht besitzt, dagegen ein redendes Zeugniß von dem Seelenzustande des Jünglings ist. Wir theilen sie mit.

An sich, den Pindar-Nachahmer.

Ich sah! und beb! — hätt ich ihn nie gesehen,
der mich mir selbst entriß,
entriß zum Sklaven mich! Verwünscht mein Flehen,
das meine Brust zersprengt und stieß

hinauf gigantisch! — Warum bleibt ihr Götter
nicht stets mitleidig hart!
Semelens Pochen siegt. Du Zeus im Wetter,
schon glüht sie, ach zu menschlich zart.

Sie glüht, ich blinze! — Denn im Waffenfeuer
fuhr Pindar vor mir her
und Siegespfeile rauschten aus der Leier
im Tritt der Harmonien schwer:

die trafen, blend'ten mich! — Unlöschbar brannte
sein hohes Götterbild
sich in mein Kapitol und jeder Altar nannte
den Gott, der meinen Tempel füllt

*) Trescho besaß ein nicht unbedeutendes Privatvermögen und verdiente viel durch seine Schriften.

mit fremden Kohlen, denn mein Sonnenfeuer
ist todt! — O flöh ich dich,
daß tief in Wüstenein, wo keine Leier
bezaubert, ich noch fühlte mich! —

Es macht Herder's Gesinnung Ehre, daß er keinen Groll gegen Trescho hegte, und später selbst zu einem nähern Verhältnisse zuerst wieder die Hand bot. In Trescho's Nachlaß fand man einen Brief von Herder aus Weimar, unter dem 2. Dezember 1787, worin es heißt: „Die ersten Bilder meiner Jugend sind mir natürlich meistens traurige Bilder, und manche Eindrücke der Sklaverei möchte ich, wenn ich mich ihrer erinnere, mit theuren Blutstropfen abkaufen. Da wir indessen Gottes und nicht unser selbst sind, unterdrücke ich gern diese Gedanken. Nur kann ich es nicht bergen, daß mir der abgerissene Faden der Verhältnisse mit Ihnen immer wehe thut. Wie wäre es, wenn wir ihn wieder knüpften? Zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre ändern schon fysisch so viel in unserm Wesen, daß unser Körper kaum ein Stäubchen mehr an sich trägt, was er damals trug, und ebenso geht es mit der Beschaffenheit unserer Seele. Raum, Zeit, Situazion und Gesichtskreis ändern so viel, die Gesetze der Wahrheit indeß, die Pflichten der Menschenliebe und Dankbarkeit bleiben, wie Gott, ewig. Reichen Sie mir also, hochgeschätzter, theurer Mann, Ihre Hand, wie ich Ihnen die meinige reiche." —

Auch von Herder's Dichtertalent sollte Trescho eine Probe erhalten. Er hatte einst an seinen Verleger ein Manuskript zu senden und befahl Herder, dasselbe einzupacken und fortzuschicken. Kurze Zeit darauf erhielt Trescho von dem Buchhändler Kanter in Königsberg einen Brief, worin dieser ihm mittheilte, er habe in dem zuletzt gesandten Packete ein Gedicht: Gesang an den Zyrus, gefunden. Er habe dasselbe sofort drucken lassen, es habe viel Beifall gefunden; Trescho möchte ihm doch den Verfasser nennen. Als Herder gefragt wurde, gestand er, daß er der Verfasser sei und daß er das Gedicht heimlich dem Packete beigefügt habe. Aber alle Beweise von Herder's großen Talenten und von seiner Liebe zu den Wissenschaften, auch nicht das Gedicht an Zyrus und der Beifall, den kundige Leute in Königsberg dem Produkte des armen geknechteten Jünglings zollten, waren im Stande, Trescho's Urtheil über Herder umzustimmen. Selbst jetzt noch rieth er zur Erlernung eines Handwerks und wirkte, wie Herder's Mutter ihren Freunden versicherte, der Neigung des Jünglings zum Studiren entgegen. Ein völlig fremder Mann, der nicht einmal ein Deutscher war, sollte die Veranlassung werden, daß Herder aus den Händen des frommen Trescho erlöst und auf eine Laufbahn gebracht wurde, welche ihn seinem großen Ziele zuführte. Sobald Trescho nachher sah, wie rüstig sein ehemaliger Bursche fortschritt und hörte, daß mancher demselben eine bedeutende Zukunft vorhersagte, stimmte er sofort den Ton der vertrautesten Freundschaft gegen ihn an. Auf eine Stelle in einem Briefe, den Trescho 1765 ihm nach Königsberg schrieb, bezieht sich ein kleines Gedicht Herder's aus derselben Zeit, in welchem es heißt:

Du willst Vereinigung jenseit des Grabes? Du?
Und für gehabte Müh Respekt und Dank dazu?
Ja Dank! Du warst der Stock, der starr das Bäumchen bog,
Der Dornenstrauch, der sie, die Rose, auferzog,
Das Marterkreuz, an dem der Engel aufwärts flog.

In den ersten Monaten des Jahres 1762 stand ein russisches Regiment, welches auf Befehl des Kaisers Peter des Dritten aus dem siebenjährigen Kriege zurückgekehrt war, in Mohrungen im Winterquartier. Der Regimentschirurg, Namnes Schwarzerloh, ein Schwede, wurde auf Herder zuerst durch dessen Augenübel aufmerksam. Die Geduld und Ergebung, womit der Jüngling es ertrug, und seine seltenen Kenntnisse erwarben ihm die Zuneigung des menschenfreundlichen Mannes. Er benutzte ihn eine Zeitlang zur Zubereitung seiner Arzneien, und machte ihm im Frühjahr, als das Regiment aufbrach, den Vorschlag, er möge mit ihm nach Königsberg gehen, dort wolle er ihm sein Auge zu heilen versuchen und ihm Gelegenheit verschaffen, die Chirurgie zu studiren. Mit tausend Freuden sagte Herder zu, alle Qual hatte nun ein Ende. Noch in seinen letzten Lebensjahren erinnerte sich Herder mit tiefer Rührung des edlen Schwarzerloh, den er seinen ihm zugesandten rettenden Engel nannte.

Im Sommer 1762 verließ Herder Mohrungen. Seine Vaterstadt und seine Eltern sah er nie wieder.

Zwei Gedichte des damals achtzehnjährigen Jünglings mögen hier noch Platz finden, nicht des poetischen Werthes wegen, sondern als bedeutungsvolle Beiträge zur Geschichte seines geistigen Lebens.

Andenken an meinen ersten Todten *).

Das Liebste, was ich auf dieser Welt verloren.

Früh ich einst den Bruder sah
Todeskampf umfangen.
Augebrechend lag er da,
Seine Rosenwangen
Schon Ebenbild des Todes.
Im kalten Schweiß, mit kalter Hand,
Da schon alle Welt ihm schwand,
Da sucht', da nannt' er mich,
Hob noch angstlächelnd sich:
„Du auch, Bruder! Du auch mich verlassen?"
Ach, starrte mich an,
Sank mir in die Arme.
Bruderarmen kam der Tod
Ihn wegzuholen.

*) Herder's einziger Bruder starb als Knabe von drei Jahren.

Wo, o süßer Knabe, wo
Bist Du hingeschieden?
Blüthest, Rosenknospe, mir —
Nun verwelkt hinieden;
Hinieden nur erschienen
Wie Sonnenblick, wie Morgenstrahl
In des Wandrers dunkelm Thal.
Deines Geistes Morgenroth,
Dein schönes Herz! — der Tod
Hat den Rosenknaben mir zerstöret!
Bist kalt wie das Grab,
Todebleicher Erdkloß —
Ach, des Lebens sanfter Strom
Ist starr erloschen.
Kalter Knabe! Bruder! Nicht ewig
Mir verloren!
Holdes Wahnbild! Ach wozu,
Wozu schmerzgeboren
Hier auf die Schattenerde?
Auf meinen Knieen flossen Dir
Frühe zarte Thränen hier.
Die Thränen, wem verweint?
Du Traumbild! Schattenfreund,
Schattenrose, mir nur vorgespiegelt,
Mußt Erde bald sein,
Handvoll stumme Erde!
Gott, o Gott! wie trügst du uns
Mit Wonne im Leben!
Lebenswonn' und alle Lust,
Nichts ist selbst das Leben!
Schatten auf den Wogen her
Kommen wir und schweben
— Wohin? — ach holder Knabe!
Sie sangen Dir in Todespein,
Sangen Labungston Dir ein:
„Zu Krist, dem Bruder mein,
Zum Himmel schlaf ich ein!"
Da riß sich sein letzter Blick gen Himmel.
Wo wandelst Du nun?
Selige Erscheinung,
Kommst Du, wenn mein Blick einst bricht,
Mich heimzuholen?

An meinen Genius.

Am 25. August *).

Du Einer! mir aus meines Herrn Erbarmen
In diese Wüste mitgeschenkt,
Freund! Engelsbruder! der mir Armen
Das Herz als Mentor lenkt:

Der mir, dem Staubgebornen (ach, verglimmte!)
Zwo Aethersfunken eingestreut,
Und den sein Loos der Nacht bestimmte,
Der Unschuldsruh geweiht:

Dem du mit Feuer segnetest zum Siege
Der Noth die jüngste Thräne ein,
Und zeichnetest an seiner Wiege
Zu frühem Leichenstein,

Nach kurz durchträumtem Morgen öde Pfade,
Wo ich in Klüftestaub hinsank
Und flehete vor ferner Donner Gnade,
Vor frommer Tiger Raub und seufzte ihnen Dank.

Von Schweiß und Thränen halb durchnagte Ketten
Küßt' ich mit Beben, (o du,
Dem ich hier knie!) du, mich zu retten
Aus meiner Sklavenruh,

Gefühl- gedankenlos mich weiß beglänzet
Den Musen schenktest: Musen, ihn,
Ihn singt mein neuer Mund! — bekränzet
Mit Gold, mit Hoffnungsgrün,

Jauchzt ihm mein Hut der Freiheit! — Opferschalen
Voll meiner Jugendblüthe, dir
Dir duften sie, den seine Strahlen
Mir decken, dem in mir

Mein Altar brennt, den oft die Lampe grüßet,
Mein Traumbild sieht, mein Morgenlied
Jetzt jauchzt, und wenn es Thorheit büßet,
Hinächzt und Thränen glüht. —

Eine wechselvolle Jugend lag nun hinter ihm, eine ganz neue Bahn that sich für Herder auf, deren Eindrücke ihm zuerst fast überwältigend waren. „Königsberg erschien mir wie eine halbe Welt,“ erzählte er später einmal; „aus meinem armen stillen Mohrungen in diese große, gewerbreiche, geräusch- und geschäftsvolle Stadt mit einmal versetzt! Wie staunte ich alles an! Wie groß war mir alles!“

---

*) Herder's Geburtstag.

Königsberg ist sehr wohl geignet, auf einen unerfahrenen Jüngling aus einem abgeschlossenen Orte einen bedeutenden Eindruck zu machen, besonders wenn dieser Jüngling mit den geschichtlichen Erinnerungen nicht unbekannt ist und Gefühl genug besitzt, dieselben zu würdigen. An der Stelle, wo jetzt Königsberg liegt, erhob sich auf dem Ufer des Pregels einst eine Burg der alten Preußen, Twangste genannt. Der deutsche Orden eroberte sie mit Hülfe des Königs Ottokar von Böhmen, und nannte die an Stelle der zerstörten Heidenburg aufgebaute Ordensfeste dem Bundesgenossen zu Ehren Königsberg. Nachdem der Ordensstaat, welcher unter Winrich von Knieprode (1351 bis 1382) so herrlich blühte, in Folge innerer Zwistigkeiten den polnischen Jagellonen hatte unterliegen müssen, wurde Königsberg die Residenz des deutschen Ordens, und später die Hauptstadt der preußischen Herzöge. Unter ihnen entstand 1543 die Universität, nach ihrem Gründer die Albertina genannt. Auch als Handelsstadt wurde Königsberg durch seine günstige Lage an dem tiefen Pregel und in der Nähe des frischen Haffs und der Ostsee bald sehr bedeutend. Auf einer beherrschenden Anhöhe mitten in der Stadt liegt das gewaltige alte Schloß, in welchem alle Landesherren, welchen Namen sie auch führten, residirten und in dessen Kirche Friedrich der Erste sich die glorreiche Königskrone aufs Haupt setzte, welche jetzt die deutsche Kaiserkrone errungen hat. Die vielen stummen Zeugen an alle jene Begebenheiten, die Kirchen und öffentlichen Gebäude, das fluthende Leben der großen Handelsstadt, die ungezählten Schiffe auf dem Pregel, der so tief ist, daß er Linienschiffe tragen kann, alles das war von gewaltiger Wirkung.

Auch die Universität mußte für Herder ein bedeutungsvolles Bild geben. Die alte Albertina befand sich in einem sehr alterthümlichen Gebäude neben dem Dom, welches ehemals der Sitz des Bischofs von Samland war; die große Entfernung, welche Königsberg von den übrigen deutschen Universitäten trennte, machte, daß alterthümliche Einrichtungen länger bewahrt wurden als an anderen Orten. Noch jetzt trägt jeder Königsberger Student an seiner Mütze eine silberne Nadel mit dem Bildnisse des Herzogs Albrecht, und alle Studenten nennen sich unter einander „Du". In ihre Gemeinschaft trat Herder, wie wir bald sehen werden, kurz nach seiner Ankunft in Königsberg ein.

Vorerst sollte Herder nun durch Schwarzerloh in die Geheimnisse der Chirurgie eingeweiht werden. Der Chirurg nahm seinen Schützling mit zu einer Sekzion; aber als die scharfen Skalpelle das Innere der Leiche aufdeckten, da faßte den jungen Herder ein solches Grausen, daß er in Ohnmacht sank. Die Chirurgie war ihm nun auf ewige Zeiten verleidet, und von der Stunde an faßte Herder den Entschluß, alles aufzubieten, um seine Verhältnisse so zu gestalten, daß er sich wieder gänzlich den Wissenschaften widmen könne. Der Entschluß war bald gefaßt, aber der Ausführung desselben schienen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen zu stellen. Doch auch hier war die Hülfe dessen nahe, der in Herder's Brust das Streben nach höherer Erkenntniß gelegt hatte.

Einst ging Herder über die Straße und dachte kummervoll darüber nach, was wohl aus ihm werden sollte. Da begegnete ihm sein Schulfreund Kristian Emmerich, der mit ihm zusammen den Unterricht des Rektor Grimm genossen hatte. Emmerich war damals Kantor bei der Tragheim'schen Kirche; ihm klagte

Herder seine Noth, und theilte ihm seinen Wunsch mit, Theologie zu studiren. Emmerich stand seinem Schulkameraden treu zur Seite; er gab ihm den Rath, sich sofort vom Dekan examiniren und sodann immatrikuliren zu lassen. Die Zweifel Herder's, ob seine Kenntnisse auch hinreichend sein würden, wußte er zu heben, das Examen wurde am 7. August 1762 angestellt und glücklich bestanden, und am 9. August wurde Johannes Godofredus Herder, Mohrunga-Borussus unter dem Prorektorate*) des Kristian Bohl unter die Zahl der Studirenden aufgenommen. Jetzt erfuhr auch Schwarzerloh, welches die neue Bestimmung seines Schützlings sei. Der Chirurg stellte dem Jüngling wohlmeinend vor, daß er in Rußland als Chirurg eine weit bessere Stellung einnehmen werde, als wenn er in Deutschland das kärgliche Amt eines Geistlichen erhielte. Aber Herder blieb fest bei seinem Entschluß. Für seinen Wohlthäter übersetzte er noch eine medizinische Abhandlung ins Lateinische, wodurch Schwarzerloh in Petersburg eine feste Anstellung als Arzt erhielt, und dann schieden beide als Freunde von einander. Herder bezog die bescheidene Wohnung, welche der treue Emmerich ihm verschaffte, und mit einer Baarschaft von drei preußischen Thalern und mit nie gefühlter Zufriedenheit begann er seine theologischen Studien.

Nun theilte er auch seinen Eltern die getroffene Veränderung mit und schrieb dabei, daß sie um seinen Unterhalt nicht besorgt sein möchten, er getraue sich durch seinen Fleiß allein fortzuhelfen. Sein alter Vater schrieb sich das Datum, an welchem sein Sohn Student geworden, in sein Andachtsbuch, in welchem nur die allerwichtigsten Ereignisse Platz fanden. Der fromme Trescho wurde sehr aufgebracht, als er hörte, daß sein ehemaliger Stiefelputzer sich unterstehe, dasselbe werden zu wollen, was er, der Herr Pastor, war, und er dachte niedrig genug, um selbst noch nach Herder's Tode den Karakter des großen Mannes in einem Briefe an dessen Wittwe verdächtigen zu wollen.

Emmerich verschaffte seinem Freunde einige Privatstunden, und der Graf von Dohna-Schlodien verlieh ihm auf drei Jahre das Dohna'sche Familienstipendium für Mohrungen'sche Stadtkinder. Herder's Lage blieb aber doch während seiner ganzen Universitätszeit eine dürftige, wie das ja unter den obwaltenden Umständen auch nicht anders sein konnte.

Herder's Studien waren fast ausschließlich theologische und filosofische; an Vorlesungen hörte er Dogmatik, Kirchengeschichte u. s. w., einige filologische Vorlesungen, und besonders eifrig die Vorlesungen des großen Kant, welche dieser ihn alle unentgeldlich hören ließ. Bei ihm hörte er Logik, Metafysik, Moral, Mathematik und fysische Geografie. Kant hegte warmes Interesse für den jungen Mann, der ihm nur allzu schwärmerisch war; einst sagte er über ihn: „Wenn das brausende Genie wird abgegohren haben, wird er mit seinen großen Talenten ein nützlicher Mann werden.“ Ein Genosse Herder's, der die Vorlesungen bei Kant um dieselbe Zeit hörte und mit Herder zusammen an einem Tisch saß, erzählte von ihm: Er war damals schüchtern und still, sein Gang war gebückt und schnell, seine Augen mehrentheils krank. Seinem Aeußern sah man es an, daß er arm

*) Rektor honoris causa der Universität Königsberg ist stets ein Mitglied des preußischen Königshauses.

war, sein Geist aber war damals schon reich, und wenn er sich über den Vortrag des Lehrers mittheilte, so war das so gründlich und entschieden, daß er seinen Kommilitonen Achtung und Liebe abnöthigte.“ Herder hegte damals eine besonders große Verehrung für Kant, er arbeitete die Hefte zu dessen Vorlesungen mit Sorgfalt aus, unterhielt sich mit seinen Freunden gern über das, was er bei Kant hörte, und als der große Filosof sich einst in einer Vorlesung mit poetischer Begeisterung in kühnen, lichtvollen Sätzen über Zeit und Ewigkeit ausließ, wurde Herder so mächtig davon ergriffen, daß er zu Hause die Ideen seines Lehrers in Verse brachte, welche nachher Kant's Beifall fanden.

Auch die schöne Literatur ließ Herder damals nicht unbeachtet; besonders waren es die Literaturbriefe, welche ihn sehr anzogen; auch die Rammler'schen Prinzipien ließ er auf sich wirken, und beschäftigte sich mit der Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften. Seine Gedichte, welche früher nur die dunkelsten Gegenstände in der dunkelsten, härtesten Sprache behandelt hatten, wurden nun fließend, gewandt, oft scherzhaft, er dachte nun auch an das schöne Geschlecht, und eine Fyllis war ihm ein sehr beachtenswerther Gegenstand. Herder muß sich in dieser Zeit jedenfalls schon mit der lietauischen Sprache und Poesie beschäftigt haben, wozu in Königsberg die beste Gelegenheit war, weil daselbst stets ein Dozent der lietauischen Sprache ist. Einige von den Gedichten, welche Herder's Sohn in „Herder's Lebensbild“ mittheilt, zeigen die eigenthümliche Form der lietauischen Dainos, welche sich in keiner andern Literatur in dieser Weise findet, und auch der Inhalt der betreffenden Gedichte zeigt eine unverkennbare Nachahmung jener schönen Volkslieder. Die lietauische Daina tritt uns nämlich oft in einer Zwillingsform entgegen, welche zu anmuthigen Spielereien die schönste Gelegenheit bietet. Ein kleines Beispiel möge unsere Ansicht bewahrheiten. Zuerst folgt hier ein lietauisches Doppellied*), und dann ein Gedicht von Herder.

Daina.

a.

Komm her, o Mädchen,
Im schönen Frühling,
Wenn Wunder blühen
In Mutters Garten.
Rings um die Beete
Stehn grüne Rauten,
Und in der Mitte
Rings Lilienblüthen.

Dann will ich pflücken
Ein buntes Sträußchen
Und will es senden
Dem lieben Knaben.

*) Es ist entnommen aus der sehr vortrefflichen Sammlung: Lietauische Volkslieder von Nesselmann, Berlin 1853, Nro. 97.

Nicht selber bring ich's
Geb's keiner andern,
Vom Nordwind lass' ich's
Hinüber wehen.

b.

Komm her, o Knabe,
Im schönen Frühling,
Wenn Wunder blühen
In Vaters Garten.
Rings um den Garten
Stehn grüne Stämmchen
Und in der Mitte
Rings Apfelbäume.

Ich will mir pflücken
Zwei schöne Aepfel
Und will sie senden
Dem lieben Mädchen.
Nicht selber bring ich's,
Geb's keinem andern,
Der Südwind soll sie
Hinüber wehen.

Die Wahl des Lebens.

Von Herder.

a.

Wohl wähle, was du wählest:
Ein Amt macht dich verdient,
In Häusern wohnt die Ruhe,
Vom Meer her reizt Gewinn,
Die Landluft ist voll Unschuld,
Viel Reisen machen klug,
Die Armuth würzt die Speisen,
Den Reichthum nutze wohl,
Die Einsamkeit giebt Freiheit,
Die Ehe eignen Heerd;
Die Kinder stillen Wünsche
Und sorglos sein macht leer,
Die Jugend ist stets munter,
Das Alter klug und fromm.
Willst du denn noch so wählen:
Todt oder nicht geboren?
Nein, es ist gut zu leben!
Drum so genieß dein Leben
Und pflanz' es sicher fort.

b.

Welch Leben soll ich wählen?
In Aemtern gibt's Verdruß,
In Häusern schwarze Sorgen,
Und auf dem Meer Gefahr.
Der Landbau, ach! ermüdet,
Die Reisen matten ab,
Beschwerlich ist die Armuth,
Der Reichthum doch noch mehr;
Die Ehe bringet Plagen,
Allein sein ist nicht gut,
Die Kinder machen Sorgen,
Und keine haben, schmerzt:
Die Jugendzeit ist närrisch,
Das Alter wieder schwach.
Ach hätt' ich wählen können,
Entweder nicht geboren
Und oder gleich gestorben?
Nur Fyllis zu vergnügen
Strebt sich mein Ehrgeiz an:
Nur Fyllis zu besiegen
Ist, was mein Herz sich wünschen kann,
Mit ihr das Loos der Erde theilen,
An ihrer Hand zum schönern Himmel eilen.

Die kurzen reimlosen Verse mit drei Hebungen, und das Bestreben, die Form im Ganzen genau zu bewahren und nur einzelne Worte einander entgegen zu setzen, sind ein spezifisches Kennzeichen der lietauischen Volkspoesie. Wir finden ganz dasselbe auch in Herder's Gedichten. Der Inhalt derselben ist so weit verschieden von seinen früheren poetischen Versuchen, daß wir uns wohl die Verwunderung des guten Trescho erklären können, der seinen ehemaligen Burschen 1764 besuchte und ihn kaum wiederkannte. „Welch ein ganz anderer Mann!“ ruft der fromme Geistliche aus, „nur noch wenig Spuren von Scheu und Blödigkeit im Sprechen, die wie Narbe einer alter Wunde bald völlig ausgeheilt war. Sonst aber bekam ich alle möglichen Zeugnisse von seinem Fleiße und guten Sitten. Umgang mit feinen Menschen hatte milde und wohlthätig auf ihn gewirkt. Freilich mag es da schon unendliche Mühe und noch mehr in allen folgenden Jahren gekostet haben, sich aus jedem Trübsinn herauszuarbeiten, so daß er endlich für die ganze Welt gemacht dastand. Sogar die höfische, äußerst feine und unbefangene mit Freimuth und nicht furchtsamem Blick und Sprache begleitete Lebensmanier stand ihm zu Befehl, wenn sie von ihm verlangt wurde. Er, dem ehemals ein Mann in Mantel und Kragen furchtbar schien, konnte jetzt den freien Blick auf Ordensstern und Diadem richten.“

Es ist zu bewundern, mit welcher Unbefangenheit Trescho hier über jene Geistes-einschüchterung spricht, welche doch lediglich sein Werk war. Darin hat er allerdings Recht, daß es Herder viel Mühe kostete, sich ganz aus dem Trübsinn herauszuarbeiten. Erst der wohlthätigen Einwirkung edler, aufrichtiger Freunde gelang es

später, Herder wieder zum Menschen unter Menschen zu machen. Doch die Spuren dieses Trübsinnes trug er sein ganzes Leben hindurch. Ungerechte, heuchlerische Knechtung ist für ein junges Gemüth ein scharfes Gift; es frißt sich in das weiche Herz so tief ein, daß es selbst in den spätesten Jahren noch unter den Nachwirkungen dieses Giftes zusammenzuckt.

Während seiner Universitätszeit trat Herder in ein freundschaftliches Verhältniß zu einer Reihe von älteren und jüngeren Männern, unter denen zuerst der Lotteriedirektor und Buchhändler Kanter zu nennen ist, derselbe, welcher Herder's Gedicht „An Zyrus“ schon früher bewundert hatte. In Kanter's Buchladen fand Herder stets die bedeutendsten Erscheinungen der Tagesliteratur, und er wurde nicht müde, sie zu studiren. In Kanter's Hause verkehrten namhafte Gelehrte, mit denen der Hausherr den strebsamen jungen Mann bekannt machte; durch sie erhielt Herder wieder manche Gelegenheit, Privatunterricht zu ertheilen. Im Verlage von Kanter erschien damals die Königsberger Zeitung, für welche Herder eine Reihe von Aufsätzen verschiedenartigen Inhalts schrieb. Als Kanter's Schwester, ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, starb, hielt Herder an ihrem Sarge eine längere Gedächtnißrede, welche mit einem Gedichte schloß. Diese Rede wurde gedruckt und erregte Aufsehen. Sie ist sehr schwülstig.

Ein anderer Freund Herder's war Kurella, der später als Kriegsrath in Königsberg lebte. Derselbe erzählt über die Zeit, wo er mit Herder verkehrte, in einem Briefe vom Jahre 1805, zwei Jahre nach Herder's Tode, folgendes: „Der verewigte Herder war mein innigst geliebter Umgangsfreund. Wir waren fast täglich beisammen, und es war uns dieser Umgang ein ordentliches Bedürfniß. Ein Mann von dem Geiste des Verewigten, genährt und gereift in dem Umgange der alten Klassiker und der besten deutschen Schriftsteller — ein Mann von dem hellsten Kopfe, von einem glücklichen Temperament und von einem gefühlvoll schönen Herzen — voll glühender Einbildungskraft, die nicht in Schwärmerei ausartete — voll der edelsten Gesinnungen und recht geschaffen zur Freundschaft — der mußte einen Jüngling fesseln, der mit seiner Denkart völlig harmonirend und ganz von seinem Temperamente, con corde und con amore an ihm hing. Unsere verlebten Stunden waren die seligsten. Der Gegenstand unserer Unterhaltung waren die schöne Literatur und die kritischen Journale, die damals umliefen, und die ich von einem Freunde unseres Hauses, dem verstorbenen Buchhändler Kanter, geliehen erhielt und ihm allemal mittheilte. Wir waren dann bei einer Tasse Thee froher, als mancher leere Kopf bei einer Flasche Tokaier. Herder's Superiorität benutzte ich mit Heißhunger, sein Umgang trug sehr viel zu meiner Ausbildung bei, denn er war schon damals eine lebendige Bibliothek. Im Herbst und im Winter kamen wir gewöhnlich um fünf Uhr Nachmittags zusammen, wir waren immer nur allein, weil ich nur meinen Herder hören wollte, dessen süßer Ton ganz hinriß und dessen großer Geist alles umfaßte. Dieser Umgang währte beinahe zwei Jahre, wo wir getrennt wurden. Ich habe Herder immer sich gleich, immer heiter und froh sich mittheilend gefunden, stets strenge sittlich. Wenn zuweilen meine muntere Laune muthwillig ward, so lächelte er zwar auch, wußte aber sogleich durch die zarteste Wendung sie in ihre Schranken zurück zu führen. Unter seinen Bekannten war ein gewisser Schlegel, ein höchst hypokondrischer, aber braver

und gelehrter Schulmann. Dieser hatte eine weinerliche, monotone Stimme; ich sprach mit Herder von der Nothwendigkeit einer schönen Deklamazion, vorzüglich bei einem Kanzelredner. Dieser beklagte es, daß dies Talent seinem Freunde Schlegel fehle. Wir gingen dann zu Schlegel und machten ihn auf die Wichtigkeit einer richtigen und schönen Deklamazion aufmerksam, und wir waren so glücklich, ihn ganz zu diesem neuen Studio zu überreden, wobei ich dem Schlegel anrieth, fleißig das Theater zu besuchen und auf die besten Schauspieler recht aufmerksam zu sein. Nach einiger Zeit besuchte ich mit Herder abermals Schlegel und fand ihn zu meinem großen Schrecken mit dem Schauspieler Labes zusammen. Dieser Mann, mit dem er Deklamazionsübungen hielt, war von einem äußerst hektischen Ansehen und mit einer noch erbärmlichern Stimme ausgerüstet, spielte auch größtentheils nur die Figuranten beim Theater. Mein Gott, rief ich, lieber Herder, Schlegel ist der verlorene Sohn, retten Sie ihn und befreien Sie ihn von diesem Menschen! Das geschah denn mit der größten Schonung und Liebe, da ihn der Geist der Religion und Humanität überall umwehte, und ich bin überzeugt, daß er bei Schlegel sehr viel Gutes bewirkt habe. — Wir wurden ein paar Jahre nach dem Tode meines Vaters, der öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hiesigen Universität war, bekannt; mit dem Tode meines braven Vaters sank meine ganze Stütze ins Grab. Einst unterhielt ich Herder von diesem Verluste und erzählte ihm, daß ich nach des Vaters Tode in trauriger Erwartung der Dinge, die da kommen würden, am Fenster gestanden hätte, und das Schneegestöber, welches schauerlich in der Nacht mein Fenster umwehte, hätte in mir ein heiliges Schaudern und Schrecken erregt. Er hörte dieses aufmerksam an, weinte mit mir Verwaistem, tröstete mich herzlich und eilte davon. Er kam bald wieder, wir unterhielten uns sehr angenehm wie gewöhnlich, und er ging früher wie sonst zu Hause. Nachdem ich noch in meinem eigenen Zimmer auf und nieder gegangen war, nahm ich eins der Bücher, die ich auf den Tisch zum Lesen gelegt hatte, und fand darin einen Zettel von Herder's Hand: „Fragment zweener dunkler Abendgespräche an Herrn Kurella beim Tode seines Vaters," die er auch hernach drucken ließ. — Herder war eigentlich mein Mentor."

Ein anderer Kriegsrath, Namens Bock, bestätigt ebenfalls den großen Fleiß, mit dem Herder allen seinen Studien oblag. Derselbe fügt die Bemerkung hinzu: „Herder war gewohnt, sich gehaltreiche Auszüge aus dem, was er las, zu machen, und das unterließ er am wenigsten bei den Literaturbriefen, die ihn durch Inhalt und lebendigen Vortrag sonderlich anzogen. Schon damals ging er mit dem Vorsatze um, fragmentarische Zusätze zu diesem Werke zu machen, und noch vor seiner Abreise nach Riga gab er mir einige Bemerkungen zu lesen, die ich hernach in den gedruckten Fragmenten, wiewohl weiter ausgeführt, wieder erkannte."

Ein Universitätsfreund Herder's, Namens Fischer, verehrte Herder mit großer Begeisterung, schrieb ihm enthusiastische Briefe und profezeite ihm darin seine Unsterblichkeit; mit rührender Bescheidenheit erzählt dieser Freund auch davon, wie mächtig Herder ihn angeregt, so daß seine Ideen „brausen als der Wind, der um meine Fenster raset" — doch setzt er gleich hinzu: „Ich werde es nie wagen, zu Ihnen hinauf zu klettern."

Diese Beispiele bestätigen, daß Herder schon auf der Universität seinen Alters-

genossen imponirt haben muß durch den Reichthum seines Geistes und durch den Ernst seiner Bestrebungen. Doch sollte er auch einen Freund finden, der wiederum auf ihn einen sehr nachhaltigen Einfluß ausübte. Dieser Mann war Johann Georg Hamann, jener begabte, schwärmerische, zerrissene, und doch vielbedeutende Schriftsteller, den man den Magus aus Norden genannt hat. In der Kirche sahen sie sich zuerst, der Buchhändler Kanter vermittelte ihre nähere Bekanntschaft. Hamann, der vierzehn Jahre älter war als Herder und damals ohne bestimmte Beschäftigung bei seinem Vater lebte, nahm sich des Jünglings sehr eifrig an, las Bücher mit ihm, unterrichtete ihn im Englischen, und führte ihn in die wunderbare Welt Shakespeare's ein; Hamlet war das erste Stück, welches sie zusammen lasen. Auch mit Ossian wurde Herder durch Hamann bekannt; seine vorherrschende Neigung für die einfache, tiefgefühlte Natur- und Volkspoesie fand dadurch reiche Nahrung, und trug später, wie wir sehen werden, so herrliche Früchte. Hamann liebte den strebsamen Jüngling sehr, beide blieben bis zu Hamann's Tode (1788) in stetem Briefwechsel; als später Herder einmal Schattenrisse von seiner Gattin und einigen seiner Kinder an Hamann schickte, hing Hamann dieselben über seinem Bette auf.

Um den bedeutenden Einfluß, den Hamann auf Herder's ganzes Wesen übte, in seinem ganzen Gewichte darzustellen, mögen einige Züge aus der meisterhaften Karakteristik hier Platz finden, welche Gervinus*) von ihm gibt. Dieser scharfsinnige Kritiker sagt: „Hamann hatte Ekel an allem, was im alten Stile steif und gelenklos war; er hatte sich an den Trescho und Gottsched gesättigt, er schien die übrigen alternden Poeten keiner Aufmerksamkeit zu würdigen, die nichts von Sinnlichkeit, nichts von Schönheit, Natur, Wahrheit, die nur die konvenzionellen Züge der alten Witzpoesie an sich trugen; unter jeder Schminke des guten Tones und Witzes dachte er sich eine sieche, gelbe, ekle Haut, die sein ganzes Gefühl empörte. Einzelne Mißgriffe seines Geschmacks fehlen nicht, im ganzen aber schätzte er von allen unseren Poeten nur Klopstock, und von ihm nur die Oden; aus der übrigen Welt verleidet ihm Homer jedes Epos, den Milton nicht ausgenommen, und Shakespeare alles neuere Drama. Gegen den italienischen Witz, gegen den Geschmack der Franzosen, die ihm die Kunst verrathen zu haben schienen, und über die er ganz wie Winkelmann dachte, erklärte er sich gelegentlich bei der Lektüre der Heloise, in der ihm jene Schwärmerei der Sinne mißfiel, jene Spitzfindigkeiten der Leidenschaften, jenes sonderbare Amalgam des Witzes, worin die römische Größe zerschmolzen ist wie korinthisches Erz. Im strengsten Sinne des Originalgenies ist er ein Jünger und Prediger der Natur gegen alle Regeln und Muster. Als sich die Literaturbriefe gegen das Schuldrama erklärten, neckte er sie mit dem Paradoxon, das Theater müsse sich gerade nach Kindern richten, vor ihnen würden die Einheiten und alle die Possen, die man Grundgesetze nenne, zerscheitern; ohne Verleugnung der Regeln sei kein Genie, kein Schuldrama noch Urbild desselben möglich; Kinder müßten wir werden, um den Zweck der Poesie an Schülern zu erreichen. Der Natur gegenüber waren ihm die Alten selbst, die er sonst schätzte, wie Scholien zum Text; das Urkundliche der Natur zu treffen, sind ihm

*) A. a. O. IV, 409.

Römer und Griechen nur durchlöcherte Brunnen; er mag daher auch von Lessing's und Diderot's Theorien nichts hören; in seiner asethetica in nuce stellte er seine Naturtheorie dagegen. Poesie ist ihm die Muttersprache des menschlichen Geschlechts, älter als Prosa. Sinne und Leidenschaften verstehen nichts zu reden als Bilder. Wir haben an der Natur nichts als disiecta membra poetae zu unserm Gebrauche übrig; sie zu sammeln ist des Gelehrten, sie auszulegen des Filosofen, sie nachzuahmen, oder kühner, sie in Geschick zu bringen, des Poeten Theil. Man kann ein Mensch sein, ohne ein Schriftsteller zu sein; wer aber guten Freunden zumuthet, daß sie den Schriftsteller ohne den Menschen denken sollen, ist mehr zu dichterischen als filosofischen Abstrakzionen aufgelegt. Niemand soll sich in die Metafysik der schönen Künste wagen, ohne in den Orgien und Geheimnissen der Leidenschaften vollendet zu sein. Eben wie Merck, wie Winkelmann der ängstlichen Moral der Deutschen ihren Mangel an Kunstsinn zuschrieben, so spottet auch Hamann an anderen Orten der moralischen Heiligkeit der schwachmüthigen schönen Geister, die kein Mädchen anzugreifen wagten. Die Sinne sind Zeres, und Bakchos die Leidenschaften; alte Pflegeältern der schönen Natur. Die Natur wirkt durch die Sinne und Leidenschaften; wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? Sind auch gelähmte Sennadern zu Bewegung aufgelegt? Eine mordlügnerische Filosofie hat die Natur aus dem Wege geräumt, und ihr fordert, daß man sie nachahmen soll? Fragt euch, wodurch ihr sie weggeräumt! Baco beschuldigt euch, daß ihr sie doch nur durch neuere Abstrakzionen schindet, und er sagt wahr. Eine Muse, wie das Feuer eines Goldschmieds, wie die Seife der Wäscher, soll den unnatürlichen Gebrauch der Sinne von dem natürlichen der Abstrakzionen läutern. Wenn die Leidenschaften Glieder der Unehren sind, hören sie darum auf, Waffen der Mannheit zu sein? Leidenschaft allein gibt Abstrakzionen Hände und Füße und Flügel, Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zug. Wo sind schnellere Schlüsse? Wo wird der rollende Donner der Beredtsamkeit erzeugt, und sein Geselle, der einsilbige Blitz? Natur und die heilige Schrift sind die Materialien des schönen, schaffenden, nachahmenden Geistes. Wodurch sollen wir aber die ausgestorbene Sprache der Natur erwecken? Durch Wallfahrten nach dem glücklichen Arabien, durch Kreuzzüge nach den Morgenländern, durch Wiederherstellung ihrer Magie! — Hier hören wir Herder's Ton; wir hören eine Vorschrift, die bei Herder nicht verloren war, der die Poesie des Orients neu belebte, dorther die Morgensterne einer andern Epoche unserer Literatur heraufzaubern wollte, und dorther seinen Geschmack an Naturpoesie bildete. Wie er den Geist des Orients und seiner Poesie schilderte, that er Hamann am meisten Genüge. Auf allen Wegen und Stegen sehen wir Herder von Hamann angeregt, aufgemuntert, unterstützt. Er war sein Lieblingsschüler und Freund; er hatte ihn gleich anfangs durch seine jungfräuliche Seele und die Reizbarkeit des Gefühls angezogen, und unter all den vielen Freunden, die Hamann versuchte, hielt niemand so aus wie Herder, der ihm Liebe durch Liebe, und durch seine kühnen Flüge Achtung abnöthigte, der seinen scharfen und bittern Ton ertrug, der ihm Süßigkeiten streute unter die Neckereien, die er, von Hamann oder von seiner eigenen Natur gelehrt, erwiderte, der sich übrigens auch nicht scheute, ihn geradezu aufzufordern, ihn öffentlich mit seinen nachtheilbringenden Kritiken zu verschonen. Jene

Empfindlichkeit, jenes starke Selbstgefühl, jener Hang, andere zu hudeln, jene Begeisterung neben universeller Gelehrsamkeit, jenes Bestreben, Fleiß mit Enthusiasmus zu paaren, jene Ahnungs- und Witterungsgabe und jener feinere Geschmack, der aus den gebildeteren Organen des Auges und des Ohres sich herschrieb, jene ausgebreitete Lektüre im Orient und im Alterthum, jene glühende Einbildung, jener „rothwälsche Stil", dem Hamann auch bei Herder anfangs mit Verwunderung und mit wenig Wohlgefallen zusah, jene strebende und reformatorische Kühnheit — das alles liegt bei beiden gleichmäßig, nur nicht in gleichen Graden vor. Ganz denselben Gang schlug Herder bei seinen aufrührerischen Schriften ein, wie Hamann. Wie dieser halb freundlich halb feindlich gegen die Literaturbriefe, gegen Moses und Nikolai stand, so Herder gegen Lessing. In den Fragmenten, mit denen Herder zuerst auftrat, meinte Hamann alte verblichene Ideen wieder aufleben zu sehen, nur mahnet er ihn, caute et sobrie zu verfahren, warnt ihn vor Klippen, an denen er selbst gescheitert, will es mit ihm gegen seine Feinde, und mit seinen Freunden gegen ihn halten. Bei der ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes fand Hamann, die Polonii würden vielleicht sagen, daß Herder ihn aushamanisirt habe; und gewiß behaupteten sie, daß in Herder's Metakritik die auffallendsten Gedanken aus einem gleich betitelten Aufsatze Hamann's stammten. Hamann selbst aber fand so viel wahr, daß einige seiner Samenkörner durch Herder's Fleiß und Feder in Blumen und Blüthen verwandelt seien; nur wünschte er lieber Früchte, und zwar reife."

Die Wahrheit dieser höchst vortrefflichen Karakteristik einzusehen, werden wir noch vielfach Gelegenheit haben. In der That steht Herder zu Hamann im Verhältniß des Schülers, und wenn er später auch weit über seinen Lehrer hinauswuchs, so hat ihm doch für die meisten seiner epochemachenden Werke Hamann den Grund bereitet. Da wir an dieser Stelle vorerst die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Männern feststellen wollen, so genügt es, den Einfluß Hamann's auf Herder angedeutet zu haben.

Vielleicht durch Hamann's Vermittlung wurde Herder Ostern 1763 Lehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg. Diese Anstalt war eine gelehrte Schule, welche für die Universitätsstudien vorbereitete. Nach der Sitte der damaligen Zeit war mit dieser Schule eine ausgedehnte Pensionsanstalt verbunden; je zwei Kostgänger wohnten zusammen auf einem Zimmer unter Aufsicht eines Studirenden, der Inspizient genannt wurde und als solcher keine Verpflichtung weiter hatte, als das Morgengebet und Abendgebet mit seinen Untergebenen zu halten und darauf zu sehen, daß sie sich außer den Schulstunden zweckmäßig beschäftigten. Für diese Leistungen erhielt der Inspizient Wohnung, Licht und Heizung. Weil sich aber damals viele reiche Russen, Kurländer, Liefländer und Polen unter den Alumnen befanden, wovon manche Privatunterricht nahmen, oder auch sich auf die Schulstunden mit Hülfe ihrer Inspizienten vorbereiteten und das Gelernte wiederholten, so hatten diejenigen, welche sich mit ihren Untergebenen auf solche Weise beschäftigten, öfter nicht unbedeutende Nebeneinnahmen. Auch hatten sie dadurch noch den Vortheil, daß sie den Vorstehern der Anstalt, welche Inspektoren hießen, bekannt und von ihnen allmälig als wirkliche Lehrer verwendet wurden. In den höheren Klassen wurde dieser Schulunterricht etwas

besser, im Ganzen aber doch selbst für damalige Zeiten sehr mäßig bezahlt und durchgängig von bescheidenen Studenten der Gottesgelahrtheit ertheilt.

Mit dem Friedrichskolleg war eine Elementarschule verbunden; an dieser unterrichtete Herder zuerst, von Michaelis 1762 an ertheilte er in der ersten Klasse dieser Elementarschule den Unterricht im Rechnen. Die damaligen Inspektoren, Schiffert und Domsien, lernten jedoch bald die ausgezeichneten Gaben des jungen Mannes schätzen, und, wie wir bereits sagten, von Ostern 1763 an wurde Herder Lehrer am Friedrichskolleg selber, und zwar ertheilte er in der dritten Klasse den Unterricht im Griechischen, Hebräischen, Französischen und in der Mathematik, und in der ersten Klasse in der Geschichte und in der Filosofie. Daß ein Mann wie Herder dieses wichtige Amt mit Treue und Pünktlichkeit verwaltete, ist eigentlich selbstverständlich, doch sind darüber auch noch besondere Zeugnisse aufbewahrt. Der Direktor der Anstalt war ein Theologe, mit dem Herder in seinen Ansichten nicht ganz übereinstimmte. Im Friedrichskolleg wurden jeden Sonntag in den Nachmittagsstunden öffentliche Katechisazionen gehalten; sie fanden, wenn Herder sie leitete, meist sehr zahlreiche Zuhörer, und auffallend war vielen schon damals die Herzlichkeit und Wärme, womit Herder seinen Gegenstand behandelte, und die Bestimmtheit seiner Fragen.

Doch verstieß Herder in manchen Punkten gegen den steifen, unfreien Geist der Anstalt, besonders erregte es den Unwillen des Inspektors Domsien, daß Herder nie mit einer Perrücke erschien, sondern sehr eifrig den Satz vertheidigte, daß für einen unbemittelten Studirenden das natürliche Haar die billigste Tracht sei.

Im Herbst 1764 erhielt Herder durch Hamann's Vermittlung einen Ruf als Lehrer der Domschule in Riga, den er gern annahm. Kurze Zeit vor seiner Abreise nach seinem neuen Bestimmungsorte erlebte er noch die furchtbare Feuersbrunst, welche vom elften bis zum sechzehnten November die Stadt Königsberg heimsuchte und einen bedeutenden Theil derselben in Schutt verwandelte. Zum Andenken daran verfaßte Herder ein längeres Gedicht, welches in schwulstigem Tone eine recht rauhe Sprache zeigt und Hamann's Beifall nicht fand. Es beginnt mit den Worten:

Ich sah! — (Der Seher bebt, es anzusagen;
Noch ist sein Auge Nacht! — Ist Volk um mich,
Das hör' und heul' den Trümmern Klagen,
Beasch' und bücke sich!)

Denn ein Gesicht zur Zeit der Sabbathsstille
Sah ich — u. s. w.

Ehe man in Königsberg dem jungen Herder die Erlaubniß zur Reise ins Ausland ertheilte, ließ man ihn schwören, daß er zurückkehren wolle, wenn man ihn als Soldat requirire. An diesen Eid dachte Herder später noch mit großem Unwillen, und mit bitteren Gefühlen im Herzen sagte er seinem Vaterlande im November 1764 Lebewohl. Vier Semester hindurch hatte Herder seinen Studien in Königsberg obgelegen, und er dankte es der gründlichen Vorbereitung des wackern Rektor Grimm in Mohrungen, daß er in der kurzen Zeit von zwei Jahren seine Kenntnisse so bedeutend vermehren konnte. Eine andere Universität hat Herder

später nicht besucht. Seine Kenntnisse hatten sich weit ausgebreitet, auch mit der italienischen und spanischen Sprache und Literatur hatte er sich beschäftigt; doch war in seinem ganzen Wesen immerhin noch ein gutes Theil Schwärmerei und Unklarheit; zu Lessing'scher Klarheit und Gründlichkeit ist Herder überhaupt nie hindurchgedrungen. Auch in seiner äußern Gestalt und in seiner Weltkenntniß zeigte Herder, trotz der überschwänglichen Worte Tescho's, noch immer den unerfahrenen Jüngling. Die lebhafte Stadt Riga sollte ihm in diesem Punkte sehr wichtig und förderlich werden.

Die Domschule in Riga ist sehr alt, sie stammt aus der Reformazionszeit; sie bildete die Grundlage des heutigen Stadtgymnasiums*). Rektor der Domschule war damals Johann Gotthelf Lindner, geb. den 11. September 1729 zu Schmolsin bei Stolpe in Pommern; 1764 wurde er Professor der Dichtkunst in Königsberg und starb daselbst als Kirchen- und Schulrath im Jahre 1775. Dieser gelehrte Mann war mit Hamann befreundet, und brachte auf dessen Empfehlung den Kandidaten Herder in Vorschlag für die erledigte Stelle eines Hülfslehrers. Der Magistrat stimmte dem Rektor Lindner bei und erließ folgende

Vocation
an den Candidatum Herder in Königsberg zum Collaborator bei der Cathedral-Schule.

Es ist bei hiesiger Cathedral-Schule die Stelle des Collaboratoris, da der bisherige seine Dimission auf sein Ansuchen von uns erhalten hat, erledigt worden. Die Aufnahme dieser Schule, welche uns am Herzen liegt, fordert also unsere Obrigkeitliche Amtspflicht zur würdigen Wiederbesetzung dieses Postens auf. Ew. WohlEdl. gute Gaben, Geschicklichkeiten und gründliche Schul-Wissenschaften sind uns von zuverlässiger Hand versichert worden, und wir haben auf dieses Gezeugniß demselben die vacante Stelle des Collaboratoris bey hiesiger Duhmschule Obrigkeitlich conferirt.

Diesem zufolge berufen und bestellen wir Ew. WohlEdl. hiermit und in Krafft dieses zum Collaboratore bey unserer Stadt-Schule, und zweifeln nicht, Er werde diesen Ruf und Anfang seiner Beförderung willig annehmen, sich sobald es thunlich anhero auf die Reise machen, und fernerhin unter dem göttlichen Beystande durch Seine gute Dienste der Stadt und unsere Wünsche erfüllen. Wir haben übrigens die Anstalten machen lassen, daß Ew. WohlEdl. von denen dasigen Kaufleuten Bruynvis Konkel u. Comp. zu Reisekosten Einhundert und fünf und zwanzig Gulden Preuß.**) empfangen können und wünschen demselben beständige Gesundheit, Kräfte und alles WohlErgehen, und werden allstets beharren

Ew. WohlEdl.

d. 16. Oktober 1764. freundwillige
(Unterschriften).

In einem Schreiben vom 7. November erklärte Herder sich zur Annahme der Stelle und zu der Verpflichtung, sie mindestens drei Jahre lang zu versehen, bereit. Am 22. November begleitete Hamann ihn bis zum Thore, „wohin der Fuhr-

*) Herder in Riga, von Jegór von Sivers. Riga 1868, Seite 75.
**) 25 Thaler Pr. K.

mann ihn um 9 Uhr bestellt“, in den letzten Tagen des November kam er in Riga an, und wurde nach wohlbestandenem Examen am 7. Dezember 1764 durch den Scholarchen Schwartz in sein Amt eingeführt. Sein Gehalt betrug zweihundert Thaler, nachträglich erhielt er noch eine Wohnungsentschädigung von funfzig Thalern.

Herder's Empfang von Seiten des Rektor Lindner war ein sehr freundlicher, Hamann hatte seinem jungen Freunde die Wege gebahnt. In einem der Briefe, welche letzterer an Lindner schrieb, sagte er: „Der dringende Inhalt des gegenwärtigen betrifft meinen Freund Herder, und der Anfang ist der zärtlichste Dank für Ihre schon zuvorkommende Sorgfalt und Treue in dieser Angelegenheit. Bei einem ziemlichen Umfange historischer, filosofischer und ästhetischer Einsichten, und einer großen Lust, den fruchtbarsten Boden anzubauen, bei einer mehr als mittelmäßigen Erfahrung der Schularbeiten, und einer sehr glücklichen Leichtigkeit, sich zu bequemen und seine Gegenstände zu behandeln, besitzt er die jungfräuliche Seele eines Virgil's und die Reizbarkeit des Gefühls, welche mir den Umgang der Liefländer immer so angenehm gemacht und dem Winkelmann ein so erbauliches Sendschreiben in die Feder geflößt hat. Ich kann Sie also nach meinem besten Gewissen versichern, daß Sie an diesem liebenswürdigen Jüngling mit etwas triefenden Augen ein Andenken hinterlassen werden, das Ihre Verdienste um dieselbe krönen wird. Beschleunigen Sie ja die Ausfertigung seines Rufes, auch alles übrige zu seiner dortigen vortheilhaften Einrichtung, et serves animae dimidium meae.“

Lindner entsprach dieser Aufforderung vollkommen, er besorgte für Herder eine bequeme Wohnung, in welcher derselbe für 110 Thaler alles hatte, was, wie Herder an Hamann schreibt, zur Lebensnothdurft gehört und Luther in die vierte Bitte faßt, ausgenommen ein Weib. Die Ansprüche, welche man von Seiten der Schule an Herder machte, waren mäßig, ihm blieb Zeit genug, Bekanntschaften zu machen und sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Anfangs schläferte ihn das Leben in Riga ein wenig ein, da er noch sehr allein stand, und nicht recht zum Arbeiten kommen konnte. Herder athmete in Riga nach schwerem Druck auf, das Gefühl der Freiheit hob und stärkte ihn, die Behaglichkeit kam erst später. Hamann machte ihm darüber die sehr richtige Bemerkung: „Daß es Ihnen dort gefällt, aber nicht gar zu sehr, ist mir beides lieb; es ist immer besser mit Stöhnen als mit Prahlen anzufangen.“

Die Königsberger Freunde vermißten ihren Herder in gar mancher Stunde. Der schon genannte Fischer schrieb ihm im Februar 1765: „Meinem Glücke fehlt Deine Gesellschaft, Deine lehrreichen Gespräche, Dein freundschaftlicher Umgang. Denn die Vorstellung, daß wir dieses entbehren müssen, daß wir unsern Mentor verloren, die unterbricht immer unser bestes Vergnügen. O Bester, ist keine Hoffnung, Dich je wieder zu umarmen und den so schätzbaren Umgang zu erneuern? Wie gern ginge ich Dir nach, wenn meine Verfassung das zuließe. Doch ich glaube, daß mir ein gewisser Geist der Ahnung sagt, daß ich Dich noch sehen werde, daß ich vielleicht immer an Deiner Seite leben werde. Welche Wollust würde dann für mich sein!“ — Mit Hamann blieb Herder in eifrigem Verkehr, der Briefwechsel mit den übrigen Freunden schlummerte bald ein, denn es dauerte nicht lange, bis Herder in Riga festen Fuß faßte.

Im Februar des Jahres 1765 richtete er an den Magistrat ein Gesuch, man möge ihm die Erlaubniß zum Predigen ertheilen. Der Magistrat verwies ihn an die Geistlichen, um sich zuerst von ihnen examiniren zu lassen. Diese waren dem jungen Manne nicht besonders günstig gesinnt, aber in dem Examen nöthigte er ihnen Achtung vor seinen Kenntnissen ab, und erhielt die Erlaubniß, um welche er nachsuchte, ohne Schwierigkeit. Am Dienstag nach dem Sonntage Laetare hielt er in dem Dom seine erste Predigt, „Ueber die Unschuld Jesu." Seine Rednergabe öffentlich zu zeigen, dazu bot sich ihm in demselben Jahre noch eine andere Gelegenheit. Wie schon erwähnt, verließ der Rektor Lindner am Ende des Jahres 1764 die Stadt Riga; seine Stelle nahm ein anderer Königsberger, der bereits genannte Schlegel ein. Am 27. Juni 1765 wurde derselbe in sein Amt eingesetzt, und am Tage dieser Feier fand auch Herder's öffentliche Einführung in die Domschule statt. Es war der Tag vor der Jahresfeier der Thronbesteigung der Kaiserin Katharina, welche im Sommer vorher die Stadt Riga besucht hatte. Die Erinnerung an sie war noch sehr lebhaft, die Feier zum Andenken ihrer Thronbesteigung wurde mit lautem Jubel begangen, und dadurch wurde auch die Bedeutung des vorhergehenden Tages erhöht. Herder's Festrede behandelte das Thema: In wiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse. Wenn in dieser Rede jugendliche Schwärmerei auch den Redner verleitete, Anforderungen zu stellen, welche wenigstens in unseren Zeiten und Verhältnissen praktisch durchzuführen unmöglich sein möchte, so enthält sie doch einerseits so beherzenswerthe Mahnungen an alle, welche mit der Schule zu thun haben, und veranschaulicht so lebendig Herder's schöne Begeisterung für alles Große und Edle und zugleich für alles Anmuthvolle, für alle reizende Form, daß wir es nicht für unpassend erachten, aus dieser Rede, auf welche an vielen Orten aufmerksam gemacht worden ist, einige Sätze der allgemeinen Prüfung vorzulegen. Nachdem der Redner im Eingange den Vätern der Stadt seinen Dank ausgesprochen und dann darauf hingewiesen hat, daß nicht ganz ausschließlich nur das Nützliche, sondern auch das Angenehme in der Schule seinen gebührenden Platz finden müsse, wenigstens in der Schule, wo nicht mönch mäßige Gelehrsamkeit herrscht, sondern wo man die gründlichen Wissenschaften mit Nutzbarkeit und Grazie vereint sehen will, kommt er auf sein Thema und sagt im Verfolg desselben folgendes:

„Was die unnachahmlichen Griechen die himmlische Afrodite nannten, was Plato, der Lehrer der Schönheit, als die Anmuth der Wissenschaften und den Reiz der Jugend schildert, vor deren Bilde er gleichsam niederkniet, die schöne Natur, welche die Poeten und Künstler nachahmten, die wahren Weisen und Tugendhaften an sich haben: diese himmlische Göttin der Schönheit will ich unter einem menschlichen Bilde eines Lehrers und eines Schülers zeichnen, in die Schule sie einführen, in den Ort, wo Jünglinge im Alter der Grazie ihre Bildung erwarten. Ich will zeigen, wie sie ihre Reize über den Unterricht und die Methode, über den Karakter und die Sitten des Lehrers ausgießen muß, damit er erhabenen Ernst und die väterliche Annehmlichkeit gewinnt, die seinen Schülern das Herz nimmt und es möglich macht, daß er ihnen Liebe zu den Wissenschaften, zur Tugend, und Grundsätze zu leben einflößt.

„Es ist leider nicht der erste Begriff, den man mit einem Schullehrer verbindet, daß ihn bei seiner Geburt die Grazie des Himmels angeblickt habe, daß er in seiner Jugend ihr seine Wissenschaften aufgeopfert habe, daß sie ihn in die Schule begleitete, und sich gleichsam einen Ort voll Staub zur Werkstatt wählen sollte. Freilich sieht man selten an einem Schullehrer, daß im Umgange sowohl als in seinem Amte, auf seinen Lippen und in seinem Betragen die Annehmlichkeit wohnen sollte. Wie — schließt man — muß es sein, wenn er mit seinem Schulzepter zugleich alle Areopagusmienen des korinthischen Dionysus annimmt? Man macht den Schluß schnell, etwas hart und vielleicht nicht immer mit Wahrheit; indessen kommt doch ein Bild heraus, so grotesk, als Hagedorn seinen Herrn Jost, Horaz den Orbil und alle Alte und Neue einen Pedanten schildern. Sein Kreis von Wissenschaften, sagt man, erstreckt sich vom Donat, unserm ersten Märtyrerbuche, an dem wir uns zu Doktores gelernt und er sich zum Tagelöhner arbeitet, von diesem theuern Buche an bis zu verschiedenen leeren Untersuchungen über das ontologische Ding; seine Methode, fährt man fort, ist auch nach dem barmherzigsten Lexikon Pedanterie, seine sogenannten guten Sitten ein knechtischer Schulzwang, sein bester Wohlstand sei trockne Steifheit und ein Gängelwagen, der höflich grob macht.

„Das ist das Bild des Lehrers; so ist er ein Schrecken der Knaben, und seine Schule, statt eine Wohnung der Huldgöttinnen zu sein, eine Höhle voll Staub: und solchen Begriff pflanzt man gemeiniglich den Kindern ein. Die Schulen sind die ersten Gefängnisse, mit denen man ihnen droht, wo man ihnen das Sitzen, das Lernen, und weiß Gott! welche ritterliche Uebungen mehr beibringen werde. Einen Schulknaben denkt man sich als einen, der bloß für die Schule lernt, Wissenschaften, die ihm nachher wie ein gelehrter Dunst zerfahren müssen, wenn sie nicht seinen Witz ersticken sollen. Die Ammen haben unsern Kopf zum erstenmal geformt, der Schullehrer zum zweitenmal, wenn wir in die Welt träten, geschähe die dritte und nothwendigste Bildung.

„Ich will nicht die Schullehrer vertheidigen, weil ich selbst einer bin, ich will nur ein paar Ursachen anführen, warum sie so selten mit dem Reiz der Grazie gesalbt sind. Wer drängt sich gemeiniglich zu so staubigen, unbekannten Stellen, als wer mit einem niedrigen Loos, einer unfreundlichen Minerva, einem widrigen Schicksal, und unglücklichen Talenten zu kämpfen hat. Jenes feine Genie kehrt in die große Welt und singt wie die Vögel, nur die melodielose Schwalbe nistet sich an die Häuser und lernt bauen. — Zum zweiten unterdrückt auch der offenbare Handwerkston, auf den man die Lehrer ansieht, mit der Zeit den feinen Reiz, der in der Schule lockt und auf einem freiern Schauplatz glänzt. Wenn der feinste Geist vierzig Jahre im sibirischen Exil lebt, wird er auch ein Ostiake; wenn man ihn offenbar auf den Fuß eines Lohndieners nimmt, verliert er allen Muth, mit der Annehmlichkeit des Virtuosen zu arbeiten; wenn er keine andere Beförderung und Lohn als den Schulstaub sieht, so muß er, um sein Schicksal erträglich zu machen, sich in eine Schulfalte legen, er wird ein Handwerksmonarch in seiner Klasse und ein pöbelhafter Oekonom in seinem Hause — seine eigene enge Sfäre gibt ihm dies Sistem ein, das den elenden Grundsatz zum Mittelpunkt hat: die Welt

gehe, wie sie will, ich thue das Meine so hin. Immer elende Schulen, die so bestellt sind!

„Und sie sollen Pflanzstätten des gemeinen Wesens sein, in ihnen sollen zarte Reiser gezogen werden von so steifen Händen, von hier soll unsere Republik nach uns kommen aus ungebildeten Händen, die wie Epimetheus die Schöpfung verderben; die Kinder sollen den Lehrer lieben, den ihre Väter nicht achten, sie sollen hier Grundsätze zu leben lernen, wo sie sich an allen Grundsätzen verekeln. Elender Staat! — Nein! wenigstens aus Patriotismus zeichne ich ein anderes Bild des Lehrers der Grazie, sollte es auch nur ein Idealbild aus Platon's Republik sein, das nie in allen seinen Theilen erscheint — selbst ein solcher Traum ist schön, und für Lehrer und Schüler und das Publikum, das mit beiden umgeht, voll Maximen.

„Einsicht und Treue sind die beiden Edelgesteine, die das Amtsschild eines Lehrers schmücken, wie das Brustschild Aarons, indem er die Namen seiner Kinder, wie Aaron, auf dem Herzen trägt. Was bedeuten aber diese Wörter? Ist Einsicht soviel als ein Atlas von Gelehrsamkeit, der ihn drücken muß? Nein, eine unendliche Menge Kenntnisse würde ihm in Ansehung der Bildung mehr entgegen als nutzbar sein. Zerstreut in alle vier Winde in der Welt würde er sich aus dem Kreise der Jünglinge verlieren, in seine eigenen gelehrten Plane vertieft, würde er sie mit dahinreißen und verwirren, oder ihre Bildung vergessen. Spannt einen Adler an den Gängelwagen eines Kindes: er wird sich entweder losreißen, oder, wenn ihn seine Begeisterung hebt, den Wagen mit sich unter die Sterne führen und das Kind herausstürzen. Nicht eigentliche Gelehrsamkeit, aber Talente, Talente muß ein Schullehrer haben, um leicht und doch gründlich, ganz und spielend seinen Lieblingen die Wissenschaften einzuzaubern. Und dies ist die Grazie, ohne die er immer ein unvollendeter Lehrer bleibt. Er sei so gründlich, wie er will, hat er dabei nicht den Anstand, den Vortrag, die Annehmlichkeit, so ist er kein Lehrer der Jugend. Betrachten Sie den Lehrer in seinem Verhältniß: er tritt in den blühendsten Kreis der Jünglinge, ihre Zeit ist das Alter, wo sich die Fähigkeiten entwickeln, um den Reiz der Wissenschaften zum erstenmal zu empfinden: die Jugend ist gleichsam der Morgen der Jahre, wo man alles Reizende doppelt empfindet und bloß Reize empfinden will. Setzen Sie nun unter sie Männer von Zwang, die Jugend wird ihre Gesellschaft wie ein Joch fühlen, sich ihr entziehen, Lasten fühlen und seufzen, denn sie sieht keine Reize, weder bei dem Lehrer, noch bei den Wissenschaften. Der Jüngling wollte durch Lustgefilde des Paradieses wandeln, und der Lehrer, mit Frost bedeckt, führt ihn über Schnee und Eis; wie gern will er seine Hände loswinden, um sich einen andern Führer zu suchen, aber vergebens! — Nun wohlan denn, so entschließt er sich zu lernen, um aufzusagen, und nachher den Becher der Vergessenheit darüber zu gießen. Man sage was man will! So lange ich keinen unmittelbaren Reiz an der Sache sehe, wähle ich sie nicht; ich treibe sie, um sie getrieben zu haben, und sie wird schwer. Der Reiz ist das Leitband, das die Jugend fesselt! Was haben wir für eine bessere Aufmunterung? Was haben wir für andere! Die Schulinstrumente? O diese können Bosheiten bestrafen, aber nicht Tugenden wecken. Strafen durch Ehrbegierde? Dies Mittel ist nur für feine Gemüther, nur im Anfange und

nur selten zu gebrauchen, wenn's nicht seinen Werth verlieren soll. Die Vorstellung vom künftigen Nutzen? O, zum Unglück, daß aber der Nutze nur künftig ist, daß der Jüngling aus seinem Alter gehen muß, um ihn zu fühlen, etwas, das er so ungern thun will. Das Ungewitter ist noch weit entfernt, der Schade ist einzuholen, die Ernte ist noch zu weit entfernt, ich kann schlummern. — Aber dies ist eine Pflicht, die du Gott und deinen Eltern schuldig bist! Schuldig? o das ist hart! Er bekommt einen Widerwillen an seinem Alter, wo er gehorchen muß, und windet sich zu seinem Schaden entweder ganz vom Gehorsam los, oder er theilt sich und wird ein Heuchler. Elendes Schicksal! und man kann's ihm abhelfen, wenn man auf die Wissenschaften und Tugend einen Reiz ausbreitet.

„Sieh, o Jüngling, ich will dir deine Jugendjahre nicht verdrießlich, sondern angenehm machen. Auf Blumen wollen wir wandeln, gib mir die Hand, als deinem Führer zur Glückseligkeit. Du murrest über dein Alter; auch ich war Jüngling, ich murrte wie du, aber glaube mir, jetzt wünsche ich mich zurück. Du hast das Wohl deiner Eltern in deiner Hand, du bist die Hoffnung und das Schrecken derselben. Du kannst wählen, entweder die Tugend und du wirst ihre Stütze sein, sie werden dich mit den letzten Todesthränen noch segnen, oder das Laster, und deine Mutter wird wünschen einen Stein geboren zu haben, deines Vaters graues Haar wird mit Seufzen herunterfahren. Wähle! Du hast das Glück und Unglück deines Lehrers in der Hand; jede Stunde, die du ihm abreißest, ist von seinem Leben; er hoffte, und muß verzweifeln; er liebt dich, und muß weinen. O wenn der Knabe von edlem Blut, von weichem Herzen und nicht pöbelhafter Erziehung ist, so wird dies an ihm wirklich wirken.

„Allerdings gehört ein Zutrauen dazu, daß ich die Sache weiß, daß ich die Wahrheit rede, daß ich sein Bestes will, und dies Zutrauen kann sich der Lehrer durch nichts geben, als durch die Reize, die der Wahrheit und liebenswürdigen Tugend eigen sind. Den gelehrtesten Lehrer wird ein Schüler schätzen, aber bloß wegen seiner Gelehrsamkeit wird er ihm nichts zutrauen; den scharfen Lehrer wird ein Schüler fürchten, aber er wird ihn fliehen; nur den liebenswürdigen wird er schätzen und achten und sich ihm überlassen. Er muß auf seiner Stirn gleichsam die einfältige und erhabene Wahrheit eines Vaters lesen können, der nichts spricht, was er nicht denkt; er muß das liebenswürdige und mitempfindende Herz eines Freundes sehen — und alsdann hat der Lehrer alles gewonnen: alles, was er vorträgt, ist schön; sie folgen ihm auch auf beschwerlichem Wege, sie hangen an seinen Lippen. O meine Einbildungskraft verliert sich an so einen reizenden Ort, wo solche Grazie zwischen Lehrern und Schülern herrscht! Es ist nicht mehr Schule, es ist ein angenehmer Pflanzgarten, der Lehrer wandelt mit heiterer Stirn zwischen Freunden, die ihre ganze Seele ihm geben. Er wird mit ihnen Jüngling und trägt ihnen die Wissenschaften vor, wie er sie als Jüngling hören wollte. Er wird ihr Mitschüler, arbeitet vor und muntert mit seinem Feuer auf, wie eine Kohle die andere anglüht; von seinen Lippen voll Beredtsamkeit entwenden sie die Worte, und aus seinen Mienen die Grazie, lernen seine Weisheit. Die Schule wird, was sie bei den Römern war, ludus, ein Zeitvertreib, was sie bei den Griechen war, ein Gymnasium, ein Uebungsplatz, wohin die Knaben, neu-

geboren wie der Morgen und munter wie die Grazien hineilten, und sich gleichsam munter wie eine Blume machten. Die goldene Zeit der Einfalt lebt wieder auf, da Alkibiades, der Jüngling, der das Meisterstück der Natur in Tugenden und in Fehlern war, da diese Grazie an den Lippen des Sokrates hing, sich um seinen Hals schlang, ihm sein ganzes Herz entfaltete, gegen ihn als seinen Vater brannte und sich von ihm auch in der größten Hitze zurückhalten ließ.“ —

Wunderbare Fügung des Schicksals! In dem gedrückten, gemißhandelten, armen Knaben, dem in seinem öden Geburtsorte nur die kläglichste Alltäglichkeit immer wieder von neuem vor Augen steht, in diesem Knaben lebt ein heimliches, verborgenes Ideal der ewigen, göttergleichen Schönheit; kein Druck kann seine Gestalt ihrer schönen Verhältnisse berauben, kein Niederbeugen in den Staub kann seine herrlichen Farben verdunkeln und verwischen, und sobald nur der Druck hinweggenommen ist und der goldene, belebende Strahl der Freiheitssonne durch die trüben dichten Wolken bricht, blüht sofort das Ideal wie eine Blume auf, entfaltet Blätter und Blüthen, entzückt unser Auge und weist unser Herz nach oben, zu dem Vater, welcher der ewige Quell alles Lichtes, aller Schönheit ist!

Für manchen redet Herder unverständliche, thörichte Laute; wer aber die Wahrheit derselben fühlt und versteht, wer diese Wahrheit im Leben wirklich zu machen weiß — und sie kann verwirklicht werden, — der wird auch Erfolge erringen, von welchen mancher andere nicht träumt. Auch die Schönheit, d. h. die wahre, edle Schönheit ist eine sittliche Macht, sie lebt nur in moralisch reinen Gemüthern, sie belebt und verfeinert das sittliche Gefühl. Ihre Wirkung im Leben ist eine tiefgreifende und nachhaltige, sie ist mit einem Zauberspruche zu vergleichen, der den Bann des Gemeinen löst, mit einem Flügel, der hinauf trägt, fort von der schweren Masse zu den erhabenen Höhen der Gottheit, mit dem Sonnenstrahle, der das dunkle Auge öffnet und ihm eine neue herrlichere Welt erschließt. Von Rafael erzählt Vasari, daß in der Nähe dieses göttlichen Meisters die Künstler ihren Neid und ihre Eifersucht vergaßen, daß ein jeder schlechte und gemeine Gedanke vergessen ward, daß nicht allein die Menschen, sondern auch die Thiere ihm ihre Ehrerbietung erwiesen. Das ist die geheime alles überwindende Macht der Schönheit. Wer ein Priester der Schönheit ist, der ist auch ein Priester der Wahrheit, der Sitte; Herder war beides, und schon an dieser Stelle, als Jüngling von kaum einundzwanzig Jahren, spricht er den großen Gedanken von der Macht der Schönheit mit Nachdruck aus.

Auch in das Leben wußte er seine Grundsätze zu übertragen; über seinen Unterricht war in Königsberg wie in Riga nur Eine Stimme, seine vortreffliche Methode, sein humaner Umgang mit den Schülern zog die letzteren unwiderstehlich zu ihm hin; für feinere Gemüther waren seine Stunden ein Fest, und Schüler von ihm erinnerten sich noch im Greisenalter mit inniger Freude seines Unterrichtes. Ebenso viel Beifall fanden seine Predigten, welche besonders von jungen Leuten sehr gern und fleißig besucht wurden.

Riga war die Stadt, welche dazu geeignet war, den Werth eines Herder zu erkennen, und, was mehr sagt, diesen Werth noch zu steigern. „In Riga*) fand

*) Erinnerungen aus dem Leben Herder's I, 97 u. 111.

Herder noch schöne Reste vom Geist der alten Hansestädte, einen zwar vielfach durchkreuzten und oft gehemmten, aber doch noch regen Gemeingeist, belebt und wirkend zum Wohl des Ganzen. Hier wurden seine Grundsätze über bürgerliche und Staatsverhältnisse geweckt und genährt. Unauslöschlich blieb ihm der Eindruck dieses Gemeingeistes, von dem er sehr gern sprach, und den er in jeder Stadt, jedem Dorf, jedem Institut, jeder Schule hätte aufwecken mögen. Seine Lebensansicht erweiterte sich, er gewann mit der vermehrten Kenntniß des Menschen und des Lebens im Großen auch höhere Ideen von bürgerlicher Freiheit, bürgerlichem Wohl und edler, weiser Wirksamkeit dafür." — „Guter Umgang, mit Würde, vereint mit angenehmen Sitten und mit Gastfreundlichkeit, war, was den Einwohnern Rigas zu eigen war. Es galt damals ein männlich freier Geist, mit Offenheit und Gutmüthigkeit verbunden, die Bande des Blutes wurden mit einer angeborenen Achtung anerkannt, und ehrend bewahrte die Familie mit Liebe zum Alten die einfachen Sitten ihrer Vorfahren, so wie diese mit ihren bürgerlichen Vorrechten in ehrenvollem Einverständniß standen. Die Nachahmung alter Tugend war ihre Jugendliebe, und im hohen Alter schätzte man noch die Namen, welche aus der Geschichte der Vaterstadt auf sie herabgekommen."

Eine Anzahl von lieben Freunden sammelte sich um Herder, von denen einzelne ihm bis zu seinem Tode treu blieben; unter ihnen sind zu nennen der nachmalige Bürgermeister Karl Wilpert, die Brüder Berens, die Familie Schwarz, Grave, Zuckerbecker, der Buchhändler Hartknoch, der Herr von Schreivogel. Mit diesen Freunden las er die neuesten Bücher, trieb mit ihnen gemeinschaftlich Musik, welche besonders bei Hartknoch sehr gepflegt wurde; die Abendgesellschaften bei dem Kaufmann Busch wurden fleißig besucht. Im Sommer des Jahres 1765 verweilte Herder gern auf den zahlreichen Landsitzen, welche in der Umgegend von Riga lagen. Sein Lieblingsaufenthalt war Grafenheide, welches dem Herrn von Schreivogel gehörte. Die Freuden, welche er hier empfand, sprach er in dem nachstehenden Gedichte aus:

Ein Landlied auf Grafenheide.

Nimm mich, nimm mich, Göttin, sanfte Freude,
ganz in deinen Schoos.
Hier im Sitz der Lust, in Grafenheide,
wohnst du kummerlos.
Hauchst in jedem Zuge
sanfte Ruhe ein,
drum im stillen Taubenfluge
will ich mit entzückter Seele dir ein Landlied weihn *).

*) Interessant ist die Form dieses Liedes, sie zeigt genau die beiden Stollen und den Abgesang, welche schon Herder durch große Anfangsbuchstaben bezeichnete. Man vergleiche im I. Bd. unseres Werkes unter Walter von der Vogelweide S. 117 ff.

Alles lacht um mich; wohin ich sehe
prangt mit mildem Geiz
Neu Vergnügen, und wo ich nur gehe
lacht ein neuer Reiz.
Seht die Aehren wallen
hin zum runden Hain,
wo Naturkonzerte schallen,
und die Wipfel und die Zefir rauschen Lust darein.

Rings umkränzt von See und Wald und Auen
irrt umher mein Blick
Immer fremde. Niemals satt zu schauen
find ich immer neues Glück.
O Natur, du glänzest
unerschöpflich reich,
und ein Ort, den du bekränzest,
lacht der Kunst und des Gepräges, und ist Eden gleich.

Zwar hier tanzt auf Rosen keine Fryne
lauten Scherz mir vor,
Keine Silberflöte lockt ins Grüne
in ein Nymfenchor.
Doch die stille Freude
flieht ins heitre Herz
und im muntern Hirtenkleide
lacht sie nur auf heitern Stirnen, weit vom wilden Scherz.

Prangt, ihr Dichter, mit erträumten Gründen
wo die Wollust thront;
Euer Tempe, sagt's, wo ist's zu finden
als im Dichtermond?
Zwar ist Grafenheide
keine Götterflur,
doch auf dieser Unschuldsweide
lacht in Augen und auf Stirnen nichts, als du, Natur.

Wenn im Abendroth der Himmel schwimmet,
wähl' ich dich, o See!
Wenn der Silberthau auf Wiesen glimmet,
wähl ich dich, Allee!
Wenn die Sonne steiget
suche ich den Wald,
und wenn sich der Abend neiget
o, so bist du, Freundschaftshütte, mir ein Aufenthalt.

Hier als Jüngling Rosenkränze winden,
ist ein Königreich.
Hier sein Leben neu verjüngt empfinden —
sagt, was ist dem gleich?
Hier wo sich Vergnügen
nicht mit Silber zahlt,
und wo sich mit sanften Zügen
auf dem Antlitz der Bewohner treue Freundschaft malt

Mehr als dreißig Jahre später erinnerte Karl Wilpert den Dichter an dieses Lied; Herder schrieb ihm zurück: „Diese Zeiten, da wir beide Jünglinge waren, sind mir äußerst erfreulich; sie sind für mich ein gar schöner Traum und werden es bleiben. Das Andenken meiner Jugendfreunde ist mir wie der Genuß eines schönen Gartens; keiner ist mir alt geworden, alle leben noch in meiner Erinnerung, wie sie damals lebten, ich lasse ihnen gern diese glücklichen, stehenden Jahre.“ —

Noch mancher Anlaß zur Freude widerfuhr dem jungen Hülfslehrer in dem gastlichen Riga. Am 11. Oktober des Jahres 1765 wurde das neu erbaute Gerichtshaus bezogen. Am frühen Morgen verkündeten Kanonenschüsse von den Wällen (Riga war damals noch Festung, jetzt sind die Festungswerke abgetragen) den Beginn der Feier, während zugleich die Glocken zum Gottesdienst in den Dom riefen, wo der Oberpastor eine Predigt hielt, in welcher er mit warmer patriotischer Genugthuung darauf hinwies, daß die Stadt selber aus Abgaben, welche die Bürger freiwillig sich auferlegten, die Mittel beschafft habe, dieses schöne und würdige Gerichtshaus aufzubauen, welches nun heute bezogen werden solle. Die Einweihung des neuen Gebäudes erfolgte durch den Bürgermeister in Gegenwart des gesammten Magistrates und aller Gilden und Körperschaften; Nachmittags fand ein Schulakt statt, bei welchem Herder die Festrede hielt; er sprach über das Thema: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten*)? — Am Abend war in dem Börsensaal des Rathhauses ein großes Konzert, die Einladungskarten zu demselben trugen die originelle Aufschrift:

O Tag, den Enkel uns beneiden,
Dein Anfang sei Gebet, dein Schluß ein Ton der Freuden,
Und beidemale jauchz' ein jeder Patriot:
Hier wohnet Vaterland, Recht, Freiheit, Handel, Gott! —

Diese schönen Zeiten in Riga hat Herder nie vergessen, in seinen Briefen zur Beförderung der Humanität gedenkt er ihrer an mancher Stelle. Doch damit dem Neide der Götter der gebührende Zoll entrichtet würde, waren für Herder auch einige Verdrießlichkeiten bereitet. Der neue Rektor Schlegel war ein Pedant, der den Lehrern, welche unter seiner Leitung thätig waren, und besonders dem brausenden, begeisterten Herder oft genug das Leben verbitterte. In seinen Briefen an Hamann führt Herder oft bittere Klage, welche der ältere Freund theilnehmend mitempfindet. In dem Briefwechsel dieser beiden Männer läßt sich verfolgen, wie ihr Verhältniß immer wärmer wird. Hamann hatte in den Jahren 1765 und 1766 eine Stelle als Hauslehrer in Mitau angenommen, Herder besuchte ihn im Mai des letztern Jahres, und schrieb ihm nach seiner Rückkehr von Riga aus unter anderm folgendes über seine Reise:

„Präzise 2 fuhr ich ab, und war drei Meilen durch stumm und gedankenvoll. Wenn mein Schutzgeist über das Schlucken etwas Jurisdikzion hat, so muß mein Hamann sehr oft zu sich selbst gesagt haben: „curieuse! schlucke ich doch niemals so!“ — Ich machte dabei die wahre praktische Anwendung, daß, wenn man auch

*) Diese Rede wurde in Riga damals gedruckt; die früheste Fassung ist jetzt nicht mehr bekannt. Herder nahm sie später in seine Schriften auf (Werke zur Filos. XIII, 263 ff.), doch scheint die spätere Fassung sehr verändert zu sein.

nicht verliebt ist, man doch durch den Zusammenstoß und die Veränderung der Gegenstände sich so sehr zerstreuen kann, daß man oft nur wenige Augenblicke den Angelegenheiten des Herzens schenkt, um deretwillen Freunde doch zu einander wallfahrten. Habe ich doch kaum eine halbe Stunde mit meinem Hamann gemeinschaftlich einander unser Herz geöffnet, und das ist der Freundschaft sel'ge Stunde

D'rin man sein Herz bedenkt,
Sonst verschwind't alle Zeit
Die man zubringt auf Erden;
Wir wollen glücklich werden
Und sein in Ewigkeit.

Mein Freund findet auch da nicht seine Ruhe? Er schmachtet wieder nach Veränderung? Er findet auch nicht mehr in den Armen seines Freundes die alte Aufmunterung? Elendes menschliches Leben, das man nicht genießt, wenn man es zu früh, und wenn man's zu eklektisch durchläuft.

Ich nahm mir dabei vor, gleich Abends an meinen Hamann einen langen vollen Brief zu schreiben, von dem es heißen sollte: „Die Briefe sind stark, aber die Gegenwart des Leibes ist schwach, und die Rede zu muthig." Und was wäre dieses für ein fürtrefflicher freundschaftlicher Brief geworden, aber eben die besten Entschlüsse haben, wie die besten Väter, keine Kinder. Unter allen diesen Entschlüssen kam ich dem Schlafe nahe und wäre näher gekommen, wenn nicht der schnelle Fuhrmann und der höckerichte Weg den Schlummer von meinen Augenlidern weggescheucht hätte. Ich fing also an zu singen: das Rütteln der Kibitka schlug Takt, machte Triller, Bebungen und Kontrapunkte, Schleifungen und Sprünge; demungeachtet sang ich ein Dutzend Gassenlieder kläglich ab, und kam nach Regen und Wind an die Düna, ließ mich schnell übersetzen, denn obwohl an eben dem Tage zwei Mädchen ersoffen waren, so war doch dies bei einem Julius Zäsar und einem Grecourt nicht zu vermuthen. Man hatte die Thore mir zu Gefallen eine Stunde über Gewohnheit offen gelassen, und ich kam wie ein Feldteufel zu meiner lieben Wirthin." —

Noch ein Brief Hamann's an Herder und des letztern Antwort darauf mögen hier Platz finden, da sie ein helles Licht auf Herder's persönliche Stellung und auf seine ganze Denkungsweise werfen. Die Briefe sind beide im Dezember des Jahres 1766 geschrieben.

Hamann an Herder.

„Liebster Herder!

Ich habe ebenso öfters Ihre freundschaftliche Zuschrift in Gedanken beantwortet, als Sie in Gedanken an mich geschrieben. Da ein gewisser Impuls zu meiner Thätigkeit gehört, so erhalte ich in diesem Augenblicke Kraft dazu. Ich nehme an Ihren Klagen Antheil, und Paz ist Zeuge davon, daß ich Ihren Brief mit aller Sympathie, die Freundschaft und Schicksal geben können, gelesen habe. Jetzt findet sich unvermuthet ein Vorfall, wo ich mich Ihrer erinnert habe, wie Farao's Mund-

schenk seines Mitgefangenen Josef's. Ich werde unverdienter Weise in eines der besten Häuser in Kurland zu der Stelle eines Hofmeisters aufgefordert. Wenn es möglich ist, so entschließen Sie sich aus Liebe für mich und sich selbst dazu, Herr von Spöge von Blankenfeld, bei dessen Bruder Lindner als Hofmeister gestanden, ist der Mann, der alles mögliche thun will, meinen Einfall Ihnen angenehm zu machen. Da Ihre Gesundheit und Gemüthsruhe bei Ihrem gegenwärtigen Posten leiden, und ich eine Aenderung, als das einzige Hülfsmittel für Sie, für nöthig halte, so melden Sie mir, ob es Ihnen möglich sein wird, dort loszukommen. Das Landleben, die Muße desselben und andere Vortheile, deren Sie bei Ihrer gegenwärtigen Verfassung entbehren müssen, werden allen Ihren gegenwärtigen Bedürfnissen abhelfen. Kurz, ich würde diesen Antrag gar nicht wagen, wenn ich nicht hoffen könnte, damit bei Ihnen so gut zu bestehen, als in Ansehung des Hauses, wo man mir eine Stelle einräumen und aufdringen wollen. Es kommt bloß auf die Entschließung an, ob Sie eine vortheilhafte Veränderung Ihrer gegenwärtigen Umstände unternehmen können und wollen. Sobald ich — und dies in aller möglichen Eilfertigkeit — Ihre Antwort und männliche Erklärung darauf erhalte, so überlassen Sie mir das übrige, und wenn Sie in Ansehung des Gehaltes u. s. w. Bedingungen vorzuschreiben haben, so melden Sie mir Ihre völlige Meinung darüber, wie ein Freund ins Gesicht des andern Freundes. Hierauf erwarte ich nun Ja oder Nein, wie Hans zu Grete und Grete zu Hans. Daß es Ihnen in Kurland leichter werden möchte mit Ihrer Absicht, die Landessprache zu erlernen und ein festeres Etablissement zu erhalten, will ich nicht erwähnen. Ich umarme Sie und bitte um eine prompte Abfertigung. Meine ganze Anfrage gründet sich auf die Freundschaft, mit der ich der Ihrige bin.

Hamann."

Herder an Hamann.

„Mein liebster Hamann!

Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für den Antheil, den Sie an meinem Mißvergnügen nehmen, und fühle es bei diesem Vorfall recht sehr, was es heißt, einen wahren Freund haben. Ich hätte also in eben dem Feuer, in welchem ich Ihren Brief las, Ihnen sogleich geantwortet, wenn ich nicht Freitag und Sonnabend Nacht hätte schlaflos zubringen müssen, einer Predigt wegen, die ich Sonntag früh halten mußte, als ein Werk der Nothwendigkeit. Entschieden war die Sache sogleich im Lesen, und jeder Augenblick Bedenkzeit hat diesen Entschluß bestärkt, daher ich ihn jetzt mit Freiheit schreibe, sowie ich ihn mit Festigkeit fasse.

Wer nicht vorwärts geht, der geht zurück, mein lieber Hamann. Diese Warnung verbeut mir eine Veränderung, die Sie mir mit so vielem freundschaftlichen Eifer empfehlen. Ich nehme mir alsdann muthwilligerweise das einzige Gut, das ich habe: Freiheit und Unabhängigkeit, und das ich jederzeit so hoch geschätzt, daß ich, ungeachtet aller dringenden Bedürfnisse auf der Akademie, vor jedem Privatengagement gezittert. Ich weiß, was man mir hierauf antworten kann; allein eine Empfindung, die so tief eingewurzelt ist, sollte sie auch Vorurtheil sein, läßt sich nicht durch eine Induktion heben, die doch selbst bloß wahrscheinlich

und trüglich bleibt. Hier bin ich doch wenigstens fest und sicher, wenn nicht unter dem Schatten des reichen Fruchtbaumes, so doch des friedlichen Ahorns. Hier hängt mein Beifall von vielen ab, dort von einem einzigen, und meine Zufriedenheit ist soviel unsicherer.

Meine vornehmsten Beschwerden werden nicht vermindert: hier viele Arbeiten, die mich bloß drücken, weil sie nicht für mich sind, dort bin ich den Arbeiten noch fremder; hier Neider und verläumderische Bösewichter, und elende Tröpfe, die alle jauchzen, wenn sie mich so weit gebracht sähen; hier das Unglück unter einem Kerl wie Schlegel zu stehen, dort ein unbekanntes Loos. Noch will ich ein Jahr warten, und dann breche alles! Drei Jahre habe ich Riga und mir versprochen, die will ich halten.

Die lettische Sprache — ich hätte sie hier längst anfangen können, wenn ich zu irgend einer Sache in der Welt Lust hätte, und Dorfpastor zu werden, noch am wenigsten. Ich fühle es, die äußere Ruhe auf dem Lande würde bloß Qual sein, und schleichendes Fieber. Noch will ich mich lieber winden, und seufzen und mich mit mir selbst quälen, und leiden und ausdauern: es muß ein Stoß kommen, der mich hebt und fortschleudert. Uebrigens schätze ich alle Ihre Mühe und Freundschaft: um mich bemühen Sie sich nicht weiter, mein liebster alter Freund, ich Hans Gottfried Herder sage Nein!

Sie sehen aus diesem ganzen Briefe, daß ich in einem Zustande bin, den kein Ort verändern kann — wer ist sich je entflohen? Ich habe gestern eine halbe Nacht in einer kläglichen Gemüthsverfassung zugebracht, die ich meinem Feinde nicht wünsche: bis zum Stampfen und Weinen; nur das letzte kann ich nicht. Lassen Sie diese Worte unter uns bleiben; mein Kopf möchte mir springen, alles ist mir zuwider. Müßte ich nicht meine Privatkonnexionen unterhalten, weil ich auch in dieser trübseligen Zeit (die ich aber zu verbergen suche) mehr Freunde gefunden, als vermuthet, so würde ich alles quittiren, und leben, wie ein einsamer Vogel auf der Domschule.

Ein paar Wochen denke ich zu mediziniren, etwas, was mir im Ernst hochnöthig ist, und alsdann mich, wie Achill auf den Schiffen von Fthia in der Stille zu erholen: wenn mein Auge sich nicht bessert, vielleicht meine Seele! — Ich umarme Sie, mein guter, lieber Hamann, und bin ewig Ihr

Herder."

Die tief erregte Mißstimmung, welche dieser Brief bekundet, lag wohl vorzugsweise in den beengenden Schulverhältnissen. Nichts drückt einen jungen, feurigen, strebsamen Lehrer, der seines Werthes sich bewußt ist, mehr, als das Bleigewicht eines pedantischen Vorgesetzten, der nur auf dem einen breitgetretenen Wege das Ziel erreichbar glaubt. Aber nichts ist auch natürlicher, als daß ein junger Mann von der eben geschilderten Verfassung in seinen kühnen Neuerungen zu weit geht und Schranken überspringt, welche vor dem Irrwege aufgerichtet sind. Beides mag wohl zusammengetroffen sein, das erstere mehr als das letztere, um für Herder die sonst so schönen und belebenden Tage in Riga zu verdunkeln. Auch seine Gesundheit hatte in Folge von übermäßigen geistigen Anstrengungen, in denen Maß zu halten Herder nie in seinem Leben verstand, bedenklich gelitten. Eine schwere Lungenentzündung brachte ihn im Februar des Jahres 1767 in Lebens-

gefahr, nur langsam vermochte er sich zu erholen. Im März schrieb er an einen Freund: „Meine Maschine ist wieder gut, aber meine Brust taugt noch den Teufel nichts."

Da er als Rekonvaleszent seine Amtsgeschäfte noch nicht wieder versehen konnte und daher der unfreiwilligen Muße sehr viel hatte, so benutzte er die Gelegenheit, um sich von einem Uebel zu befreien, das ihm schon lange ärgerlich und schmerzhaft gewesen war; die Thränenfistel, welche sein ausdrucksvolles Gesicht entstellte, sollte operirt werden. Die Vorkur dauerte acht Wochen; ausgehen, Wein, lesen, schreiben und studiren waren verboten, doch zur eigentlichen Operazion kam es nicht.

Nach der trüben Zeit folgten aber auch wieder helle Tage. Am 24. April 1767 erging an Herder ein Ruf, das Inspektorat der deutschen Schule in Petersburg zu übernehmen. Diese für den jungen Hülfslehrer immerhin sehr ehrenvolle Vokazion gewinnt noch an Bedeutung, wenn man in Anschlag bringt, daß dieser Posten nur an Männer von Ruf vergeben zu werden pflegte. Das Schreiben des Kirchenkonvents der St. Petersgemeinde lautete wie folgt:

„Hochedelgeborner, hochgelehrter Herr!

Der Ruf, welcher von Ihrer besondern Geschicklichkeit, von Ihren ausnehmenden Kenntnissen und Einsichten in Einrichtung guter Schulen und von Ihren Verdiensten, die Sie in diesem Stücke schon in Riga bewiesen haben, zu uns gekommen ist, hat bei uns ein vollkommenes Zutrauen zu Ihnen erweckt. Wir haben die Hoffnung zu Ihnen, daß Sie vermöge Ihrer bekannten Gelehrsamkeit und Treue unsere vor einigen Jahren errichtete Unterweisungs- und Erziehungs-Anstalten nicht allein in ihrem gegenwärtigen Zustande erhalten, sondern vieles zur Verbesserung derselben beitragen werden. Unsere Schule, die den Sprachen, Künsten und Wissenschaften, und zwar für Personen beiderlei Geschlechts gewidmet ist, mit welcher auch eine Erziehungsanstalt verknüpft ist, erfordert einen Mann, der mit aller Treue, Sorgfalt und Geschicklichkeit sich derselben annimmt. Die Vorsicht hat uns in Ihnen, hochedelgeborner Herr, einen solchen Mann zugewiesen.

Wir berufen demnach Dieselben im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit als Inspektor unserer Unterweisungs- und Erziehungsanstalt in Hoffnung, daß Sie diesem so wichtigen Amte, womit die Wohlfahrt so vieler Ihrer Sorgfalt anvertrauten jungen Personen beiderlei Geschlechts verbunden ist, als ein tüchtiger, getreuer und geschickter Inspektor wohl vorstehen werden. Sie werden von Ihrem Verfahren und Ihren Einrichtungen niemand als einem hochlöblichen Kirchenkonvente Rechenschaft zu geben haben, und unter niemandes Direkzion stehen. Wir haben das gewisse Vertrauen, daß Ew. Hochedelgeboren unserer Erwartung vollkommen ein Genüge leisten werden."

An Gehalt wurden siebenhundert Rubel, freie Wohnung mit Holz und Licht, sowie eine Entschädigung der Reisekosten versprochen.

Herder, dem die Verhältnisse in dem deutschen Riga bereits zu enge zu werden anfingen, bezeigte wenig Lust, die Stelle anzunehmen. Doch trug ihm dieser Ruf eine Verbesserung seiner Stellung in Riga ein. Er theilte nämlich dem Magistrate die erhaltene Vokazion mit und gab zu verstehen, daß er lieber in Riga bleiben

möchte, vorausgesetzt, daß er daselbst gleiche Vortheile genösse wie in Petersburg; eine Stelle als Prediger würde ihm besonders erwünscht sein.

Der Stadtmagistrat verfehlte nicht, sich über alle diese Verhältnisse gründlichen Bericht abstatten zu lassen. Der Antrag des Referenten ging dahin, man möge trachten, den wegen seiner vorzüglichen Gaben und Eigenschaften, gründlichen Wissenschaft und großen Gelehrsamkeit so nützlichen Mann, „dessen nähere Bekanntschaft und Freundschaft sogar selbst der so berühmte als gelehrte Canonicus in Halberstadt Herr Gleim in einer an denselben unlängst abgelassenen sehr schmeichelhaften Zuschrift zu suchen Gelegenheit genommen," der Stadt Riga zu erhalten. Dieser Vorschlag fand den Beifall des Rathes, und es wurde beschlossen:

„Daß Dominus Herder seiner bekannten Geschicklichkeit und gründlichen Gelehrsamkeit halber, und weilen er die erhaltene Vocation nach St. Petersburg auszuschlagen sich willig erklärt, in seinem Gesuche zu fügen und derselbe als Pastor Adiunctus bei den vorstädtschen beiden Kirchen, mit Beibehaltung seines Officii bei der lateinischen Schule und derer damit verknüpften emolumentorum, zu erwählen sei, derselbe auch künftig als Pastor Adiunctus, außer der gewöhnlichen Einnahme an Leichengeldern, dreißig Thaler wegen Hausmiethe und zehn Thaler als Weihnachts-Besendung, also zusammen jährlich vierzig Thaler so, wie es bis daher die vorigen Herren Pastores Adiuncti genossen, von Jesus-Kirchen-Geldern zu erheben haben solle." Zugleich wurde festgesetzt, daß er in Zukunft nicht mehr verpflichtet sein solle, bei der Schule seine behinderten Kollegen zu vertreten.

In dem Examen, welches das geistliche Ministerium mit Herder abermals anstellte, wurde gefunden, daß er nicht nur eine richtige, sondern auch gute und gründliche Kenntnisse der Theologie gezeigt hätte; am 10. Juli 1767 wurde Herder ordinirt und am 15. Juli in sein Amt eingeführt. Bei der Schule hatte Herder nun im Sommer täglich drei, im Winter täglich zwei Stunden zu geben, zu predigen hatte er alle vierzehn Tage und außerdem an allen Bußtagen, Festtagen und Marientagen. Herder verfehlte nicht, seinem ehemaligen Dienstherrn, dem Diakonus Trescho, seinen Ruf nach Petersburg und seine Beförderung zum Prediger in einem ausführlichen Schreiben mitzutheilen. Seine Gesammteinnahme gibt Herder bei dieser Gelegenheit auf 500 bis 600 Thaler an. Den Ruf nach Petersburg auszuschlagen, daran that Herder übrigens sehr recht, denn er war noch zu unerfahren, um die Aufsicht über dreißig Lehrer, welche an jener Schule arbeiteten, zu führen, und dabei fast den ganzen Haushalt der Schule und des Pensionats in die Hand zu nehmen.

Zu erwähnen ist noch, daß Herder kurz vor seiner Anstellung als Prediger in den Freimaurerorden aufgenommen und in ehrender Auszeichnung von der Loge zu ihrem Sekretär ernannt wurde, obwohl er den dazu eigentlich erforderlichen Grad nicht einmal besaß. Obwohl Herder sich später in Weimar nicht öffentlich als Freimaurer bekennen konnte, so bewahrte er doch stets ein lebhaftes Interesse für dieselben, und noch in seinem letzten Lebensjahre beschäftigte er sich mit Vorarbeiten zu einer Geschichte des Ordens.

Herder's äußere Lebensstellung war für einen jungen Mann von dreiundzwanzig Jahren damals nun eine sehr angesehene und ungewöhnlich einträgliche. Wäre es ihm nur um Ehre und Gewinn zu thun gewesen, so wäre er auf dem

besten Wege zur Befriedigung seiner Wünsche gewesen, denn man stellte ihm die höchsten Ehrenstellen in Riga in sichere, und nicht allzu weite Aussicht. Aber Herder's edler Geist fand kein Genüge an dem, was das Streben fast aller Menschen ist; die gesicherte Existenz, die wohlgeordneten Verhältnisse waren ihm nur der feste Grund, der ihm dazu diente, sich höher hinaufzuschwingen. Aber ein höherer Flug war in Riga unmöglich; eine Bibliothek fehlte ganz, wissenschaftlicher Umgang mußte fast gänzlich entbehrt werden, und vergebens rang der strebsame junge Mann nach Zufriedenheit mit seiner Lage. Riga hatte ihm bereits alles geleistet, was es geben konnte, es hatte ihn in das Leben eingeführt, es hatte ihm einen neuen Geist und frischen Muth, Zuversicht auf seine eigene Kraft und die feste Hoffnung auf spätere höhere Leistungen eingeflößt; aber die Erfüllung dieser Hoffnungen mußte an einem andern Orte gesucht werden, und andere Verhältnisse mußten seinem Geiste einen stärkern Aufschwung geben, das fühlte Herder sehr tief, und es drückte ihn nieder. Im Sommer 1768 schrieb er an einen Freund in Königsberg die bezeichnenden Worte: „Meine gegenwärtige melankolische Denkart macht mir alles schwer, und mich zu allem auch schwer. Der Ort, wo ich lebe, mein Stand, meine Arbeiten, die Leute, mit denen ich umgehen soll, alles ist mir verdrießlich und ich kann nichts so wenig erklären, als daß ich mich an Riga durch meinen ehrlichen Pastorstand auf gewisse Art angekettet. Ich schnappe nach nichts, als nach Veränderung, und verzehre bei dieser Unzufriedenheit wahrhaftig mich selbst. Der erste Ruf von hieraus, es sei, wohin und wozu es auch wolle, gefällt mir schon im Voraus, und nichts soll mich hindern, jede Gelegenheit zu ergreifen, um mehr Länder und Menschen kennen zu lernen. Dies allein wäre im Stande, mich aufzumuntern, sonst nichts; denn wenn ich mich gleich jetzt ins hiesige Oberpastorat oder Generalsuperintendentschaft versetzte, und in den Stand der heiligen Ehe obendrein, so sind jetzt einmal die Menschen meines Orts nicht nach meinem Sinn geschnitten, und ich sehe einer großen, weiten Leere entgegen, die meinen Geist nothwendig ermatten muß, weil dieser gewiß Aufmunterung über alles braucht. Und in den Jahren, in denen ich bin, muß auf die ganze Lebenszeit alles entschieden werden! Wollte Gott, ich hätte weniger Einbildungskraft, um mir selbst damit zur Last zu werden.

„Doch wohinaus mit meinen Klagen? — Den Augenblick, da ich Ihren Brief bekam, war ich nicht mehr in Riga, ich war bei Ihnen, ich umarmte Sie. So las ich ihn, so denke ich an Sie. Mit einem Freunde, wie Sie, zu leben, und die Welt zu genießen, und Aufmunterung zu finden, und vor heiliger Pastorwürde nicht allen Witz verbannen zu dürfen, und andere Beschäftigung zu haben, als Predigten zu machen oder Arbeiten zu doziren, die ich selbst nicht mag: so was wäre mein Wunsch und meine Sehnsucht. Der Karakter des Gelehrten hat für mich keine Reize, und der besten menschlichen Situazionen, des Umgangs, der Freundschaft — muß ich entwöhnt werden, und sie in meinen besten Jahren nicht genießen. — Doch ich klage ja schon wieder, und das wollte ich nicht. — Ich schreibe diesen Brief sehr unheiter; die erste heitere Stunde soll Ihnen sein. Schreiben Sie mir doch bald, denn Ihre Briefe gehören wirklich unter die Aufmunterungen meines Lebens." —

Eine Verbesserung dieser Verhältnisse trat nicht ein, Herder aber wurde immer

ungeduldiger und seine Sehnsucht nach der Welt immer stärker. Im Januar des Jahres 1769 schrieb er in einem Briefe an Nikolai in Berlin: „In einem Aufenthalt, wo man ohne allen gelehrten Umgang kaum als Pflanze fortlebt: wie anders als angenehm, wenn wenigstens so viele Meilen hinüber der Laut eines gelehrten Freundes kömmt und uns weckt? O lassen Sie mich, geschätzter, theurer Freund, lassen Sie mich in meinen Schreiben immer auch etwas seufzen! Was soll man, wenn man sich selbst Aufmunterung und Gespräch und alles sein muß, was soll man, wenn man aufs Pult geheftet und in Amtsarbeiten eingespannt, die Biegung — und beinahe wider Willen — annimmt, die dort einem ehrlichen Schriftsteller, hier einem treufleißigen Karrenzieher gebührt? Was soll man, wenn man in den Jahren der Bildung — und bewahre mich der Himmel, daß diese sobald bei mir vorbei sein sollten, als dies bei manchen geworden — sich selbst aller der bildenden Hülfsmittel beraubt sieht, ohne Weltton der Literatur, guten Ton im Umgange, freundschaftliches Konsorzium in Studien, Bibliotheken, Kunstsäle, was soll man ohne alles dies bei den todten Büchern? Niemals, niemals würde Lessing der Mann sein, der er ist, wenn er in die enge Luft eines Städtchens, oder gar in eine Studierstube eingeschlossen, in einer Falte seines Geistes bloß Würmer hecken und Ungeziefer, kriechendes Ungeziefer von Gedanken ausbrüten sollte. Und mein Gott, welcher Stand schlägt eher Falten und Runzeln, als der geistliche? Selbst Spalding, selbst Ihr Resewitz, nennen Sie wen Sie wollen, die Falte ist geschlagen, die bedächtliche Amtsmiene ist auf dem Gesicht des ganzen Schriftstellers da. Und wehe! die Predigerfalte ist ärger als die akademische selbst." —

Für Nikolai wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn er einen Mann wie Herder hätte nach Berlin ziehen können, Herder hatte ihm schon manchen wichtigen Beitrag zu seinen Literaturbriefen geliefert, und als er nun aus den Briefen desselben ersah, wie gern jener zu einer passenden Veränderung die Hand geboten hätte, versäumte er nicht, seine guten Dienste anzupreisen, wenn Herder etwa eine Stelle als Prediger oder als Schulmann in Berlin anzunehmen Lust hätte. Herder legte in seiner Antwort seine ganze Lage dem bereitwilligen Freunde offen dar, indem er ihm schrieb: „Meine hiesige Situazion ist nicht durch Titel brillant, aber unabhängig, ruhig und mit wenigstens persönlicher Achtung gegen mich begleitet. Die erste vakante andere Stelle kann mir nicht entstehen, und Sie wissen, wie Riga ist, wo noch wenigstens so ein Schatten des Hanseatischen übergeblieben, das Stadtministerium einen sehr ansehnlichen Theil der Stadt ausmacht. Anbei wartet man von Seiten des Gouvernements recht auf den Tod eines achtzig, fast neunzigjährigen Greises, der Mitglied des hiesigen Oberkonsistoriums, Prediger bei der sogenannten Kronskirche und Rektor der Ritterschule ist, um mir die Stelle, nach deren Erwartung ich zu keinem einzigen einen Fußtritt weder gethan, noch thun werde, zu konferiren. Und so sehen also Ew. Hochedl., daß ich mich von hier weder aus Desperazion meiner gegenwärtigen noch künftigen Umstände (jetzt nehme ich an 600 Thaler ein, das aber an einem Ort, wo man viel gibt, um nichts dafür zu genießen, sehr wenig ist) wegwünsche. Es ist lediglich Bedürfniß des Geistes, aber ein um so drückenderes Bedürfniß, je weniger mir mein Stand erlaubt, jedes schlechtere Vergnügen dafür zu wählen. Und da ich eben geistig unzufrieden bin, so weniger werde ich mich in jeder einzelnen Schwierigkeit fassen.

Wenn ein Posten honorabel ist (dies muß ich auch meiner gegenwärtigen Situazion zu Gefallen thun), wenn er mich nährt, wenn er Arbeiten enthält, denen ich gewachsen bin, wenn er mir Zeit läßt, auch meines Geistes etwas zu pflegen — gut, vortrefflich. Das übrige hängt von der Bestimmung des Ortes ab. Sind in Berlin Stellen, wo der Prediger dem andern Posten ein Gewicht gibt, wo beide sich nicht stoßen — wohl! Ist dies, so eins von beiden. Ich kenne Berlin nicht, um in solchem Falle wählen zu können. Und übrigens ist mir der Beruf Gottes immer gleich, in welchem Stande ich ihm dienen möge; an die äußere Bestimmung noch weniger zu gedenken, die sich völlig nach einem Ort selbst richtet.“ —

Nur noch wenige Monate ließ Herder sich in Riga halten; da sich eine passende Stelle an einem andern Orte für ihn nicht gleich finden wollte, so beschloß er, seinem Sterne zu folgen, und zu erproben, wie die Welt ihm, und er der Welt gefallen würde. Im Mai des Jahres 1769 richtete er an den Magistrat das Gesuch, ihn seiner Verpflichtungen zu entlassen, und der Rath gab ihm seine Entlassung durch einen Beschluß vom 8. Mai, welcher ebenso ehrenvoll für Herder's Amtsführung wie für den liberalen und vorurtheilsfreien Geist des Magistrates in Riga war. Die Worte lauten:

„Es ward Herr Supplicant in seinem Gesuche gefüget, derselbe seiner bishero mit Ruhm und bestem Beifall bekleideten Aemter erlassen, ihm zu seinen vorhabenden Reisen und künftigen Unternehmungen alles Glück und des Höchsten Beistand angewünscht, wonach derselbe in Absicht seiner vorzüglichen Geschicklichkeit, sich auch in seiner Abwesenheit der ferneren Wohlgewogenheit Eines Wohl Edlen Raths versichert halten können.“

Am 28. Mai hielt Herder in der Gertrudenkirche seine Abschiedsrede, aus welcher einige bedeutungsvolle Stellen hier Platz finden mögen. Der Text war (Jak. I, 21): „Nehmet das Wort an mit Sanftmuth, das in euch gepflanzt ist, welches kann eure Seelen selig machen.“ Nachdem der Redner zuerst auf die verschiedenen Bilder aufmerksam gemacht, unter welchen der geistliche Stand dem Weltmann, dem Witzling, dem Spießbürger, dem Ehrgeizigen u. s. w. erscheint, und nachdem er hierauf die verschiedenen Absichten, welche zur Wahl des geistlichen Standes treiben, berührt, besonders die unlauteren Absichten gekennzeichnet hat, fährt er fort:

„Keiner von diesen Beweggründen war der meinige, sondern ein Wort zu pflanzen, welches menschliche Seelen glücklich machen könne. Das ist doch einmal gewiß, daß es eine Reihe von Wahrheiten gibt und geben muß, die für uns Menschen den Grund unserer Glückseligkeit enthalten. Nur auf einem einzigen Wege ist Ruhe und Glück möglich, alles andere ist Irrweg, Unglück, Unruhe, Verwirrung. Da nun das menschliche Herz so vieler Ausschweifungen von diesem einzigen und richtigen Pfade fähig ist; da es nach unserer Erziehung und Bildung menschlicher Seelen eine ungemeine Seltenheit und fast eine Unmöglichkeit ist, eine menschliche Seele für ihr ganzes Leben so zu bilden und einzurichten, daß sie keinen einzigen Trieb, keine einzige Leidenschaft über die Grenzen des Wahren und Guten erhöhe, und bei keinem einzigen Auftritte ihres Lebens von der Bahn der Glückseligkeit abweiche; da wir, ohne auf unsere Welt schmälen zu wollen, wirklich in einem verderbten Zeitalter leben, in dem, es mag so viel artiges und bürgerliches und

witziges und brauchbares aus der Menschlichkeit gemacht werden, doch immer die wahre Menschlichkeit für ihre besten, größten und edelsten Anlagen des Geistes und Herzens ungemein versäumt wird; da wir also, menschlich und moralisch zu reden, wirklich in einem Zeitalter der Entartung leben, wie es so viele unedle, niedrige und lasterhafte Seelen zeigen, die doch den größten Theil der Menschheit ausmachen — aus allen diesen Ursachen, die ich so oft meinen Zuhörern ans Herz zu legen gesucht habe, ist noch immer ja ein Stand nöthig, welcher der edeln Sache der Menschheit wieder emporhelfe, welcher die vortreffliche menschliche Seele aus dem tiefen Schlamme, in den sie gerathen kann und so oft geräth, errette, ihr ihre beste schöne, glänzende gute Gestalt und ihr ursprüngliches Glück wiedergebe. Und dies ist das Amt, mit dem Worte, das menschliche Seelen glücklich machen kann; in dem großen Gesichtspunkte für den Nutzen der Menschheit habe ich's betrachtet, und mich würdig zu machen gesucht, diesen großen Zweck von meiner Seite zu erreichen.

Man verstatte mir also, einige Rechenschaft von dem Wege zu geben, auf dem ich dies gesucht habe. Es redet in meinem Vortrage nicht Stolz und Eigenliebe, es redet ein Redlicher, der, indem er auf eine Zeitlang sein Amt vor einer Gemeinde niederlegt, das Buch — nicht seiner Verdienste aufschlägt, sondern das Buch der Schulden vorbringt, die er hätte abtragen sollen. Das Wort des Predigtamts soll Seelen selig machen, und was kann also wohl eine frühere Pflicht als die sein, menschliche Seelen zu kennen, sie von ihren guten und bösen Seiten, von ihren Höhen und Tiefen, von ihren Schlupfwinkeln und offenen Seiten aus zu kennen, sie so vorzustellen, sie durch diese Vorstellung zu bessern? Das ist also das große Studium eines Predigers, in welchem er sein Leben durch nicht zu weit kommen kann, und auf welchem all sein Werk beruht, menschliche Seelen glücklich zu machen. In der Welt rührt uns eigentlich nichts als was wirklich menschlich ist, was aus den Empfindungen unseres Herzens hervorgeschöpft, mit dem innern Baue unseres Wesens gleichsam verwandt ist. Bloß bei Betrachtungen von der Art öffnet sich unsere Seele, sie erkennt sich in dem und jenem innern Zuge, und wie die Betrachtung wiederkömmt, so erkennt sie sie wieder. Sie macht die ihr vorgelegte Gesinnung zu ihrer eigenen, das Wort wird in sie gepflanzt, es wächst gleichsam mit den Bestandtheilen ihres Wesens zusammen, sie fängt an sich darnach zu bilden. Das ist der einzige und eigentliche Weg wahrer menschlicher Bildung zur Glückseligkeit.

Meine meisten und liebsten Predigten sind also menschlich gewesen. Von dem zu reden, was unsere wahre Bestimmung hier in diesem und in einem andern Zustande sei, die eigentliche herrliche Natur des Menschen, zu der ihn sein Gott geschaffen, mit allen ihren Vorzügen, ins Licht zu setzen; ins Licht zu setzen, wie weit sich der Mensch durch jedes Laster erniedrige, wieviel er durch jede Ruchlosigkeit seiner Natur zu seinem eignen Unglück beitrage; ins Licht zu setzen, wie sehr wir unser Glück bauen, wenn wir den Anlagen unserer Natur treu bleiben, unsere Vernunft und Gewissen herrschend in uns machen, in jeder Thätigkeit der Seele vollkommen werden, und bloß dadurch Anspruch auf Glückseligkeit haben, wenn wir vor Gott und unserm Gewissen in allem Umfange und unserer Bestimmung und Pflicht, mit aller Redlichkeit des Herzens und aller Wirksamkeit das sind,

was wir sein sollen. Menschliche Materien von der Art, das sind meine liebsten Materien gewesen, und keiner meiner Zuhörer, der mich öfters besucht, oder mir die Güte bewiesen, mich beständig zu besuchen, wird in dem Katechismus menschlicher Bestimmung und Glückseligkeit hoffentlich keine beträchtliche Lücken gefunden haben. Insonderheit habe ich mir zu mehr als Einem Male noch eine Materie angelegen sein lassen, ohne deren Wahrheit unsere ganze menschliche Bestimmung in Anlagen, Zwecken und Pflichten brüchig und unvollkommen bleibt, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. Ich habe sie zu beweisen und in ihrer Wichtigkeit und Folgen ans Herz der Menschen zu legen gesucht. Menschlichkeit also in ihrem ganzen Umfange, mit allen ihren edlen Gesinnungen für Gott, sich selbst und andere, mit allen ihren brüderlichen und theilnehmenden Empfindungen, mit allen ihren angenehmen Pflichten, mit allen ihren hohen Anlagen und Fähigkeiten zur Glückseligkeit — Menschlichkeit in diesem großen Umfange, das war jederzeit das große Thema meiner Predigten, meines Unterrichtes, meiner Ermahnungen.

Und hiernach eben, wenn ich in meiner Rechenschaft fortfahren darf, richtete sich auch einzig und allein mein Vortrag: er war menschlich. Wenn ich mich nicht in dunkle und subtile Fragen, nicht in unbegreifliche Geheimnisse, nicht in geweihete Grübeleien verloren; wenn ich immer die Seiten wähle, welche der menschlichen Seele zunächst vorliegen, die das Herz zuerst und am stärksten und tiefsten zu treffen pflegen, wenn ich gern auch eine menschliche Sprache zu reden mich beflißß — so hatte dies alles keine anderen Gründe und Absichten, als ein würdiger Lehrer der Menschheit zu werden. Ich weiß, daß diesen Gesichtspunkt nicht alle von meinen Zuhörern, insonderheit die, die mich, wie die Taube Noah's, so einmal besuchten, um ein Oelblatt, um ein Wort abzubrechen und es ihren Zwecken anzubequemen, getroffen haben. Ich weiß, daß manche die Güte gehabt, mich für einen Weltweisen in schwarzen Kleidern zu halten, der wohl nicht als Theolog predige, sondern dessen Lehren in ein ander Feld, auf das Katheder und in das Kabinet gelehrter Leute, nicht aber auf Kanzeln gehörten. Allein diese Zuhörer haben zu vortheilhaft von mir geurtheilt. Das, was ich auf Kanzeln und vor dem Altare vorgetragen, ist nie etwas weniger, als Gelehrsamkeit, es sind immer wichtige menschliche Lehren und Angelegenheiten gewesen. Ich habe sie nie gelehrt, sondern immer menschlich, mit der ganzen Sprache meines Herzens und meiner Theilnahme vorgetragen; ich habe immer aus einer gefühlvollen Brust, und wie einer, der für die gute Sache der Menschheit eifert, geredet. Daher kam es, daß ich mich so oft, um meinem Vortrage die gehörige Nutzbarkeit und Anwendung zu geben, in das einzelne von menschlichen Pflichten, in den Beruf dieses und jenes Standes, in die Fehler dieses und jenes Lebensalters, in die Sache dieser und jener Bestimmung einließ. Daher kam es, daß ich so gern von der Erziehung der Kinder redete, und über sie eiferte. Daher, daß ich mich so gern auch in die häuslichen Pflichten eingelassen; denn wir mögen uns hinter noch so viele Allgemeinsätze der Religion und der Moral verstecken, so sind wir doch immer zu sehr Menschen, als daß nicht von der Erfüllung und Vernachlässigung dieser Pflichten alles abhangen sollte. Daher, daß ich mich so gern in einzelne Personen und Temperamente versetzte, denn einmal handelt doch jeder Mensch nach seiner persönlichen eigenen Denkart, er muß sich also selbst sehen, stark und lebendig geschildert

sehen, Beweggründe aus seinem Herzen und nach der Wendung seiner Seele hören, oder man predigt tauben Ohren. Daher endlich, daß ich keine liebere Anweisung habe geben können, als die Menschen zum wahren Genusse ihres Lebens in aller Unschuld des Herzens, in aller Lauterkeit des Gewissens, aber auch mit allen Anlagen und Zwecken und Fähigkeiten zu genießen, zu leiten, denn das ist doch einmal der Zweck Gottes über unser Leben. Wenn ich also eine Filosofie gepredigt habe, so war es immer eine Filosofie der Menschheit; ich redete ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen. —

Nie ist mir ein rauschendes Lob so angenehm gewesen, als die stille, redliche Thräne einer gerührten Seele, der fromme, einfältige Seufzer: o wäre ich so! und die stille, heitere Entschließung zur Besserung. Nie habe ich also auch große Leidenschaften zu erwecken gesucht; mit einer kleinen Anstrengung meiner Stimme, zumal in dieser Kirche, mit heftigen Ausrufungen, wohl gar mit erpreßten Thränen wäre dies endlich wohl möglich gewesen. Aber ich weiß, daß die wahre Besserung nie in einer wilderregten Seele, nie im Taumel von Empfindungen bewirkt wird; ich weiß, daß die Andacht, sobald sie übertäubend und so ansteckend wird, wie das Gähnen oder wie der elektrische Funke, so bald vorübergeht, als sie kam, und man die Kirchenluft verändert. Und daher waren das meine liebsten Vorträge, meine Zuhörer in ein sanftes Nachdenken, in einen heiligen Gang von Gedanken, Ueberlegungen, Entschlüssen zu bringen, ihnen die Lehre, die ich vortrug, so wichtig, so menschlich, so interessant zu machen, als es möglich war, und ihnen erst Gründe zur Besserung, erst einen Geschmack an der Wahrheit, die ich sie lieben lehrte, zu geben, ehe ich auf ihren Entschluß und auf die Annahme derselben drang. Daher auch, daß ich so gern in menschlichen Worten, in verständlichen Ausdrücken unseres Umgangs, und nur dann in der Sprache der Bibel redete, wenn ich diese erklärt hatte, wenn sie deutlich war, wenn sie ans Herz drang. Das ist noch keine biblische Predigt, die bloß eine Kette von biblischen Worten und Ausdrücken ohne Verstand und Zusammenhang ist, sondern das ist eine biblische Predigt, die nach den Lehren der Schrift in unserer Sprache des Lebens so deutlich, so nachdrücklich, so eigenthümlich für uns ist, als der Vortrag der Bibel zu den Zeiten war, in welchen sie geschrieben worden. Bloß hiervon hängt der wahre Geschmack an der Religion ab. So lange wir bloß auswendig gelernte Worte wissen, die wir um so weniger verstehen, je früher wir sie gelernt, je mehr sie gäng und gebe sind, je weniger wir uns jemals haben Mühe geben wollen, darüber nachzudenken, so lange wird man immer die Verlegenheit sehen, daß die Kristen lernen und lernen, und doch nicht zu der Erkenntniß der Wahrheit kommen; man wird immer sehen, daß eine Person von den besten Einsichten, von den gesellschaftlichsten Talenten, von geläufigem Vortrage über alle Materien bei keiner einzigen stutzig wird, als wenn sie sich etwas aus der Religion erklären soll, und über nichts so sehr in Verwirrung geräth, als wenn sie einen genauen Gedanken über das sagen muß, was doch wirklich ihre vornehmste Wissenschaft sein soll. Woher entsteht diese Verlegenheit, diese verworrene Miene, diese blöde, wortlose Armuth? Aus einer Armuth an bestimmten Gedanken, daraus, daß man in der Religion Worte lernt, ohne Sachen zu denken, daß wir über die menschliche Angelegenheit der Religion nicht so nachdrücklich denken lernen, als über jede andere Angelegenheit

unseres Lebens. Wie glücklich wäre ich, wenn ich meinen Zweck erreicht hätte in den Sachen, über die ich geredet, so menschlich belehrt zu haben, daß jede meiner Zuhörer es zu sich selbst immer sagen könnte: da lernte ich eine Lehr verstehen, die mir dunkel war; da glauben, von dem ich vorher die falschester Begriffe hatte; da ward in mich, in meiner menschlichen Sprache nach meine Denkart ein Wort gepflanzt, daß ich noch jetzt habe, und das meine Seele glücklic macht. —

So lege ich denn jetzt mit diesem Worte das Amt nieder, das ich seit zwe Jahren als Prediger dieser Kirche auf den Ruf meiner Obrigkeit geführt habe und von dem ich jetzt auf meine Bitte zu Vergünstigung meiner Reise von meine Obrigkeit erlassen bin. Da ich sehe, daß man sich in Absicht auf meinen Entschluß zur Reise, zum Theil aus gutem Herzen, so häufig irrt, so wird man mir erlauben daß ich die wahre Idee der Sache so gebe, wie sie bei mir ist. Ich gehe auf ein Reise, ohne daß ich's im Sinne hätte, aus Unzufriedenheit mit meinem Orte und mit meiner Stelle, wo ich mehr Liebe und Achtung genoß, als ich verdiente, mich gleichsam wegzustehlen. Ich gehe, ohne daß ich etwa ein auswärtiges Engagement vorhätte, zu dem ich mich hinstehlen wollte. Ich hätte oft Gelegenheit gehabt, ein solches anzunehmen, da es mir in geistlichen und gelehrten Ehrenstellen auswärts angetragen worden; allein ich habe es ausgeschlagen, und ich weiß nicht, warum, wenn das der Zweck meiner Reise wäre, ich nicht mit einem offenen Bekenntnisse lieber weggehen könnte. Meine einzige Absicht ist die, die Welt meines Gottes von mehr Seiten kennen zu lernen, und von mehr Seiten meinem Stande brauchbar zu werden, als ich bisher Gelegenheit gehabt, es zu werden. Dazu fühle ich in mir Anlagen, und diese sind ein innerer Ruf Gottes an uns, der zu unserer Bestimmung gehört, und dem wir folgen müssen. In diesem Punkte stehe ich allein vor Gott und meinem Gewissen; da will ich mich über die Redlichkeit meiner Absichten richten lassen, und nicht von den Vermuthungen der Menschen."

— Es mag wenige Predigten geben, welche so offenherzig den Standpunkt und die Gesinnungen des Redners angeben, als diese Abschiedsrede von Herder, welche ein werthvoller Beitrag zur Karakteristik desselben ist. In jedem Satze begegnet uns die Eigenthümlichkeit Herder's, überall auf den wahren Grund einer Sache zu dringen, den falschen, gleißenden Schein mit Entrüstung von sich zu weisen, und mit begeistertem Ernst für das Ewige, das Wahre, das Gute zu werben. Er scheut sich nicht, auf diesem Wege sein kühnes und freies Wort in die Wage zu werfen gegen berghohe Irrthümer, wenn sie auch durch den Staub ihres Alters geheiligt und von einer gewissen Partei zur Bedingung ihrer Gunst gemacht waren. Wir werden noch öfters Gelegenheit haben zu bemerken, mit welcher Kühnheit, die alle und jede Rücksicht bei Seite schob, Herder eine gute Sache zu vertheidigen pflegte.

Was die lange vorbereitete und sorgsam erwogene Reise anbetrifft, so hatte Herder den Plan entworfen, zu Schiff nach Frankreich zu gehen, in Nantes einige Monate zu verweilen, bis er der Sprache des Landes völlig mächtig sei, und sodann sich nach Paris zu begeben. Die Mittel zu dieser Reise schoß ihm sein Freund, der Buchhändler Hartknoch vor, der Herder's Schriften, über welche wir bald im Zusammenhange und eingehend sprechen werden, verlegt hatte. Viele angesehene

änner in Riga und von der liefländischen Ritterschaft beeilten sich, dem jungen anne Empfehlungsbriefe zukommen zu lassen.

Am 3. Juni 1769 ging Herder an Bord des Schiffes, welches ihn und ien Freund Gustav Behrens nach Frankreich bringen sollte. Hartknoch mit ier Frau und noch einige andere Freunde begleiteten die beiden Reisenden bis Bord des Schiffes; als sie am Abend in ihrer Schaluppe wieder zurückfuhren, g die See ungewöhnlich hoch, auch am folgenden Tage fanden die Schiffer es athen, noch auf der Rhede zu verweilen. Herder schrieb einen kurzen Brief an rtknoch, in welchem er sagte: „Wir liegen noch vor Anker und genießen in sellschaft meines Reisegefährten alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die n hat und sich macht, um sich zur eigentlichen Seefahrt zu bereiten. Das Vini nnique klingt nicht vergebens, versteht sich, und wenn Horaz dies zum Lorber-akter eines Filosofen macht, so sind wir in unserer Kajüte und unseren Schlaf-tzen die größten Filosofen von der Welt.“ — An demselben Tage, dem 5. Juni, g das Schiff unter Segel. Wie schwer der Abschied von Riga das Herz rder's machte, das spricht er selbst in der Ode „Als ich von Liefland aus zu hiffe ging“ mit bewegten Worten aus. Es heißt darin:

„— Seh ich dich wieder,
Du scheidend Himmelszelt?
Seh ich dich wieder? Ach, da wall' ich Fremdling
Auf offnem, weitem Meere nun,
Geh', wie ich zu ihm kam. So höre, Himmel,
Des Fremdlings Scheidewort!
Hör' es, das dort wie Opferwolke dämmert*),
Mein zweites, holdes Vaterland,
Du, dem den Fremdling Ungefähr und Leichtsinn
Warf in den Mutterschoos.
Dein Mutterschoos umfing den Fremdling sanfter
Als sein verjochtes Vaterland,
Ihn sanfter, als die eignen Halbgebornen.
Du liebtest mütterlich,
Gabst mütterlich dem Fremdling Wunsch und Hoffnung,
Arbeit und Muse, Freud' und Brod,
Und Neidessporn, ihn anzuglühn, und gabst ihm
Der Freunde warmes Herz,
Der Freunde Herz, aus deren Bundesarmen
Ich mich dort bitter weinend rang.
Für alles! alles! segnet dich der Fremdling —
Mehr sagen kann er nicht.“

Während der Zeit, wo Herder in Riga lebte, wohnte er in einem Eckhause dem freien Platze, an welchem auch die Domschule liegt, in welcher Herder rte, die Domkirche, in welcher er predigte, die Stadtbibliothek, deren Bibliothekar

*) Die Ode wurde in dem Augenblicke niedergeschrieben, als das Schiff in See ng, und die Küste nur noch als ein dämmernder, wolkenähnlicher Streifen erschien.

er war, und die damals Fröhlich'sche Buchdruckerei, in welcher ein nicht unbedeutender Theil von Herder's Werken gedruckt wurde. Auf diesem Platze, welcher jetzt Herderplatz heißt, haben deutschgesinnte, wackere Männer, die bedeutendsten, geistigen Repräsentanten der Stadt Riga, ihrem ehemaligen Mitbürger ein würdiges Denkmal errichtet, welches am 25. August 1864 unter Betheiligung des Magistrates, der evangelischen Geistlichkeit, der Schulen und vieler Bürger in großartig feierlicher Weise enthüllt wurde. Das schöne Denkmal, von einer Eiche überragt, führt als Aufschrift den Denkspruch Herder's: Licht, Liebe, Leben, und bei der Enthüllung schrieben die Stifter in die Stiftungsurkunde die bedeutungsvollen Worte:

„Mit diesem Herderdenkmal haben wir unsern freudigen Dank für unser politisches und geistiges Mitbürgerthum des Haupt- und Vororts unserer baltischen Lande, wie unsere dankbare Freude an dem — durch den großen, unserm Riga vor einem Jahrhunderte als geistigen Bürger angehörenden deutschen Humanisten und Klassiker Herder repräsentirten — ideellen Zusammenhang mit dem großen deutschen Mutterlande in „Licht, Liebe, Leben" — der Gegenwart und Nachwelt bezeugen wollen!"

Möge eine so ehrenwerthe deutsche Gesinnung auch ferner in der alten Hansestadt blühen! Das große deutsche Vaterland, jetzt Herrin und Fürstin in Europa, wird sicherlich zu keiner Zeit seiner Kinder uneingedenk sein, wenn sie auch in der Fremde leben! —

Es ist uns nun noch übrig, einen Blick auf die schriftstellerische Thätigkeit Herder's in Riga zu werfen. In Königsberg hatte Hamann einen starken Einfluß auf seinen jungen Freund geübt, wie wir seiner Zeit erfahren haben. In Riga, wo Herder mehr vereinzelt stand, war er genöthigt, in den bedeutendsten Schriften alter und neuer Zeit seine geistige Nahrung zu suchen. Die beiden Sterne erster Größe, welche damals am literarischen Himmel Deutschlands strahlten und alles übrige in Schatten setzen, waren Klopstock und Lessing; ihre Schriften studirte Herder, denn er fühlte sich beiden verwandt, und besonders war es Lessing, der ihn mächtig anzog. An Klopstock bildete er sein Ohr. Klopstock's Oden waren ihm fast eine poetische Offenbarung, und noch in viel späterer Zeit forderte er, daß Klopstock's Oden für deutsche Schulen das sein sollten, was für griechische Schulen die Gedichte des Homer gewesen wären. Da Herder aber selber fühlte, daß er mehr Kritiker als Dichter sei, so wandte er sich mit besonderm Eifer allem zu, was Lessing schrieb; Herder's Briefe der damaligen Zeit enthalten viele Zeugnisse dafür, wie hoch ihm Lessing stand. An Nikolai schrieb er: „Hat Lessing auch an der Allgemeinen Bibliothek Antheil gehabt? Ist er auch an dem Stücke Pope ein Metafysiker, Mitarbeiter? Hat er sonst noch etwas geschrieben, außer seinen Schriften*), seiner Dramaturgie, seinem Laokoon und seinen jetzigen Briefen**), auf die ich so begierig bin, als ein Märtirer auf seinen Tod; hat er sonst noch übersetzt außer Diderot und Huart? Geben Sie doch, ich bitte Sie sehnlichst, hierüber Nachrichten, denn jedes Wort von diesem vortrefflichen Manne ist mir Merkwürdigkeit." An einer andern Stelle: „Ich beneide Herrn Lessing in mehr als einer Absicht. Er

*) Die gesammelten Schriften.
**) Die antiquarischen Briefe.

ist ein Weltbürger, der sich aus Kunst in Kunst und aus Lage in Lage, und immer noch mit ganzer, junger, unveralteter Seele wirft; solch ein Mann kann Deutschland erleuchten!" An Scheffner: „Die Berliner haben durch die Dedikazion im letzten Theile des Vademekum gegen die Hallenser sehr fein zu agiren angefangen, allein es ist jetzt keiner als Lessing, der die Sache ausfechten könnte." Und an Lessing selber schrieb Herder bei Gelegenheit des Laokoon: „Nehmen Sie die offenste Versicherung meiner Hochachtung an, die auch aus meiner ganzen Schrift*) erhellen muß, und künftig noch mehr erhellen wird. Jedes Wort sei verbannt, was einen Lessing beleidigen wollte, allein jedes Wort werde auch um so schärfer geprüft, was ein Lessing sagt, denn wie viel hat der nicht Nachsager!" —

Gervinus (IV, 415) faßt die Beziehungen und Einflüsse der beiden genannten Männer auf Herder anschaulich zusammen, wenn er sagt: „Kein Schriftsteller hatte auf Herder's Gemüth einen so tiefen Eindruck machen können, als Klopstock; bei ihm holte er den Anstoß zu jener Fertigkeit, sich in fremde Natur, Dichtung und Zeit zu versetzen, an ihm sagte ihm die Erhabenheit und der profetische Dichterschwung und die Reinheit des Karakters zu. Allein da er früh empfunden haben mochte, daß er zum Dichter nicht geboren sei, so ward Lessing auf seine Schriftstellerei einflußreicher, und er trat zuerst als Kritiker auf. Herder schrieb es selbst an Hamann, daß der einzige, der ihn interessire, wohin er sich auch schlage, Lessing sei. Und dies ist in solchem Umfange wahr, daß Lessing fast nichts geschrieben hat, worauf nicht Herder irgendwie, spät oder früh, billigend oder polemisch Rücksicht genommen habe."

Die Literaturbriefe, welche Herder schon in Königsberg mit besonderm Eifer las, gaben seinen Studien zuerst eine bestimmte Richtung; er neigte in denselben ganz den schönen Wissenschaften und der Kunst zu. Einige Reden, welche von ihm in Riga zuerst gedruckt wurden, haben wir bereits besprochen, andere Aufsätze erschienen in den „gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen", unter ihnen z. B. folgende, denen wir die Titel einiger erst in Herder's Lebensbild mitgetheilten Aufsätze aus damaliger Zeit beigeben.

Wie fern ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?

Betrachtungen über das verschiedene Urtheil von der menschlichen Schönheit.

Parallele zwischen den griechischen und französischen Tragödiendichtern.

Ueber das deutsche Theater.

Haben wir eine deutsche Bühne?

Vom brittischen Geschmack in Schauspielen.

Ueber die Ode.

Geschichte des Liedes.

Versuch einer Geschichte der Dichtkunst.

Ueber die Veränderung des Geschmacks bei den Nazionen bloß durch die Zeitfolge.

Vom gothischen Geschmack.

---

*) Herder's Fragmenten.

Alle diese Arbeiten, von denen die meisten Bruchstücke sind, gehören dem einen Jahre 1766 an; außerdem theilt Herder's Sohn den sehr interessanten Inhalt eines Notizblattes aus demselben Jahre mit, worauf Herder sich die Gegenstände verzeichnet hatte, mit denen er sich zunächst beschäftigen wollte. Aus den Titeln der Aufsätze, welche wir eben anführten, ergibt sich, daß einige Pläne zur theilweisen Ausführung gelangten.

Notat vom 21. August 1766. Pläne:

Wie weit sich der Geschmack der Völker verändert.

Ueber den Ursprung der Dichtkunst.

Ueber die Ausbreitung der kristlichen Religion, sie natürlich zu erklären.

Ueber den Glauben der kristlichen Religion zu dem der Apostel, der Päpstler, der Reformazion.

Ueber die Bedeutung des Wortes religio.

Ueber das Trauerspiel „Freigeist".

Plan einer Boccazischen Geschichte zwischen Janna und Eginhard nach Bayle.

Den Talmud zu lesen.

Die Karlsruher Beiträge aus den schönen Wissenschaften zu lesen.

Die jüdischen Briefe mehr zu brauchen.

Linné's Abhandlung von der Anthropomorphia, darin die geschwänzten Affenmenschen in Borneo, welche Papageien zum Verkauf brachten.

Recueil pour l'esprit zu lesen.

Die fünfte Ausgabe des Büsching von Spanien, Polen, insonderheit Rußland.

Schubert de iurisdict. Pontif. rom.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Arbeiten nur für die Stunden bestimmt waren, die nicht durch Herder's Amtsgeschäfte ausgefüllt wurden, so wird man ihm das Zeugniß eines ungewöhnlichen Fleißes nicht versagen können. Und doch waren das alles nur Nebenarbeiten, die beste Zeit wandte Herder dem Werke zu, mit dem er sich schon in Königsberg unter Hamann's Mitwirkung beschäftigt hatte, und mit welchem er im Sommer 1766 unter dem Titel Fragmente über die neuere deutsche Literatur zuerst vor das große Publikum trat, und seinen Ruf als Schriftsteller begründete. Diese Fragmente bestehen aus drei Sammlungen, von denen die dritte 1767 erschien. Herder ließ sie ohne seinen Namen drucken, doch das große Aufsehen, welches sie erregten, spannte auch die Neugier der Lesenden hoch, und der Name des Verfassers, sein Wohnort und seine Stellung blieben nicht lange ein Geheimniß. Voller Wuth warfen sich Klotz und die übrigen Wegelagerer seiner Bande sofort mit ihren Angriffen über den jungen Schriftsteller her, und ihrer Gewohnheit gemäß scheuten sie sich nicht im geringsten, sofort eine beträchtliche Anzahl der gemeinsten Erdichtungen über Herder's Karakter, Amtsführung u. s. w. in die Welt zu schreien. Herder sah sich genöthigt, gegen die Lästerungen dieser Leute eine Erklärung in der Vossischen Zeitung in Berlin zu veröffentlichen, in welcher er sich namentlich an die Rädelsführer der Pasquillanten, an Klotz und Riedel, wandte. Er sagt darin unter anderm: „Ich frage diese Herren aus Rechten der Menschheit, wer ihnen das Recht gegeben, so vieles von mir zu wissen, was ich selbst nicht weiß, und dem Publikum ins Ohr zu raunen,

was mir selbst nie geträumt? Warum, daß sie meinen armen unschuldigen Namen so verstümmeln, so umtaufen, als wenn sie Widertäufer wären? Warum, daß sie mich so dreist in ein Vaterland, in eine Schule verweisen, wo jenes nie mein Vaterland, und dieses noch weniger meine Schule gewesen? Warum, daß sie mir halbgehörte Aemter zuerkennen, und Arbeiten aufbürden, die ich nicht für die meinigen erkenne? Warum, daß sie mich verhaßt machen wollen, wo sie mich nicht klein machen können? Mich mit allen Professoren aller deutschen Akademien verhetzen, und mir aufbürden, als ob ich diesen ganzen so achtungswürdigen, so verdienten Stand verachte? Und mir aufbürden, als ob diesem ganzen Stande allen Menschenverstand abspreche?" u. s. w. Glücklicherweise war die Zeit nahe, wo der Klotzischen Bande das Handwerk gelegt werden sollte, in demselben Jahre, wo Herder diese Erklärung veröffentlichte, stellte Lessing die schamlosen Gesellen an den Pranger und vernichtete ihr erlogenes Ansehen für immer.

Einer der ersten, welcher sich den Verfasser der Fragmente zum Freunde zu machen suchte, war Nikolai, der schon wenige Monate nach dem Erscheinen des Werkes einen schmeichelhaften Brief an Herder schrieb, und ihn feierlichst aufforderte, zu den Literaturbriefen beizutragen. Herder entsprach dieser Aufforderung, und blieb mit Nikolai lange Zeit in Briefwechsel. Seine ersten Rezensionen für die Literaturbriefe waren polemischer Natur und gegen Klotz gerichtet.

Im Jahre 1768 erschien von Herder eine kleine Schrift: Ueber Thomas Abbt's Schriften. Der Torso von einem Denkmal an seinem Grabe errichtet. Thomas Abbt, welcher zuerst Professor der Filosofie in Rinteln war, hatte im Jahre 1764 durch den Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg einen Ruf nach Bückeburg als Regierungsrath erhalten. Der Graf hatte den geistreichen Mann sehr liebgewonnen und betrauerte dessen frühen Tod schmerzlich. Abbt starb in seinem 28. Lebensjahre am 3. November 1766. Durch Herder's Torso wurde der Graf aufmerksam auf denselben, und veranlaßte seinen Polizeidirektor Westfeld, in einem Briefe vom 19. August 1768 dem Verfasser den Beifall seines Herrn, des Grafen, zu bezeugen. Auf diese Weise wurde der Faden geknüpft, an welchem Herder später nach Bückeburg an den Hof des Grafen geführt wurde.

Unter Herder's Papieren aus Riga hat sich auch schon ein Entwurf „Ueber die älteste Urkunde des Menschengeschlechts" gefunden; das vollständige Werk erschien später während Herder's Aufenthalt in Bückeburg.

Neben mannigfaltigen kleineren Arbeiten verschiedenen Inhalts, welche hier nicht alle aufgeführt werden können, schrieb Herder in Riga sein zweites größeres kritisches Werk, welches in drei Sammlungen unter dem Titel Kritische Wälder gegen Ende des Jahres 1768 und zu Anfang des Jahres 1769, ebenfalls anonym, erschien. Die vierte Sammlung dieses Werkes wurde von Herder noch während seiner Anwesenheit in Riga ausgearbeitet, ist jedoch erst im Jahre 1846 durch seinen Sohn mitgetheilt worden. Das erste kritische Wäldchen beschäftigte sich mit Lessing's Laokoon, den Herder nicht ganz glücklich an einigen Stellen zu berichtigen suchte. Das zweite und dritte Wäldchen enthält Besprechungen über Schriften von Klotz, das vierte ist gegen die Theorie der schönen Künste des Professor Riedel in Erfurt gerichtet. Auch die kritischen Wälder erregten Aufsehen in der literarischen Welt, und aus der Schreibweise in diesem Werke erkannte Klotz auch

sogleich den Verfasser. Es half nichts, daß Herder öffentlich gegen die Autorschaft protestirte.

Da wir später im Zusammenhange über die Schriften Herder's sprechen werden, so genügt es, hier die äußeren Schicksale derselben angegeben zu haben. Es ist nun an der Zeit, die Pläne und Hoffnungen kennen zu lernen, auf welche Herder seine Zukunft bauen wollte. Er selber gibt uns darüber genauen Aufschluß in einem Reisetagebuche, welches er theils in See, theils in Nantes ausarbeitete. Wir lassen die betreffenden Stellen aus diesem Tagebuche hier folgen. Sie gewähren uns einen tiefen Einblick in das Herz und Gemüth des Jünglings, dem damals im Alter von vierundzwanzig Jahren noch die hochherzigsten Pläne die Brust schwellten; sie waren ein schöner Traum für ihn, denn er hatte, als er sie entwarf, den zähen Widerstand der stumpfen Masse ebenso wenig in Anschlag gebracht, als die Gemeinheit und den Neid jener zahlreichen Klasse von Menschen, welche grundsätzlich allem sich entgegensetzen, was über das gemeine und über das alltägliche hinaus will. Doch auch das große gewollt zu haben, ist ja groß, und Herder's edler, vorurtheilsfreier, menschlicher Karakter malt sich unverkennbar in den Blättern seines Tagebuches.

„Liefland, du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wie viel wäre in dir zu thun? Zu thun, um die Barbarei zu zerstören, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwingli, Kalvin und Luther dieser Provinz zu werden? Kann ich's werden? Habe ich dazu Anlage, Gelegenheit, Talente? Was muß ich thun, um es zu werden? Was muß ich zerstören?

Ich frage noch! Unnütze Kritiken und todte Untersuchungen aufgeben, mich über Streitigkeiten und Bücherverdienste erheben, mich zum Nutzen und zur Bildung der lebenden Welt einweihen, das Zutrauen der Regierung, des Gouvernements und des Hofes gewinnen, Frankreich, England, Italien und Deutschland in diesem Betracht durchreisen, französische Sprache und Wohlstand, englischen Geist der Realität und Freiheit, italienischen Geschmack feiner Erfindungen, deutsche Gründlichkeit und Kenntnisse, und endlich, wo es nöthig ist, holländische Gelehrsamkeit einsammeln; große Begriffe von mir, und große Absichten in mir erwecken, mich meinem Zeitalter bequemen und den Geist der Gesetzgebung, des Kommerzes und der Polizei gewinnen, alles im Gesichtspunkt von Politik, Staat und Finanzen einzusehen wagen, keine Blößen mehr geben, und die vorigen so kurz und gut als möglich zu verbessern suchen, Nächte und Tage darauf denken, dieser Genius Lieflands zu werden, es todt und lebendig kennen zu lernen, alles praktisch zu denken und zu unternehmen, mich zu gewöhnen, Welt, Adel und Menschen zu überreden, auf meine Seite zu bringen wissen — Jüngling! Das alles schläft in dir? Aber unausgeführt und verwahrlost! Die Kleinheit deiner Erziehung, die Sklaverei deines Geburtslandes, der Bagatellenkram deines Jahrhunderts, die Unstätigkeit deiner Laufbahn hat dich eingeschränkt, dich so herabgesetzt, daß du dich nicht mehr erkennst. In kritischen, unnützen, groben, elenden Wäldern verlierst du das Feuer deiner Jugend, die beste Hitze deines Genies, die größte Stärke deiner Leidenschaft, zu unternehmen. Du wirst eine so träge, kraftlose Seele, wie alle Fibern und Nerven

deines Körpers. Elender, was ist's, das dich beschäftigt? Und was dich beschäftigen sollte? Und nach Gelegenheit, Anlaß und Pflicht beschäftigen könnte?

O daß eine Eumenide mir in meinen Wäldern erschiene, mich zu erschrecken, mich aus denselben auf ewig zu jagen, und mich in die große, nutzbare Welt zu bannen!

Liefland ist eine Provinz, den Fremden gegeben. Viele Fremde haben es, aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art, zum reichwerden, genossen; mir, auch einem Fremden, ist es zu einem höhern Zwecke gegeben, es zu bilden. Dazu sei mein geistliches Amt, die Kolonie einer verbesserten evangelischen Religion zu machen, nicht schriftlich, nicht durch Federkriege, sondern lebendig, durch Bildung. Dazu habe ich Raum, Zeit und Gelegenheit; ich bin ohne drückende Aufsicht, ich habe alle groß, gut und edel denkende, gegen ein paar Pedanten, auf meiner Seite, ich habe freie Hand. Laßt uns also anfangen, den Menschen und die menschliche Tugend recht kennen uud predigen zu lernen, ehe man sich in tiefere Sachen mischt. Die menschliche Seele, an sich und in ihrer Erscheinung auf dieser Erde, ihre sinnlichen Werkzeuge und Gewichte und Hoffnungen und Vergnügen und Karaktere und Pflichten und alles, was Menschen hier glücklich machen kann, sei meine erste Aussicht. Alles übrige werde bloß bei Seite gesetzt, so lange ich hierzu Materialien sammele, und alle Triebfedern, die im menschlichen Herzen liegen, vom schreckhaften und wunderbaren bis zum stillnachdenkenden und sanftbetäubenden, kennen, erwecken, verwalten und brauchen lernen. Hierzu will ich in der Geschichte aller Zeiten Data sammeln, jede soll mir das Bild ihrer eigenen Sitten, Gebräuche, Tugenden, Laster und Glückseligkeiten liefern, und so will ich alles bis auf unsere Zeit zurückführen und diese recht nutzen lernen. Das menschliche Geschlecht hat in allen seinen Zeitaltern, nur in jedem in anderer Art, Glückseligkeit zur Summe; wir in dem unsrigen schweifen aus, wenn wir, wie Rousseau, Zeiten preisen, die nicht mehr sind und nicht gewesen sind, wenn wir aus diesen zu unserm Mißvergnügen Romanbilder schaffen und uns wegwerfen, um uns nicht selbst zu genießen. Suche also auch selbst aus den Zeiten der Bibel nur Religion und Tugend und Vorbilder und Glückseligkeiten, die für uns sind: werde ein Prediger der Tugend deines Zeitalters! O wie viel habe ich damit zu thun, daß ich's werde! Wieviel bin ich aber, wenn ich's bin.

Welch ein großes Thema zu zeigen, daß man, um zu sein was man sein soll, weder Jude, noch Araber, noch Grieche, noch Wilder, noch Märtirer, noch Wallfahrer sein müsse, sondern eben der aufgeklärte, unterrichtete, feine, vernünftige, gebildete, tugendhafte, genießende Mensch, den Gott auf der Stufe unserer Kultur fordert. Hier werde alles das Gute gezeigt, was wir in unserm Zeitalter, Künsten, Höflichkeit, Leben u. s. w. vor anderen Zeitaltern, Gegenden und Ländern voraus haben; alsdann das Große und Gute aus anderen dazu genommen, sollte es auch nur zur Nacheiferung sein, so weit es möglich wäre es zu verbinden — o was schläft in alle dem für Auferweckung der Menschheit! Das ist eine Tugend und Glückseligkeit und Erregung, gesammelt aus dem Vorstellen der Bilder aller Zeiten und Sitten und Völker. Und gleichsam daraus die Geschichte eines Agathon in jeder Nazion gedichtet — welch ein großes Studium für Einbildungskraft und Verstand und Herz und Affekten! Einer aus Judäa, und ein Hiob aus Arabien, und ein Beschauer Aegyptens, und ein römischer Held, und ein Pfaffenfreund und ein

Kreuzzieher und ein Virtuose unsers Jahrhunderts gegen einander und in allem Geist ihres Zeitalters, Gestalt ihrer Seele, Bildungsart ihres Karakters, Produkt ihrer Tugend und Glückseligkeit. Das sind Fragmente über die Moral und Religion aller Völker, Sitten und Zeiten, für unsere Zeit — wie weit lasse ich damit hinter mir die Postillenprediger und die Moralisten. Ein solches großes Geschäft in seiner Vollendung, welch ein Werk würde es für die Welt!

Aber was sorge ich für die Welt, da ich für mich, und meine Welt und mein Leben zu sorgen und also aus meinem Leben zu schöpfen habe. Was also zu thun? Dies in allen Szenen zu betrachten und zu studiren! Die ersten Spiele der Einbildungskraft der Jugend, und die ersten starken Eindrücke auf die weiche empfindbare Seele zu behorchen, aus jenen vieles in der Geschichte unsers Geschmacks und unserer Denkart erklären, aus dieser alles rührende und erregende brauchen zu lernen. Das erste Verderben eines guten Jünglings auf seine Lebenszeit — was gibt's auch aus meinem Leben für rührende Züge, die noch jetzt alle meine Thränen locken und soviel homogene ähnliche Verwirrungen und Schwächungen auf mein ganzes Leben wirken! Alsdann das Wunderbare und immer Gute, was jeder Schritt unsers Lebens mit sich bringt, weiter ein Bild von allen Gesichten und Nazionen und merkwürdigen Karakteren und Erfahrungen, deren ich aus meinem Leben mich erinnere, was für Geist und Leben muß dies in meine Denkart, Vortrag, Predigt, Umgang bringen. So lernte ich ganz mein Leben brauchen, nutzen, anwenden, kein Schritt, Geschichte, Erfahrung, wäre vergebens, ich hätte alles in meiner Gewalt, nichts wäre verlöscht, nichts unfruchtbar, alles würde Hebel, mich weiter fortzubringen. Dazu reise ich jetzt, dazu will ich mein Tagebuch schreiben, dazu will ich Bemerkungen sammeln, dazu meinen Geist in eine Bemerkungslage setzen, dazu mich in der lebendigen Anwendung dessen, was ich sehe und weiß, was ich gesehen und gewesen bin, üben. Wieviel habe ich zu diesem Zwecke an mir aufzuwecken und zu ändern! Mein Geist ist nicht in der Lage, zu bemerken, sondern eher zu betrachten, zu grübeln. Er hat nicht die Wuth, Kenntnisse zu sammeln, wo er kann, sondern er schließt sich schlaff und müde in den ersten Kreis ein, der ihn festhält. Dazu besitze ich nicht die Nazionalsprachen, wohin ich reise. Ich bin also in Frankreich ein Kind, denn ich müßte französisch können, um mich geltend zu machen, um alles zu sehen, zu erfragen, kennen zu lernen, um von meinem Orte und von meinem Leben zu erzählen und also dies auf gewisse Weise zu wiederholen und gangbar zu machen. Ich bin also ohne dies alles in Frankreich ein Kind, und wenn ich zurückkomme, eben dasselbe; französische Sprache ist das Medium, um zu zeigen, daß man in Frankreich gelebt und es genossen hat. So auch mit anderen Sprachen. Wieviel habe ich zu lernen, um mich selbst zu zwingen, um nachher einer sein zu können, der Frankreich, England, Italien, Deutschland genossen hat, und als solcher erscheinen darf. Und kann ich als solcher erscheinen, was habe ich in Liefland als Prediger für Vorzüge und Geltungsrechte! Mit allen umgehen, von allem urtheilen zu können, für eine Sammlung von Kenntnissen der gebildeten Welt gehalten zu werden! Was kann man mit diesem Scheine nicht thun, nicht ausrichten! Wieviel liegt aber vor mir, diesen Schein des Ansehens zu erreichen, und der erste Menschenkenner nach meinem Stande in meiner Provinz zu werden!

Bin ich's geworden, so will ich diesen Pfad nicht verlassen, und mir selbst

gleichsam ein Journal halten, der Menschenkenntnisse, die ich täglich aus meinem Leben, und derer, die ich aus Schriften sammle. Ein solcher Plan wird mich beständig auf einer Art von Reise unter Menschen erhalten, und der Falte zuvorkommen, in die mich meine einförmige Lage in einem abgelegenen szythischen Winkel der Erde schlagen könnte. Dazu will ich eine beständige Lektüre der Menschheitsschriften, in denen Deutschland jetzt seine Periode anfängt, und Frankreich, das ganz Konvenzion und Blendwerk ist, die seinige verlebt hat, unterhalten. Dazu die Spalding, Resewitz und Mendelssohn lesen, dazu von einer andern Seite die Moser, Wieland, Gerstenberg brauchen, dazu zu unsern Leibnitz die Shaftesbury und Locke, zu unsern Spalding die Sterne, Forster und Richardson, zu unsern Moser die Browne und Montesquieu, zu unsern Homileten jedes Datum einer Reisebeschreibung oder merkwürdigen Historie dazu thun. Jahrbuch der Schriften für die Menschheit! Ein großer Plan, ein wichtiges Werk! Es nimmt aus Theologie und Homiletik, aus Auslegung und Moral, aus Kirchengeschichte und Aszetik nur das, was für die Menschheit unmittelbar ist, sie aufklären hilft, sie zu einer neuen Höhe erhebt, sie zu einer gewissen neuen Seite lenkt, sie in einem neuen Lichte zeigt; oder was nur für sie zu lesen ist. Dazu dient alsdann Historie und Roman, Politik, Filosofie, Poesie und Theater als Beihülfe; bei den letzten allen wird dies nicht Hauptgesichtspunkt, aber eine sehr nutzbare und bildende Aussicht. Ein solches Journal wäre für alle zu lesen. Wir haben's noch nicht, ob wir gleich Materialien dazu haben. Es würde in Deutschland eine Zeit der Bildung schaffen, indem es auf die Hauptaussicht einer zu bildenden Menschheit merken lehrte. Es würde das Glück haben, was kein Journal so leicht hat, Streitigkeiten und Widersprüche zu vermeiden, indem es sich von allem sondert, und nur bilden will. Es würde seinen Autor berühmt, und was noch mehr ist, beliebt machen, denn das menschliche Herz öffnet sich nur dem, der sich demselben nähert, und das ist ein Schriftsteller der Menschheit. O auf dieser Bahn fortzugehen, welch ein Ziel! Welch ein Kranz! Wenn ich ein Filosof sein dürfte und könnte, ein Buch über die menschliche Seele, voll Bemerkungen und Erfahrungen, das sollte mein Buch sein; ich wollte es als Mensch und für Menschen schreiben, es sollte lehren und bilden, aus jedem Sinn eine schöne Kunst entwickelt werden, und aus jeder Kraft der Seele eine Wissenschaft entstehen, und aus allen eine Geschichte der Gelehrsamkeit und Wissenschaft überhaupt, und eine Geschichte der menschlichen Seele überhaupt, in Zeiten und Völkern. Welch ein Buch! — Und so lange ich dies nicht kann, so sollen meine Predigten und Reden und Abhandlungen und was ich künftig gebe, menschlich sein, und wenn ich's kann, ein Buch zur menschlichen und kristlichen Bildung liefern, was empfunden werde, was für meine Zeit und mein Volk und alle Lebensalter und Karaktere des Menschen sei — das wird bleiben! —

Ein Buch zur menschlichen und kristlichen Bildung! Es finge von der Kenntniß sein selbst, des weisen Baues an Leibe und Geist an. Alsdann kommt ein zweiter Theil für die Gesellschaft. Hier ein Katechismus für die Pflichten der Kinder, der Jünglinge, der Gesellschafter, der Bürger, der Ehegatten, der Eltern. Hier ist ein Feld, sich Liebe, Zutrauen und Kenntnisse zu erwerben, ein Feld zu bilden und Nutzen zu schaffen; wenn die Religion z. B. bei Trauungen und

Taufen und Gedächtnißreden und Krankenbesuchen den Großen edel und vernünftig, den Geschmackvollen mit Geschmack und Schönheit, dem zarten Geschlecht zart und liebenswürdig, dem fühlbaren Menschen fühlbar und stark, dem Unglücklichen und Sterbenden tröstlich und hoffnungsvoll gemacht wird. Und hier ist ein Feld besonders für mich. Sich vor einer Gewohnheits- und Kanzelsprache in Acht nehmen, immer auf die Zuhörer sehen, für die man redet, sich immer in die Situazion einpassen, in der man die Religion sehen will, immer für den Geist und das Herz reden: das muß Gewalt über die Seelen geben, oder nichts gibt's! Hier ist die vornehmste Stelle, wo sich ein Prediger würdig zeigt, hier ruhen die Stäbe seiner Macht.

Alles muß sich heut zu Tage der Politik anschmiegen; auch für mich ist's nöthig, mit meinen Plänen. Was meine Schule gegen den Luxus und zur Verbesserung der Sitten sein könne! Was sie sein müsse, um uns in Sprachen und Bildung dem Geschmacke und der Feinheit unsers Jahrhunderts zu nähern und nicht hinten zu bleiben! Wie viel Auszeichnendes eine liefländische Vaterlandsschule haben könne, was man auswärtig nicht hat. Wie sehr die Wünsche unserer Kaiserin darauf gehen, und daß zur Kultur einer Nazion mehr als Gesetze und Kolonien, insonderheit Schulen und Einrichtungen nöthig sind. O ihr Locke und Rousseau, und Clarke und Franke und Hecker und Ehler und Büsching, euch eifere ich nach! Ich will euch lesen, durchdenken, nazionalisiren, und wenn Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft, so werde ich euch nutzen, und ein Werk stiften, das Ewigkeiten dauere und Jahrhunderte und eine Provinz bilde."

Herder stellt nun das Ideal einer Schule auf; er meint damit die sogenannte Ritterschaftsschule in Riga, deren Leitung ihm zugedacht war, wenn er von seinen Reisen nach Riga zurückkehrte; in Bückeburg erhielt er später wirklich den Ruf, den er aber ausschlug. Was Herder hier von seiner Musterschule verlangt, dürfte schwerlich den Beifall erfahrener Schulmänner finden. Wenn er z. B. seine ganze Schule nur in drei Klassen abtheilt, in welchen der Schüler von den ersten Anfangsgründen bis zur Akademie gebildet werden soll; wenn er die Mathematik nicht „abstrakt", sondern nur in Verbindung mit Fysik treiben will; wenn er Grammatik hauptsächlich an der deutschen Sprache lehren will; wenn er die lateinische Sprache nur auf einen ganz geringen Raum beschränken, und jede Sprache, auch die alten, zuerst nur durch Konversazion lehren will, so werden in diesen und vielen anderen Punkten nicht Früchte einer gereiften pädagogischen Erfahrung geboten. Bemerkenswerth dagegen ist, daß Herder schon in diesem Plane mit Nachdruck darauf dringt, man solle mehr Zeit und Fleiß auf die Realien verwenden und dem Schüler besonders solche Kenntnisse beizubringen bedacht sein, welche ihm später praktischen Nutzen zu gewähren geeignet seien. — Doch Herder bleibt nicht dabei stehen, Musterschulen begründen und leiten zu wollen; seine Pläne gehen noch viel weiter:

„Kurland, das Land der Lizenz und der Armuth, der Freiheit und der Verwirrung, jetzt eine moralische und literarische Wüste — könnte es nicht der Sitz und die Niederlage der Freiheit und der Wissenschaft werden, wenn auch nur gewisse Plane einschlagen? Wenn das, was bei dem Adel Recht und Macht ist, gut angewandt, was bei ihm nur gelehrter Luxus ist, aufs Große gerichtet würde?

Bibliothek ist hier das erste, es kann mehr werden, und so sei es mir Vorbild und Muster der Nacheiferung und Zuvorkommung. Auf welche Weise wäre dem liefländischen Adel beizukommen zu großen guten Anstalten? Dem kurländischen durch Freimüthigkeit, dem liefländischen durch Ehre, geistliches Ansehen, gelehrten Ruhm, Nutzbarkeit. Also zur Verbesserung des Lyzeum, also zur Anschaffung eines fysischen Kabinets von Natursachen und Instrumenten, also zur Errichtung neuer Stellen zum Zeichnen, und der französischen und italienischen Sprache u. s. w. Der gute Umgang zwischen den Predigern in Kurland sei mir auch Vorbild! —

Was für ein Blick überhaupt auf diese Gegenden von West-Norden, wenn einmal der Geist der Kultur sie besuchen wird! Die Ukraine wird ein neues Griechenland werden; der schöne Himmel dieses Volkes, ihr lustiges Wesen, ihre musikalische Natur, ihr fruchtbares Land u. s. w. werden einmal aufwachen, aus so vielen kleinen wilden Völkern, wie es die Griechen vormals auch waren, wird eine gesittete Nazion werden, ihre Grenzen werden sich bis zum schwarzen Meere hin erstrecken, und von da hinaus durch die Welt. Ungarn, diese Nazionen und ein Strich von Polen und Rußland werden Theilnehmerinnen dieser neuen Kultur werden: von Nordwest wird dieser Geist über Europa gehen, das im Schlafe liegt, und dasselbe dem Geiste nach dienstbar machen. Das alles liegt vor, das alles muß einmal geschehen, aber wie? wann? durch wen? Was für Samenkörner liegen in dem Geiste der dortigen Völker, um ihnen Mythologie, Poesie, lebendige Kultur zu geben? Kann die katholische Religion ihn aufwecken? Nein! Sie wird's nicht nach ihrem Zustande in Ungarn, Polen und den anderen Ländern, nach dem Toleranzgeist, der sich auch selbst in dieser und der griechischen Religion mehr ausbreitet; nach dem anscheinenden Mangel von Eroberungen, welche diese Religion nicht mehr machen kann. Vielmehr werden alle unsere Religionen mit ihrer Toleranz, mit ihrer Verfeinerung, mit ihrer Anrückung an einander zum gemeinschaftlichen Deismus einschlafen, wie die römische, die alle fremde Götter in sich aufnahm; die brausende Stärke wird einschlafen, und von einem Winkel der Erde ein anderes Volk erwachen. Was wird dieses sein? Auf welche Art wird's gehen? Was werden die Bestandtheile dieser neuen Denkart sein? Wird seine Kultur bloß offensiv, oder defensiv im stillen gehen? Was ist's, das eigentlich in Europa nicht ausgerottet werden kann vermöge der Buchdruckerei, so viele Erfindungen und der Denkart der Nazionen? Kann man über alles dies nicht rathen nach der Lage der gegenwärtigen Welt und der Analogie verflossener Jahrhunderte? Und kann man nicht hierin zum voraus einwirken? Nicht Rußland auf eine Kultur des Volkes hinzeigen, die sich so sehr belohne? Da wird man mehr als Bako, da wird man im Weißsagen größer als Newton; da muß man aber mit dem Geist eines Montesquieu sehen, mit der feurigen Feder Rousseau's schreiben, und Voltaire's Glück haben, das Ohr der Großen zu finden. In unserm Jahrhundert ist's Zeit, Hume und Locke, Montesquieu und Mably sind da, eine Kaiserin von Rußland da, die man bei der Schwäche ihres Gesetzbuches fassen kann, wie Voltaire den König von Preußen, und wer weiß, wozu der gegenwärtige Krieg in den Gegenden bereitet. Hier will ich etwas versuchen. Schlözer's Annalen, Beilagen, Merkwürdigkeiten, Miller's Sammlungen, jenes seine Ge-

schichte der Moldau soll mir Gedenkbuch sein, das ich studire, Montesquieu, nach dem ich denke und wenigstens spreche, das Gesetzbuch der Kaiserin wenigstens Einfassung meines Bildes über die wahre Kultur eines Volkes und insonderheit Rußlands.

Worin die wahre Kultur bestehe? Nicht bloß im Gesetzegeben, sondern im Sitten bilden." (Es folgt nun eine genaue Darstellung der Schäden in dem Leben verschiedener nordischer Nazionen, nebst Vorschlägen zu ihrer Heilung, und schließlich Vorschläge ähnlicher Art für Riga.) „Ich will mich so stark als möglich vom Geist der Schriftstellerei abwenden und zum Geist zu handeln gewöhnen. Wie groß, wenn ich aus Riga eine glückliche Stadt mache!" —

Welch eine Fluth von endlosen Plänen! Man sollte kaum glauben, daß ein Mann, der so schwärmt, schon fünf Jahre lang ein öffentliches Amt bekleidet haben könnte, so wenig wissen diese Pläne dem wirklichen Leben gerecht zu werden. Was die lange vorbereiteten Ergebnisse vielfacher, zusammenwirkender Ursachen sind, das fassen diese Pläne als das Resultat des Willens und der Gedanken Eines Menschen auf, und was die Gunst der verschiedensten Verhältnisse einer Reihe begabter Geister bescheerte, das soll der Einzelne nach seinem Willen sich nehmen, obwohl ihm keine Kraft gegeben ist, und gegeben werden kann, um sich zum Meister dieser Verhältnisse zu machen. Es ist etwas titanisches in diesen Plänen, welche den unförmlichen Koloß Rußland auf die Spitze der Bildung heben, und durch ihn neues Leben in Europa erwecken wollen; und doch ist auch wieder ein oftmals kindlicher Geist in ihnen, der mit kleinen schwachen Händchen Massen bewegen will, welche den vereinten Anstrengungen vieler Kräfte trotzen.

Betrachtet man nun aber diese glänzenden, überkühnen Pläne, welche eine feurige Fantasie, ein glühendes, edles Herz und ein weitschauender Geist entworfen, so sollte man meinen, der Träger derselben müßte eine ganze Welt von Kraft und Energie sein eigen nennen, er müßte mit den sichersten Hoffnungen und mit den bestimmtesten Schriften seinen Weg nach dem fest ins Auge gefaßten Ziele verfolgen. Und doch finden wir von allem das Gegentheil. Herder's Schulkameraden wunderten sich oft schon über seine Schwermuth, welche seinen Mund verschloß und aus dem Kreise froher Gespielen ihn zu einsamen Gegenden trieb, wo seine Träumereien Thränen aus seinen Augen preßten. Und so gewahren wir auch, daß derselbe Mann, welcher die gewaltigsten Reiche durch die Macht seines Geistes umgestalten wollte, welcher in seinen Hoffnungen alle Religionen zu einer einzigen, geistigen, weltbeherrschenden zusammengefaßt sah, daß derselbe Mann sich den schwärzesten Träumereien, den finstersten Ansichten über alles Bestehende hingab, daß er mit der Gegenwart brach, von der Zukunft nichts hoffte, und mit verzagter Weichlichkeit um die Vergangenheit klagte, welche er selber oft genug als die ganze Quelle seines Unglücks bezeichnet hatte. Aus demselben Jahre, in welchem Herder sein Tagebuch schrieb, haben wir ein Gedicht von ihm, welches uns einen tiefen Blick in sein Gemüth und dessen auf und ab wogende Gefühle thun läßt. Hier folgt es.

Ein Nachtgemälde.

In einer Sommerlaube. 1769.

Also werden sie verdämmern,
Meines Lebens Sonnenblicke,
Schön und traurig in die Nacht.
Und du, Thräne meiner Jugend,
Brichst mir meine Sonnenblicke
Früher schon in Todesnacht.

Lustgefilde grauer Schatten,
Blumen, die der Tod entfärbet,
Deren Haupt der kalte Thau
Niederbeugt mit stummer Thräne,
Und die Thräne träufelt nieder
Und der Boden trinkt sie stumm.

Also sind auch mir verblühet,
Mir verschwunden Bäum' und Lauben,
Meiner Jugend Brüder; sind,
Alle sind nicht mehr, die Brüder,
Die Gespielen meiner Jugend!
Und ist denn ihr Bruder noch?

Schöner Silbersee, in dem ich
Mit gesenktem Seherblicke
Neue Welten hangen sah,
Deine Welten sind versunken,
Schöner Silbersee, du hüllest
Trübe deinen blauen Schooß.

Gleich den bunten Schmetterlingen,
Die im Morgenduft der Blumen
Gaukelten, sind sie mir weg —
Weggegaukelt, Freuden, Freunde,
Sind in alle Welt zerstreuet
Oder modern schon zu Staub.

Und in einer Pilgerhütte
Unter dieses Baumes Schatten
Wohn ich. Ach, des Baumes Frucht;
Geußet Müh und schmecket bitter,
Aber seine Blüthen trösten,
Denn sie heißen Hoffnungen.

Und so komm denn, mich zu trösten,
Mich zu laben, süße Blüthe,
Und auch du komm, bittre Frucht.
Jenseit jener Berge sollen
Süßre Gartenfrüchte blühen
Und sie reifen schon für mich.

Und auch von dem kalten Thaue
Soll sich alles frischer färben,
Sollen schöner auferstehen
Blumen; holde Morgenrosen
Mit der Freudethrän' im Busen,
Ihre Wange Morgenroth.

Und ja auch um meine Hütte
Duftet eine Nachtviole
Labend süßen Schattenduft;
Dufte fort, bescheidne Blume,
Mich verschleiert zu erquicken
Mit dem Kuß der Dämmerung.

Nie will ich der Sonne Spiegel
Rauben, deinen Duft zu kosten,
Nie dich in ein Strahlenmeer
Tauchen, deinen Wuchs zu höhnen,
Deine Demuth zu beschämen
Deine Nichtigkeit zu schmähen.

Denn was soll der Sonnenspiegel,
Duft der Dämmerung zu kosten?
Was soll mir ein Strahlenmeer,
Schattenfreude zu beschämen,
Morgenträume zu verjagen
Und den Jüngling zu ergraun.

Trug ist alles! Licht und Schatten,
Morgenpracht und Abenddämm'rung,
Nachtviol' und Nachtigall —
Trug um Trug! Und Trugeswonne
Bei dem Tausche wegzutauschen
Um sich armgetäuscht zu sehn?

Weise Blöde! Armer Scharfsinn!
Der den falschen Zauberspiegel
Nicht zerbricht, nur dunkel trübt!
Sohn von Liliput, du Kleinling,
Zeigst in meinen Jugendfreuden
Mir, statt Reiz ein Brobdignag.

Menschenfeind, nicht Freund! du zeigst mir,
Ruhm sei Schatten, meine Liebe
Buhle um ein Rosenglück.
Ruhm ist Schatten, Jugendliebe
Ist nur eine Rosenliebe,
Aber auch die Rose blüht.

Nein, o Welt, du holde Wüste,
Wo nichts ist und alles scheinet,
Und doch wahr und lieblich scheint.
Und ihr, süße Täuscherinnen,
Sinne, gebt mir immer Wolken,
Wenn sie Engelspeise sind.

Die Verneinung alles Bestehenden, das völlige Verzichten auf jede Zufriedenheit, auf jedes persönliche Glück, das willenlose sich ergeben in ein finsteres, unentrinnbares Schicksal sticht scharf ab gegen die hohen Flüge des Tagebuches, und bezeichnet jene Doppelnatur, welche für Herder sein Leben hindurch die Quelle so vielfachen Unmuthes war. Aus Herder's Abschiedsrede führten wir eine Stelle an, in welcher er mit Nachdruck sagte, daß ohne die Wahrheit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele unsere ganze menschliche Bestimmung in Anlagen, Zwecken und Pflichten unvollkommen bleibe. Eine andere Anschauung findet sich in dem nachstehenden kleinen Gedichte vom Dezember 1768.

Alte ägyptische Filosofie.

O schwarze Nacht! wer hat ihn, deinen Schleier,
Je aufgedeckt?
Du warst einst All; da kam ein Funke Feuer
Und hat den Weltschein aufgeweckt,
Der jetzt noch ist. In ew'gem Wechselkreise
Mit Tag und Nacht
Rollt er hinweg! Mir, bis ich meine Reise,
Die kurze Reise bald vollbracht.
Dann geb' ich euch, die ihr ihn gabet, wieder,
Nacht oder Licht!
Dem Weltgeist meinen Geist, und sinke nieder,
Sei ich dann, oder sei ich nicht.

Herder ging eine große Bahn nach einem herrlichen und edeln Ziele; er ist von dieser Bahn niemals abgewichen und ist den Grundsätzen seines Lebens niemals untreu geworden. Aber es gab Augenblicke, wo die Erinnerung an seine traurige Jugend, an die „frommen Tiger“, und die Kleinlichkeit seines spätern Lebens ihn niederdrückten und ihm die Spannkraft und den Muth benahmen, welche in helleren Zeiten ihm nicht fehlten. Herder's Natur war zu reizbar, um die schmerzlichen, tiefeingegrabenen Eindrücke erduldeter Leiden völlig auszumerzen zu können, und aus dieser Reizbarkeit entstanden oft neue Verdrießlichkeiten. —

Wir wollen Herder nun auf seiner Seefahrt begleiten. Als er von Riga abfuhr, war sein Plan, in Kopenhagen ans Land zu gehen und von da aus, nachdem er Klopstock besucht, sich nach Deutschland zu begeben. Sein Reisegefährte Gustav Behrens hatte Geschäfte in Frankreich, das Ziel seiner Reise war Nantes und Bordeaux.

Auf Herder wirkte die Seereise und die frische, feuchte Luft höchst wohlthätig. Er hielt sich meist auf dem Verdeck auf, von der Seekrankheit empfand er nur

geringe Spuren, seine Gesundheit war vortrefflich. Mächtig angeregt wurde seine Fantasie durch das großartige Schauspiel des ewig schönen Meeres in seiner immer wechselnden Gestalt; in den spätesten Jahren seines Lebens gedachte er noch mit Freude an diese Seefahrt, und in vielen seiner Schriften begegnen uns entzückte Schilderungen der Schönheit der See. Wer könnte auch je das blaue Meer mit seinen Wellen und seiner Farbenpracht, mit seiner Unendlichkeit und seiner herzbewegenden Sprache vergessen! „Auf einmal aus Geschäften, Tumult und Rangespossen der bürgerlichen Welt — so erzählt Herder —, aus dem Lehnstuhl des Gelehrten und vom weichen Sofa der Gesellschaften weggeworfen, ohne Zerstreuungen, Büchersäle, gelehrte und ungelehrte Zeitungen über einem Brette auf offnem, allweitem Meere, in einem kleinen Staat von Menschen, die strengere Gesetze haben, als die Republik des Lykurgos, mitten im Schauspiel einer ganz andern, lebenden und webenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine neue ferne Küste, auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Skalden*) in der Hand, ganz die Seele damit erfüllt, an den Orten, da sie geschahen — hier die Klippen des Olaus vorbei, von denen so viele Wundergeschichten lauten — dort dem Eilande gegenüber, das jene Zauberrose mit ihren vier mächtigen, sternebestirnten Stieren abpflügte, das Meer schlug wie Platzregen in die Lüfte empor, und wo sich, ihren schweren Pflug ziehend, die Stiere wandten, glänzten acht Sterne vor ihrem Haupte. Ueber dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Wikinge mit Schwert und Lied auf ihren Seerossen das Meer durchwandelten; jetzt von fern die Küsten vorbei, da Fingal's Thaten geschahen und Ossian's Lieder Wehmuth sangen, unter eben dem Wehen der Luft, in der Welt, in der Stille — für mich sinnlichen Menschen haben solche sinnliche Situazionen so viel Wirkung!"

Die Reise ging bei stillem Wetter langsam von Statten, nach vierzehn Tagen war man der Insel Moen gegenüber. Statt in Kopenhagen ans Land zu gehen, entschloß sich Herder, seinen Freund nach Frankreich zu begleiten. Vom Sunde aus schrieb er an seinen Freund Hartknoch und bat denselben, ihm nach Nantes einen Wechsel über Zweihundert Thaler zu schicken. Von Kopenhagen aus, wo Briefe abgegeben wurden, schifften die Reisenden weiter. „Ich erinnere mich noch," heißt es im Tagebuche, „der himmlischen Nächte, die ich vor Kopenhagen hatte, der schönen Tage, da wir die Jagdschlösser des Königs und seine Flotte vorbeizogen, der schönen Abende, da wir seine Gesundheit im letzten guten Rheinwein tranken. — Ich habe A gesagt, ich muß auch B sagen: ich gehe nach Frankreich, eine Nacht vor Helsingör hat's entschieden. Ich überließ mich meiner Trägheit, meiner Schläfrigkeit, um zwei Tage zu verderben, da mir nichts leichter gewesen wäre, als von Helsingör nach Kopenhagen zu gehen; wir sind fortgesegelt, ich fand mich in der See, ich gehe nach Frankreich. — Am funfzehnten Juli stiegen wir in Painbeuf ans Land, und unser Wahrzeichen war ein altes Weib. Ich verstand weder Pilot noch Wirthin mit alle meinem Französisch. Der erste Anblick von Nantes war Betäubung; ich sah überall, was ich nachher nie mehr sah,

*) Ossian.

eine Verzerrung ins Groteske ungefähr: das ist der Schnitt meines Auges, und nicht auch meiner Denkart."

Kurz nach seiner Ankunft in Nantes, wo Herder an einen Herrn Babut empfohlen war, schrieb er einen französischen Brief an seinen Freund Begrow in Riga, aus welchem eine kurze Stelle, auch als Probe des Stils, hier wörtlich Platz finden mag: „Mr. Babut, le correspondant de M. Berens, nous a accueilli très-poliment, et Mme. Babut, une femme très-aimable et très-estimable m'a distingué avec tant de grace, que je me suis dévoué souvent à tout l'enfer d'être une bête allemande, qui ne sait que rugir la langue française d'une manière horrible. Je ne sais ni parler ni entendre, et ce qui est encore pis, une mauvaise honte me lie la langue, en sorte que je ne l'apprendrai, peutêtre jamais. Je voudrais avoir abandonné tout mes fragments et toutes mes lucubrations critiques au diable, plutôt que d'avoir négligé une langue dont l'ignorance est une barbarie achevée dans notre siècle; en cas que je ne trouve plus ici d'occasion pour l'apprendre par l'usage, je m'en vais d'ici, ou à Angers pour me donner tout à elle, ou j'abandonne entièrement ce pays de culture et d'èlégance pour essayer de l'Angleterre et de l'Italie par Marseille, mais sur tout cela je ne sais encore rien, que le mot de Socrate: Je n'en sais rien." —

Durch seinen Wirth und dessen Frau wurde Herder mit einigen Familien in Nantes bekannt, deren Umgang ihm sehr behagte; auch die Landbewohner lernte er auf Ausflügen kennen. Durch einen jungen Schweden, der ein großer Verehrer deutscher Literatur war und Herder's kritische Werke gelesen hatte, wurde es in Nantes bekannt, daß Herder sich in seinem Vaterlande bereits als Schriftsteller Ruhm erworben habe; dieser Umstand trug dazu bei, Herder in Nantes in Achtung zu setzen und die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes zu erhöhen. Mit dem jungen Schweden, Namens Koch, verkehrte Herder gern. In einem Briefe an Hartknoch schreibt er: „Das Schätzbarste ist mir die Bekanntschaft mit meinem Verräther, einem Menschen von allen Anlagen, das Schöne zu kosten, wo es sich findet, von einem sehr sichern Geschmack in der Kunst und einer großen Begierde zur Wissenschaft. Er holt mich täglich des Morgens früh fünf Uhr vor seinen Kaufmannsarbeiten zu einer Promenade ab, die schon ihrem Gehölze nach die schönste ist, die ich gesehen, und sieht mich trotz seiner schwedischen Kälte für einen Genius an, der ihm hier in Nantes begegnet sei, um ihn zu erleuchten. Wenn Sie also noch etwas von meinem Enthusiasmus wissen, junge Geister zu finden, die bildbar sind, so können Sie glauben, daß ein solcher Fund einer so seltenen Seele an einem so außerordentlichen Fall noch mehr bindet, und ich liebe meinen guten Koch recht sehr."

Mit den Wissenschaften beschäftigte Herder in Nantes sich mäßig, er machte Studien über die hebräische Archäologie, dachte an eine neue Bearbeitung seiner kritischen Wälder und dichtete einige Oden, welche keinen besonders großen dichterischen Werth besitzen. Der Aufenthalt in Nantes, der zuerst nur einige Wochen dauern sollte, verzögerte sich ziemlich lange; erst am vierten November 1769 reiste Herder nach Paris ab. Hier machte er sich mit Arnauld, Diderot, d'Alembert und anderen französischen Gelehrten bekannt. In Paris und Versailles sah er

alles Sehenswürdige, lernte Sammlungen der Kunst, Bibliotheken und Institute kennen, und erfreute sich an schönen Bauwerken. In einem Briefe sagte er: „Alles was gout und Pracht ist, in Künsten und Anstalten, ist in Paris im Mittelpunkt. So wie aber der Geschmack nur der leichteste Begriff der Schönheit und Pracht nichts als Schein, und oft eine Ersetzung des Mangels derselben ist, so kann Frankreich nie völlig sättigen, und ich bin seiner auch herzlich müde. Indessen wollte ich um vieles nicht, es nicht gesehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über seine Sprache, Sitten, Geschmack, Geschichte, Künste, Wissenschaften, in Zustand und Ursprung derselben gesammelt habe. Ich habe gesucht, Bücher und Menschen, Deklamazionen und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publikum zu studiren. Die Samenkörner sind aber verscharrt, bis auf einen Frühling der Zukunft. Ich passire hier für Professor in Riga, denn das weiß kein Franzose im ganzen Königreich, ob in Liefland Akademie, Universität oder Bauerschule ist, ja oft nicht, wo es liege.“

In Paris erhielt Herder einen Brief von Lavater, welcher drei biblische Fragen enthielt, und in welchem über dieselben um eine genaue und aufrichtige Antwort gebeten wurde. Herder sagte von diesen Fragen: „Sie sind der Weg zu tausend neuen Schwärmereien. Armseliger Zustand unserer Religion! Orthodoxie ohne Menschenverstand, Reformazionen voll Uebereilung, und jetzt gar noch ein neuerer Fanatismus — das fehlt noch.“ —

Während Herder in Paris war, machte er Studien über das französische Theater, und schrieb eine Reihe von meist abgebrochenen Bemerkungen darüber nieder; sie sind sehr bezeichnend für Herder's Ansichten der damaligen Zeit; einige derselben wollen wir mittheilen.

„Tragödie ist nicht für Frankreich, alles ist fremde Natur, fremder Auftritt, fremde Leidenschaft, fremde Welt. Tragödie ist am wenigsten für französische Sprache; welche Inversionen, künstliche Komplimente, Jargon abstrakter Begriffe, Filosofie über Leidenschaft und keine Leidenschaft mehr. Selbst Voltaire's Stücke nehme ich nicht aus. —

„Welche Schule der Sitten ist in der Welt besser als Theater! Hier, wo Laster und Tugenden, Narren und Bösewichter, Tugendhafte und Helden in Person, im Bilde, im Leben, in Akzion, in Geschichte erscheinen; für Auge, Ohr, Seele Illusion!

„Gehe ins Theater, erwarte einen Tartuffe, einen Misanthropen, eine Zaire! Dann gehe in die Kirche und erwarte eine frostige Predigt! Dann gehe in die Messe, und erwarte nichts zu hören und zu sehen, als was du immer gesehen! Dann gehe ins Grab der Heiligen und falle nieder und erinnere dich ihrer Fratzentugenden. Wo hast du mehr?“ —

In den letzten Tagen des November erhielt Herder in Paris einen Brief von Resewitz, dem Prediger der deutschen Petrigemeinde in Kopenhagen, worin dieser ihm im Namen des Fürstbischofs von Lübeck und Herzogs von Holstein zu Eutin, den Antrag stellte, dessen Sohn, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, als Instruktor und Reiseprediger drei Jahre lang auf Reisen zu begleiten. Dieser Antrag stimmte mit den eigenen Reiseplänen Herder's sehr wohl überein, und seine finanzielle Lage war bei seiner ziemlich vornehmen Lebensart trotz Hartknoch's reichlichen Unterstützungen so mißlich, daß Herder sich gern bereit finden ließ, in

Unterhandlungen sich einzulassen. Die Forderungen, welche Herder stellte, wurden sämmtlich bewilligt. An Gehalt erhielt er jährlich vierhundert Thaler nebst freier Stazion, und einhundert Thaler Reisegeld. Wenn Herder nach Ablauf der drei Jahre in Diensten des Fürstbischofs bleiben wollte, so hatte er die Wahl zwischen einem geistlichen Amte und einer Professur in Kiel. Noch wurde besonders festgesetzt, daß es Herder jederzeit freistehen solle, falls er einen angemessenen Ruf nach Riga erhielte, dahin zurückzukehren, und für diesen Fall verpflichtete sich der Fürstbischof, für Herder Empfehlungsschreiben an den Petersburger Hof zu geben. Denn Riga stand in Herder's Augen immer noch als das Ziel seiner Wünsche da. An Hartknoch schrieb er, als er ihm aus Paris seinen Ruf nach Eutin meldete: „Es ist für mich immer ein tödtender Gedanke, meine Freunde, meine Pläne auf Riga als Schatten ansehen zu müssen, die wie jenes Bild der Kreusa fliehen, und nicht mehr für mich sein sollen als ein Traum; denn wie ein Traum ist alles, was man aus einem Orte weiß, wo man einen Theil seiner besten Jahre zugebracht hat, und da heraus ist.“ —

Im Dezember des Jahres 1769 verließ Herder die französische Hauptstadt, um sich an seinen neuen Bestimmungsort zu begeben. Die Weihnachtstage brachte er in Brüssel zu; auch in Antwerpen nahm er einen kurzen Aufenthalt, um die Erzeugnisse niederländischer Kunst kennen zu lernen, und ging von da zu Schiff nach Amsterdam ab. Diese Fahrt hätte für ihn verhängnißvoll werden können. Ein heftiger Sturm warf das Schiff auf eine Sandbank an der holländischen Küste, nicht weit vom Haag. Das Fahrzeug war nicht wieder flott zu machen, es saß die ganze Nacht auf der Sandbank fest und war in beständiger Gefahr, von dem Ungestüm der Wogen zertrümmert zu werden. Die Nothschüsse, welche die Schiffer thaten, riefen am Morgen einige Fischerboote herbei; nachdem die ganze Besatzung des Fahrzeuges glücklich gerettet war, rissen die Wellen es auseinander. Von diesen Augenblicken schrieb Herder später: „Das Gefühl der Nacht ist noch in mir, da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespült und mit Mitternachtswind umschauert, Fingal las und morgen hoffte!“ — Am 20. Januar 1770 war er im Haag; in Leiden und in Amsterdam besuchte er einige holländische Gelehrte, und ging von da durch Friesland über Hamburg nach Kiel, wo sich der junge Prinz von Holstein mit seinem Oberhofmeister, einem Herrn von Kappelmann, damals aufhielt.

In Hamburg verweilte Herder einige Wochen und machte dort verschiedene Bekanntschaften. Vor allen zog es ihn zu dem großen Manne hin, der ihm ein Führer für seine Lebenszeit war, zu Lessing. Er wurde freundlich von ihm empfangen, beide unterhielten sich öfter, und diese Unterredungen blieben für Herder stets unvergeßlich. Alles, was in Herder's Seele dunkel wogte und gährte, das sprach Lessing's heller Verstand und sein klares, durchsichtiges Wort ihm aus. Wie hoch er den herrlichen Mann verehrte, das hat Herder in seinen Schriften an mehr als einer Stelle, und in der Geschichte seines Geistes auf jeder Seite bewiesen. Lessing war ihm der ehrfurchtgebietende Genius, der ihm mit reiner Hand das leuchtende Ziel seines Lebens wies.

Mit Bode, dem Geschäftsfreunde Lessing's, und mit Klaudius, dem Wandsbecker Boten, schloß Herder Freundschaft und hielt sie bis an seinen Tod. Auch

mit dem vortrefflichen Alberti, dem duldsamen Prediger, der von dem frommen, grobknochigen Senior Goeze zu Tode geärgert wurde, machte Herder sich bekannt; in der Familie desselben brachte er einige genußreiche Tage zu. Mit ihnen war das Ende der freien, fröhlichen Reisezeit, des unbehinderten Studiums der Menschheit in unmittelbarer Anschauung herbeigekommen. Die Zeit, welche nun folgte, sollte die Hoffnungen nicht erfüllen, welche Herder auf sie setzte.

An dieser Stelle wollen wir noch einen Blick auf zwei Gedichte werfen, welche um diese Zeit entstanden. Sie geben uns Aufschluß über Herder's Denkweise und werden uns dadurch Fingerzeige für die Erklärung der Gestaltung, welche Herder's Lebensverhältnisse in der nächsten Zukunft annahmen. Beide Gedichte finden sich, doch in sehr veränderter Fassung, auch in Herder's Werken; wir geben hier die älteste Form. Von dem ersten Gedichte folgen einzelne Strofen, das zweite ist unverkürzt.

An den Genius von Deutschland.

O Liebe du! du Lieb' und Stolz fürs Vaterland,
Erfandst, was kein Betrug erfand,
Unsterblichkeit! — Zu Luft verwehn
Die Helden? Und in Moder gehen
Die Thatenthäter? Nein! ihr Schatten
Schwebt Mondhin weg dort! Schauen nun,
Was sie vollbracht einst hatten,
Jetzt Heldensöhne thun!

Der feile Knecht allein nur hat dich nicht erkannt,
Du Adelgöttin, Vaterland!
Die, was nur Menschheit Würde schmückt,
Die allem höchste Blum' entpflückt
Zur Kron'! Und kann, kann Welt sie geben,
Selbstfrohe Würde süßer Müh'
Und Ruhm und Wonneleben,
So, Göttin, gabst du sie!

Du, mehr als Weiberlieb' und Mann- und Vaterherz
Und Brudertreu und Freundescherz,
Bist Kind- und Weib- und Mutterschall
Und Freundesstimme! bist ein All!
Der süßen Tön' und Tugendnamen,
Bist großer Mutter, Menschlichkeit
Der erstgeborne Samen,
Bist Erdeseligkeit.

Der freien Deutschen Blick, so kühn und blau und hell,
Wie lang soll er dem Tanzmarcel
Der Blick des Sklaven-Sklaven sein?
Die konnten einst die Welt befreien,

Die lassen, Knaben, sich entmannen
Von Knaben-Wüthrichen, die noch —
Die kläglichen Tirannen! —
Selbst tragen Vormundjoch!

Der freien Deutschen Geist, wie lange soll er sein
Ein Miethlingsgeist! Soll wiederkäun',
Was andrer Fuß zertrat! Der Ruf,
Der einst in Leibnitz Weltall schuf,
Wie schnöde muß er Kluft versausen
In Schulen, und statt Sonnenwelt
Sich Seifenweltall brausen,
Das mit dem Hauche fällt.

Der freien Deutschen Lied, wie lange soll es sein
Ein Pangeschrei, wie handgemein
Aus hundert Flöten, Widerhall
Aus hundert Klüften! Tauber Schall
Vom Schilfe Jordans und des Tiber
Und Thems' und Sein'! und nie, o Rhein
Und Kön'gin Elbe! — Lieber
Sollt ihr die Götter sein

Der Lieder, die nicht Höfen lispeln! Sollen nicht
Um Höfe lispeln, denn das Licht
Der Barden ging am Himmel auf,
Wie Sonne, ging den großen Lauf
Mit Held und Geist, und ließ im Dunkeln
Der Blinzer mehr! —

An das Oekumenische Kristenthum.

Woher du Wolkenpalast? An die Säume
Der Erd' hinausgebreitet, hin
Vom Libanon zum Hekla, zu den Affen
Und Patagonen hin!

Woher du Himmelsstürmer, der den Zeiten
Verwüstung drohet? Wo denn ruhn
Die stolzen Säulen, die dich stützen! hobest,
Erhobst du dich nicht selbst?

Auf Trümmern nur versunkner Heiligthümer,
Im Sturz der Zeiten hobst du dich,
So wie in Tagesneig' ein Moderwölkchen
Im fernen grauen Ost!

Da stand das Moderwölkchen, unbeahndet,
Und wölkte nur der Sonne Rand,
Bis es in Mitternacht (die Wächter schliefen)
Verbarg der Sterne Glanz

Und überhüllt' den Himmel, und goß nieder
Die Schlummerwelt in mehr als Nacht,
In Graus und Trümmer! Und die Zauberwolke
Hüllt ein das alte Rom,

Das Helden-Rom, die Königin der Welten
Auf sieben Thronen, hüllt es ein
Zur Zaubervettel, gab ihr vollen Becher
Als Priesterin der Welt

Auf sieben neuen Thronen. Und die Erde
Floß über von des Bechers Wuth,
Und taumelt', und die schönen Götter sanken,
Der Berg der Musen wich,

Meerüber flog die Weisheit in die Zelte
Gastfreier wilder Araber!
Die Bücher brannten und der Bücher Flamme
Wölbt' sie nur prächtiger

Die Wolk'. In schwarzen runden Wellen
Rollt sie von Erd' zu Erden hin,
Und in ihr klirren Ketten, heil'ge Waffen,
Der Zwietracht Paukenschall,

Die Banne blitzen, heben, Höllegabeln,
Von Königsschädeln Kronen ab;
Sie jagen fort, wie Strudel, Nord- und Südwelt
Zum heil'gen Osten hin,

Zum Osten, in das Grab des Todes! Siehe,
Da pranget, was nur Wolke war,
Als Palast des gekrönten Schuhs, der Thronen
Wie Sünden niedertrat.

Noch steht der Wolkenpalast, aber öde,
Und sinket! Immer niedersinkt
Der dicke Nebel; seht, die rothe Sonne
Kommt langsam schon empor!

Die Nebel sinken, und mehr als Wolkenschlösser
Stehn glänzend uns vor Augen da.
So nahe war't ihr, Hütten bess'rer Menschheit,
Wir sahen euch nur nicht,

In Nacht begraben. Kommt, der Hütten Brüder,
Auf freiem Gipfel oben, kommt
Der Morgenkönigin, dem Licht zu opfern!
O hört nicht auf den Klang

Der Scheidenden! Nicht was in jener Wolke
Wegjammert! Elend singt's, und klagt
Vernunft und Menschenherz, gebietet Zittern
Und Gottversöhnerangst,

Drommetet Zauberkraft, und heilt mit Zauber
Die Wunden, die nur Zauber schlug!
Es ist der Kirke Ton, er wandelt Menschen
Zu heil'gen Dünsten um!

Kommt! Hier in neuer Welt voll Morgenröthe
Laßt uns umarmen! Brüder, hier
Der Göttlichen, so lange lange Sklavin,
Dem Gottesbilde hier,

Der Menschheit opfern! Wahrheit suchen! Würde
Der Freiheit anerkennen! hier
Anbeten Gott, und Menschen sein, und streben,
Daß Mensch einst alles sei!

Und jenen Rauch verdampfen sehen! Genießen
Die schöne Morgenröthe schon,
Die Neugeburt der Welt, bis einst die Sonne
Allgegenwärtig strahlt! —

Ein Mann, der so großartig freisinnige Gedanken in solcher Sprache schreiben konnte, paßte nicht an einen Hof, und nicht in die Gesellschaft von Leuten, welche den Werth des Menschen danach beurtheilten, ob die ersten Windeln, in die man ihn gewickelt, mit oder ohne v. gezeichnet waren.

In Kiel wurde Herder freundlich bewillkommt, und in Eutin, wo der Hof sich aufhielt, mit Auszeichnung empfangen, und anfangs ging alles vortrefflich. Noch am 29. April konnte Herder an seinen Freund Hartknoch schreiben: „Ich genieße bisher die ganze Gnade und die außerordentlichste Unterscheidung des Hofes — bei den Größten versteht sich's, und die kleine Heerde, zumal an kleinen Höfen, folgt, und bückt sich noch dreimal tiefer. So etwas als meine Predigten hat man noch nicht gehört, und freilich bis auf meine Manschetten auch nicht gesehen; daß das wieder Neider gebe, ist die natürlichste Folge des Weltbaues, der aus Attrakzion und Resistenz zusammengesetzt ist. Von Riga entsagt habe ich mich so wenig, daß vielmehr meine heitersten Spiritus vitales daherum flattern."

Herder's Predigten fanden den Beifall der Herzogin so sehr, daß sie sich von zwei derselben eine Abschrift ausbat. Der damalige Superintendent Wolf aber klagte Herder eben dieser Predigten wegen als einen Sozinianer bei Hofe an. Man fand es jedoch für gut, diese Anklage nicht zu beachten.

Der Prinz Peter Friedrich Wilhelm, welchen Herder unterrichten und auf Reisen begleiten sollte, wurde später wegen Geistesstörung für unfähig zur Regierung erklärt und lebte bis zu seinem Tode als Privatmann in Plön. Schon damals scheint ein verstörtes Wesen sich bei dem Prinzen gezeigt zu haben, der übri-

gens von Natur ein gutes Herz hatte. Die Personen, welchen er bis dahin zur Erziehung anvertraut gewesen war, besaßen wenig Eigenschaften, welche dem unglücklichen Prinzen hätten ersprießlich sein können; der bereits erwähnte Oberhofmeister von Kappelmann war ein aufgeblasener und rücksichtsloser Mann, der den Prinzen hart zu behandeln sich nicht scheute, und der eigentliche Lehrer, ein gewisser Koriarius, war ein Pedant, der in seinem schriftlich abgefaßten Berichte über den Unterricht und die Kenntnisse des Prinzen dem sechzehnjährigen Jünglinge das Zeugniß gab: „Bin bemüht gewesen, durch Uebersetzen (ins Französische) und Diktiren die rechte Schreib-Art und die nothwendigste Regeln derselben beizubringen, worinnen nun mehro Der Durchl. Prinz sichtbare Progressen zu machen angefangen hat.“ In der Religion hatte er mit ihm „Hornemann's Glaubens-Lehren und Lebens-Pflichten in Versen vielmals durchgegangen“, und am Schluß des Berichtes fügte er den frommen Wunsch hinzu: „Gott wolle Ihn vor der schädlichen Contagion der Irreligion gnädigst praeserviren.“

Herder sah bald, wie wenig zweckmäßig die Behandlung des Prinzen gewesen war, er ahnte auch schon, daß seine Verbindung mit diesem Prinzen und mit diesem Oberhofmeister nicht lange würde dauern können, und er war klug genug, seine Ansichten durch die Hofdame Fräulein du Hamel an die Herzogin gelangen zu lassen, und den Herzog anzugehen, es möge ihm vergönnt sein, unterwegs um seinen Abschied zu bitten, wenn er sehe, daß es nicht ferner gehe.

Der Aufenthalt in Eutin war für Herder ein angenehmer; die herrliche Gegend, die malerischen Seen in den prachtvollen Buchenwäldern, die noch jetzt den Wandrer entzücken, machten tiefen Eindruck auf Herder. Nach dem schönen grünen Holstein, wie er es nannte, wünschte er sich oft zurück, und in seinen letzten Lebensjahren, die ihm durch so viele Mißstimmungen verbittert wurden, glaubte er in krankhafter Sehnsucht, daß in jenen schönen Gegenden, an der blauen See bei Kiel, ihm seine Jugend zurückkehren werde. In Kiel gewann Herder die Freundschaft des spätern Erblandmarschall Grafen von Hahn, der ein gelehrter Astronom war. An ihn richtete Herder die Ode Orion.

Am 15. Juli 1770 hielt Herder in Eutin die Abschiedspredigt, und trat dann mit dem Prinzen und dem Oberhofmeister die Reise an. Man wollte an einigen befreundeten Höfen sich kurze Zeit aufhalten und den Winter in Straßburg zubringen. In Darmstadt verweilte man vierzehn Tage. Hier wurde Herder mit dem Kriegsrath Merck und durch ihn mit dem Geheimen Rath Hesse bekannt, in dessen Schwägerin, Fräulein Karoline Flachsland, er seine nachherige Gattin kennen lernte. In Hesse's Familie verweilte Herder jeden Nachmittag, gesellige Unterhaltung und Lustfahrten in die nahen Wälder belebten den kleinen, heitern Freundeskreis, in welchem Herder sich stets in jener herzgewinnenden Liebenswürdigkeit zeigte, welche ihm zu Gebote stand, so oft er sich in ihr zeigen wollte. Er las seinen Gesellschafterinnen Oden von Klopstock und von Kleist vor, und das war in jenen Zeiten so ungefähr ein verstecktes Liebesbekenntniß, die Liebschaften aller gefühlvollen Seelen fingen damals mit Klopstock an. Was nun folgte, läßt sich nicht schöner erzählen als mit den Worten von Herder's Gattin, welche sie im späten Alter, nach dem Tode ihres geliebten Mannes in ihren Erinnerungen niederschrieb:

„Am 19. August predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! Zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte, ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank — von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins, und sind Eins: unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! Er hörte von anderen, wie ich meine Geschwister liebte, und auch hierin war unsere Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach gewiß niemand hat seine heilige Seele so gekannt wie ich!

„Von diesem Tage an sahen wir uns täglich. Ich fühlte ein nie empfundenes Glück, aber auch eine unbeschreibliche Wehmuth und Schwermuth, ich glaubte, ich würde ihn nie wiedersehen. Den 25. August feierten wir seinen Geburtstag in dem kleinen Kreise der Freunde im Schloß; da gab er mir seinen ersten Brief — ach ich empfing mit diesem Briefe das heiligste, was diese Erde für mich hatte! Ich konnte nur Gott und ihm danken." — Dieser Brief lautete folgendermaßen:

An Mademoiselle Flachsland.

Darmstadt, den 25. August 1770.

Jetzt in der Morgenröthe meines Geburtstags, mit wem könnte ich mich in dieser Einsamkeit würdiger unterhalten, als mit der vortrefflichen, gefühlvollen Freundin, die mir der Himmel eben in diesen Tagen auf eine so wunderbare Art gegeben. Ich sage, gegeben; denn warum sollten wir uns einander, meine liebste Freundin, unser Herz verhehlen und über eine Art von Empfindungen erröthen wollen, die uns auf eine so sonderbare Weise gleichsam überrascht, und die so sehr auf das heiligste Gefühl der Unschuld und Tugend gewebt sind. Mir wenigstens glauben Sie es, meine Allerliebste! wenn ich mir die Unschuld, die süßeste, reinste, seligste Zärtlichkeit, die ganze gefühlvolle schöne Natur einer menschlichen Seele vorstellen will, so wird kein anderes, als Ihr Bild daraus — Ihr Bild mit jedem kleinsten Zuge. Ihr unschuldiges, einfaches, freies Gesicht, Ihr blaues, stilles, fühlendes Auge, Ihr leichter Körper, in jeder Stellung ganz Natur, ganz Munterkeit, ganz sanfte Zärtlichkeit und Anmuth: die unschuldige Natur, die mit jedem Worte von Ihren Lippen spricht und nicht argwohnt, daß Böses in der Welt sei: die muntre, rege Freundschaft, die Sie zu empfinden fähig sind: die Freude, die Sie anwandeln kann, wenn Sie von einer guten That hören: die sanfte Thräne, die sich in Ihr blaues himmlisches Auge stiehlt, wenn Sie Empfindungen lesen oder hören — und o meine süße Unschuldige! das alles ist noch nichts, wenn ich Sie in Ihrer wirklichen freundschaftlichen Willfährigkeit, in Ihrer ungezwungenen, rastlosen Thätigkeit und Gefälligkeit sehe: wenn ich höre, wie edel und schwesterlich Sie sich Ihrer Familie angenommen, und insonderheit, wie Sie, vortreffliche Seele, auch wissen zu ertragen und mit Unschuld zu überwinden. Wenn ich mir bewußt wäre, daß ein einziger dieser Züge ein Gemälde der Schmeichelei, der Galanterie oder gar der Leidenschaft sein könnte: Mademoiselle, mich selbst aufs häßlichste verabscheuen würde ich; denn was wäre abscheulicher, als nach Darmstadt zu kommen, ein armes, naives, unschuldiges Mädchen mit Schmeicheleien und Galanterien täuschen zu wollen, und nach einer so schönen Heldenthat in die Welt

fortzugehen — könnten Sie mich so niedrig denken? Nein, das können Sie nicht, und wenn Sie mir nichts zugestehen, edles, rechtschaffenes Kind, so gestehen Sie mir, wie Sie sagten, Redlichkeit zu. Ich ging wahrhaftig nicht darauf aus, um Ihre Gunst und Freundschaft zu buhlen. Die beiden ersten Male, da ich Sie sah, gingen vorbei, ohne daß ich was Unterschiedenes gegen Sie fühlte; das folgende Mal, da uns der Herr Anger zusammenführte, waren Sie mir nur immer noch von Seite Ihres fühlbaren Geschmacks und Ihres muntern, gutherzigen Wesens merkwürdig. Sie sehen mich also als keinen Thoren, der sich bei dem ersten Augenblick erhitzt und verblendet, um mit einmal wieder kalt zu werden. Selbst das erstemal, da wir im Walde der Fasanerie waren und ich schon anfing, Sie recht lieb zu gewinnen, war es noch immer mehr muntere Schäkerei und Freuden der Gesellschaft, als etwas Geheimeres und Heiligeres der Freundschaft. Aber, mein kleines göttliches Mädchen, da wir uns nach der Predigt zusammenfanden, da wir, meine liebe unschuldige Psyche, im Walde sangen und sprachen und uns die ersten Akzente einer Empfindung, die sich ganz ohne unser Bewußtsein meldete, einander stammelten: da ich nicht ruhen konnte, Sie auf den folgenden Tag zu besuchen, und an der Spitze Ihrer Finger einige sanfte Töne hingen, die Sie vom Klavier hervorlockten; da wir nachher im Brunnenwalde zusammen lasen und fühlten, und uns mit der Hoffnung verließen, uns morgen wiederzufinden, da — und nachher immer von Zug und Zug lernte ich Sie immer mehr kennen, und, o Gott, am meisten den Tag kennen, da ich meinen Abschied nahe glaubte, und in der Kühle des Abends zum letztenmal, und wie gerührt mit Ihnen zur Allee wandelte: O Gott, die Bezeugung Ihrer Theilnehmung und Freundschaft, daß Sie etwas mit mir und für mich fühlten, Ihre Thräne, die abgebrochenen Zweifel und Fragen und Freundschaftsbezeugungen — allerliebstes, redliches Kind, ist's zu viel, daß ich glaube damals Ihr Herz sprechen gehört zu haben? Nein! es hat noch gestern gesprochen, selbst bei Ihren bitteren Vorwürfen und Zweifeln hat's gesprochen — und ach! warum kann ich Ihnen diese Vorwürfe und Zweifel nicht widerlegen, wie ich's wollte, und gleich wollte! Edle, rechtschaffene Seele, glauben Sie es mir, der ich jetzt vor Ihnen stehe und meine ganze Seele sprechen lasse: Ist Ihnen an meiner äußersten Hochachtung und Freundschaft etwas gelegen, fühlen Sie nur etwas von der Sympathie und Ahnung, daß wir einander zum Glück bestimmt sein könnten, die ich sobald gefühlt habe, da ich Ihr Herz sah — so glauben Sie einer Empfindung, die sich nicht ausdrücken läßt, daß der Eindruck, den Sie auf mich gemacht haben, der einzige und ganz der erste in seiner Art ist, so viele ich auch von Ihrem Geschlechte kennen gelernt, geliebt und geschätzt habe. Glauben Sie es mir, daß mein Herz sich nicht besser ergießen kann, als wenn ich mir zwischen uns die Szenen einer ewigen Freundschaft und Zärtlichkeit denke. Gott! und wie oft denke ich die! Ihr Bild steht mir da Tag und Nacht vor Augen, ich sehe Sie in allen Aeußerungen Ihrer schönen Seele, und in allen Situazionen, wo Sie mein Herz gerührt. Dies Bild, dieser geliebte Schatten wird mich auch in meiner Entfernung nicht verlassen, wenn nur der meinige ebenso um Sie schwebte. Sie werden mir wenigstens Freundschaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben, und o gebe der Himmel und die gütige Vorsehung, daß die Wünsche, die es mir nicht erlaubt ist hier zu sagen, und die Pläne, über die sich wenigstens

meine Einbildungskraft freut, von der Zukunft und dem Schicksal befördert würden! Wenigstens, mein süßes, unschuldiges Kind, hat unser Umgang und unsere Freundschaft sich keinen Vorwurf zu machen und soll ihn nie zu machen haben. Wir wollen, so lange wir zusammen sind, uns zur Unschuld und Empfindsamkeit und Tugend ermuntern, und das soll uns auch in der Entfernung unser Andenken sein. Wir wollen die Natur und die Güte des Herzens gemeinschaftlich lieben lernen, und immer unser Herz verschönern, als wenn wir zusammen läsen und sprächen und Gutes thäten. Wir wollen nicht an unsern Abschied gedenken, seien Sie wieder die erste, muntere, heitere, unschuldige freudige Flachsland. Der Himmel hat uns so sonderbar zusammengeführt, und in dessen Hand ist ja auch das Schicksal der Zukunft. Auch wenn wir uns in der Welt nie wiedersähen, so können wir uns noch unseres Umgangs freuen, und ich danke Gott jetzt mit Thränen, daß er mir eine so schöne Seele wie die Ihrige gezeigt hat. Leben Sie wohl. Ich bin Ihr ewiger

Herder.

Wir würden es nicht verantworten können, wenn wir die Antwort auf diesen Brief nicht auch mittheilen wollten. Hier folgt sie:

Karoline Flachsland an Herder.

Darmstadt, den 26. August, Nachts 11 Uhr.

Nein! ich will nicht länger mein Herz dem besten redlichsten Freunde verhehlen. Ebenso stark, und, wenn es möglich ist, noch stärker liebe ich Sie, wie Sie mich lieben, wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches gutes Herz kennen, o wie ganz in einer Minute haben sich unsere Seelen gekannt. Was ich an dem glücklichen Sonntage empfunden und von Tage zu Tage mehr empfunden, kann ich nicht sagen, es ist mir alles neu, dies, dies ist allein die wahre himmlische Freundschaft. Vergessen Sie mein wunderliches Mißtrauen, guter, liebenswürdiger Freund! Es muß Ihr Herz beleidigt haben, aber denken Sie auch, wieviel ein armes Kind sich zutrauen darf, das seine Schwäche so gut kennt. Loben Sie mich nicht, mein Lieber; ich bin froh, ich bin glücklich, daß unsere Herzen sich kennen. Könnten Sie doch diesen Augenblick bei mir sein, und das gerührte Herz, das nur für Sie gemacht ist, sehen. Ganz, ganz haben Sie meine Erwartung übertroffen; darf ich jemals an eine ewige himmlische Freundschaft und Zärtlichkeit unter uns denken, ist das nicht zu viel für ein armes Kind? O ich darf diese göttliche Szene nicht denken! Werden Sie dann mein Schutzengel sein? Allerliebster, Sie haben es mir an dem vermeinten fürchterlichen Abschiedsabend versprochen. Dann kann ich nichts Niedres, nichts Unedles thun, Ihr Geist ist bei mir. Schreiben Sie mir oft, süßer, feuriger Freund, so oft Sie an Herrn Merck schreiben, daß ich nur Ihre Abwesenheit ertragen kann. Ich werde niemand Ihre Briefe zeigen. — Eben fällt mir Klopstock und seine Meta ein, glauben Sie, daß ich wie eine Meta Sie liebe? Freilich fehlt mir zu einer Klopstockin noch viel, aber hierin nichts mehr. O göttliche sympathetische Freundschaft, wie glücklich machst du! — Machen Sie sich recht glücklich und ruhig, Bester, Liebenswürdiger, die Güte Ihres redlichen Herzens, die Sie jedermann gleich mittheilen, wird Ihnen viel Freunde geben. — Wenn nur der morgende Tag bald vorübergeht! O schreck-

licher Tag, der mir meinen Freund wieder nimmt, und vielleicht auf ewig! Gott! du mußt mich stark machen. Und sehen wir uns hier nicht mehr, so sehen wir einander gewiß im Himmel, und dann — dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,

die du, Natur, einander bestimmtest.

Ich muß aufhören, ich zerfließe in Thränen. Ewig

Ihre treueste
Flachsland.

Guten Morgen, bester Herder. Sie kommen doch heute, ja Sie kommen und lesen im Klopstock; wenn nur der heutige Tag ganz unser wäre! O wie kostbar sind mir jede Augenblicke! Wir gehen in den Wald, wenn uns jemand stören will.

Die ganze Nacht war das feurige Bild meines süßen Freundes bei mir, immer war es bei mir und ewig wird es bei mir bleiben, wie tief und mit welchen Zügen ist es in mein Herz gegraben! Kommen Sie, empfindsame Seele, noch heute, heute. — Ach leben Sie ewig wohl! —

So hatte Herder unvermuthet in Darmstadt diejenige gefunden, welche einige Jahre später die treueste Gefährtin seines Lebens werden sollte. Sie verehrte ihren Gatten aufs höchste, es ist nicht zuviel, wenn sie sagt: „Er stand wie der Himmlischen einer vor mir.“ Nach seinem Tode war sie mit großer Ausdauer darauf bedacht, Materialien zu Herder's Lebensgeschichte, welche Johannes von Müller schreiben wollte, zu beschaffen. Von ihrer Herkunft erzählt sie selbst in ihrer schlichten, liebenswürdigen Weise folgendes: „Ich bin die nachgelassene jüngste Tochter des gewesenen herzoglich würtembergischen Amtsschaffners Johann Friedrich Flachsland, zu Reichenweier im Elsaß, Maria Karolina, daselbst geboren den 28. Januar 1750. Mein Vater starb im Jahre 1755, in seinen blühendsten Jahren, dem neununddreißigsten, an einem hitzigen Fieber. Meine Eltern lebten in der glücklichsten Ehe, beide geliebt und geehrt von dem ganzen Ort und der ganzen Gegend wegen Ihrer Tugend, ihrer Wolthätigkeit und freundlichen Umganges mit Menschen. Meine Mutter war vierzehn Tage Wöchnerin, als mein Vater starb; sie war mir bis zu ihrem Tode, und über das Grab hin das Liebste, was ich auf der Welt hatte. Acht unerzogene Kinder blieben mit ihr in Armuth zurück, aber Gott hat uns wunderbar durchgeholfen durch Verwandte und edle Menschen, und hat mir in meiner Armuth Herder zum Mann geschenkt.“ Die vortreffliche Frau überlebte ihren großen Gatten um sechs Jahre, sie starb im Jahre 1809. —

Am 27. August 1770 reiste Herder mit dem Prinzen von Darmstadt ab. Ueber seine Erlebnisse geben seine Briefe an seine Braut und an Merck einige Nachrichten, welche wir hier in der Kürze zusammenstellen.

„Bei unserer Ankunft in Mannheim waren wir in einer elenden Komödienbude, wo elende deutsche Schauspieler eine elende Uebersetzung des elenden französischen Trauerspiels „Tankred“ sehr elend vorstellten. Das ganze Stück hat mir immer wie eine galante französische Brandmarke der gesunden Vernunft, der Liebe, der Geschichte und des Theatergeistes geschienen; hier aber habe ich auch bei Situazionen, wo ich noch hätte sympathisiren wollen, nicht gefühlt, daß ich anderes als

Abscheu fühlen könnte. Soviel schönes und merkwürdiges sonst in Mannheim ist, so ist für mich alles zu kalt gewesen; den interessantesten Ort aber nehme ich aus, das Modellhaus der Antiken. Hierzu war meine Seele am besten gestimmt, und ich kann Ihnen zum Voraus melden, daß ich so viele neue Erläuterungen zu meiner Plastik dunkel geträumt habe, als nämlich die Plastik des Herzens auf Seiten des Ausdrucks hinweisen kann." —

„Ich bin nun zwei ganze Tage an die Gesellschaft des Prinzen in seinem Wagen angekettet gewesen. Gestern Nachmittag kam endlich die Sache zu einem Aeußersten, zu einer finstern, todten und so unruhigen Stille, von der mich nur spät die Einsamkeit und die Nacht in meinem Zimmer befreien konnte." —

„In Karlsruhe ward ich zu Hofe gerufen, und da mit einer Unterscheidung, mit Komplimenten und Anstaunungen empfangen, die ich mir in der Gemüthsverfassung, in der ich dahin ging, gewiß nicht träumte. Der Markgraf *), mit dem ich die erste Viertelstunde sprach ohne ihn zu kennen, suchte mich Mittag und Abend auf eine sehr gute Art recht auf mit seiner Unterhaltung, und da er der erste Fürst ist, den ich ganz ohne Fürstenmiene kenne, so fallen unsere langen Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche. Die Markgräfin hat mir bei der ersten Vorstellung frappante Komplimente gemacht, auch mich nachher den ersten Tag sehr unterscheidend begegnet, das Gespräch an mich gerichtet u. s. w., weil ich aber durchaus mit ihrer Gelehrsamkeit keine Sympathie fühle, und also natürlicher Weise, statt ihr lautprasselnden Weihrauch zu streuen, immer wie ganz aus einer andern Welt rede, so hat das Widersprüche und bei einer Dame, wie sie, eine gewisse Kälte geben müssen, die mir recht lieb ist, und die ihr wenigsten zeigen kann, daß die ganze Welt nicht schmeicheln wolle, wie so viele französische und deutsche Narren um sie. Ueberhaupt, da ich vor keiner Kreatur in der Welt mehr Abscheu habe, als vor einem gelehrten Frauenzimmer, und wäre sie der erhabenste Geist, so werden wir uns wohl nie recht begegnen." —

„Ich bin in Karlsruhe von Tage zu Tage mehr mit Gnade, insonderheit des Markgrafen, distinguirt und ich habe den Hof mit dem allgemeinen Bedauern verlassen, daß man mich nicht hat predigen hören können. Das ist der Ton des Hofes; der meinige aber ist in Karlsruhe eine solche Zerstreuung und Wüstheit des Kopfes gewesen, daß im besondern Umgange kein Mensch aus mir hat klug werden können. Die ganze Welt war mir mit allen ihren Höflichkeiten zur Last; nur die Einsamkeit, der Wald und die Abenddämmerung sind die Sammelplätze meiner zerstreuten Gedanken geworden."

Am 4. September kamen die Reisenden in Straßburg an, und hier war es, wo Herder's Entschluß, den Prinzen zu verlassen, zur völligen Reife gedieh, da die Verhältnisse anfingen, ihm völlig unerträglich zu werden. Auch über diese Angelegenheit gibt sein Briefwechsel den einzigen genauern Aufschluß; wir müssen uns daher mit den betreffenden Stellen bekannt machen.

„Straßburg, d. 9. September. Die letzten Tage habe ich wirklich nicht mehr

*) Karl Friedrich.

gelebt, sondern in einem verdrießlichen Schlummer, Tag und Nacht unruhig und wie im Kerker, ohne Lust, jemand zu sprechen und zu sehen, nur geathmet. Meine hiesige Situazion, die mir durchaus nicht gefällt, die allen Absichten des Eutiner Hofes und meiner Bestimmung entgegenläuft und mich jeden Tag mit empfindlichen Busenstichen kränkt, ist die Ursache, und die Sache läuft so, daß ich, ohne ganz aufzuhören Herder zu sein, alles umwerfen muß. Der Entschluß ist genommen, die Nothwendigkeit ist da, und es stößt sich jetzt bloß daran, wie der genommene Entschluß mit aller Schicklichkeit für mich, für den Prinzen, seine Eltern und das Publikum auszuführen sei, und das muß sich bald zeigen."

„12. September. Ich bin hier wie ich war. Dem Prinzen habe ich's gesagt, und er nimmt dabei eine Rolle, die ich nie vermuthet hätte. Das erstemal in seinem Leben, daß er Karakter zeigt, sich interessirt, und mir seit drei Tagen den Kopf fast von Sinnen ängstigt. Es ist zwischen ihm und dem Geh. Rath*) Gespräch geworden, wie dieser mich tausend Dinge beschuldigt, darüber er unzufrieden hätte sein müssen, die er aber aus Achtung für mich verschwiegen — dafür danke ihm der Teufel. Indessen ist mit diesem Minister- und Freundschaftsgespräch alles erschwert. Der Prinz ist auf seiner Seite, jeder gemeine Kopf wird's auch sein, jeder dabei Interessirte auch; und da die feinsten Kränkungen, Unzufriedenheiten und Mißhelligkeiten, die da mürbe machen können, Gift sind, Gift, das da tödtet und wer kann's sehen? — so werde ich in der Folge für stolz, brusque, unruhig, unzubefriedigend angesehen werden, in Eutin gar für undankbar — so bin ich auf der Tortur." —

„Straßburg ist der elendeste, wüsteste, unangenehmste Ort, den ich, behutsam und bedächtig gesprochen, in meinem Leben gefunden. Ich will an Menschen nicht denken; hier ist einmal kein Wald, kein Ort, wo man mit seinem Buche und Genius einmal im Schatten liege."

„20. September. Eben jetzt komme ich vom Prinzen, und habe ihm mit weinenden Augen meine Trennung angekündet. Er war ebenso gerührt wie ich, und ich habe ihn blaß wie eine Leiche verlassen. Er sucht wenigstens noch Wochen und Monate Aufschub, fühlt aber mit mir alle Beweggründe und Veranlassungen, so wie ich sie selbst fühle. Ich sehe Tagen und Wochen der Verwirrung entgegen."

„Oktober. Ich erzähle Ihnen, daß ich auf mein unterthänigst-unterthänigstes Ansuchen vom Eutin'schen Hofe meinen gnädigsten Abschied erhalten, vom Herzog mit vieler Hochachtung und Höflichkeit, von der Herzogin mit Empfindlichkeit, und von beiden mit Befremdung. Der Prinz, der sich das nicht erwartete, war den ersten Augenblick ganz weg; weil er aber eben zur Beichte gehen mußte, nahm er's dahin mit, beklagt's, und tröstet sich mit der Hoffnung einer guten Wiederbesetzung. Und so ist wieder ein Traum zu Ende! Unser Leben ist wie eine Nachtwache."

So war das unnatürliche Verhältniß denn nach kurzem Bestehen wieder gelöst. Herder hatte unter der Quälerei von Seiten des fast unzurechnungsfähigen Prinzen und dem Hochmuth des Oberhofmeisters schwer zu leiden, sein zartes,

*) Der Oberhofmeister.

empfindliches Gemüth wurde tief verwundet; die Schuld war jedenfalls nicht auf Herder's Seite; dies geht klar aus dem nachstehenden Briefe des Prinzen hervor.

„Brüssel, den 5. Juni 1771.

Mein lieber Herr Pastor!

Sie werden verwundert sein, daß ich Ihnen schreibe. Die Ursache davon ist, daß nach einer langen Reihe von Gedanken Gott mir die Gnade gethan, erkennen zu lassen, daß ich unrecht gegen Sie gehandelt habe, und dieses ist mir leid. Da ich es unter die Pflichten eines Kristen rechne sein Unrecht zu erkennen und abzubitten, so habe ich den Entschluß gefaßt, Ihnen zu schreiben. Hingegen verzeihen Sie, wenn ich doch nicht weniger glaube, daß Sie nicht völlig recht in der Sache gehabt haben; ich habe darin gefehlt, daß, da ich die Beweggründe Ihrer Handlungen nicht völlig einsehen konnte und noch nicht kann, ich Sie zwar in guter Absicht, aber vergeblich gequält habe. Gedenken Sie denn nicht mehr an diese unangenehmen Augenblicke, und seien Sie versichert, daß ich alle Zeit wahres Glück Ihnen wünsche und mit aufrichtiger Freundschaft verbleibe u. s. w.

Was macht Ihre Plastik? Da bin ich auch damalen Schuld daran gewesen, daß Sie sie nicht geendet haben. Verzeihen Sie mir auch diese Quälerei. Leben Sie wohl, mein Freund, und seien Sie so gütig, noch zuweilen an mich zu gedenken."

Daß der Prinz wegen Geistesstörung die Regierung nicht antreten konnte, haben wir bereits gesagt.

Es war, außer der Unhaltbarkeit der Verhältnisse selber, noch ein anderer Grund, welcher Herder bewog, seine Entlassung vor der festgesetzten Zeit zu nehmen. Wir erinnern uns, daß Herder bereits in Riga eine kleine Gedächtnißschrift über Abbt, den frühverstorbenen Freund des Grafen von Schaumburg-Lippe, hatte drucken lassen. Der Graf hatte sie mit vielem Interesse gelesen, und wünschte, Herder möchte die Stelle Abbt's einnehmen. Der Polizeidirektor Westfeld in Bückeburg wurde beauftragt, die Verhandlungen anzuknüpfen. Aber als der erste Brief desselben in Riga eintraf, war Herder bereits zur See, und von den vielen Briefen, welche Westfeld an ihn schrieb, erreichte ihn erst einer, als Herder in Eutin und eben im Begriff war, abzureisen. Ein zweiter Brief traf ihn in Darmstadt, als Herder sich gerade verlobt hatte, die Aussicht, in Bückeburg bald den eigenen Herd gründen zu können, wurde bestimmend, am 24. August 1770 erklärte Herder sich gegen Westfeld bereit zu Unterhandlungen, welche so rasch gediehen, daß der regierende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe bereits am 1. September Herder's Vokazion als Konsistorialrath und Oberprediger in Bückeburg ausfertigen ließ. Am 16. Oktober nahm Herder die angetragene Stelle definitiv an. Die Einkünfte derselben betrugen außer freier Wohnung und Feuerung siebenhundert Thaler, außerdem wurde Herder zugesichert, daß man, falls er Muße und Ruhe zum Studiren verlange, seine Amtsgeschäfte vermindern, auf seinen Wunsch ihn auch ganz in den weltlichen Stand versetzen wolle. Kurze Zeit nachdem Herder bei dem Grafen zugesagt, erhielt er auch einen Ruf als Professor der Theologie nach Gießen, den er ausschlug.

Nach Bückeburg ging Herder indeß erst im April des folgenden Jahres. Da

er sich einmal in Straßburg befand, so wollte er die Gelegenheit benutzen, durch den berühmten Arzt Lobstein seine Thränenfistel operiren zu lassen. Die ganze Kur war ihm als eine Sache von wenig Wochen vorgestellt worden, doch sie verzögerte sich durch den ganzen Winter hin, und führte schließlich doch leider nicht zu dem erwünschten Ziele. Herder's Aufenthalt in Straßburg wurde dadurch sehr peinvoll. Sein einziger Trost war sein lebhafter Briefwechsel mit seiner Braut, obwohl auch in diesem Verhältnisse Mißstimmungen nicht ausblieben. Karoline Flachsland fühlte sich sehr empfindlich getroffen, als Herder ihre ungünstige Kritik über Minna von Barnhelm nicht gelten lassen wollte, und da Karoline's Schwager, der Geheimrath Hesse, ungünstig über Herder's Karakter gesprochen hatte, so war ein Bruch des Verhältnisses nahe; doch Herder's offene, vertrauensvolle Briefe stellten noch zur rechten Zeit den Frieden wieder her, der von da an auch nicht wieder gestört wurde. Der Briefwechsel der beiden Verlobten zeigt durchweg einen stark sentimentalen Ton, es wurden Stücke aus Klopstock und aus Ossian besprochen und bewundert und Klagen über das dunkle Geschick geführt. Da wir den Ton dieser Briefe bereits in dem einen mitgetheilten kennen gelernt haben, so können wir die übrigen füglich mit Stillschweigen übergehen, sie können uns keine nähere Auskunft mehr geben.

Von desto größerm Gewicht ist die Bekanntschaft mit dem jugendlichen Göthe, welcher sich damals seiner Studien wegen in Straßburg aufhielt. Den gemeinsamen Verkehr dieser beiden Männer hat Göthe selber in „Dichtung und Wahrheit" beschrieben, und seine Darstellung gibt einen so genauen Aufschluß über Herder's damalige Verhältnisse nach vielen Seiten hin und vertieft sich mit so feiner Kenntniß in Herder's Karakter, daß wir die meisterhafte Schilderung Göthe's vollständig mitzutheilen für geboten erachten. Göthe erzählt wie folgt:

„Das bedeutendste Ereigniß, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. Er hatte den Prinzen von Holstein-Eutin, der sich in traurigen Gemüthszuständen befand, auf Reisen begleitet und war mit ihm nach Straßburg gekommen. Unsere Sozietät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern, und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermuthet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist gegangen, ich weiß nicht welchen bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, das schwarze Kleid bezeichnete ihn gleichfalls, mehr aber noch ein langer, schwarzer seidner Mantel, dessen Ende er zusammen genommen und in die Tasche gesteckt hatte. Dieses einigermaßen auffallende, aber doch im Ganzen galante und gefällige Wesen, wovon ich schon hatte sprechen hören, ließ mich keineswegs zweifeln, daß er der berühmte Ankömmling sei, und meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiderte, und als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mittheilung bereit finden ließ. Es ist mir entfallen, wen wir damals besuchten; genug, beim Scheiden bat ich mir die Erlaubniß aus, ihn bei

sich zu sehen, die er mir denn auch freundlich genug ertheilte. Ich versäumte nicht, mich dieser Vergünstigung wiederholt zu bedienen, und ward immer mehr von ihm angezogen. Er hatte etwas Weiches in seinem Betragen, das sehr schicklich und anständig war, ohne daß es eigentlich adrett gewesen wäre. Ein rundes Gesicht, eine bedeutende Stirn, eine etwas stumpfe Nase, einen etwas aufgeworfenen, aber höchst individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter schwarzen Augenbraunen ein paar kohlschwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu sein pflegte. Durch mannigfaltige Fragen suchte er sich mit mir und meinem Zustande bekannt zu machen, und seine Anziehungskraft wirkte immer stärker auf mich. Ich war überhaupt sehr zutraulicher Natur, und vor ihm besonders hatte ich gar kein Geheimniß. Es währte jedoch nicht lange, als der abstoßende Puls seines Wesens eintrat und mich in nicht geringes Mißbehagen versetzte. Ich erzählte ihm mancherlei von meinen Jugendbeschäftigungen und Liebhabereien, unter andern von einer Siegelsammlung, die ich hauptsächlich durch des korrespondenzreichen Hausfreundes Theilnahme zusammengebracht. Ich hatte sie nach dem Staatskalender eingerichtet, und war bei dieser Gelegenheit mit sämmtlichen Potentaten, größeren und geringeren Mächten und Gewalten bis auf den Adel herunter wohl bekannt geworden, und meinem Gedächtnisse waren diese heraldischen Zeichen gar oft, und vorzüglich bei der Krönungsfeierlichkeit zu Statten gekommen. Ich sprach von diesen Dingen mit einiger Behaglichkeit; allein er war anderer Meinung, verwarf nicht nur dieses ganze Interesse, sondern wußte es mir auch lächerlich zu machen, ja beinahe zu verleiden.

Von diesem seinen Widersprechungsgeiste sollte ich noch gar manches ausstehen. Denn er entschloß sich, theils weil er sich vom Prinzen abzusondern gedachte, theils eines Augenübels wegen, in Straßburg zu verweilen. Dieses Uebel ist eins der beschwerlichsten und unangenehmsten, und um desto lästiger, als es nur durch eine schmerzliche, höchst verdrießliche und unsichere Operazion geheilt werden kann. Das Thränensäckchen nämlich ist nach unten zu verschlossen, so daß die darin enthaltene Feuchtigkeit nicht nach der Nase hin und um so weniger abfließen kann, als auch dem benachbarten Knochen die Oeffnung fehlt, wodurch diese Sekrezion naturgemäß erfolgen sollte. Der Boden des Säckchens muß daher aufgeschnitten und der Knochen durchbohrt werden, da dann ein Pferdehaar durch den Thränenpunkt, ferner durch das eröffnete Säckchen und durch den damit in Verbindung gesetzten neuen Kanal gezogen und täglich hin und wieder bewegt wird, um die Kommunikazion zwischen beiden Theilen herzustellen, welches alles nicht gethan noch erreicht werden kann, wenn nicht erst in jener Gegend äußerlich ein Einschnitt gemacht worden.

Herder war nun vom Prinzen getrennt, in ein eignes Quartier gezogen, der Entschluß war gefaßt, sich durch Lobstein operiren zu lassen. Hier kamen mir jene Uebungen gut zu Statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operazion beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behülflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern, denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich, und er schien derjenige von uns

zu sein, der am wenigsten litt; aber in der Zwischenzeit hatten wir freilich den Wechsel seiner Laune vielfach zu ertragen. Ich sage wir, denn es war außer mir ein behaglicher Russe, Namens Pegelow, meistens um ihn. Dieser war ein früherer Bekannter von Herder in Riga gewesen, und suchte sich, obgleich kein Jüngling mehr, noch in Chirurgie unter Lobstein's Anleitung zu vervollkommnen. Herder konnte allerliebst einnehmend und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsameren, andere in schnelleren Pulsen, wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herder betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor, und man beobachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände, und beurtheilt daher manche Karaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Maße betragen sollen.

Die ganze Zeit dieser Kur besuchte ich Herder Morgens und Abends; ich blieb auch wohl ganze Tage bei ihm und gewöhnte mich in kurzem um so mehr an sein Schelten und Tadeln, als ich seine schönen und großen Eigenschaften, seine ausgebreiteten Kenntnisse, seine tiefen Einsichten täglich mehr schätzen lernte. Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngeren Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen. Aber behaglich war der Zustand nicht, denn ältere Personen, mit denen ich bisher umgegangen, hatten mich mit Schonung zu bilden gesucht, vielleicht auch durch Nachlässigkeit verzogen, von Herder aber konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen wie man wollte. Indem nun also auf der einen Seite meine große Neigung und Verehrung für ihn, und auf der andern das Mißbehagen, das er in mir weckte, beständig mit einander im Streit lagen, so entstand ein Zwiespalt in mir, der erste in seiner Art, den ich in meinem Leben empfunden hatte. Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen, antworten, oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so mußte er mich zu neuen Ansichten täglich, ja stündlich befördern. In Leipzig hatte ich mir eher ein enges und abgezirkeltes Wesen angewöhnt, und meine allgemeinen Kenntnisse der deutschen Literatur konnten durch meinen Frankfurter Zustand nicht erweitert werden; ja mich hatten jene mystisch religiösen chemischen Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt, und was seit einigen Jahren in der literarischen Welt vorgegangen, war mir fremd geblieben. Nun wurde ich auf einmal durch Herder mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt, welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Bewegung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das ein-

gehüllte Streben, wie man leicht eingestehen wird, wenn man bedenkt, wie viele Jahre nachher, und was er alles gewirkt und geleistet hat.

Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als er mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke. Seine Arbeit war schon ihrer Vollendung nahe, und wie er eine sehr reinliche Hand schrieb, so konnte er mir bald ein lesbares Manuskript heftweise mittheilen. Ich hatte über solche Gegenstände niemals nachgedacht; ich war noch zu sehr in der Mitte der Dinge befangen, als daß ich hätte an Anfang und Ende denken sollen. Auch schien mir die Frage einigermaßen müßig, denn wenn Gott den Menschen als Menschen erschaffen hatte, so war ihm ja so gut die Sprache als der aufrechte Gang anerschaffen; so gut er gleich merken mußte, daß er gehen und greifen könne, so gut mußte er auch gewahr werden, daß er mit der Kehle singen, und diese Töne durch Zunge, Gaumen und Lippen noch auf verschiedene Weise zu modifiziren vermöge. War der Mensch göttlichen Ursprungs, so war es ja auch die Sprache selbst, und war der Mensch in dem Umkreis der Natur betrachtet, ein natürliches Wesen, so war die Sprache gleichfalls natürlich. Diese beiden Dinge konnte ich wie Seele und Leib, niemals auseinander bringen. Silberschlag, bei einem kruden Realismus doch etwas fantastisch gesinnt, hatte sich für den göttlichen Ursprung entschieden, das heißt, daß Gott den Schulmeister bei den ersten Menschen gespielt habe. Herder's Abhandlung ging darauf hinaus, zu zeigen, wie der Mensch, als Mensch, wohl aus eigenen Kräften zu einer Sprache gelangen könne und müsse. Ich las die Abhandlung mit großem Vergnügen und zu meiner besondern Kräftigung; allein ich stand nicht hoch genug, weder im Wissen, noch im Denken, um ein Urtheil darüber zu begründen. Ich bezeigte dem Verfasser daher meinen Beifall, indem ich nur wenige Bemerkungen, die aus meiner Sinnesweise herflossen, hinzufügte. Eins aber wurde wie das andere aufgenommen; man wurde gescholten und getadelt, man mochte nun bedingt oder unbedingt zustimmen*). Der dicke Chirurgus hatte weniger Geduld als ich, er lehnte die Mittheilung dieser Preisschrift humoristisch ab, und versicherte, daß er gar nicht eingerichtet sei, über so abstrakte Materien zu denken. Er drang vielmehr aufs L'hombre, welches wir gewöhnlich Abends zusammen spielten.

Bei einer so verdrießlichen und schmerzhaften Kur verlor unser Herder nicht an seiner Lebhaftigkeit; sie ward aber immer weniger wohlthätig. Er konnte nicht ein Billet schreiben, um irgend etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre. So schrieb er mir zum Beispiel einmal:

„Wenn des Brutus Briefe dir sind in Cicero's Briefen,
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern,
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
Göthe, sende sie mir."

Es war freilich nicht fein, daß er sich mit meinem Namen diesen Spaß erlaubte, denn der Eigenname eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, der

*) Herder's Abhandlung erhielt später den Preis.

bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben noch schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen.

Der erste Vorwurf hingegen war gegründeter. Ich hatte verschiedene schöne Ausgaben der Autoren aus meines Vaters Sammlung mit nach Straßburg genommen und sie auf einem reinlichen Bücherbrett aufgestellt, mit dem besten Willen, sie zu benutzen. Wie sollte aber die Zeit zureichen, die ich in hundertlei Thätigkeiten zersplitterte? Herder, der auf Bücher höchst aufmerksam war, weil er deren jeden Augenblick bedurfte, gewahrte beim ersten Besuche meine schöne Sammlung, aber auch bald, daß ich mich derselben gar nicht bediente, deswegen er, als der größte Feind alles Scheins und aller Ostentazion, bei Gelegenheit mich damit aufzuziehen pflegte.

Noch ein anderes Spottgedicht fällt mir ein, das er mir Abends nachsendete, als ich ihm von der Dresdner Gallerie viel erzählt hatte. Freilich war ich in den höhern Sinn der italienischen Schule nicht eingedrungen, aber Dominico Feti, ein trefflicher Künstler, wiewohl Humorist, und also nicht vom ersten Range, hatte mich sehr angesprochen. Geistliche Gegenstände mußten gemalt werden. Er hielt sich an die neutestamentlichen Parabeln und stellte sie gern dar, mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune. Er führte sie dadurch ganz ans gemeine Leben heran, und die so geistreichen als naiven Einzelheiten seiner Komposizionen, durch einen freien Pinsel empfohlen, hatten sich mir lebendig eingedrückt. Ueber diesen meinen kindlichen Kunstenthusiasmus spottete Herder folgendergestalt:

Aus Sympathie
Behagt mir besonders ein Meister,
Dominico Feti heißt er.
Der parodirt die biblische Parabel
So hübsch zu einer Narrenfabel,
Aus Sympathie — du närrische Parabel!

Dergleichen mehr oder weniger heitere oder abstruse, muntere oder bittere Späße könnte ich noch manche anführen. Sie verdrossen mich nicht, waren mir aber unbequem. Da ich jedoch alles, was zu meiner Bildung beitrug, höchlich zu schätzen wußte, und ich ja mehrmals frühere Meinungen und Neigungen aufgegeben hatte, so fand ich mich gar bald darein, und suchte nur, soviel mir auf meinem damaligen Standpunkte möglich war, gerechten Tadel von ungerechten Invektiven zu unterscheiden. Und so war denn auch kein Tag, der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre.

Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite, in einem andern Sinne bekannt, als bisher, und zwar in einem solchen, der mir sehr zusagte. Die hebräische Dichtkunst, welche er nach seinem Vorgänger Lowth geistreich behandelte, die Volkspoesie, deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie, gaben das Zeugniß, daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feinen, gebildeten Männer. Ich verschlang das alles, und je heftiger ich im Empfangen, desto

freigebiger war er im Geben, und wir brachten die interessantesten Stunden zusammen zu. Meine übrigen angefangenen Naturstudien suchte ich fortzusetzen, und da man immer Zeit genug hat, wenn man sie gut anwenden will, so gelang mir mitunter das Doppelte und Dreifache. Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft, welche wir zusammenlebten, kann ich wohl sagen, daß alles, was Herder nachher allmälig ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward, und daß ich dadurch in die glückliche Lage gerieth, alles, was ich bisher gedacht, gelernt, mir zugeeignet hatte, zu kompletiren, an ein Höheres anzuknüpfen, zu erweitern. Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden, aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen, als zu führen und zu leiten. So machte er mich zuerst mit Hamann's Schriften bekannt, auf die er einen sehr großen Werth setzte. Anstatt aber mich über dieselben zu belehren und mir den Hang und Gang dießes außerordentlichen Geistes begreiflich zu machen, so diente es ihm gewöhnlich nur zur Belustigung, wenn ich mich, um zu dem Verständniß solcher sibyllischen Blätter zu gelangen, freilich wunderlich genug geberdete. Indessen fühlte ich wohl, daß mir in Hamann's Schriften etwas zusagte, dem ich mich überließ, ohne zu wissen, woher es komme und wohin es führe.

Wie sehr ich in der neuern Literatur zurück sein mußte, läßt sich aus der Lebensart schließen, die ich in Frankfurt geführt, aus den Studien, denen ich mich gewidmet hatte, und mein Aufenthalt in Straßburg konnte mich darin nicht fördern. Nun kam Herder und brachte neben seinen großen Kenntnissen noch manche Hilfsmittel und überdies auch neuere Schriften mit. Unter diesen kündigte er uns den Landpriester von Wakefield als ein fürtreffliches Werk an, von dem er uns die deutsche Uebersetzung durch selbsteigene Vorlesung bekannt machen wolle.

Seine Art zu lesen war ganz eigen: wer ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können. Er trug alles, und so auch diesen Roman, ernst und schlicht vor; völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung, vermied er sogar jene Mannichfaltigkeit, die bei einem epischen Vortrage nicht allein erlaubt ist, sondern wohl gefordert wird: eine geringe Abwechslung des Tons, wenn verschiedene Personen sprechen, wodurch das, was eine jede sagt, herausgehoben und der Handelnde von dem Erzählenden abgesondert wird. Ohne monoton zu sein, ließ Herder alles hintereinander in Einem Tone folgen, eben als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten. Doch hatte diese Art des Vortrags aus seinem Munde einen unendlichen Reiz; denn weil er alles aufs tiefste empfand, und die Mannichfaltigkeit eines solchen Werkes hochzuschätzen wußte, so trat das ganze Verdienst einer Produkzion rein und um so deutlicher hervor, als man nicht durch scharf ausgesprochene Einzelheiten gestört, und aus der Empfindung gerissen wurde, welche das Ganze gewähren sollte.

Wenn Herder bei seiner Vorlesung eines Fehlers beschuldigt werden konnte, so war es die Ungeduld. Er wartete nicht ab, bis der Zuhörer einen gewissen Theil des Verlaufs vernommen und gefaßt hätte, um richtig dabei empfinden und

gehörig denken zu können; voreilig wollte er sogleich Wirkungen sehen, und doch war er auch mit diesen unzufrieden, wenn sie hervortraten. Er tadelte das Uebermaß von Gefühl, das bei mir von Schritt zu Schritt mehr überfloß. Ich empfand als Mensch, als junger Mensch, mir war alles lebendig, wahr, gegenwärtig. Er, der bloß Gehalt und Form beachtete, sah wohl, daß ich vom Stoff überwältigt ward, und das wollte er nicht gelten lassen. Pegelow's Reflexionen zunächst, die nicht von den feinsten waren, wurden noch übler aufgenommen; besonders aber erzürnte er sich über unsern Mangel an Scharfsinn, daß wir die Kontraste, deren der Verfasser sich oft bedient, nicht voraussahen, uns davon rühren und hinreißen ließen, ohne den öfters wiederkehrenden Kunstgriff zu merken. Daß wir aber gleich zu Anfang, wo Burchel, indem er bei einer Erzählung aus der dritten Person in die erste übergeht, sich zu verrathen im Begriff ist, daß wir nicht gleich eingesehen oder gemuthmaßt hatten, daß er Lord, von dem er spricht, selbst sei, verzieh er uns nicht, und als wir zuletzt bei Entdeckung und Verwandlung des armen und kümmerlichen Wanderers in einen reichen mächtigen Herrn uns kindlich freuten, rief er erst jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt. Man sieht hieraus, daß er das Werk nur als Kunstprodukt ansah, und von uns das Gleiche verlangte, die wir noch in jenen Zuständen wandelten, wo es wohl erlaubt ist, Kunstwerke wie Naturerzeugnisse auf sich wirken zu lassen.

Ich ließ mich durch Herder's Invektiven keineswegs irre machen; wie denn junge Leute das Glück oder Unglück haben, daß, wenn einmal etwas auf sie gewirkt hat, diese Wirkung in ihnen selbst verarbeitet werden muß, woraus denn manches Gute, sowie manches Unheil entsteht. Gedachtes Werk hatte bei mir einen großen Eindruck zurückgelassen, von dem ich mir selbst nicht Rechenschaft geben konnte; eigentlich fühlte ich mich aber in Uebereinstimmung mit jener ironischen Gesinnung, die sich über die Gegenstände, über Glück und Unglück, Gutes und Böses, Tod und Leben erhebt, und so zum Besitz einer wahrhaft poetischen Welt gelangt. Freilich konnte dieses nur später bei mir zum poetischen Bewußtsein kommen, genug, es machte mir für den Augenblick viel zu schaffen; keineswegs aber hätte ich erwartet, alsobald aus dieser fingirten Welt in eine ähnliche wirkliche versetzt zu werden *).

Nachdem Herder's Kur länger als billig gedauert, Lobstein in seiner Kur zu schwanken und sich zu wiederholen anfing, so daß die Sache kein Ende nehmen wollte, auch Pegelow mir schon heimlich anvertraut hatte, daß wohl schwerlich ein guter Ausgang zu hoffen sei, so trübte sich das ganze Verhältniß; Herder ward ungeduldig und mißmuthig, es wollte ihm nicht gelingen, seine Thätigkeit wie bisher fortzusetzen, und er mußte sich um so mehr einschränken, als man die Schuld des mißrathenen chirurgischen Unternehmens auf Herder's allzu große geistige Anstrengung und seinen ununterbrochenen lebhaften, ja lustigen Umgang mit uns zu schieben begann. Genug, nach so viel Qual und Leiden wollte die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden und die beabsichtigte Kommunikazion nicht zu Stande

---

*) Das Pfarrhaus zu Sesenheim, in welchem Göthe so vieles fand, was ihn an den Landprediger von Wakefield erinnerte.

kommen. Man sah sich genöthigt, damit das Uebel nicht ärger würde, die Wunde zugehen zu lassen. Wenn man nun bei der Operazion Herder's Standhaftigkeit unter solchen Schmerzen bewundern mußte, so hatte seine melankolische, ja grimmige Resignazion in den Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt kennen gelernt und ihre Neigung erworben hatte. Hauptsächlich in diesem Sinne mochte er sich der Kur unterworfen haben, um bei der Rückreise freier, fröhlicher, wohlgebildeter vor seine Halbverlobte zu treten und sich gewisser und unverbrüchlicher mit ihr zu verbinden. Er eilte jedoch, sobald als möglich von Straßburg wegzukommen, und weil sein bisheriger Aufenthalt so kostbar als unangenehm gewesen, erborgte ich eine Summe Geldes für ihn, die er auf einen bestimmten Termin zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam. Mein Gläubiger mahnte mich zwar nicht, aber ich war doch mehrere Wochen in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, und auch hier verleugnete er sich nicht, denn anstatt eines Dankes, einer Entschuldigung, enthielt sein Schreiben lauter spöttische Dinge in Knittelversen, die einen andern irre oder gar abwendig gemacht hätten; mich aber rührte das nicht weiter, da ich von seinem Wesen einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können.

Das Juristische trieb ich mit soviel Fleiß, als nöthig war, um die Promozion mit einigen Ehren zu absolviren; das Medizinische reizte mich, weil es mir die Natur nach allen Seiten, wo nicht aufschloß, doch gewahr werden ließ, und ich war daran durch Gewohnheit und Umgang gebunden; der Gesellschaft mußte ich auch einige Zeit und Aufmerksamkeit widmen, denn in manchen Familien war mir mehreres zu Liebe und Ehren geschehen. Aber alles dies wäre zu tragen und fortzuführen gewesen, hätte nicht das, was Herder mir auferlegt, unendlich auf mich gelastet. Er hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armuth der deutschen Literatur verdeckte; er hatte mir so manches Vorurtheil mit Grausamkeit zerstört; an dem vaterländischen Himmel blieben nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte; ja was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eigenen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing. Zu gleicher Zeit jedoch riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte.

Ehe ich nun von jenem für mich so bedeutenden und folgereichen Verhältnisse zu Herder den Blick hinwegwende, finde ich noch einiges nachzubringen. Es war nichts natürlicher, als daß ich nach und nach in Mittheilung dessen, was bisher zu meiner Bildung beigetragen, besonders aber solcher Dinge, die mich noch in dem Augenblicke ernstlich beschäftigten, gegen Herder immer karger und karger ward. Er hatte mir den Spaß an so manchem, was ich früher geliebt, verdorben, und mich besonders wegen der Freude, die ich an Ovid's Metamorfosen gehabt, aufs

strengste getadelt. Ich mochte meinen Liebling in Schutz nehmen, wie ich wollte, ich mochte sagen, daß für eine jugendliche Fantasie nichts erfreulicher sein könne, als in jenen heiteren und herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen und ein Zeuge ihres Thuns und ihrer Leidenschaften zu sein; ich mochte jenes Gutachten eines ernsthaften Mannes umständlich beibringen, und solches durch meine eigene Erfahrung bekräftigen: das alles sollte nicht gelten, es sollte sich keine unmittelbare Wahrheit in diesen Gedichten finden; hier sei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr sei Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierirte Darstellung, wie sie sich nur von einem Ueberkultivirten erwarten lasse. Und wenn ich dann zuletzt behaupten wollte, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, sei doch auch Natur, und unter allen Völkern, früheren und späteren, sei doch immer nur der Dichter Dichter gewesen, so wurde mir dies nun gar nicht gut gehalten, und ich mußte manches deswegen ausstehen, ja mein Ovid war mir beinahe dadurch verleidet; denn es ist keine Neigung, keine Gewohnheit so stark, daß sie gegen die Mißreden vorzüglicher Menschen, in die man Vertrauen setzt, auf die Länge sich erhalten könne. Immer bleibt etwas hängen, und wenn man nicht unbedingt lieben darf, sieht es mit der Liebe schon mißlich aus.

Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust. Die Lebensbeschreibung des erstern hatte mich im Innersten ergriffen. Die Gestalt eines rohen, wohlmeinenden Selbsthelfers in wilder, anarchischer Zeit erregte meinen tiefsten Antheil. Die bedeutende Puppenspielfabel des andern klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht, und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen. Nun trug ich diese Dinge, wie so manche andere, mit mir herum und ergötzte mich damit in einsamen Stunden, ohne jedoch etwas davon aufzuschreiben. Am meisten aber verbarg ich Herder meine mystisch-kabbalistische Chemie und was sich darauf bezog, ob ich mich gleich noch sehr gern heimlich beschäftigte, sie konsequenter auszubilden, als man sie mir überliefert hatte. Von poetischen Arbeiten glaube ich ihm die Mitschuldigen vorgelegt zu haben, doch erinnere ich mich nicht, daß mir irgend eine Zurechtweisung oder Aufmunterung von seiner Seite hierüber zu Theil geworden wäre. Aber bei diesem allen blieb er, der er war, was von ihm ausging, wirkte; ja seine Handschrift sogar übte auf mich eine magische Gewalt aus. Ich erinnere mich nicht, daß ich eins seiner Blätter, ja nur ein Kuvert von seiner Hand zerrissen oder verschleudert hätte; dennoch ist mir bei den so mannichfaltigen Ort- und Zeitwechseln kein Dokument jener wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tage übrig geblieben.

Daß übrigens Herder's Anziehungskraft sich so gut auf andere, als auf mich wirksam erwies, würde ich kaum erwähnen, hätte ich nicht zu bemerken, daß sie sich besonders auf Jung, genannt Stilling, erstreckt habe. Das treuliche redliche Streben dieses Mannes mußte jeden, der nur irgend Gemüth hatte, höchlich interessiren, und seine Empfänglichkeit jeden, der etwas mitzutheilen im Stande war,

zur Offenheit reizen. Auch betrug sich Herder gegen ihn nachsichtiger als gegen uns andere, denn seine Gegenwirkung schien stets mit der Wirkung, die auf ihn geschah, im Verhältniß zu stehen. Jung's Umschränktheit war von so viel gutem Willen, sein Vordringen von so viel Sanftheit und Ernst begleitet, daß ein Verständiger nicht hart gegen ihn sein, und ein Wohlwollender ihn nicht verhöhnen, noch zum Besten haben konnte. Auch war Jung durch Herder dergestalt exaltirt, daß er sich in allem seinen Thun gestärkt und gefördert fühlte, ja seine Neigung gegen mich schien in eben diesem Maaße abzunehmen; doch blieben wir immer gute Gesellen, wir trugen einander vor wie nach und erzeigten uns wechselseitig die freundlichsten Dienste." —

An Göthe's Ausführungen mögen sich hier gleich die wenigen Worte schließen, welche Jung-Stilling in seiner „Wanderschaft" über Herder sagt: „Diesen Winter kam Herr Herder nach Straßburg. Stilling wurde durch Göthe und Troof mit ihm bekannt. Niemalen hat er in seinem Leben mehr einen Menschen bewundert, als diesen Mann. Herder hat nur Einen Gedanken, und dieser ist die ganze Welt. Dieser machte Stilling einen Umriß von allem in einem, ich kann's nicht anders nennen; und wenn jemals ein Geist einen Stoß bekommen hat zu einer ewigen Bewegung, so bekam ihn Stilling von Herder, und das darum, weil er mit diesem herrlichen Genie in Ansehung des Naturells mehr harmonirte, als mit Göthe." —

Die Bemerkungen, welche Göthe aufgezeichnet hat, sind außerordentlich fein und treffend, und Herder's Gestalt tritt aus der klaren Erzählung so lebendig hervor, daß Göthe's Schilderung in der That als ein sehr wichtiges Stück in der Geschichte von Herder's Leben bezeichnet werden muß. Auf die wenig harmonische, oft gänzlich gestörte Stimmung Herder's deutet Göthe mit Nachdruck hin, und in der That war gerade damals Herder's Gemüth von sehr dunklen Wolken umdüstert. Das Mißlingen der Operazion war ihm ein herber und nachhaltiger Schmerz, besonders da er, um sich operiren lassen zu können, bedeutende Opfer bringen mußte. Für die französische Reise hatte Hartknoch die Vorschüsse geleistet; sie überstiegen fast die Kräfte des braven Mannes, und obwohl er auch später half, wo er konnte, so sah Herder sich doch genöthigt, die Kosten für den Aufenthalt in Straßburg sich aus Bückeburg vorschießen zu lassen, und da er nicht verstand, mit wenigem hauszuhalten und überdies, wenn auch nicht luxuriös, doch gut zu leben gewohnt war, so stiegen die Vorschüsse des Grafen Wilhelm bis zu einer nicht unbedeutenden Höhe; später mußten sie natürlich wieder abgetragen werden, aber mit dieser Aussicht eine Stelle anzutreten war nicht angenehm, und Herder besaß nie in seinem Leben die Kraft, durch männlichen Entschluß und festen Willen die trüben Erinnerungen und Stimmungen seines leicht erregten Gemüthes zu bemeistern. Ein sprechendes Zeugniß seiner Seelenzustände ist ein Gedicht aus dem Jahre 1770, welches hier Platz finden mag.

Mein Schicksal.

1770.

Meines Lebens verworrene
Schattenfabel! o früh, frühe begann sie schon
Dunkel. Es bebte den Kommenden
Lebensflüchtling ein Schauer hier auf die Wüste der
Erde, daß er in Wüste sich
Unterm Klange der Nacht inne ward, daß ihm Schau'r
Mächtig ewig ins Inn're klang.
Daß ihm Leben und Tod, Schlummer und Auferstehn,
Freud' und Wonne des Lebens ihm
Hoher Göttergedank' und der zerfließenden
Seele Fülle, wie Wandeltraum
Hindurch schwebet; daß ihm seine Erlesenen
Stets im Wetter vorübergehn!
Stets aus dunklem Gewölk Blitze! die weckenden
Väterstimmen ihm Mitternachts
Kommen, reden und hinwandeln in Mitternachts-
Dunkel, und er wandelt allein! —
Schicksalsschwestern, warum? Die ihr sein Tageloos
Warfet, warfet ihr's unhold stets
Irrhinüber, wohin aller erstrebenden
Ahnung Kräfte nicht ahneten? —
Ach! Da weben sie nun meiner erzogenen
Hoffnung Blüthe! Da weben sie
Einsam! Waisen! wie Wurf nächtlich erstarreter
Frühlingsblätter! Da flatterst du,
Schattenfabel, zerstückt! Szene zerrissen! Wurf
Dort und hinnen verlorner Zeit!
Schicksalsschwestern! o wie? Sammeln sie, sammeln sich
Dem ermatteten Lebensblick
Einst die Szenen? Ersieht er in den wehenden
Blättern je der Vorsehung Buch?
Je einst Ernte der Saat? Jener verflogenen,
Erdbegrabenen, gemoderten
Keime Frühling? Und rauscht Aehrengefild hinab,
Rauscht durch früchtebelastete
Zweige? Siehet, erstaunt, sich die verworrene
Schattenfabel zum Prachttriumf
Sammeln? Siehet, erstaunt, Krümmen und Mißgestalt
Sich zur Schöne des Ganzen ziehen? —
Schicksalsschwestern, o sprecht! Wie, oder liegen mir
In der nächtlichen Zukunft Schooß
Dort noch immer das Heer wartender Schau'r? Harrt
Meinem Gange noch bis ans Ziel
Ungewitter? — Ich hör', höre sie fernher schon
Flügel schwingen: „Wir werden sein,

Wie wir waren!" O Sohn schaudernder Mitternacht,
„Wie wir waren!" — Ihr brauset mir
Meinen Wandrergesang, Stürme! Du, feuriger
Zeuchst du Wettergebärerin,
Hauptshinüber mir schon! Rauschet des Ungestüms
Fittig, sterneberaubt, mich schon
Neue Wüsten hinan! Drohendes Waldgebirg'
Unbetretner, verwebeter
Dorngefilde durch an! — Ach des Ermüdenden
Lebenswege! — „Wir werden sein
Wie wir waren!" — Wohlan, Wandrer, sie waren nie
Feige Krümmen des Schlangengangs!
Wandrer, höre Triumf! Siehe: sie werden sein,
Wie sie waren! Des Frommen Gang,
Der den kriechenden Gleis unter dem Fuß vertrat,
Nicht für Götter und Tempel log!
Nicht für Purpur und Gold heuchelt', und ungestüm
Nur der Wahrheit, und ungestüm,
Biedermenschheit, nur dir! würdige Tugend, dir
Sich im Leben ermattet hat! —
Matter Wandrer, wohlan! wie die verworrene
Schattenfabel auch enden mag! —

Wenn wir bedenken, daß Herder damals im Alter von sechsundzwanzig Jahren bereits einen Ruf als Konsistorialrath erhalten hatte, daß ihm ferner, wie er selbst so oft sagt, in seiner Verlobten ein beneidenswerthes Glück zu Theil geworden war, so werden wir nicht umhin können zu gestehen, daß in dem eben angeführten Gedichte eine ungerechte, falsche Empfindsamkeit herrscht, und wir werden Grund genug haben, in der Folge für das persönliche Glück eines Mannes mit einem so leicht erregten und so leicht verletzten Herzen besorgt zu sein.

Bevor wir von Herder's Eintritt in seinen neuen Bestimmungsort erzählen, wird es gut sein, sich diesen und die dortigen Verhältnisse etwas genauer anzuschauen.

Bückeburg ist noch heute ein sehr wenig belebtes Städtchen; sein ganzes Aussehen hat sich, einige Neubauten abgerechnet, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts wenig verändert; Handel und Gewerbe beschaffen nur das Nöthige, Fabriken hat die Fürstliche Staatsregierung bis heute von dem Lande grundsätzlich fern gehalten. Die Umgebung der Stadt, welche zu Herder's Zeiten noch nicht zweitausend Einwohner hatte, ist sehr anmuthig; herrliche Buchenwälder und üppige Fruchtfelder verleihen einen idyllischen Reiz, verschiedene Berghöhen, die letzten Ausläufer des Wesergebirges, bewirken anmuthige Abwechslung. Das ganze Ländchen, acht Quadratmeilen groß, ist sehr wohl angebaut und war es schon im vorigen Jahrhundert. Die Bewohner sind überall wohlhabend. Den Fürstentitel führen seine Beherrscher seit 1807, in welchem Jahre sie patriotisch genug waren, dem Rheinbunde beizutreten. Früher hießen sie Grafen.

Von 1748 bis 1777 regierte in dem Fürstenthume ein Mann, dessen Name die Grenzen Deutschlands weit überschritten hat, der Graf Wilhelm.

Er war 1724 in London geboren; als zweiter Sohn hatte er keine Aussicht auf die Regierung. Nichts hinderte ihn deshalb, nur seiner Neigung zu leben. Die Natur hatte ihm einen stattlichen Körper, vortreffliche Anlagen und einen edlen, großen Karakter gegeben, der sich seine Ziele nach dem Verhältnisse der großartigen Umgebungen steckte, in denen er seine ersten Eindrücke empfing. Die Neigungen des Grafen wandten schon in der Jugend sich dem Soldatenstande zu, von den Wissenschaften betrieb er mit Vorliebe nur die Mathematik und die römische Geschichte; im Laufe seines bewegten Lebens lernte er die englische, französische, italienische und portugiesische Sprache geläufig sprechen, deutsch verstand er am wenigsten. Zu seiner Ausbildung hielt er sich einige Zeit in Genf auf, und unternahm dann große Reisen, die ihn nach Wien, Ungarn, Italien und der Türkei führten. Aus Italien brachte er die Liebe zur Malerei und zur Musik mit.

Als der Graf Wilhelm achtzehn Jahre alt war, starb sein älterer Bruder, der Vater rief ihn nun an seinen Hof. Hier fand der Jüngling vieles, was seinem geraden Sinne zuwider war. Sein Vater liebte die Pracht und die Weiber, das kleine Land, welches etwa hunderttausend Thaler als Jahresertrag lieferte, gerieth mit jedem Jahre tiefer in Schulden. Der Sohn, der den Vater in jeder Beziehung übersah, verachtete dessen Maitressenwirthschaft eben so sehr wie die Frömmelei seiner Stiefmutter, und als er 1748 durch den Tod seines Vaters zur Regierung gelangte, beseitigte er Weiber, Zeremoniel und prunkenden Aufwand mit solcher Gründlichkeit, daß er sogar verschiedene Gebäude niederreißen und in Ruinen liegen ließ. Für die Regierung ließ der Graf seine Beamten sorgen, welche völlig freies Spiel hatten, er selber wandte sich gänzlich seiner Lieblingsneigung, der kriegerischen Beschäftigung, zu. Aus der Bevölkerung seines Landes, welche mit Weibern und Kindern etwa 24 000 Seelen betrug, hob der Graf 1500 Soldaten aus, mit denen unablässig kriegerische Uebungen vorgenommen wurden; auch Stückgießereien wurden angelegt, und in dem Steinhuder Meere baute der Graf auf einer kleinen Insel eine Festung, den Wilhelmsstein.

Im siebenjährigen Kriege trat Graf Wilhelm mit seinen Truppen in das englisch-hannöversche Heer ein, und zeichnete sich in demselben als Befehlshaber der Artillerie ganz besonders aus; die Schlacht bei Todtenhausen, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig die Franzosen schlug, wurde durch den umsichtigen und energischen Geschützangriff des Grafen Wilhelm aufs glücklichste eingeleitet. Doch war sein Verhältniß zu seinen Vorgesetzten nicht immer das beste. Als der Krieg zwischen Spanien und Portugal ausbrach, wurde dem Grafen Wilhelm der Oberbefehl über alle portugiesischen Truppen angeboten, und der Graf übernahm diesen Posten. Seine Armee mußte er selber sich erst schaffen, und er vollführte seine Aufgabe mit großem Geschick und zeigte sich als tapfern und einsichtigen Feldherrn. Von seinen Tropäen ist noch jetzt eine stattliche Sammlung im Schloß zu Bückeburg zu sehen.

Nach seiner Rückkehr aus Portugal vermählte sich der Graf; seine Gemahlin, die Gräfin Maria, geborne Gräfin zur Lippe, war von schüchternem, sanftem Karakter. Sie hatte anfangs wenig Verkehr mit dem Grafen, der um die Zeit seiner Vermählung, im Herbst des Jahres 1765, in Rinteln den Professor Thomas Abbt kennen lernte, der ihm so ausnehmend gefiel, daß er ihn, wie wir schon

erzählten, zum Regierungsrath machte. Abbt gewann durch seine kluge Behandlung großen Einfluß auf den Grafen, der ihn tief betrauerte, als Abbt am 3. November 1766 starb. Sein Nachfolger sollte Herder werden, doch war Herder's Karakter nicht schmiegsam genug, um Abbt's Stelle ausfüllen zu können. Ueber die Zeit, welche der Ankunft Herder's unmittelbar voranging, erzählt der uns schon bekannte Polizeipräsident Westfeld aus Bückeburg folgende interessante Einzelheiten.

„Sobald man in Bückeburg gewiß wußte, daß Herder kommen würde, sah ihm alles mit der größten Erwartung entgegen. Am redlichsten freute sich wohl der Graf auf einen Mann von so großem Geiste, dem er sich würde mittheilen, und von dem er so manche neue Ideen und interessante Aufschlüsse würde erhalten können. Die gute, sanfte, fromme und doch aufgeklärte Gräfin lebte der süßen Hoffnung, daß ihr Gemahl durch den Besitz dieses seines so würdigen Freundes zu dem Genusse der Glückseligkeit gelangen würde, die ihm in seiner Abgeschiedenheit von geistigen und herzlichen Menschen gänzlich fehlte; und dabei rechnete sie für sich auf die Veredlung und Erhöhung ihrer Religionsbegriffe. Die herrschaftlichen Beamten und Offiziere, woraus die höheren Stände des kleinen Landes damals allein bestanden, hätten viel lieber gesehen, Herder wäre gar nicht gekommen. Zwar waren unter ersteren einige redliche, gute Geschäftsmänner, kein einziger aber war durch Wissenschaften merklich gebildet, und kein einziger liebte und schätzte die Wissenschaften. Gelehrte wurden für Leute angesehen, deren man bei der Verwaltung eines Staates gar füglich entbehren könnte, und deren man zum Besten des Staates durchaus entbehren solle, denn sie seien es, welche die Sachen aus dem bisherigen guten ordentlichen Gange bringen, die immer Neuerungen einführen und Projekte realisiren wollen, aus denen doch am Ende nie etwas anderes herauskomme, als Zerrüttung, Geldverlust und Unzufriedenheit. Die Geistlichkeit des Landes, achtzehn Köpfe, unter denen sich nur ein oder höchstens zwei vorurtheilsfreie Männer befanden, zitterte bei der Ankunft des neuen Chefs. Der erklärteste Freigeist, das war das wenigste, wofür sie ihn hielten; der Untergang der Religion in der Grafschaft, meinten alle, sei unvermeidlich, wenn nicht Gott von oben herab dareinsehe und das Unglück wende. Das Volk konnte Gelehrte, Neuerer, Projektenmacher nicht von einander unterscheiden, und fürchtete und haßte sie also, hatte auch wohl Ursache dazu, denn Neuerungen und Projekte waren, wenn auch nicht immer von Gelehrten, doch mit einem Schein von Gelehrsamkeit gekommen. So war die Stimmung des Landes gegen den kommenden Herder."

Die Beschränktheit und die Mißgunst gestalteten auf diese Weise die Verhältnisse für Herder auf eine sehr wenig erfreuliche Weise, und ungünstige Zufälle mancherlei Art traten hinzu. Wenige Wochen vor Herder's Ankunft gelangte nach Bückeburg ein sächsischer Edelmann, von Zanthier, ein begabter und wissenschaftlich nicht ungebildeter Mann, der in vieler Herren Diensten als Offizier gestanden hatte, und durch des Grafen Vermittlung in die portugiesische Armee einzutreten wünschte; der Graf behielt ihn vorerst einige Zeit bei sich in Bückeburg. Der Edelmann kam unvermuthet an, alle Welt hielt ihn für Herder. Aus einer Stichwunde, welche der Edelmann in einer starken Narbe unter dem Auge trug, erkannte man die Reste der operirten Thränenfistel, und die halb militärische Kleidung des Herrn von Zanthier paßte ja sehr gut zu dem Begriffe, welchen die Fantasie

der guten Bückeburger sich von Herder's Persönlichkeit gemacht hatte. Erst einige Tage nachher wurde der Irrthum allgemein erkannt, für Herder aber verbesserte er die allgemeine Stimmung nicht.

Am 28. April 1771 kam Herder endlich in Bückeburg an. Der Polizeidirektor Westfeld hatte ihn von Rinteln abgeholt. Es war Abends sieben Uhr, als der Wagen in Bückeburg einfuhr. Der Graf war ungeduldig, er wollte Herder sofort sehen, dieser wollte erst barbirt und frisirt sein, und von beiden Arten der Kunstjünger befand sich in Bückeburg nur je ein Exemplar, beide aber hatten nach des Tages Staub und Stoppeln zur Stärkung ihrer Seelen eine Bierreise angetreten, und ehe es gelang, die Meister vom Puderbeutel und vom Messer zu entdecken und herbeizuschaffen, verging eine geraume Zeit. Erst um neun Uhr konnte Herder im Schlosse erscheinen. Wir erinnern uns, daß der Graf Wilhelm in seinem Lande alles auf militärischen Fuß gesetzt hatte, die größte Pünktlichkeit war das erste, was er von seiner Umgebung verlangte. Zwei Stunden warten zu müssen, verdroß ihn sehr, der Empfang, welcher Herder zu Theil wurde, war kalt und gemessen, und um so kälter, da der Graf sich in seinen ersten Erwartungen sehr getäuscht sah. Die große Verschiedenheit beider Männer trat schon bei dem ersten Zusammentreffen auf das schärfste in ihrer äußern Erscheinung zu Tage. Der Graf war ein hochgewachsener Krieger, sein wettergebräuntes Antlitz zeigte den ganzen würdevollen Ernst des vielerfahrenen Mannes, seine Haltung und sein Blick that den unumschränkten Herrscher kund. Herder dagegen, zwanzig Jahre jünger als der Graf, war kaum von mittler Größe, schmal und zart gebaut, von blasser Gesichtsfarbe, das stark gepuderte Haar und der schwarze Anzug gaben ihm ein etwas krankhaftes Aussehen, doch aus dem blitzenden Auge sprach ein lebhaftes Ehrgefühl und ein feuriger Geist, dem starre Schranken leicht zu eng wurden.

Von großen und kleinen Herren hatte Herder bisher manche Schmeichelei zu hören bekommen, auch auf den Grafen hatte er einen bedeutenden Eindruck zu machen gehofft; um so empfindlicher war der kalte Empfang, er war gewissermaßen eine Andeutung für alles das, was Herder in Bückeburg in der ersten Zeit erfahren sollte. Den ersten ungünstigen Eindruck beim Grafen zu verwischen, gab Herder sich alle Mühe. Er sah den Grafen oft, und suchte Gelegenheit, den Reichthum seines Geistes und die Fülle seiner Kenntnisse vor ihm zu entfalten. Doch die geistige Ueberlegenheit des neuen Gesellschafters, der für unterwürfige Schmeicheleien nicht geschaffen war, begann dem Grafen unbequem zu werden, und überdies hegte derselbe für Herder's geistliches Amt wenig Interesse; eine Annäherung der Männer fand nicht statt.

Ein besonderer Umstand machte den Riß noch weiter. Sein erstes Quartier hatte Herder in Bückeburg in dem Hause Westfeld's genommen. Dieser ehemalige Günstling, der nicht lange nachher des Grafen Dienste ganz verließ, stand damals schon in einem gespannten Verhältnisse zu seinem Herrn. Doch war Westfeld der einzige Mann in Bückeburg, der, wie Herder's Gattin selber sagt, wissenschaftliche Bildung und Welterfahrung mit feinen Manieren vereinte; auf seinen Umgang war Herder anfangs ganz allein angewiesen, und Westfeld war in der Lage, die ungünstigen Urtheile, welche er über den Grafen fällte, mit Zeugnissen zu belegen, die für Herder Beweiskraft haben mußten, und ihm immer mehr die Lust benahmen,

sich dem Grafen näher anzuschließen. Die Gräfin lebte in so großer Zurückgezogenheit, daß Herder sie kaum sah.

Zu den Einwohnern der Stadt wollte sich ebenso wenig ein herzliches Verhältniß bilden. Als Geistlicher war er Hauptpastor an der einzigen Kirche, und der Sitte damaliger Zeit gemäß hätte er eine besondere Gemeinde und Beichtkinder haben müssen. Aber da die Stelle des Hofpredigers länger als ein Jahr unbesetzt gewesen war, so hatten die meisten Mitglieder dieser Gemeinde sich einen andern Geistlichen gewählt, dem sie als ihrem Beichtvater auch treu blieben. Kaum zwanzig Personen schlossen sich an Herder an. Das Gymnasium in der Stadt und die Schulen auf dem Lande waren in einem kläglichen Zustande; Herder wollte sie von Grund aus neugestalten, seine dahingehenden Vorschläge fanden beim Grafen auch die vollständigste Billigung, aber da man kaum so viel Geld beschaffen konnte, um die Festung, die stets auf Kriegsfuß stand, und die Kriegsknechte zu unterhalten, woher sollten da die Mittel kommen, welche Anstalten zur Veredelung des Herzens und zur Bildung des Geistes unterstützen sollten? Als Konsistorialrath konnte Herder vorläufig nichts weiter thun, als aus den Verhandlungen den Gang der Geschäfte kennen zu lernen, und bald genug sah er, daß dieser Gang nicht immer auf gerader Linie blieb.

Wo blieben unter diesen Umständen Herder's sanguinische Hoffnungen! Und wie mußten diese dumpfigen Verhältnisse eine so feinfühlende Natur zu Boden drücken! Eine tiefe Muthlosigkeit bemächtigte sich der Seele Herder's, die um so nachhaltiger und um so schmerzlicher war, da ihm der heißeste seiner Wünsche, in Bückeburg doch wenigstens seinen eigenen Herd zu gründen, auch noch lange versagt blieb. Herder hatte vom Grafen bedeutende Vorschüsse zur Bestreitung der Kosten des Straßburger Aufenthaltes erhalten, diese mußten erst abverdient werden, und da Herder's Braut kein Vermögen besaß, so mußte Herder auch erst die Mittel beschaffen, einen Haushalt einzurichten. Darüber vergingen Jahre, Herder's Verhältnisse waren oft so drückend, daß er einmal sogar fünfzig Thaler zur Unterstützung seiner Mutter leihen mußte.

Aus so vielen Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten sog Herder's empfindliches Gemüth soviel Mißmuth auf, daß er gleichgültig fast gegen alles wurde; es machte ihm keine Freude, als er im Juni 1771 von der Berliner Akademie den Preis für seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache erhielt, denn in Bückeburg war ja niemand, der eine solche Ehre würdigen konnte. Es verdroß Herder sogar, daß der Graf sich geschmeichelt fühlte, den Verfasser der Preisschrift in seinen Diensten zu wissen.

Eine Verbesserung erfuhren Herder's Verhältnisse und seine Stimmung, als am 1. Januar 1772 die Gräfin Maria ihren ersten Brief an ihn schrieb. In ihr fand er eine theilnehmende Freundin, und sie für ihre Einsamkeit in Herder einen Freund, und für ihre schwärmerische, oft selbstquälerische Fantasie eine feste Stütze.

Die Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe war eine geborene Gräfin zur Lippe, sie war mit einem Zwillingsbruder, Ferdinand Johann Benjamin, am 16. Juni 1744 geboren; derselbe Tag war der Todestag ihrer Mutter. An ihrem Zwillingsbruder hing sie bis zu dessen frühem Tode mit der zärtlichsten Liebe.

Ihre Kindheit und ihre erste Jugend brachte sie bei ihrem Vater zu, den sie auf Jagden und auf weiten Spaziergängen oft begleitete. Mit dem sechszehnten Jahre kam sie zu ihrer einzigen Schwester nach Schlesien, wo sie, wie Herder sagt, den Pietisten in die Hände fiel, die ihr weiches Gemüth krankhaft einschüchterten. Ihr Zwillingsbruder befand sich einmal bei dem Grafen Wilhelm zum Besuch, und zeigte diesem zufällig das Bildniß seiner Schwester und einen Brief, den sie ihm gerade geschrieben hatte. Beides entzückte den Grafen so sehr, daß er um ihre Hand warb; bei der Vermählung sahen die beiden Ehegatten sich zum erstenmal. Als Vermählte blieben sie sich, wie wir schon erzählten, lange fremd, erst nach Abbt's Tode fand eine Annäherung statt. Wenige Wochen nach Herder's Ankunft gebar die Gräfin eine Tochter; der Graf hatte einen Sohn erwartet, er ging auf sein Zimmer und blieb fast einen ganzen Tag allein, ließ auch niemand zu sich.

Die Gesundheit der Gräfin Maria wurde nach der Geburt des Kindes, das nur drei Jahre alt wurde, nie ganz hergestellt. Durch den Tod ihres Zwillingsbruders, der mit seiner Gemahlin und seinen Kindern in Bückeburg lebte und im Frühjahr 1772 starb, wurden ihre schwachen Kräfte noch mehr verzehrt, sie hätte, sagte sie, ihren treuesten Freund und ihren zweiten Vater in ihm verloren. Doch trug die edle Frau den schmerzlichen Verlust mit wahrhaft großer Seele. Ihr war das Glück eines festen, lebendigen Glaubens zu Theil geworden; die Früchte desselben waren die eigene Seelenruhe und die liebevolle Sorge für Nothleidende, welche sie für den besten Gottesdienst hielt. Dabei war ihr Blick so klar und ihr Gefühl durch Herder's Lehren so geläutert, daß sie ohne alle krankhafte Schwärmerei ihre Wohlthaten mit Besonnenheit nach den Umständen abwägen konnte; auch dem Selbstverschuldeten, meinte sie, müsse man in der Stunde der Noth nicht die rettende Hand entziehen, damit er nicht ganz versinke.

Um die Mittel zu ihren vielfältigen Wohlthaten zu gewinnen, lebte die Gräfin stets sehr einfach, Modebedürfnisse kannte sie nicht. Es ist ein schönes Zeugniß auch für den Karakter des Grafen Wilhelm, daß seine Zuneigung zu dieser edlen Frau stetig wuchs, so daß sie schließlich fast seine einzige Gesellschaft war. Ihr Tod, der am 16. Juni 1776 erfolgte, erschütterte den Grafen tief; im folgenden Jahre starb auch er.

Zu der Zeit, wo Herder die Gräfin kennen lernte, war ihre Gesundheit schon schwach, ihre Wange zeigte seit jener Zeit keine Röthe mehr; die Blässe auf ihren Wangen, sagte Herder, war wie ein himmlischer Schleier, daß sie schon zu einer höhern Welt eingeweiht war. Ihre Güte gewann Herder's Herz sehr rasch, die Gräfin hatte sich anfangs auch von ihm sehr entfernt gehalten, um so mehr rührte ihn der Brief, den sie aus freiem Antriebe an ihn schrieb. Er antwortete ihr mit überwallendem Herzen und vertraute ihr alle Sorgen und allen Kummer seiner Stellung. Die Gräfin theilte diesen Brief ihrem Gemahl mit, am Abend darauf wurde Herder zum Hofkonzert eingeladen, und bei dieser Gelegenheit hielt ihm der Graf eine lange „filosofisch-moralische Predigt“, und zeigte sich von diesem Augenblicke an weit vertraulicher und zuvorkommender gegen Herder, so daß dieser erfreut an seine Braut schrieb: „Ich fange seit vierzehn Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles scheint sich mir zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. Nehmen Sie an meiner Freude Theil! Die hiesige regierende Gräfin —

wollen Sie sich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Person denken, so denken Sie sich sie."

Von dieser Zeit an korrespondirte Herder regelmäßig mit der Gräfin; ihre Briefe an ihn, 105 an der Zahl, sind erhalten, die Briefe, welche Herder ihr schrieb, hat sie selbst kurz vor ihrem Tode verbrannt, um sie nicht Unberufenen in die Hände fallen zu lassen. Einige Stellen aus den Herzensergießungen dieser schönen, edlen Seele werden hier nicht am unrechten Orte sein.

Maria, Gräfin von Schaumburg-Lippe, an Herder.

„Da es mir noch nicht genug ist, ob man mich hie und da für gut gelten läßt, da ich es wirklich sein will, vor Gott, vor meinem Gewissen, da ich aus Ueberzeugung zu handeln wünsche, so können Sie leicht denken, in welcher Unruhe ich oft war, wenn ich nach angenommenen, wohl gewiß aus der besten Meinung festgesetzten Sätzen gefragt wurde, und mich dann auch selbst fragte, ob ich die Zeit und Stunden der Angst und Freude bestimmen*) konnte, und da ich mit keiner ganz freien heitern Antwort antworten konnte, mir also nichts als für mich traurige Schlüsse und furchtsame Hoffnungen zurückblieben. Sie werden aber auch daraus abnehmen können, wie nöthig, wichtig, tröstlich mir Ihre Lehren sind, und meine Freude beurtheilen, die ich über Ihr Hiersein habe, welche nun doppelt ist, da Sie mir die angenehme Hoffnung geben, daß Sie mit einiger Zufriedenheit bei uns sind. Ich kann es nicht leugnen, den Zwang, wovon sie reden, habe ich nur gar zu gut und zu lange erfahren, und das um so mehr, da diejenigen, mit denen ich sonst umging, dergleichen nach ihrem Geständniß wirklich erfahren hatten, edle, verehrenswürdige Seelen waren, und schon einige davon mit diesen bezeugten Gesinnungen zur Ewigkeit übergegangen sind. Ich habe mich betrübt, bestraft, daß es bei mir nicht so war, ich habe auch wiederholt alle Kräfte angewandt, um so zu sein, und ward doch nicht so, und da ich so nachzudenken, daß es mir geholfen hätte, nicht gewohnt war, so dünchte mir alles unrecht, ich lebte in lauter Aengstlichkeit, und alles mein Denken half mir nur zur Unterhaltung meiner Unruhe.

Noch segne ich die Stunde, da die göttliche Vorsehung mich einem Gemahl zugeführt, bei welchem ich bisher die vergnügtesten Tage verlebt, dessen Unterredungen und Beispiel mich auf Gedanken geführt, welche Ruhe in meine Seele zurückgerufen. Ich bin auf den Gedanken gekommen, ob es wohl möglich sei, daß ein Mensch, der nicht einmal seine Seele begreife, wohl die Gottheit, die ihm solche gegeben, und deren Absichten, Wege, Ordnungen, begreifen könne, und ob ich, wie mein Herr

*) Johannes von Müller, der Herausgeber dieser Briefe, bemerkt hierzu die Worte: „Bekanntlich soll man nach der Forderung gewisser methodisch-frommer Leute Tage und Stunden der Angst des höchsten Bußkampfes, des Durchbruches, der Wiedergeburt angeben können, und kann man's nicht, so zweifeln sie an der Aechtheit der Bekehrung — Menschensatzungen, gegen welche, wie gewöhnlich, die Forderungen des Evangeliums eine leichte Last sind. So haben ehemals die Halleschen Pietisten den Grafen Zinzendorf, weil er das auch nicht konnte, nie für einen wahrhaft Wiedergebornen erkennen wollen. Was bei einigen eine richtige Erfahrung sein mag, kann doch nie eine allgemeine Regel sein. Das Beispiel der Gräfin Maria ist eins von den tausenden, wieviel unnöthigen Kummer und Sorgen, die gewiß die wahre Gottseligkeit mehr hindern als fördern, man gutwilligen Seelen mit diesen gesetzlichen Forderungen zu einer überspannten mönchischen Selbstquälerei macht."

mir oft genug gesagt, nicht auch genug sehe, um Dankbarkeit, Zutrauen, Hoffnung gegen Gott zu haben, und ob ich, ohne etwas Eigenes zu erzwingen, nicht genug an den Lehren meines Erlösers zu lernen habe? Diese Betrachtungen haben mir unsere Religion angenehm, hell, beruhigend gemacht, und lassen mich meine Ewigkeit oft mit Vergnügen herannahen sehen. Wie es aber geht, die Stunden sind nicht gleich, und auch bei mir noch gar nicht; es kommen von vorerwähnten gehörten Erfahrungen noch immer mich beunruhigende Erinnerungen in meine Seele zurück, besonders wenn ich die letzten Tage meiner geliebten entrissenen Verwandten und Freunde bedenke. Ich erfreue mich ihres Endes, ich wünsche ihrem Glauben nachzufolgen, aber in wieweit ich es thun kann und soll, da fehle ich oft, und möchte dann muthlos werden. Was könnte mir nun wohl erwünschter sein, als ein solcher Lehrer wie Sie sind, der bei so großen Einsichten selbst aus eigener Erfahrung lehrt und zurecht weist.

Möchten Sie doch halb mit der Zufriedenheit bei uns sein, als wir Freude über Ihre Gegenwart haben! Doch ich weiß, ein edler Geist, wie Sie sind, bleibt sich in allen Umständen seines Lebens gleich, und wendet auch das zum Besten, wenn es schon den Anschein haben will, daß manche ihn nicht so kennen und schätzen, als er verdient und erwarten kann. Gott, der Ihnen so vorzügliche Gnaden zugetheilt, hat Sie gewiß nicht vergebens hierher geführt, sondern Sie uns zum Segen geschenkt, und sehen Sie es vielleicht noch nicht, so müsse Sie das nicht mehr niederschlagen, vielmehr die Gewißheit, daß eine, zwei, einige Seelen sind, die Gott für Ihr Hiersein danken, Ihnen die zuversichtlichste Hoffnung und Heiterkeit auf die künftigen Tage geben. —

Vergönnen Sie meiner niedergeschlagenen Seele die Frage: wie es doch komme, daß man sich so oft ungleich ist? daß man just in den Stunden, wo man seinen Glauben, sein Vertrauen, seinen guten Willen beweisen sollte, solcher am ehesten vergibt; ob man denn nicht stärker werden kann? Oder ob jeder Mensch nur gewisse Kräfte habe, die er nicht übertreffen kann? Ich muß Sie zu meiner Beruhigung um gütige Antwort bitten, und Ihnen aufrichtig gestehen, daß mein Herz unter der Zahl, oder vielleicht das einzige ist, das sich so ungleich fühlt. Ich bin nun so gewiß, als Himmel und Erde ist, daß Gott die Liebe gegen seine Geschöpfe ist; ich weiß, so unerforschlich Gottes Wege für uns sind, so voller Güte und Weisheit sind sie auch, und wenn die Stunden der Prüfung ferne sind, da bin ich stark, ich kann Gottes Gnade rühmen und preisen, wohl andere zum Vertrauen ermuntern; allein wenn diese Stunden nahe kommen, wo mir eben das begegnet, was mir das Betrübteste schien, wie sehr klein bin ich dann! Wie schwer wird es mir dann, meinem Erlöser nachzufolgen und zu sagen: Nicht mein, sondern dein Wille, o Vater, geschehe! Wie kämpft dann Ergebung und Unmuth in meiner Seele, welches doch nicht sein sollte. Und wenn dann endlich meine Seele wieder ruhiger wird, wie betrübt ist es mir, daß ich noch immer so weit zurück, noch immer mehr eine Bewunderin als eine Nachfolgerin Kristi bin! Daß meine Ergebung noch so oft unter tausend Thränen geschieht, da ich doch von Kindheit auf soviel Proben göttlicher Treue und Gnade an mir und den meinigen erlebt habe.

Haben Sie, würdigster Lehrer, je auch Stunden der Betrübniß empfunden, so werden Sie meine Fragen und Geständnisse gütig ansehen, sich solche nicht

befremden lassen und wohl wissen, daß einem dann oft alles wie im Finstern däucht, und nichts angenehmeres ist, als einen Freund zu finden, dem man sich vertrauen darf, und der uns wieder zurecht weist. Sie sind mir der Freund, da Sie mein Lehrer sind, und welch ein Lehrer, sagen mir genug Ihre vortrefflichen Predigten. Noch vor kurzem bin ich aufs neue davon überzeugt worden, da ich so glücklich war, wieder einmal Ihre Zuhörerin in Predigt und Kinderlehre zu sein." —

Als der Gräfin Zwillingsbruder gestorben war, hielt Herder zu seinem Gedächtniß eine Predigt: „Ueber die hellen und dunkeln Aussichten an einem menschlichen Grabe" (Werke zur Theol. u. Rel. IX, 145 ff.). Wenige Tage später schrieb ihm die Gräfin:

„Da ich nun wieder einige Zeit für mich übrig habe, so lasse ich es mein erstes angenehmes Geschäft sein, Ew. Hochehrwürden für die am Sonntag gehaltene Predigt zu danken, welche sowohl meine betrübte Schwägerin als mein verwaistes Zwillingsherz recht aufgerichtet hat. Der Gott aller Gnaden und alles Trostes segne Sie dafür, und nicht dafür allein, sondern für alles Gute, für alle Lehre, für allen Trost, so ich zeither von Ihnen gehört. Gewiß, würdigster Lehrer, Ihrem Unterricht habe ich es durch göttliche Gnade zu danken, daß ich in den bekannten bangen Stunden nicht muthlos geworden, daß mir, Gottlob! auch nicht Ein Gedanke des Unmuths eingefallen, sondern in der Empfindung des bittersten Schmerzes viel Tröstungen hatte, gen Himmel schauen, trauen, glauben, und sagen konnte: Gut ist's, wie dein Vater will. Wie sehr hat mich Gottes Erbarmen in dieser Zeit die Macht unserer Religion erfahren lassen, ich hätte sonst gewiß diesen empfindlichsten Verlust nicht ertragen können. Meinen liebsten Bruder, mit dem Gott selbst mich so vorzüglich nahe verbunden hatte, den ich mit Recht meinen zweiten Vater nannte, der mein vertrautester Freund war, dessen Herz mich auch einer vorzüglichen Freundschaft würdigte, dessen Leben und Umgang mir so nothwendig zu meiner Glückseligkeit schien — diesen Bruder zu verlieren, war mir sonst, nur ein Gedanke daran, der mich in Gram versetzte, der mir unerträglich däuchte. Und nun da ihn Gott wirklich hinweg nimmt, und mit ihm mir so manche Freuden, so manche Hoffnungen meines Lebens verschwinden, bin ich unter dem ganzen Gefühl meines unersetzlichen Verlustes in einer Ruhe und Zufriedenheit, die mir süßer als alle Freuden der Welt däucht. Gottes Gnade hat mich auf diese Trennung recht zubereitet, alle vergangenen kleinen Momente der Prüfung, Ihr Brief, würdigster Lehrer, Ihre Predigten in der Karwoche und dem Fest gehörten auch dazu, mein Herz in die Fassung zu setzen, diesen Schlag auszuhalten, und ich kann mit Wahrheit versichern, daß ich unter allem Betrüben immer an Ihre Reden gedacht und solche mich recht aufgerichtet erhielten. Ihre Sonntagspredigt ist mir nun, so zu reden, das Siegel zur völligen Beruhigung, um auch in Zukunft keinen Gedanken des Grams so weit gehen zu lassen, daß ich darüber den gütigen Gott vergessen sollte, in welchem wir leben, weben und sind. Ich will vielmehr den Höchsten preisen, der meinen Liebling allen Gefahren, aller Angst, allen Leiden, allem Schmerz entrissen, und ihm danken, daß er ihn mir so lange gelassen, daß seine Trennung mir ein neuer Antrieb zur Besserung meiner Seele wird. Ich will mich der Unsterblichkeit unserer Seelen erfreuen und auf unsere ewige Vereinigung getrost hoffen. Auch die zarten Waisen und liebe Wittwe, so

oft sie mein Herz zerreißen wollen, will ich der Hand dieses besten Vaters übergeben, sie von mir reisen sehen, und ruhig sein. Das Glück, das Gute, das ich habe, es ist ja doch unendlich groß, und mehr als ich verdiene, will ich mit desto größerm Danke schätzen, und keine andern Freuden suchen, als die mir Gott selbst anweist, in so viel ich kann treuer Erziehung meiner Tochter, in verdoppelter Liebe und Gehorsam gegen meinen Gemahl, und in aufrichtiger Anwendung des Unterrichts und der Lehren, die ich künftig von Ihnen hören werde. Haben Sie einst mein klagendes Gemüth mit Güte angehört, so werden Sie heute auch für meine ruhige Seele mit mir Gott preisen." —

Der Verlust des geliebten Bruders beugte die Gräfin doch tiefer, als sie selbst in der ersten Betäubung des Schmerzes empfunden hatte. Herder suchte ihr zartes Gemüth in jeder Art aufzurichten, er dichtete für sie eine Kantate: Die Auferweckung des Lazarus, welche komponirt und in einem Abendkonzerte bei Hof aufgeführt wurde. Als er der Gräfin das Manuskript übersandte, drückte sie ihre Freude in nachstehendem Briefe aus:

„Ihr Geschenk, das ich am Dinstag erhalten, ist mir von zu großem Werth, um laut danken zu wollen. Wie unendlich es mich freut, daß Ihnen Ihr Herz vorausgesagt, Sie würden mich mit dem biblischen Gemälde der Auferweckung Lazari beglücken, läßt sich nicht beschreiben. Könnten Sie die stillen, willigen Thränen sehen, die in Lesen und Wiederholen fließen, Sie würden mehr als ich überzeugen kann, versichern, wie wahr Ihr Herz gesprochen, und welch ein gutes Werk Sie gethan haben, mir diese Ihre himmlischen Gedanken und Empfindungen zu schenken. Wäre es möglich, daß ich Sie mehr verehren könnte, Sie wären mir noch einmal so werth geworden. O mein seliger Freund verdient es aber auch gewiß, ohne daß hierbei von irgend einer Seite an Schmeichelei gedacht werden durfte; nein, so klein denke ich gewiß nicht von Ihnen, sondern verabscheue dergleichen, wie Sie auch thun. Sonderbar ist es, daß ich bei dem Verlust meines unvergeßlichen Bruders eben in dieser Geschichte Lazari den stärksten Trost gesucht, mich oft damit beschäftigt, auch einst Willens war, Sie zu bitten, mir über dieselbe etwas zu sagen. Die Furcht, Sie so oft zu bemühen, hielt immer diese Bitte zurück, und nun kommen Sie, wie schon mehrmals, meinem Wunsche so ausnehmend zuvor. Gott segne Sie dafür, und lasse, so es Ihnen gut ist, Sie nie dergleichen tiefe Schmerzen erfahren, die solcher Linderung bedürfen. Doch mich dünkt, Sie sind selbst schon mit solchen Tröstungen ermuntert, Sie kennen gar zu gut, wie ein zerrissenes blutendes Herz um ein Einiges klagt, und um desto mehr geht Erinnerung und Trost auch wieder zum Herzen. Auferstehen, Wiedersehen, Ewigkeit! — man hat keinen Begriff davon, aber ohne diese Hoffnung möchte ich keine Stunde in der Welt sein, keinen Freund und nichts, was mir lieb ist, haben. Belebt diese Zuversicht die Seele, wie doppelt selig ist jede Verbindung, und wie gut selbst das Bittere der Trennung!

Andringend war mir, was Sie vorigen Sonntag uns verkündigten; in der That ist es doch Liebe Gottes, daß er mit uns wie mit Kindern umgeht, daß es noch nicht erschienen, was wir sein werden, daß Kristi Wunder uns Zeugen sein sollen, an ihn als den Gesalbten Gottes zu glauben. Ohne Glaube, Liebe, Hoffnung wären wir die elendesten unter allen Kreaturen.

Wie glücklich sind wir hier, und unsere Jugend, daß wir haben, was wir

haben, daß uns das Wort Kristi so reichlich und lauter in seinem ersten Sinn verkündigt wird. Ich will nicht darüber klagen, daß diese Wohlthat vielleicht nicht genug erkannt, nicht treu genug angewendet wird, aber das will ich dreist behaupten: Gott thut nichts umsonst, es kann unmöglich unwirksam bleiben, und ist auf die Ewigkeit. Welche Aussicht! — Wer litt größern Widerspruch, wer wurde mehr verkannt als Kristus, wem mehr zur Last gelegt, als ihm, und sein Werk steht noch bis auf den heutigen Tag! Ich weiß, diese Ihre eigene Aufmunterung wird und kann Sie auch fernerhin über alles erheben." —

April 1773.

„Ew. Hochehrwürden bin ich unendlich verbunden für die mitgetheilten neuen Gesänge des Messias, die mir eine sehr willkommene Osterlektüre gewesen, zumal in dieser mir voriges Jahr so merklich gewordenen Zeit. „Aus aller Welten Labyrinthen die Wege des Ewigen alle zu Einem großen Ziele, der Seligkeit aller hinüberkommen" — ist, darf ich's sagen, mein bestes Glaubensbekenntniß, ein Gedanke, der mich ergötzt, den ich mitnehme, wenn Klopstock von Zorn, Fluch, Donner oder Rache spricht, wogegen — ist's Temperament oder Wahrheit? ich weiß es nicht! — mein Inneres sich so sehr empört, als zu anderen vortrefflichen Stellen dieser Gesänge meine ganze Seele Amen sagt.

In wenig Tagen ist dies merkwürdige Jahr vorbei, ohne daß ich dem Freunde, dem Mitgebornen gefolgt bin, wie unser Einleben und der erste Schmerz der Trennung mich immer so angenehm hoffen ließ. Ich lebe noch, und gar nicht unglücklicher, wenn auch schon noch manche stille Thräne fließt. Ihm ist vollkommen wohl in Gottes Hand. Mir gebührt nichts als Dank, Dank für alles, am meisten dafür, wo es nicht nach meinem Eigensinn ergangen; und nicht Dank in Worten, sondern in Leben und Wandel, dazu Gott selbst Gnade verleihen muß." —

Als Herder sich im Mai 1773 verheirathete, schenkte die Gräfin Maria ihm die Möbel für sein Haus. Gegen die junge Frau zeigte sie viel Güte, ein inniges Freundschaftsverhältniß auch unter ihnen entwickelte sich bald. Der ernste, schweigsame Graf war nicht dazu angethan, seiner weichen Gattin eine Stütze in schweren Stunden zu sein; wenn er in seinen letzten Jahren seiner Gemahlin auch alles Erdenkliche zu Liebe that, so konnte sie ihm doch nicht ihr Herz ausschütten. In Herder's Hause fand sie zu jeder Zeit Trost und Theilnahme, und sie bedurfte deren jetzt um so mehr, da ihre eigene Gesundheit immer schwächer wurde, und sie zugleich um das Leben ihres einzigen Kindes, ihrer Emilie, ernste Besorgniß hegte. Nach einer Stunde, in welcher sie bei Herder's Gattin einmal ihr Herz ausgeschüttet hatte, schrieb sie derselben:

„Darf ich hoffen, meine innigst Geliebte, daß Sie Ihren Herder heute Abend zum Konzert begleiten? Ich will nicht mehr so vergeßlich handeln, Ihr schönes Herz mit meiner Klage zu betrüben. Verzeihen Sie nur den letzten Ausguß des tiefsten Schmerzes, und vergessen solchen! Sie sollen nicht mit mir leiden, Freude und Heiterkeit sei und bleibe ewig Ihr Theil. Ihren Brief, meine Holdeste, werde ich aus eben der Ursache nicht beantworten. Ich hätte viel darauf zu sagen, aber nein, ich will nicht; Sie sollen nicht mehr wehmüthig um meinetwillen werden, und es reuet mich unendlich, daß es geschehen ist, aber wer ist im Augenblicke des Schmerzes immer Meister seiner selbst? Verzeihen Sie also!" —

Im Juni desselben Jahres (1774) starb die Tochter der Gräfin. Da schrieb sie an ihre Freundin: „Ich habe kein Kind mehr, und nichts, nichts mehr! Doch ich klage nicht; jeder ruhige Blick, den ich im Wachsbild meines schlafenden Engels erblicke, predigt mir Hoffnung, Seligkeit, Zukunftsfreude, Leben nur durch Tod in jedem Betracht, predigt mir aber auch laut die zwei Worte: Keine Götzen!" —

Zwei Monate später wurde Herder's ältester Sohn Gottfried geboren, zu welchem die Gräfin Pathin war. Mit diesem Kinde beschäftigte sie sich gern und viel. Das letzte Jahr ihres Lebens nahte schon, immer enger schloß sie und auch der Graf sich an Herder's Familie. Im Jahre 1775 schrieb die Gräfin an Herder:

„Pope's Versuch über den Menschen ist mir ein unschätzbares Buch. O der, dessen Hand es in diesem Exemplar so oft unterstrichen, der in dieser Ueberzeugung überwunden — bester Theil von mir! nun schon vollendet! ich werde Dich noch auch überwinden, auch vollendet und mit Dir wieder vereinigt werden, und Dir dann erzählen, wie Freundeshand mir Deine besten Ueberzeugungen bekannt machte, Deine beruhigte, stille Seele mit diesem Geschenk auch mir schenkte: Du himmlisch schon, ich noch irdisch — sind wir doch Ein Herz und Eine Seele! Ich entweihe Dein Andenken nicht mehr mit klagenden Thränen, ich segne die Hand, die mir in Dir den Götzen nahm, den besten, reinsten Theil unserer Liebe mir ließ. Du kommst mir hier nicht wieder, aber ich komme zu Dir! Ja, mein Bruder, mein Jonathan, ich komme, bald komme ich! —

Ich weiß nicht, ist's Irrthum oder Wahrheit! mein Glaubensbekenntniß wird täglich kleiner und kürzer und allgemeiner, Streben nach Licht aber immer nothwendiger, Grab und Tod immer heller — und so kann es doch nicht Irrthum sein! Ich glaube dies nächst Gott meinem täglichen glücklichen Umgang und Ihnen zu danken zu haben, und ich segne Sie dafür, wie ich Sie vielleicht noch nie gesegnet habe; und Ihrer vortrefflichen Karoline und Gottfriedchen — alles, was treues Herz geben kann!" —

Im Herbst 1775.

„Alles, alles weicht der tiefen Wehmuth, die mir von allen Seiten das Herz bricht! — Ach, liebe Aue Elysiums, sei mir nicht allzu fern! Die Schranken hier sind doch allzu lang und enge, aber doch zuletzt, zuletzt wird es jeder Gerechte, jeder seiner besten Ueberlegung und Ueberzeugung Treuer gut haben, und wir dürfen im voraus in Hüllen und Hütten vom Siege singen. Nur ein reines Herz gib mir, o Gott, so wird es in keinem am nöthigen Troste und Stärke fehlen. Nur ein reines Herz kann selig sein und Gott schauen. Nur reines Herz! so wird aller Nebel verschwinden und Glanz der Morgenröthe nach langer, langer Nacht auch mich erfreuen! — Ich fühle die Wahrheit des Wortes: jetzt können wir nicht alles tragen — so wollen wir's denn noch liegen lassen, und im Gott der Liebe Kraft und Stärke holen, daß wir das Gesetz Kristi: Einer trage des andern Last, erfüllen können!" —

Man fühlt es allen diesen Worten an, daß die edle Frau in tiefer geistiger Einsamkeit lebte, und daß Herder ihr mit seiner Familie der Stab war, an dem sie in ihrer Bekümmerniß sich immer wieder aufrichtete, und von den Menschensatzungen, welche ihren Blick umdüstert und ihre weiche Seele beengt hielten,

immer höher schauen lernte zu dem Gott der ewigen Liebe, der keins seiner Kinder von seinem Herzen verstößt, denn er hat den Heiden ebensowohl erschaffen als den Kristen und den Juden, und in seinem ewigen Hause sind viele Wohnungen bereitet. Doch überall, wo ein edler Geist sich einem schwächern dienstbar macht, da werden Früchte für beide Theile gezeitigt. Auch auf Herder war der Einfluß der Gräfin Maria ein bedeutender und nachhaltiger; ihr milder, freundlicher Zuspruch wurde für Herder eine immer lebendige Quelle des Trostes, und die Ergebenheit und Sanftmuth, mit der die edle Frau ihre gedrückte Lage trug, war für Herder eine tiefgreifende Anmahnung, diesem Beispiel nachzufolgen, und er hat die Dulderin nie in seinem Leben vergessen. Was sie ihm war in den dunklen Tagen, in der stagnirenden Luft von Bückeburg, das hat er selbst in seiner Abschiedspredigt mit warmen Worten anerkannt. Sie sind nothwendig zum Abschluß des Lebensbildes dieser edlen Frau, mögen sie hier einen Platz finden:

„Gott weiß, wie es mich von Anfang meines Amtes her geschmerzt, daß ich hier so ganz unnütz zu sein schien, daß ich in einer Wüste zu sein schien, wo kaum das Echo meiner Stimme zu mir drang, und ich auf einem Instrument zu spielen schien, dem nichts als die Saiten fehlten. Gott ist Zeuge meiner Thorheit, wie oft ich mich von hier wegwünschte, weil ich hier so gar, gar nichts sah, wozu ich gut wäre. Und da erweckte Gott das Herz unserer theuren, verblichenen Landesmutter, die recht als ein Engel zu mir trat und mir den Muth gab, den ich in mir vergeblich suchte. Ich sage hier, daß ich nicht nach der gewöhnlichen Abschiedsformel, weil sie Landesmutter und Mitglied unserer Kirche war, kriechend lobrednerisch und parteiisch rede, denn sie ist ein Engel, und ich würde mich schämen, ein einziges Wort von ihr zu reden, daß sie nicht dort oben hören könnte; aber warum sollte ich's nicht zum Preis und Dank der Güte Gottes sagen, der den Engel diesem Lande und dieser Gemeinde gegeben hatte, und ihn zu einer Zeit gegeben hatte, da ich hier sein mußte, der mich hierher führte, um durch sie getröstet, gestärkt, aufgemuntert, erläutert, erleuchtet und tausendfach belehrt zu werden; daß es Zeiten gegeben, da sie mir meine ganze Gemeinde war; daß ich durch sie so viel Wohlthaten auch für meine Seele und für mein Herz empfing, durch ihren Zuspruch, Lehre, Zurechtweisung, Aufmunterung, Trost, am meisten, was wir ja alle wissen, durch ihren stillen, edlen, einfachen, unschuldigen Wandel, durch ihre wahrhaft kristliche Tugend, die sich selbst nicht kannte, durch ihre aufgeklärte, von Unwissenheit, Aberglauben und Schwärmerei so entfernte Religion des Herzens und der That, durch ihre stille und ausdauernde Unterwerfung unter Gottes Willen, daß sie mir durch dies alles die größte Wohlthat meines Aufenthaltes hierselbst geworden ist. Die Gottheit hat es gefügt, daß ich hier mein Amt beschließen sollte, da sie ihr Leben beendigte; drei Tage vor ihrem Ende bekam ich meinen Ruf, und jetzt, wenige Tage nach ihrer Beerdigung*), halte ich hier die Leichenrede auf mich selbst, auf meinen elenden Leichnam von Amt in dieser Stadt und in diesem Lande. Belohne Gott selbst den Engel, den verklärten, seligen Geist,

*) Die Gräfin Maria wurde einige Monate nach ihrem Hinscheiden in dem Mausoleum beigesetzt, welches der Graf für sie hatte bauen lassen.

für alle Liebe, Güte, Aufmerksamkeit, die sie mir und den Meinigen erwiesen, und mich lasse er nie ihren edlen Geist und ihr edles Beispiel vergessen!"

Mit dem, was wir bisher gegeben, haben wir die Geschichte von Herder's Aufenthalt in Bückeburg in ihren Hauptzügen umschlossen; es ist übrig noch einige Einzelheiten nachzutragen, welche wir dem Briefwechsel mit seiner Braut entnehmen.

September 1771.

„Lassen Sie mich Ihnen ein paar schöne Naturszenen erzählen, die ich in diesen Tagen erlebt. Ich war, um meine Sorgen zu mildern, nach Lemgo geritten, um ein Haus zu besuchen, wo eine gute Mutter sechs oder sieben Kleinen ihr blaues Auge mit schwarzen Augenwimpern und ihr gutes Herz mitgetheilt hatte. Wir ritten voll Gedanken wieder zurück. Es war Abend, die Sonne ging unter, und der Mond ging auf, der schönste Mond, den ich je gesehen. Empfindungen voll Schmerz und bitterer Wehmuth geben im Mondenschein den schönsten Gegenden voll Höhen und Thal und Wald und Wiesen eine romantische Anmuth, wie wir uns nur gemeiniglich im Elysium träumen. Allemal wenn wir auf einer steilen Höhe hinauf, oder einen finstern Wald, wo wir oft abstiegen, und die Pferde leiten mußten, durch waren, und sich dann mit einemmal eine Mondgegend, ein weites Strahlenthal eröffnete, das in Dämmerung floß, war ich allemal in einer neuen Welt. Und so sprachlos und traumversenkt kamen wir endlich auf halbem Wege ins Nachtquartier, aßen und schliefen. Morgens vor Sonnenaufgang in der frühesten Dämmerung zu Pferde, sahen wir die Morgenröthe mit jedem werdenden neuen Strahle, mit jeder neuen Veränderung des Himmels und der ganzen Welt. Die Welt war ein stiller, feierlicher, sanfter Tempel Gottes, wo ich versunken war, und nichts denken konnte, als daß auch in solchem ewigen Ton der Morgenröthe der Tempel meiner Seele wäre. Und die Sonne ging auf! Je höher sie trat, desto mehr ward alles lauter, erleuchteter, einförmiger; die Schönheit der Natur nahm ab, und ward Glanz, bloße Pracht — (ist's nicht beinahe so mit allem Glück? Es ist am schönsten im Anbruch, in der Morgenröthe; aber ich glaube, wenn man will, kann man das ganze Leben sich dazu machen) — und nach einigen kleinen Abenteuern kamen wir gestärkt und munter zu Hause an.

Das war Nacht und Morgen. Nun hören Sie auch eine gestrige Abendszene aus der Bückeburger Gegend. Ich befand mich nicht ganz wohl durch den Gebrauch eines kalten Bades. Nachmittags lockte mich ein schöner Herbsttag, ich werfe mich in Ueberrock und Stiefel und wandre. Stellen Sie sich auf der einen Seite eine Kette kleiner Gebirge voll Wald vor (der Harrel*)), die ich fast alle durchstreift, und die nun in den seidenen Nebel des Herbstes und der Abendsonne flossen; davor Wiesen und Gärten, auf der anderen Seite das ritterliche gräfliche Schloß, das sich im stillen, hellen Wasser spiegelt, die Abendsonne vor mir. Ich hatte die englischen Lieder mit, konnte aber nicht lesen, und warf mich unweit einiger Kuppeln romantischer schwarzer Bäume auf einen wilden Hügel, an einen

---

*) Der Harrel, ein stundenlanger prachtvoller Buchenhochwald, erstreckt sich von Bückeburg bis zu dem kleinen idyllischen Schwefelbade Eilsen, wo man noch eine Eiche zeigt, unter welcher Herder auf seinen oft wiederholten Spaziergängen auszuruhen pflegte.

Wasserfall, der mit doppeltem Guß, schneller und langsamer, dunkler und heller fiel. Um ihn viel wildes Weidengebüsch, um mich alle wilden Blumen, die in Shakespeare's Feen- und Liebesliedern vorkommen — Berge, Sonne, Abend um mich!" —

Im Februar des Jahres 1772 machte Herder eine Reise nach Göttingen, von der er schrieb: „Wenn ich je eine nützlich und vergnügt zurückgelegt habe, ist es diese." In Göttingen lernte er den Hofrath Heyne und dessen Gattin kennen, und schloß mit beiden einen Freundschaftsbund. Mit Heyne's Gattin schwärmte er über Klopstock und wechselte mit ihr, wie man das in jener Zeit gern that, sein Exemplar der Oden. Die Hofräthin Heyne war eine vortreffliche Mutter, Herder fand sie immer unter ihren Kindern, und wunderte sich, daß die Kinder nie ein anderes Begehr hatten, als bei ihren Eltern zu sein. Der Hofrath Heyne selber hatte ebenso wie Herder ein sehr kümmerliches Leben geführt, und hatte die Unterdrückungen gemeiner Seelen ebenfalls im reichlichen Maße erfahren. Gleiche Schicksale und gleiche Ansichten vermittelten unter beiden Männern ein inniges Verhältniß. Von Heyne's Bemühungen, Herder als Professor nach Göttingen zu ziehen, werden wir später noch zu erzählen haben.

„Ich habe die erste Konfirmazion (Ostern 1772) der Kinder gehabt — es ist die erste Grundlage zu meiner Gemeinde, und unbeschreiblich, wie mich die Kinder liebten und mir anhingen. Das gibt doch süße Viertelstunden." —

„Ich bin jetzt auf dem Lande, in der schönsten, kühnsten, deutschesten, romantischsten Gegend von der Welt. So viel von der deutschen Tapferkeit und dem Klopstockischen Ideal von Sitte und Größe abgehen möchte, so sehr wird doch die Seele durch die ganze kühne, sonderbare Haltung dieses Deutschlands in einen Ton gestimmt, daß es eine schöne, rauhe, deutsche Natur gebe; nicht Traubengebirge und Zedernhaine, aber kühnen Forst, Eichen und Buchen und Würfe des Erdballs! Nur, wie sehr sind immer die Menschen der deutschen, schönen Natur unähnlich! — Abends kommt dann der freundliche Mond, der durch die Hermannswälder mich aufsucht." —

Ende August 1772.

„Ich habe meinen Geburtstag still gefeiert, aber mit geheimem Staunen, Schaudern und stillem Frohlocken der Seele. Gott wird alles vortrefflich entwickeln, der alles so sonderbar einleitet.

Arbeiten kann ich noch nicht, ich bereite bloß vor. Und alle, alle Naturfreuden sind einzeln doch so einsam! Eben weil sie die simpelsten Freuden sind, so wollen sie auch jene uralte Anordnung nicht übertreten wissen, sie wollen mitgetheilt sein.

Ich bin jetzt unter einer Wolke, wie ich vielleicht zeitlebens nicht gewesen; ich will sie auch so still ausdauern, als ich's vielleicht noch nie gethan, aber immer und eher hätte thun sollen."

Um vieles zufriedener, wenn auch nicht mit seinem Amte, wurde Herder, als seine Verhältnisse endlich so weit geordnet waren, daß er sich verheirathen konnte. Der 2. Mai 1773 war der Hochzeittag, die Trauung fand in Darmstadt im Kreise der Verwandten der Braut statt. Der Mai war besonders schön, und das Freudenfest des jungen Paares wurde durch den Sonnenschein noch erhöht. Während des Brautstandes hatte sich Karoline Flachsland oft mit dem Gedanken gequält, sie sei nicht im Stande, ihren Herder glücklich zu machen, da sie arm

und ohne besondere Vorzüge sei; sie bedachte nicht, daß der Mann keinen köstlichern Schatz besitzen kann, als das Herz eines lieben, treuen Weibes, gegen welches alle Schätze der Welt und selbst die glänzendsten persönlichen Vorzüge nur armer Tand sind, der wohl auf flüchtige Augenblicke blenden, aber nie und nimmer dauernd beglücken kann. Funfzehn Jahre später schrieb Herder an seine Frau: „Ich sage Dir vor Gott, Du bist mein größtes Glück und Gut auf Erden, dessen ich tausendfach nicht werth bin. Du übertriffst mich in allem Guten, in aller Tugend, und was ich ächtes Gutes habe, habe ich durch Dich und an Deiner Seite erlangt, das ist wahr und Amen!“

Mit Gottvertrauen und mit einigen Schulden fingen, wie Herder's Gattin sagt, die Neuvermählten ihre junge Ehe an. In Bückeburg fanden sie eine mütterliche Freundin an einer Frau von Bescheffer, welche der jungen Frau Herder oft genug hülfreiche Hand zu leisten und guten Rath zu geben Gelegenheit fand. Der Graf und die Gräfin waren bei der Ankunft des jungen Ehepaares auf dem Landsitz zum Baum bei Bückeburg. Herder wurde sehr zuvorkommend empfangen und mit seiner Gattin zur Mittagstafel geladen. Die Bückeburger zeigten ihre allgemeine Zufriedenheit, daß ihr Konsistorialrath nun auch ein Weib genommen hatte.

Am 28. August 1774 wurde Herder's ältester Sohn Gottfried geboren. „Ich habe den Vater nie glücklicher gesehen, als an diesem Tage!“ erzählt Karoline Herder. Zwei Jahre später erblickte in Bückeburg Herder's zweiter Sohn August das Licht der Welt. Herder liebte alle seine Kinder sehr und sorgte aus allen Kräften für sie, es war ihm eine Freude, sie später auch zu unterrichten. Die eigene Familie erleichterte ihm nun wohl manches in dem kleinlichen Bückeburg, aber sein Amt blieb für ihn doch stets, wie er sagte, der elende Leichnam, von dem er sich gern losgemacht hätte, und deshalb sah er sich auf allen Seiten nach einer günstigern Stellung um. Einen Ruf nach Eutin als Hofprediger schlug er sofort aus, annehmlicher schien ihm aber eine Professur in Göttingen zu sein, welche im Anfange des Jahres 1774 der Geh. Rath von Bremer ihm antrug. Herder zeigte sich bereit, aber seine freisinnigen Schriften, welche überall die Heuchelei und Schleicherei beim rechten Namen nannten, mußten ihm am englischen Hofe einen Feind erweckt haben, denn man bestand in der kleinlichsten Weise darauf, Herder solle in einem Kolloquium erst seine Kenntnisse darthun und darauf die Doktorwürde erwerben, ehe ihm die Professur verliehen werden könnte. Im Gefühl seines Werthes wies Herder diese Forderungen stolz zurück. Vergebens bemühten sich einsichtige Männer, unter ihnen der Leibarzt Zimmermann in Hannover, den Widerstand der Beschränkten und der Uebelwollenden zu brechen, das britische Ministerium — Hannover wurde damals ja noch von den englischen Königen regiert — bestand auf seinen armseligen Forderungen, so daß Herder die Unterhandlungen, welche sich bis in den Februar 1776 hineingezogen hatten, schließlich abbrach.

Mittlerweile war ihm im Bückeburgischen eine Beförderung zu Theil geworden. Der höchste Geistliche der Grafschaft Schaumburg-Lippe war der Superintendent, welchem die Examina der Kandidaten, die Ordinazion der Geistlichen, die Einführung der Prediger u. s. w. zufielen. Durch den Tod des Superintendenten war dieses Amt erledigt worden, und am 8. April 1775 wurde es an Herder übertragen.

Er war der jüngste unter sämmtlichen Geistlichen des Landes, und seine untergebenen Amtsgenossen konnten sich nicht zu jener Höhe der Anschauung erheben, welche das Amt von der Person zu trennen weiß. Die freundlichsten Absichten Herder's wurden mißdeutet. In einigen Gemeinden des Landes waren Streitigkeiten über Punkte entstanden, welche wichtig genug waren, um die Vermittlung des Konsistoriums zu fordern. Da es noch nicht gelungen war, diese Zerwürfnisse zu beseitigen, so erließ Herder an seine Amtsbrüder ein Zirkular, in welchem er dadurch eine Vermittlung versuchte, daß er die Prediger aufmerksam machte, auch in einer gerechten Sache nachzugeben könne oft von großem Einfluß auf die anvertraute Heerde und von Nutzen für den Hirten derselben sein. Aber diese Zumuthung stieß auf so empfindliche Entgegnungen, daß Herder in einem zweiten Schreiben ausdrücklich den Vorwurf zurückweisen mußte, er setze unversöhnliche Gesinnungen voraus.

Aehnliche Ereignisse waren nicht selten; ein Vorfall hätte leicht einen Bruch zwischen Herder und dem Grafen herbeiführen können. Die Begebenheit ist interessant genug, um einige Worte darüber zu sagen.

Ein Kandidat der Theologie hatte sich bei der theologischen Fakultät der Universität Rinteln zum Examen gemeldet, und war von der Kommission einstimmig abgewiesen und für unfähig zum geistlichen Amte erklärt worden. Der Kandidat ging nach Hannover, und das Glück warf ihm dort das große Loos in der Lotterie zu. Der Gewinner suchte nun mit Hülfe seines Geldes eine Pfarre zu erlangen. Einer seiner Bekannten, ein bereits angestellter Pfarrer, wies ihn an einen mittellosen Edelmann, der eine Patronatpfarre zu vergeben hatte, und die vakante Stelle für die Summe von 200 Thaler dem Kandidaten übertrug. Das Konsistorium in Hannover wollte ihn darauf examiniren, erließ ihm sogar noch das Lateinische, und war trotzdem genöthigt, ihn abzuweisen. Aber der Kandidat erklärte, da er sich seine Stelle gekauft habe, so müsse man sie ihm auch geben. In Folge dieses Begehrs begann man, dem Kandidaten den Prozeß der Amtserschleichung zu machen, er wußte sich aber dadurch aus der Schlinge zu ziehen, daß er seinen Freund, den Unterhändler, selbst angab und alle seine Verhandlungen mit dem Edelmann mittheilte. Diese beiden mußten nun büßen, der ehrenwerthe Kandidat aber begab sich nach Bückeburg, und verschaffte sich gegen Zahlung von 4000 Thaler an die Rentkammer abermals eine Pfarrstelle. Herder war gerade abwesend, er befand sich in Geschäften in Darmstadt. Als er zurückkehrte, wurde er angegangen, den Kandidaten zu ordiniren. Den gesetzlichen Bestimmungen gemäß wurde also der Kandidat auf den 21. September 1775 zum Examen vorgeladen. Er schickte aber zu der bestimmten Stunde einen Verweigerungsbrief, und eine zweite Vorladung ignorirte er ganz. Ein Mitglied des Konsistoriums erklärte jetzt aber, von dem Landesherrn einen mündlichen Befehl erhalten zu haben, der Kandidat solle ohne Examen ordinirt werden. Herder verweigerte diesem Befehl den Gehorsam, erkundigte sich genau nach allen Verhältnissen des Kandidaten und stattete dem Grafen darüber Bericht ab. Der Landesherr wollte nun zur Untersuchung der Sache eine Kommission von weltlichen Beamten einsetzen; dagegen protestirte Herder aber sehr energisch; als Superintendent stehe er, der oberste Geistliche des Landes, nur unter dem Landesherrn, und er würde sich nimmermehr wie ein Angeklagter zur

Untersuchung einer Kommission stellen, welche durchaus nicht befugt wäre, über die Amtshandlungen des Superintendenten ein Urtheil abzugeben. Der Graf nahm darauf seinen Befehl wieder zurück, und erklärte, er würde einen andern Weg einschlagen. Aber jetzt war Herder's Geduld und auch seine Mäßigung zu Ende, er sandte an den Grafen eine Schrift, in welcher er im Feuereifer für Recht und Rechtlichkeit die ganze Schändlichkeit dieses Handels auseinander setzte, und die Forderung stellte, der Kandidat solle nunmehr, ehe man ihn zum Examen zulasse, einen Eid ablegen, daß seine Hände frei von dem Verbrechen der Simonie seien, und gab seine Gründe für diese Forderung ausführlich an. Dieser Bericht, welcher ängstliche Rücksicht weit von sich wirft, schließt mit den starken Worten:

„Weiter habe ich mit dieser stinkenden Sache nichts zu thun. Fließe aller Unflath, welchen fremde Länder ausschäumen, wohin und um welche Prozente er wolle: nur werde ich nicht Kanal, wodurch er fließe! Nur werde von mir nicht gefordert, daß ich den beschrieenen Unflath vor Gottes Altar und Gemeinde ununtersucht und ungereinigt als Kirchengold darstelle und preise!

Das wäre nun der elende Buchstabenleichnam meines Berichtes, denn das Uebrige leuchtet durch sich selbst und die angeführten Stellen der Bibel und Kirchenordnung, auf die ich gewiesen bin, sind rufend. Unglücklicher aber, der ich dem Buchstaben so wenig Geist und Kraft habe geben können, daß er nicht Schatten, sondern Wahrheit, Realität, heilige unvertilgbare Pflicht, wenn es eine Religion Gottes gibt, ans Herz rede! Daß ich, alle äußeren Namen und Beziehungen beiseit gesetzt, wenn ich, als der geringste dazu erwählte Krist ordinire, ich nicht im Namen der weltlichen Obrigkeit als solcher (die bestellt, beruft, wählt, auch nur im Namen aller Kristen, aber nicht ordinirt), sondern nach aller apostolischen Gewohnheit im Namen Gottes, Jesu, der Apostel und der gesammten, alsdann durch mich und meine Assistenten vorgestellten kristlichen Gemeinde zum Prediger ordne: mithin vor Gott und der gesammten kristlichen Gemeinde ein Scheusal, ein Elender wäre, wenn ich in ihrem Namen vor den Altar trete, Worte hersage, wo mich ein jeder der Lüge zeihen kann, und mein Gewissen es mir ewig zeihen müßte, einer Gemeinde, Menschenseelen einen Lehrer zuspreche, den ich nicht kenne, an dem sich alles ärgert, und der ein halb Jahrhundert vielleicht hin Menschen verderbe! Ein halb Jahrhundert würde eine Kirche durch mich wüste von Gottes Wort, und von hundert Verlornen, Geärgerten, Verführten träufte ewiges Blut auf meine Seele. Wenn ein Elender im Amte ist, wozu alle Aufsicht? Welche Wege der Umschmelzung in der Hand eines Menschen? Kann der Superintendent, und wenn er täglich visitirte, ihm Gewissenhaftigkeit, Treue, Verstand geben? Und wird sie je ein unwissender trotziger Mensch haben, der sein heilig köstlich Amt als schändlichen Gewinn des Lotterietopfes anzusehen das Recht hat? Der Seelenkäufer wird auch Seelenverkäufer werden, und niemand wird ihm beikommen können, wollen und mögen. Wieviel gehört dazu, daß ein unwissender, ärgernder, unwürdiger Prediger seines Amtes entsetzt werde, wenn er einmal darin ist! Die Pest schleicht im Dunkeln und im hellen Mittag daher. Der rauchende Höllenbrand steht auf Kanzel und Altar, du siehst wohl, daß er raucht und tödtet, aber wie wilt du ihn fassen? Bürgerliche Gesetze und die liebe Ehrbarkeit schützen ihn, du kannst nichts, als für ihn und seine arme Dahingegebene beten, Strafe Gottes, die ver-

kannteste, innigste, übers Grab hin tödtende Strafe Gottes fühlen und einen Richter erwarten, der jedes Scheusal und jedes Aergerniß und jedes Blut der Seele, auf Erden vergossen, auf seine Ursache zurückzubringen weiß.

Behüte mich Gott, daß ich mit so etwas meine Seele beflecke — auf das Gebet will ich leben und sterben. Ich habe an meiner armen Lebenspflicht genug zu tragen, als daß ich die Bürde hundert anderer auf mich lüde, ohne Ueberlegung, als bloße Maschine eines irdischen Befehls. Wehe der Welt, der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe demselben, durch den sie kommt! Wer der Geringsten einen ärgert, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinem Halse, und er in der Tiefe des Meeres läge! Besser, er wäre nie geboren! — Das einzige Mittel, der Kirche Gottes gute oder bessere Zeiten zu geben, das in Menschenkräften steht, ist, daß man die Lehrer prüfe, ehe sie es sind und werden, und nur nach Pflicht und Gewissen die besten ordne. Ich freute mich, dazu ein Werkzeug werden zu können; ich kann es nicht — so will ich denn in Gottes Namen es wenigstens nicht werden für Unwissenheit, Aergerniß und Bosheit — worüber mir Gott helfe und sein heiliges Wort! Amen."

Herder's Vorstellungen hatten die Wirkung, daß der Kandidat seinen Laufpaß bekam. Die Gräfin Maria wußte auch die Spannung zwischen ihrem Gemahl und Herder zu beseitigen, denn der Graf war ein durchaus edler Karakter, der bei seiner starken Abneigung gegen alles religiöse Zeremoniel wohl einmal sich übereilen, nicht aber wirklich eine Ungerechtigkeit begehen konnte. „Probité et Droiture!" diese Worte gab er selbst als seinen Wahlspruch an.

Mit dem Oktober 1775 ging der berührte unangenehme Handel zu Ende, im Dezember desselben Jahres erhielt Herder durch Göthe, der inzwischen in weimarische Dienste getreten war, eine Anfrage, ob er die Stelle eines Generalsuperintendenten zu Weimar annehmen wolle.

Herder stimmte sogleich freudig zu. Aber auch hier gab es sofort wieder Hindernisse, welche überwunden werden mußten. Zwei andere Geistliche hatten sich bereits feste Hoffnung auf jene Stelle gemacht, und als diese scheiterte, erhoben sich in Weimar Gerüchte, der neue Generalsuperintendent sei kein Geistlicher, er glaube nicht an Kristum, er könne auch nicht predigen, und man verlangte, er solle erst nach Weimar kommen und durch eine Predigt seine Befähigung darthun. Herder war dazu bereit, doch einigte man sich im Juni 1776 dahin, Herder solle sein Amt auch ohne Predigt erhalten, und dasselbe zu Michaelis desselben Jahres antreten.

Graf Wilhelm freute sich uneigennützig über Herder's Beförderung, und entließ ihn achtungsvoll; beide Männer waren beim Abschied von einander sehr bewegt. Im folgenden Jahre brauchte Herder die Kur in Pyrmont; als er sich beim Grafen zum Besuch anmeldete, schickte ihm dieser seinen Wagen. Sie hatten beide noch eine herzliche Unterredung, in welcher sie viel von der seligen Gräfin Maria sprachen. Dann nahmen sie Abschied auf immer, der Graf starb am 10. September des Jahres 1777. Ein entfernter Verwandter erbte sein Land.

Als Herder mit seiner Familie Bückeburg verließ, da fand es sich, daß der Abschied ihm doch schwerer wurde, als er gedacht hatte. So mancher in dem Ländchen war ihm lieb und werth geworden, und die schöne Gegend, die herrlichen

Wälder verließ er höchst ungern und sehnte sich später noch oft zu ihnen zurück. „Mit bewegtem Herzen“ — so erzählt Karoline Herder — „stiegen wir in den Wagen, der Vater den Gottfried auf dem Arm, ich den fünf Wochen alten Säugling August auf dem Schooß, und segneten den Ort, wo Herder so manche Prüfungstage überstand, viel fand und gewann, einen großen seltenen Mann, eine Freundin von himmlischer Tugend, und wo wir beide vereint unser erstes häusliches Glück, unser Paradies genossen hatten.“ —

Es bleibt uns übrig, noch einen kurzen Blick auf Herder's literarische Thätigkeit zur Zeit seines Aufenthaltes in Bückeburg zu richten. Eine ausführliche Besprechung aller Werke Herder's erfolgt am Schluß seiner Biografie.

In den ersten beiden Jahren seines Aufenthaltes in der Hauptstadt des Grafen Wilhelm befand Herder sich in einer so gedrückten Stimmung, daß er keine neue Werke zu schaffen vermochte. Er sammelte Materialien zu den später erschienenen Schriften und lieferte einzelne Beiträge für die Allgemeine deutsche Bibliothek, für den Wandsbecker Boten, für die Lemgoer Bibliothek und für die Frankfurter gelehrten Zeitungen, zu denen ihn Göthe herangezogen hatte. Nach seiner Verheirathung vollendete er rasch nach einander verschiedene Werke. Gewissermaßen als Ausbeute der Reisen zu betrachten sind die Fliegenden Blätter von deutscher Art und Kunst, Hamburg 1773. Ostern 1774 erschienen die Provinzialblätter an Prediger, und der erste Theil des Werkes Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, dessen zweiter Theil Ostern 1776 ans Licht trat. Den ersten Theil vollendete er, nach der Angabe seiner Gattin, in sehr gehobener Stimmung in sechs Wochen. Im Jahre 1774 wurde die Geschichte der Filosofie der Menschheit vollendet, und die Stimmen der Völker in Liedern der Vollendung nahe gebracht. Aus dem Jahre 1775 sind die Erläuterungen zum neuen Testament und die Briefe zweier Jünger Jesu. In demselben Jahre erhielt Herder auch wieder von der Berliner Akademie den Preis für die Schrift: Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmackes bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

So hatten denn auch die einsamen Jahre in Bückeburg bedeutungsvolle Früchte getragen, und außerdem waren wichtige Vorbereitungen zu Werken getroffen worden, welche in Weimar später vollendet wurden.

Die Reise nach dem neuen Bestimmungsorte gab Herder Gelegenheit, die persönliche Bekanntschaft eines Mannes zu machen, mit dem er schon von Riga aus in Briefwechsel getreten war, Gleim in Halberstadt lud seinen Freund und dessen Familie freundlich ein, und da für Herder's Gattin und das jüngste Kind eine Erholung auf der langen Reise in einer Miethskutsche sehr erwünscht war, so sagte Herder gern zu. Der Aufenthalt in Halberstadt, wo Gleim als Kanonikus mit seiner Nichte in behaglichen Verhältnissen lebte, war für beide Theile erfrischend und erfreulich; dann wurde die Reise weiter fortgesetzt. Der Fuhrmann war des Weges nicht ganz kundig, er verirrte sich mehrmals, aber man gelangte doch am 2. Oktober 1776 Abends gegen neun Uhr wohlbehalten in Weimar an. Herder's Schwager, Sigmund Flachsland, befand sich schon daselbst, er hatte von Herder's vorausgegangenen Sachen das Nöthigste bereits auspacken lassen, so daß

die Familie sogleich im eigenen Hause übernachten konnte. Der Nachtwächter sang zum Willkomm das schöne Lied: „Eins ist Noth!“

Am folgenden Tage machte Herder seine ersten Besuche bei dem Herzoge, der Herzogin, die ihm besonders gut gefiel, und der verwittweten Herzogin Amalia. Die Minister empfingen den neuen Generalsuperintendenten höflich und mit Achtung, die Geistlichkeit zeigte sich unterwürfig, was auf Herder einen sehr wenig angenehmen Eindruck machte. Auch Wieland wurde gleich am ersten Tage besucht, und zeigte sich sogleich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Göthe kam am zweiten Abend vom Lande und der Lerchenjagd zurück, er empfing den Freund mit großer Herzlichkeit*).

Die Einwohner von Weimar waren sehr gespannt; man hatte ihnen wundersame Dinge von Herder erzählt, und bestimmt behauptet, er könne nicht predigen. Als Herder am 20. Oktober seine Antrittspredigt hielt, war alles voll Erwartung. Herder predigte, wie immer, einfach und schlicht, er verschmähte allen rhetorischen Prunk auf der Kanzel grundsätzlich, doch die Fülle und Klarheit seiner Gedanken, der Ernst und die innige Ueberzeugung seiner Worte that auch hier eine durchgreifende Wirkung; die wenigen Stunden genügten, um ihm die Achtung aller zu verschaffen. Am 13. Januar 1777 konnte Herder an Hartknoch erfreuliche Nachrichten melden; er schrieb: „Ich bin hier allgemein geliebt und geehrt bei Hofe, Volk und Großen, der Beifall geht bis ins Ueberspannte, Ungemessene. Was Du von den Vorstellungen der Geistlichkeit schriebst, ist nur halb wahr. Vorstellungen sinds nie gewesen, aber dummes Geträtsch unter dem Pöbel, und das bloß durch mein Hinstellen „da bin ich“ vernichtet und in Dreck getreten ist. Nun bücken sie sich alle zur Erde. Glaube solchem Geschwätz nicht, lieber Hartknoch, oder wenigstens schreibe mir's nicht. Sie schwätzen jetzt genug von mir, von meinem Predigen in Stiefel und Sporn, in gallonirten Kleidern u. s. w.**). Wer Teufel wird da nur eine Feder ansetzen, es zu schreiben und zu widerlegen. Ich lebe im Strudel meiner Geschäfte einsamer und zurückgezogener, als ich in Bückeburg nur gelebt habe, stehe in Dr. Luther's Priesterrock und Chorhemde, wie die anderen stehen.“

Schon ehe Herder sein Amt antrat, hatte er eine unangenehme Sache zurückzuweisen. Als er nämlich am 15. Oktober 1776 im Oberkonsistorium den Diensteid geleistet, las ihm der Präsident ein Reskript vor, nach welchem es den Mitgliedern der Hofgemeinde, die meist aus vornehmen Leuten bestand und deren eigentlicher Prediger Herder war, gestattet sein sollte, ihren Beichtvater zu wählen wo sie wollten. Herder sah darin eine Verletzung der ihm schuldigen Achtung und auch eine Rechtswidrigkeit, er gab diese Meinung sofort vor dem versammelten Kollegium kund, und erklärte mit Bestimmtheit, daß er, wenn dieses Reskript nicht zurückgenommen würde, sein Amt nicht antreten werde. Dem Herzoge theilte er seine Ansicht schriftlich mit; das Reskript wurde denn auch einige Tage nachher widerrufen. Dieser kleine Vorfall war bedeutungsvoll, er zeigte abermals, daß für Herder die amtliche Stellung in Weimar ebenso viel Schwierigkeiten mit sich führen würde, als in Bückeburg. Herder verstand es nicht, seine Zwecke anders

*) Von und an Herder, Briefe. Von Düntzer und F. G. von Herder. Leipzig 1861. Zweiter Band, Seite 79.

**) Man erzählte sich sogar, Herder reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche und dann unter Peitschengeknall zum Thore hinaus.

als auf dem geraden Wege zu erreichen, er gab seine Meinung stets ohne all Zurückhaltung und meist in starken oft heftigen Ausdrücken, und sein ganze Zorn entbrannte, wenn er sah, daß man seinem Amte zu nahe trat; die Klugheit der Schlangen war ihm unbekannt, er wollte nichts davon wissen, daß man um der guten Sache willen zuweilen auch wohl einen Umweg, wenn er nur sicher zum Ziele führe, sich nicht verdrießen lassen solle. Dazu kam die persönliche Gereiztheit, von der Herder selber viel zu leiden hatte; eine gewisse Empfindsamkeit und Reizbarkeit verließ ihn selbst in den heitersten Stunden nicht. Dieses Uebel lag, wie schon Göthe bemerkte, als ein krankhafter Stoff in Herder's Natur, er konnte nicht dagegen ankämpfen, es führte schließlich ja auch seinen frühen Tod herbei. Während seines Lebens nahmen die Personen, mit welchen Herder in die nächste Berührung kam, aber nur in den seltensten Fällen die Rücksicht, welche man seiner reizbaren Natur wohl schuldig gewesen wäre, man beurtheilte ihn lieblos und ungerecht, und bemühte sich, die schroffsten Seiten gegen ihn hervorzukehren. Es ist leider nur allzuwahr, wenn Karoline Herder sagt, daß nur sehr wenige ihren Gatten recht gekannt hätten.

In Anbetracht dieser Umstände war auch fast kein Ort ungünstiger für Herder, als gerade Weimar; es kam Lessing's Ausspruch zur Geltung, daß große Männer, einander zu nahe gepflanzt, sich gegenseitig die Aeste zerschlagen. Für Herder wäre es in sehr vielen Beziehungen besser gewesen, wenn er dem Rufe nach Göttingen, der zweimal an ihn erging, Folge geleistet hätte. Nur ein kleiner Kreis treuer Freunde schaarte sich in Weimar um ihn; nur wenige Menschen sind scharfsichtig und selbstlos genug, um des edlen Kernes willen eine bittere Schale vergessen zu können. Von denen, welchen Herder in Weimar nahe stand, spricht Herder's Gattin in den oft erwähnten Erinnerungen. Sie sagt darin:

„Wieland's zarte gutmüthige Seele schloß sich an Herder an, er ehrte und liebte ihn hoch, und und unsere Familien verbanden sich immer herzlicher. Wenn auch in Wieland's und Herder's Freundschaft zuweilen Mißverständnisse und Mißklänge kamen, so lösten sie sich doch immer wieder. Sie achteten und ehrten jeder des andern eigenthümlichen Genius und Werth ohne Neid, obwohl sie über viele Dinge sehr verschieden dachten, und eigentlich doch nie innig sympathisirten. Wieland erzeigte bei vielen Anlässen, wo wir seine Freundschaft ansprachen, thätige Dienste, unter andern durch Darlehen, denn die Einrichtung an diesem neuen Ort, ohne eigenes Vermögen, erschwerte uns die ersten Jahre recht peinlich."

Wieland sagte, nachdem er Herder kennen gelernt hatte, es schon voraus, daß Weimar für ihn kein passender Ort sein würde. „Meine Seele," sagte er, „ist voll von dem herrlichen Manne, aber er ist mir zu groß, zu herrlich, ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Göthe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Göthe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehen, geschweige an Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehen, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich, aber wie unzulänglich ist das für einen so tiefdenkenden, allumfassenden, mäch-

tigen Genius? Bei alledem ist jetzt mein Haus eine Art Ressource für ihn und den Engel sein Weib. Alles was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen. Die Bewohner von Weimar waren gegen ihn präoccupirt. Trotzdem hat er gleich durch seine erste Predigt großen Eindruck gemacht, und alle Herzen gewonnen. Er predigte wie noch niemand gepredigt hat, so wahr, so simpel, so faßlich, und doch alles so tief gedacht, so rein gefühlt, so schwer an Inhalt.“ — Das freundliche Verhältniß zwischen beiden großen Männern blieb in der That bestehen, bis der Tod es löste. Von Herder erhielt Wieland später viele Aufsätze für seinen Merkur.

Unter den Amtsgenossen schlossen der damalige Stiftsprediger Weber und der nachherige Konsistorialrath Günther sich an Herder an, während der größere Theil der Geistlichkeit ihm widerstrebte, und zwar aus mancherlei Gründen. Herder's Stelle war fünf Jahre lang unbesetzt gewesen, die Geschäfte der so wichtigen Generalsuperintendentur hatten andere Geistliche an sich gezogen, und Herder hatte die mißliche Aufgabe, Rechte und Einkünfte, in deren Besitz andere sich freuten, nun für sich zu reklamiren. Bei diesen Reklamazionen war er gewöhnlich nur auf sich selbst angewiesen, denn im Konsistorium saßen außer Herder noch sechs Räthe, welche dem alten formenreichen Schlendrian anhingen und einer gewissen starren Orthodoxie huldigten; sie alle hielten den neuen Kollegen für einen Freigeist, und glaubten sich deshalb verpflichtet, seinen Meinungen Mißtrauen und seinen Vorschlägen Widerstand entgegen zu setzen; bei jeder wichtigen Sache einigten sich diese sechs Stimmen schon voraus, und Herder's Kampf gegen diese unbewegliche Falanx war so erfolglos, daß er in einer bittern Stunde einmal folgendes Epigramm niederschrieb:

An das Kruzifix im Konsistorium.

O du Heiliger, bleibt dir immer dein trauriges Schicksal,
    Zwischen Schächer gehängt sterbend am Kreuze zu sein?
Und zu deinen Füßen erscheint das Wort des Profeten
    Von der Ochsen und Farr'n feisten geselligen Schaar.
Heiliger! blick auf mich, und sprich auch mir in die Seele:
    Vater, vergib! Denn die wissen ja nie was sie thun.

Dieser sinnlose, unzurechnungsfähige Widerstand war für Herder's Seele ein bitteres Gift, denn abwartende Geduld kannte er, der seine großen Pläne gern unverzüglich ins Leben gerufen hätte, bei seinem Feuereifer nur sehr wenig. Die besseren und einsichtigen Naturen in der Stadt wurden durch seine geistvollen Reden verhältnißmäßig in kurzer Zeit auf alte Schäden und auf den Weg, sie zu beseitigen und gesunde Einrichtungen, klare Gedanken dafür an die Stelle zu setzen, aufmerksam gemacht; doch selbst wenn Herder alle Sympathie des Hofes und des Publikums besaß, so war das noch nicht der allergeringste Grund für die Herren Konfratres, das tief ausgetretene Geleis, in dem sich's so leicht und so behaglich trabte, zu verlassen. Für Herder's reizbare Natur lag dann aber wieder die Gefahr nahe, durch seine scharfen, tief eindringenden Worte den Widerstand noch mehr aufzustacheln. So wurden die Geisteskräfte eines der größten Männer,

die Deutschland gehabt, durch solche Abderiten in schmählicher Verschwendung wirkungslos gemacht, und das persönliche Glück eines edlen Herzens und einer ganzen Familie aufgeopfert, weil verrottete Einrichtungen und tiefeingerostete Vorurtheile im Wege standen. Im schwarzen, trägen Moor verschwindet ja selbst der Strahl der Sonne, und es dauert lange, ehe ihr belebender Schein sich auf lebendigen grünenden Halmen widerspiegelt, denn die dunkle Tiefe setzt dem eindringenden Lichte nicht allein einen zähen, geschlossenen Widerstand entgegen, sondern sie feindet mit tödtlichem Haß auch alles an, was sich über sie erheben will.

Herder's Amtsgeschäfte waren zweifacher Natur. Als Oberhofprediger hatte er alle geistlichen Geschäfte in seiner Gemeinde, deren Mitglieder als „der ersten Klasse“ zugehörig rubrizirt waren, zu besorgen, er hatte zu predigen, zu taufen, zu konfirmiren, zu trauen, Leichenreden zu halten. Als Generalsuperintendent fielen ihm die Einführungen der Geistlichen, die Prüfungen der Kandidaten, die Revisionen einer beträchtlichen Anzahl von Kirchenrechnungen und die Aufsicht über die Anlage der den geistlichen Instituten zugehörigen Mittel zu, auch hatte er die Aufsicht über sämmtliche Schulen der Städte und des Landes. Zu diesen Geschäften fehlten ihm vielfach die Vorkenntnisse, doch erwarb er sich bei seinem rastlosen Eifer und seinem schnellen Blick in kurzer Zeit hinreichende Kenntniß der ländlichen Verhältnisse, der Rentabilität der Grundstücke und ähnlicher Dinge. Besonders die Landgeistlichen, von denen mancher schüchterne gute Pastor durch Verwaltungsbeamte ungebührlich beschnitten wurde, erkannten sehr bald die Früchte von Herder's Thätigkeit. Denn die strenge Gerechtigkeit war, selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, das erste, was er zu erreichen suchte.

Da Herder bis zu seinem Lebensende in Weimar blieb, und sein Leben bis dahin in einem meist sehr einförmigen Geleise verlief, so wird es von Interesse sein, jetzt die Art und Weise, wie Herder von seinem Amte dachte, und wie er dasselbe führte, kennen zu lernen. Denn seine Amtsgeschäfte waren für Herder stets das Wichtigste, ihnen räumte er die besten Stunden ein und widmete ihnen vorzugsweise seine Kräfte. Manches Jahr seines Lebens hat der große Mann damit zugebracht, mit peinlicher Sorgfalt Kirchenrechnungen nachzusehen, Zirkulare zu schreiben und Gutachten abzugeben, zu welchen Geschäften noch nicht der zehnte Theil eines Geistes wie des Herder'schen erforderlich war.

In Zuständen, durch welche seit langer Zeit kein frischer Lebenshauch zog, pflegt stets eine gewisse Gesetzlosigkeit zu herrschen, niemand weiß genau, was er zu thun hat, und wie er es zu thun hat, und die Folge davon ist einerseits eine unausbleibliche Nachlässigkeit und Verschleppung der Geschäfte, andererseits eine stets bereite Gelegenheit für die Vorgesetzten, die Untergebenen zu schikaniren. Herder erfuhr beides in reichlichem Maaße, es hatte für seine vorgesetzten Behörden in Weimar zu viel Unbequemes, dem kühnen, energischen Fluge seines feurigen Geistes sich nachzuarbeiten. Die beiden Gesangbücher, welche in Weimar beim Gottesdienste gebraucht wurden, mußten neu aufgelegt werden. Herder machte den Vorschlag, statt dieser beiden ein neues zeitgemäßes einzuführen, dessen Lieder nicht allein von frommer Einfalt, sondern auch von kunstverständigem Sinn ausgewählt werden möchten. Aber sein Vorschlag drang nicht durch, erst im Jahre 1795 kam das neue Gesangbuch zu Stande; es war nach demselben Plane einge-

richtet, den Herder schon zwanzig Jahre früher aufstellte. Doch auch jetzt nahm die Jena'sche Diözese das neue Gesangbuch nicht an, der Superintendent derselben wußte die Einführung desselben zu hintertreiben, bis Herder todt war. Da man ihn durch die Verweigerung seiner Arbeit nun nicht mehr kränken konnte, so führte man das Gesangbuch ein.

Kurze Zeit, nachdem Herder sein Amt übernommen, wünschte der Herzog seine Ansichten über eine Umgestaltung der alten, geistlosen Formen des Gottesdienstes zu vernehmen; besonders wenig zweckentsprechend war die Liturgie, welche lang war, und, wie an vielen Orten auch heute noch, aus einer Reihe feststehender Fragen und Antworten bestand, deren Abbeten schließlich völlig mechanisch wurde. Herder machte weitgehende Vorschläge, von denen im Laufe der Zeit nur wenige Einzelheiten zur Ausführung kamen; auch hier widerstrebten ihm solche Geister, deren Lebenszweck nicht Förderung der guten Sache, sondern des eigenen Vortheils war. Herder wünschte dem Gottesdienste mehr selbstbewußte Innerlichkeit und Innigkeit zu geben. Viel hoffte er von der wieder eingeführten Kirchenmusik. Händel's Messias, dessen Text Herder ins Deutsche übertragen hatte, brachte großartige Wirkung hervor; Herder selbst dichtete mehrere Kantaten, welche nur zum Theil komponirt und aufgeführt wurden. Für ihn selber war eine schöne Kirchenmusik ein hoher Genuß. Wenn man bedenkt, daß bei der überwiegend großen Anzahl der Menschen die Andacht weit mehr im Gefühl als im Bewußtsein liegt, und wenn man die Wirkung anschlägt, welche gute edle Musik auf jedes Gemüth zu machen fähig ist, so wird man in Herder's Wunsch, die Kirchenmusik in passender Weise auch in den evangelischen Gottesdienst wieder eingeführt zu sehen, einstimmen müssen. Herder's Bemühungen scheiterten an dem Unverstande der bestimmenden Personen. Dreimal während seines Aufenthaltes in Weimar war daselbst die Kantorstelle erledigt worden; es meldeten sich jedesmal künstlerisch gebildete Männer neben unbefähigten, aber wenn Herder, der als Generalsuperintendent sein votum informativum zu geben hatte, aus der Reihe der erstgenannten einen Kantor vorschlug, so wurde sein Kandidat stets verworfen. Die Wählenden thaten das grundsätzlich, damit, wie sie sagten, die Freiheit ihrer Wahl nicht beschränkt würde! — Den Singchor des Gymnasiums, welchen Herder zu kirchlichen Zwecken verwenden wollte, nahm Göthe ihm fort, um ihn bei den Opern mitwirken zu lassen.

Genehmigt und eingeführt wurden Herder's Vorschläge in Betreff der beiden Bußtage, welche alljährlich in Weimar gehalten wurden. Der Generalsuperintendent schrieb dazu die Texte der Predigten vor, bestimmte die Lieder, welche gesungen werden sollten, und gab eine kurze religiöse Einführung, Bußtagszettel genannt, welche vor der Predigt verlesen wurde. Unter den dreiundfunfzig Zetteln, welche Herder schrieb, finden sich viele von tiefem Inhalt und schöner Form, in denen Herder's großer und guter Geist aus jeder Zeile spricht. Drei derselben mögen hier stehen.

Zum Bußtage am 5. Dezember 1783.

Jedes abscheidende Jahr erinnert uns an die Kürze und Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Wie dieses, so werden sie alle dahin sein; Stunden, Tage

und Jahre, sie gehen mit leisem Schritt vorüber und sind dem Zurückdenkenden ein verworrener Traum.

Die ganze äußere Gestalt unserer Thaten und Leiden hat dasselbe Schicksal. Wie ein Tag den andern, so vertreibt, so zerstört ein Zustand, ein Menschenleben das andere. Nichtigkeit ist die Summe aller zeitlichen Unternehmungen und Zwecke; „auch ich bin hier gewesen!" ist die Grabschrift jedes einzelnen Menschen, sowie die Grabschrift aller vergangenen Königreiche und Veränderungen der Welt.

Da also nichts Irdisches unser letzter Zweck sein kann, so muß derselbe jenseit der Sichtbarkeit in dem Reiche Gottes liegen, wo alles Wahrheit und Dauer, wo nichts Trug und Unbestand ist. Und dieses Reich Gottes ist inwendig in uns. Es besteht in dem guten Gewissen unserer Thaten, in dem Glauben an Gott, den ewigen Regierer der Welt, und in der freudigen Hinsicht auf das unsichtbare, feste und unvergängliche Gut, das behalten wird im Himmel. Wenn alle Schattengestalten dieser Zeitlichkeit dem Auge des Sterbenden schwinden, nehmen wir unser Gewissen mit uns, unsere unsterbliche Seele tritt mit dem Bewußtsein und der Summe aller ihrer Thaten in die Welt von Wahrheit, wo alles Verborgene ans Licht kommt, und in dieser ist Gott der Richter. Wohl dem, der freudig vor ihm erscheint!

Text der Predigt: 2 Kor. 5, 10. (Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Kristi, auf daß ein jeglicher empfange, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.)

Zum Bußtage am 3. April 1801.

Die schönsten Worte werden oft am schnödesten gemißbraucht. So beklagt es schon Luther selbst, daß der Grundsatz des Glaubens an Kristum auf seinen Tod und auf sein Verdienst mißverstanden und falsch angewendet werde. Darum kann keiner, sagt er, wenn er nicht wohl zuvor geübt und versucht ist, vom Glauben recht lehren, und die Gerechtigkeit der Werke tadeln und verwerfen. Niemand weiß, wie groß es ist, Gott allein trauen, als wer es anfängt und mit Werken versucht. Es ist kein höher Ding auf Erden zu wissen, als Glauben und Liebe, also daß ich auch nichts anderes zu predigen weiß.

Es ist unmöglich, Werke vom Glauben scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden. Glauben feiert nicht. Lasset euren Glauben hervorbrechen vor den Leuten, daß er diensthaftig, schäftig, kräftig und thätig sei, viel gute Werke thue, nicht faul und unfruchtbar bleibe. Ihr habt ein gut Erbe und guten Acker, sehet aber zu, daß ihr nicht lasset Disteln und Unkraut darauf wachsen.

Der Glaube muß sich so beweisen, daß, wenn es zum Treffen kommt da du mußt den Kopf herhalten, oder der Tod herkommt, daß du könnest einen Trotz haben, und bestehen. Denn da wird's gewißlich nicht lügen noch trügen, sondern einer da sein, der dir wird zusprechen, deinen Glauben auf die Probe legen und versuchen, ob er rechtschaffen sei. Da wird denn der ledige hohle Glaube nicht gelten, denn es wird sich finden, daß er nichts gethan, noch die Liebe beweiset, sondern ist neidisch, hässig, stolz, geizig gewesen, und hat nur den Namen geführt. Das wird alles hervor müssen, und sich nichts verbergen lassen.

Der Glaube fragt nicht, ob gute Werke zu thun sein, sondern ehe man fragt, hat er sie gethan, und ist immer im Thun. Der Glaube ist nicht ein müßiger, fauler Gedanke, sondern eine lebendige, thätige Kunst; nicht ein stillliegend und feiernd Ding, sondern ein lebendig unruhig Ding, geht entweder hinter sich oder vor sich, lebt und schwebt. Und wenn das nicht geschieht, so ist es kein Glaube, sondern ein todter Wahn im Herzen von Gott.

Der Glaube ist Regel, Maß und Meister der Liebe, Oberherr über alle Gaben, die wir haben. Der Glaube ist der Baum; die Werke das Land, die Früchte. Den Glauben muß ich hinein und hinauf zu Gott bringen, die Werke heraus und hernieder zu dem Nächsten. Der Glaube nimmt von Gott, die Liebe gibt dem Nächsten. Der Glaube bringt und gibt dir Kristum zu eigen mit allen seinen Gütern; die Liebe gibt dich deinem Nächsten mit allen deinen Gütern. Der Glaube empfängt gute Werke Kristi; die Liebe thut gute Werke dem Nächsten. Der Glaube führt den Menschen von den Leuten hinein zu Gott, die Liebe führt ihn heraus zu den Leuten. Also treibt der Glaube die Liebe, und die Liebe mehrt den Glauben. Durch ihn, der uns zu Erben macht aller göttlichen Güter, sind wir Gottes Kinder, aber Götter sind wir durch die Liebe.

Text der Predigt: Hebr. 10, 16 bis 24.
Zum Bußtage am 18. April 1803.

Das Bekenntniß Jesu vor seinem Richter: „Ich bin dazu geboren und in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeuge; wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme,“ das Paulus ein gut Bekenntniß nennt, drückt das Siegel wie auf das Leben und den Karakter Kristi überhaupt, so besonders auf sein Betragen beim Ausgange seines Lebens. Dort gab es ihm Freudigkeit zu leben und zu handeln, hier erhob es ihn über Schmerz und Schmach zu jener heitern Gemüthsruhe, die vor sich ein Paradies, eine ausgestreute Saat des Guten hinter sich sah.

Das Gefühl, daß man seinem Beruf, wozu man geboren und in die Welt gekommen ist, rechtschaffen nachlebt, und dabei das Zutrauen auf eine heilige, in den Herzen aller Rechtschaffenen widertönende Wahrheit: sie geben eine Gesinnung, sehr verschieden von der, die sich wendet und hinausgeht mit der Frage: „Was ist Wahrheit?“ Wem nämlich Wahrheit und Liebe gleichgültig sind, wer beide von einander zu unterscheiden entweder nicht Lust oder nicht Kraft genug hat, mithin einer innigen Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit nicht fähig, oder, wie Kristus spricht, nicht aus der Wahrheit ist; wo anders als in unseligen Gegenden des Irrthums und des Zweifels, der Ungewißheit und Scheinwahrheit, der Lüge und Halblüge, endlich wohl gar des schändlichen Betrugs, mit dem man Gott, sich selbst und andere zu hintergehen gedenkt, kann er zurückbleiben? Welche Beruhigung und Sicherheit im Leben und im Tode kann eine Gemüthsart haben, die wie ein unruhig Meer, von stürmenden Winden bewegt, jedem, der sich ihr anvertraut, treulos einherschwankt und spricht: Was ist Wahrheit?

Dagegen wer aus der Wahrheit ist, hat einen Felsengrund in sich, und kennt in anderen die Stimme der Wahrheit. Von sicheren Grundsätzen geführt, treu der Ueberzeugung, nach welcher er handelt, ist ihm die kleinste Unredlichkeit seines Karakters um so mehr zuwider, als er auf den leisesten Vorwurf hierüber

merkt, und desto mehr sich am Sonnenlichte der ganzen Redlichkeit freut. Einverstanden mit allen reinen Seelen, ja mit Gott und der ganzen Natur (denn sie sind Wahrheit), fühlt er schon lebend den hohen Einklang, der nach aufgelösten Zweifeln und Irrungen dort unser Himmel sein wird.

— In seinem Streben, Mißbräuche abzuschaffen und gute Einrichtungen an deren Stelle zu setzen, griff Herder kein Ding schärfer an, als die Dispensazionen für die Kirchenbußen, welche im Weimarischen damals noch gebräuchlich waren. Das Gutachten, welches Herder über diese Sache gab, ist ein schönes Zeugniß für seinen Karakter, der selbst dem Fürsten gegenüber das Recht der Wahrheit zu vertreten und zu verfechten niemals Bedenken trug. Zugleich gibt dieses Gutachten Aufschluß über den damaligen Stand der kirchlichen Dinge in Weimar, und liefert den Beweis, daß ein Mann wie Herder in solchen Verhältnissen sein Amt nie mit Freudigkeit versehen konnte. Das Gutachten ist aus den siebziger Jahren und lautet wie folgt:

Kirchenbuße und Kirchenzensur im reinen biblischen und apostolischen Sinne genommen, da öffentliche Aergernisse von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen sind, und wiederkehrende reuige Sünder in solche wiederum aufgenommen werden, kann meines Bedünkens wohl weder abgeschafft, noch in etwas anderes, als sie sein soll, verwandelt werden, so lange die Bibel da ist, und wir im dritten Artikel eine Gemeinde der Heiligen, in der Vergebung der Sünden stattfindet, glauben oder glauben scheinen. Kann kein Institut, keine Gesellschaft und keine Gemeinheit zu Einem Zwecke ohne Gesetze aus ihrem Wesen genommen und in Ausübung gebracht, d. h. ohne Disziplin bestehen, wie viel weniger eine Gemeine, bei der probitas morum das Kennzeichen des Glaubens sein soll. Kirchenzucht ist vom Begriff der Kirche unabtrennbar, in diesem liegen die Gesetze zu jener; sie kann also auch keinem fremden Gericht überlassen, weder in Staupenschlag noch Geldbuße verwandelt werden, denn sie ist Wort Gottes, praktische Ordnung des Heils in Ansehung öffentlich gefallener Sünder, Wohlthat zur Wiederaufnahme derselben in eine Gemeine, die rein und selig sein soll.

Solche Kirchenzensur ist nun zwar in der Kirchenordnung unseres Landes anerkannt und in Formulare der Wiederaussöhnung gefaßt worden, die ich nicht milder und väterlicher und wesentlich treffender zu machen wüßte, sie ist aber schon längst in ihrem Wesen und Inbegriff aufgehoben, vernichtet und so verunstaltet worden, daß ich mich wundere, wie wir glauben, daß wir noch Kirchenzensur im reinen, unparteiisch zweckmäßigen und allgemeinen Sinne der Apostel haben. Eine elende Trümmer haben wir von ihr, die selbst mehr Aergerniß ist, als das Aergerniß, das sie gut machen soll; im übrigen sind statt ihrer Skandala eingeführt, die weder Gottes Wort, noch der kleinste Begriff von Kirche oder Kirchengemeinschaft duldet. Ich erbitte mir (vor wessen Auge auch dies leidige Votum kommen möge) Freiheit aus zu sagen, was da ist und wie ich's sehe; denn über Kirchenbuße votiren, daß alles bleibe wie es ist, d. h. um den Brei ewig herumgehen, und so er heiß ist, ihn ja nicht berühren, macht nicht satt und bringt nicht weiter.

Man wirft der Aussöhnung mit der Kirche so viel schreckliche Eindrücke, schändliche Folgen u. dgl. vor, die gar nicht, weder in ihrem Begriff, noch in

ihrer Handlung liegen. Was diese Eindrücke und Folgen gemacht hat, ist gerade das, was man statt der abgeschafften Kirchenbuße zu setzen beliebte, unbefugte, sündliche, schädliche und schändliche Dispensazionen. Ich nenne sie hart, ich weiß aber, daß für jeden der Sachkundigen ich sie noch viel zu linde genannt habe. Soll jedes gegebene Aergerniß der Kirche Kristi unfähig und unwerth sein, was soll man dann von Aergernissen sagen, die alle Mittel aufheben und wenigstens der Kirche sie rauben, sich von ihnen frei zu erhalten? Die die Grundfeste dessen, was kristliche Gemeinde sein soll, eo ipso damit vernichten und aufheben? Wenn dies nicht Aergerniß aller Aergernisse ist, so weiß ich nicht, für welches man Kirchenbuße zu thun habe. Und dies ist offenbar alle Dispensazion der Kirchenbuße a. für Geld, b. einzelner Stände, c. einzelner Gattungen von Aergernissen und Sünden. Wo diese sind und ungescheut im Schwange gehen, da ist weder Kirchenzucht noch Kirchenbuße mehr im Sinne der Apostel: denn beide Wörter sind allgemeine Begriffe, die ja nicht statthaben können, wenn sie nicht unparteiisch und allgemein in jedem einzelnen Falle existiren und geübt werden.

a. Dispensazionen für Geld. Mit dem ersten Exempel, da man, statt sich mit der Kirche zu versöhnen, sich mit fürstlicher Kammer abfand, war die Kirchenbuße und Kirchenzucht im Kothe. Denn wer that jetzt Kirchenbuße, d. h. wer versöhnte sich mit der Kirche? Der Thaler, der gegeben ward? Oder die fürstliche Kammer, die ihn nahm? Oder das fürstliche Konsistorium, das in des Fürsten Namen (denn in Gottes Namen konnte wahrlich nicht dispensirt werden) dispensirte? Also ward in des Fürsten Seele, in sein Gewissen dispensirt, und soll er sich mit der Kirche im Namen aller derer aussöhnen, die er dispensirt? Gewiß, wenn das nicht Hohnsprechung dessen ist, was Kirche und Versöhnung mit ihr sein soll, was wäre es denn? Wenn der Apostel jenen Blutschänder aus der Gemeinde stieß, und dieser ihm mit einem Dispensazionsquanto entgegen getreten wäre, würde er ihm gelinder geantwortet haben, als dort Petrus dem Simon antwortete *)? Was war denn Tetzel anders, als ein Dispensator im Namen des Bischofs aller Bischöfe? Und was sagte Luther zu dieser heiligen privilegirten Handlung? Und wir orthodoxe Lutheraner sitzen in einer geistlichen Zollbude, wo Session für Session dispensirt wird! Warum? Unter dem Namen des Fürsten ist die Taxe gnädigst verordnet. —

b. Mit den Dispensazionen einzelner Stände ist's eben also. In der Kristengemeinde ist kein Stand; Soldat, Hofdiener, Fürst und Minister sind Kristen. Wer thut nun Kirchenbuße, wenn der Soldat Spießruthen läuft? Oder wie geschieht die Wiederversöhnung? Durch den, der da haut oder die Ruthe schneidet?

c. Mit den Dispensazionen einzelner Sünden sans rime et sans raison hört endlich alle mein Sinn über diese Sache gar auf. Da steht eine arme Weibsperson, die vielleicht der Augenblick berückt hat, die durch ihren kurzen Fehltritt Glück, Ehre, Gut, vielleicht auf zeitlebens eingebüßt hat: sie kniet weinend nieder, und wird ein Schauspiel des Diebes, des kalten Frevlers und Bösewichts, der bei ihr steht, und keine Kirchenbuße thun darf und thun soll, weil ein juristisches

---

*) Apostelgesch. 8, 20: Petrus aber sprach zu ihm: Daß du verdammt werdest mit deinem Gelde, daß du meinst, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt.

Orakel etwa den Diebstahl für keine Sünde erkannte, und Diebe und Räuber also, trotz Bibel und Kirchenordnung, sich nicht mit der Kirche versöhnen dürfen. — Meinem Bedünken nach bleibt bei solchem Zustande der Kirchenzucht und Kirchenbuße nichts übrig, als daß künftig alle ehrlichen Leute Kirchenbuße darüber thun müssen, daß sie keine Diebe und Schelme geworden.

Kann man bei solchem äußerst verdorbenen Zustande nun sagen, daß man Kirchenzucht, Kirchenzensur im Sinne Kristi, der Apostel, Luther's, unserer Kirchenordnung habe? Ist nicht, wenn unter hundert Sündern jetzt zwei etwa, und eben die mitleidenswürdig ärmsten oder frechsten, schamlosesten, und zwar arme Weibspersonen allein Kirchenbuße thun müssen, diese Handlung in solcher Einschränkung selbst Aergerniß und Gräuel? Als Pfarrer soll ich die arme Kniende mit großem Pomp fragen: „Glaubst Du wahrhaftig, daß ich als ein ordentlicher Pfarrer dieses Ortes von Gottes wegen Macht und Gewalt habe, Dir diese öffentliche Sünde zu vergeben?“ Und sie kann mich fragen: „Glaubst Du aber auch, daß Du als ein ordentlicher Pfarrer dieses Ortes von Gottes wegen nicht Macht und Gewalt hast, meiner Nachbarin, die die Ehe gebrochen, meinem Nachbar, dem Hofdiener, dem Soldaten, dem Diebe, dem Verächter der Sakramente, Sünde zu vergeben oder zu behalten? Er braucht das nicht, denn er hat Dispensazion, und ich brauchte es auch nicht, Dir das zu glauben, wenn ich nur zwei Thaler pro dispensatione hätte.“ — Wahrlich so bin ich als ordentlicher Pfarrer dieses Ortes mit meiner Macht und Gewalt von Gottes wegen in sehr mißlichen Umständen, muß Mücken seigen und Kamele verschlucken und soll glauben und wähnen, ich habe apostolische Kirchenzensur exerzirt!! —

Mich dünkt also, es könne von keiner Milderung und Sittlichmachung der Kirchenzucht geredet werden, wenn nicht vor allen Dingen folgende Unsittlichkeiten abgestellt werden, die eine geistliche Wohlthat zur weltlichen Strafe, eine Wiederversöhnung zu einer dispensablen Schande und zu einem mit Geld wegzukaufenden Staupenschlage gemacht haben, nämlich alle Dispensazionen 1. um Geld, denn Geld schafft keine Vergebung; 2. einzelner Stände, in der Kirche sind alle nur Kristen; 3. einzelner Sünden, denn kein Fürst kann Sünden ausnehmen und privilegiren.

Sodann ist natürlich die glimpflichste, stilleste, zweckmäßigste Art die beste. Ohne Beschimpfung und Armsünderbänkchen (denn der Sinn des Volkes ist einmal durch die Dispensazion als von einer schimpflichen Sache verrückt worden und kann durch keine Beredtsamkeit zurückgebracht werden), in der Stille, mit Vernunft und Liebe, in Gegenwart etwa des Pfarrers, des Beichtvaters, oder wie man wolle, wenn nur das Wesentliche der Sache auf eine reine, unanstößige und bei allen gleichförmige Weise da ist, und keine Dispensazionen ausgestellt werden. —

In diesem Gutachten ist ganz der feurige, streitbare Ton, wie in der Schrift über den Kandidaten in Bückeburg; Herder greift alles an, was sich den Zwecken, die er einmal für unabläſſig erkannt hat, entgegenstellt, und selbst den Fürsten und seine persönlichen Interessen schiebt er unbedenklich bei Seite, wenn die Sache der Wahrheit es erfordert, und nicht einmal so viel hält Herder dem Landesfürsten zu gut, daß er von ihm in weniger bezeichnenden Ausdrücken, in sanfterer, vorsichtigerer Weise redete, als von anderen Personen; wo die Wahrheit und

das Recht in Gefahr ist, da geht Herder unverzagt in die Höhle des Löwen und setzt furchtlos seine Existenz aufs Spiel, um die heiligsten Interessen der Menschheit zu retten. Wie groß und herrlich ist dieser Karakter! Und wie sehr hat man ihn verkannt, wenn man seinen glühenden Eifer für die gute Sache als Streitsucht und Unverträglichkeit bezeichnete!

In seinem Bestreben, die Geistlichen möglichst alle zu brauchbaren Arbeitern im Weinberge des Herrn zu machen, ging Herder darauf aus, die Geistlichen so auszurüsten, daß sie geeignet wären, ihren Gemeinden auch in der That von wesentlichem Nutzen in den verschiedensten Verhältnissen zu sein. Zu diesem Behuf wollte er gern ein Predigerseminar gründen, welches jedoch nicht eine geistliche Dressur- und Poliranstalt zu Nutz und Frommen gewisser Sekten sein sollte, sondern er wollte in dieser Anstalt junge Theologen besonders für ihren praktischen Beruf ausbilden, und dadurch den schroffen, durch nichts vermittelten Uebergang von den Universitätsstudien zu der Wirksamkeit im Amte vermitteln, damit, wie er sich ausdrückte, „die Gemeinden verständige Hirten, nicht Schafe; Lehrer, nicht Marktschreier; Männer, nicht Knaben zu Predigern erhielten."

In einem Gutachten vom Dezember 1797 zeichnet Herder folgende Grundzüge für sein Predigerseminar.

Wenn der Kandidat der Theologie seine akademische Ausbildung erhalten und sein Examen bestanden hat, so tritt er in das Seminar ein, welches eine praktische Akademie für Jünglinge ist, welche sich zum Predigtamte bereiten. Die Mitglieder des Seminars zerfallen in den bildenden und den zu bildenden Theil. Zum erstern Theile gehören tüchtige und würdige Geistliche, die nach bekannter oder erwiesener Geschicklichkeit zu diesem Amte erwählt werden. Sie befinden sich nicht alle an Einem Orte, sondern sie sind unter der Aufsicht des Generalsuperintendenten im ganzen Lande zerstreut; diesem steht das Oberkonsistorium in der Aufsicht zur Seite. Jedem der bildenden Mitglieder des Seminars werden nach Umständen ein oder mehrere Kandidaten überwiesen, um sie in die praktischen Obliegenheiten des Seminars einzuführen. „Wie sehr diese Organisazion von Seiten der Aufseher durch das Zutrauen, das man ihnen erwiese, von Seiten der Kandidaten durch die fortgehende Notiz, die man von ihnen nähme, Gutes bewirken würde, ergibt sich von selbst. Manche jetzt schlafende Kraft würde dadurch geweckt werden."

Zu den Arbeiten des Instituts gehören zuerst die Predigten, welche zu bestimmten Zeiten von jedem Kandidaten gehalten und von mehreren Aufsehern angehört und beurtheilt werden. Eine Abschrift der Predigt und des Urtheils werden bei den Akten des Seminars aufbewahrt. „So werden diese Predigten fortgehende Prüfungen, und vom Fleiß und der Geschicklichkeit des Kandidaten Dokumente." Jeder Kandidat stattet außerdem am Ende eines jeden Jahres einen Bericht über seine literarische und theologische Thätigkeit ab. Auch wird jährlich einem jeden Kandidaten ein Thema zu einer ausführlichen Arbeit gegeben, welche eingehend zensirt wird. Der Aufenthalt der Kandidaten wechselt, es wird eine Einrichtung getroffen, daß jeder Kandidat eine Zeit in Weimar lebt, und während dieser Zeit zweierlei Vorlesungen hört: a. Ueber Pastoraltheologie und was dahin einschlägt, vom Predigtvortrage an bis auf Fälle der

praktischen Amtsführung. b. Ein Oekonomikum für den künftigen Landprediger. „Der Einfluß, den in solchen Dingen ein Geistlicher auf seine Gemeinde haben kann, ist ein sehr beträchtlicher.“ — Auch über die Kosten des Instituts und deren Beschaffung stellt Herder Pläne auf.

Ein solches Predigerseminar, wie Herder es hier vorzeichnet, ist unseres Wissens noch nirgend eingerichtet worden. Und doch liegt der beträchtliche Nutzen desselben so sehr auf der Hand, daß man meint, überall müsse man die Mittel flüssig machen, um ein solches Institut herzurichten, und jeder Unbefangene wird der Ansicht Herder's zustimmen, wenn er ein solches oder ein ähnliches Seminar nicht allein für wünschenswerth, sondern geradezu für nothwendig erklärt, und von demselben sehr ersprießliche Folgen nicht allein für die jungen Kandidaten, sondern für die ganze Geistlichkeit des Landes, überhaupt für das gesammte geistliche Leben erwartet.

Herder's Fürsorge erstreckte sich auch auf die Aeußerlichkeiten der Amtsführung. Er führte verbesserte Kirchenbücher ein und wachte darüber, daß alle Taufen, Trauungen u. dgl. gewissenhaft eingetragen wurden. Schon im ersten Jahre seiner Amtsführung führte er eine kürzere, genauere Handhabung des Kirchenrechnungswesens durch, besonders setzte er fest, daß alle Kirchenrechnungen dem Oberkonsistorium zur Revision vorgelegt wurden; dadurch wurde vielen Willkürlichkeiten und auch Unredlichkeiten vorgebeugt. Dem Oberkonsistorium erwuchs dadurch eine neue Arbeit, und den Dank für die neue Gelegenheit, dem Lande nützlich zu werden, welche Herder dieser Behörde verschaffte, trug dieselbe dadurch ab, daß sie an Herder, der als Hofprediger ja auch Kirchenrechnungen zur Durchsicht einsendete, oft genug Monita über einen oder zwei Groschen gelangen und bogenlange Berichte über diese Kleinigkeiten sich erstatten ließ. Als Herder im Jahre 1789 Vizepräsident des Oberkonsistoriums wurde, kürzte er die geistlichen Prozesse so viel als möglich ab. Ehescheidungsprozesse hatten früher oft fünf Jahre lang gedauert; Herder beendete sie zuweilen in dem ersten Termine. Bei diesen, sowie bei allen übrigen Geschäften war strenge Gerechtigkeit Herder's erster Grundsatz; Versuche zu Bestechungen konnten seinen hellen Zorn wach rufen. Er duldete auch nicht, daß in seinem Hause irgend ein Geschenk bei Gelegenheit von Amtshandlungen angenommen wurde.

Außer seinen geistlichen Aemtern versah Herder die Oberaufsicht über sämmtliche Schulen des weimarischen Landes. Hier war er ganz besonders an seiner Stelle, da er, wie das so äußerst selten der Fall war und noch ist, Schulaufseher und praktisch gebildeter Schulmann zu gleicher Zeit war. In der Regel tritt der Fall ein, daß die Schulämter nur die dienstbaren Geister und Sündenböcke für die geistlichen Aemter abgeben müssen. Was Herder von der gegenseitigen Stellung dieser beiden Aemter hielt, das spricht er selber in den vorurtheilsfreien, hochherzigen Worten aus: „Ich sollte vom geistlichen Stande sehr viel halten, da ich selbst ein Geistlicher bin, und doch muß ich's bekennen, daß ich einen guten Schullehrer an unentbehrlicher Nutzbarkeit für den Staat einer Reihe mittelmäßiger Geistlichen vorziehe, die auf die gewöhnliche Weise ihr Gesetz und Evangelium predigen.“ Herder's erste Sorge für den Lehrerstand war die Beschaffung hinreichender Besoldung.

Denn auch schon damals befolgte man in Weimar den Grundsatz, daß, während selbst der geringste Tagelöhner seines Lohnes werth sei, der Lehrer, auf dessen Arbeit der Grund des ganzen Staates ruht, allein das traurige Vorrecht genieße, für seine mühevollen Leistungen mit den Seinigen darben zu dürfen. „Einige Lehrer des hiesigen fürstlichen Gymnasii" — sagt Herder — „stehen so schlecht, daß es ihnen, wenn sie gleich wie am Joche bis tief in die Nacht arbeiten, dennoch schwer oder beinahe unmöglich fällt, mit den Ihrigen zu subsistiren. Was darf man von also bezahlten Männern fordern? Und was fordert man doch von ihnen? Und hat der Staat wohl ein dringenderes Bedürfniß als die Erziehung der Jugend?" Aber um die Stellen darbender Lehrer zu verbessern waren damals in Weimar ebenso wenig die Mittel vorhanden, als jetzt noch in andern Ländern. Herder, dem die Noth der Armen sehr am Herzen lag, veranlaßte, daß einige überflüssige Pfarrstellen, z. B. die Stelle des Garnisonpredigers in Weimar, eingezogen und durch die Einkünfte derselben bedürftigen Lehrern geholfen wurde. Auf dem Lande gab es damals, wie im Jahre 1860 noch im Hannoverschen, Lehrerstellen, welche eine jährliche Einnahme von baaren fünfundzwanzig Thalern aufzuweisen hatten.

Daß unter solchen Verhältnissen ein Sinken des Lehrerstandes unausbleiblich war, ist leicht einzusehen. Herder bemühte sich, den gesunkenen Stand wieder moralisch zu heben. Mit sicherm Takte wählte er dazu das trefflichste Mittel: er suchte den Lehrern wieder Selbstvertrauen zu geben, und zwar dadurch, daß er einen jeden, so weit als irgend möglich war, selbständig arbeiten ließ. Nicht Lehrpläne, sagte er, sondern die Lehrer machen eine Schule aus, und wo er fand, daß ein junger Lehrer eine leidlich gute Methode hatte, da machte er ihn in seinen Grundsätzen nicht irre. Herder wußte aus seinen Erfahrungen als Lehrer sehr wohl, daß nichts den jugendlichen Geist mehr einschläfert und abstumpft, als das todte Einerlei einer ewig sich wiederholenden, schablonenmäßig abgefaßten Methode. Jeder Arbeiter hat seine Gewohnheiten und Kunstgriffe, und man läßt ihn dabei, warum soll gerade für den Lehrer nur ein einziger Weg nach Rom führen?

So heilsam und nothwendig für die Thätigkeit des einzelnen Lehrers ein möglichst weiter Spielraum ist, ebenso nothwendig ist eine strenge, scharfe, genaue Ordnung für das Ganze im Großen. In dieser Beziehung fand Herder in Weimar fast noch alles zu thun. Das Gymnasium hatte damals nur Einen vorzüglichen Lehrer in der Person des Direktors Heinze. Dieser Mann besaß umfassende Kenntnisse und einen vortrefflichen Karakter, doch wurde ihm von den unteren Klassen aus zu wenig in die Hand gearbeitet; theils fehlte es ihm bei seinem herannahenden Alter und seinem nicht sehr kräftigen Körper an der nöthigen Energie, die stockende Maschine der Schule in frischen Gang zu setzen, theils machte die verhältnißmäßig große Anzahl von alten Lehrern eine angestrengte Thätigkeit unmöglich. Ein genau gegliederter Lehrplan war nicht vorhanden; Herder ließ es sich angelegen sein, denselben zu beschaffen, und ihn so einzurichten, daß er mit den vorhandenen Lehrern auch ausführbar war. Er ließ sich dabei keine Mühe verdrießen; als nach dem Tode des Direktor Heinze dessen Stelle eine Zeitlang offen war, übernahm Herder die Geschäfte derselben, und ertheilte selber Unterricht.

Das Gymnasium besaß nicht einmal die nothwendigsten Lehrmittel. Herder veranlaßte den Herzog, vorläufig wenigstens funfzig Thaler für die Anschaffung von Landkarten, fysikalischen Instrumenten u. s. w. anzuweisen. Um für diese laufenden Bedürfnisse stets sorgen zu können, gründete Herder eine Schulkasse, aus welcher auch armen fleißigen Schülern Bücher geliefert wurden. Zu dieser Schulkasse gab Herder selbst einen jährlichen Beitrag von funfzehn Thaler, die ihm als Besoldung für die Rechnungsführung eines Freitisches zustanden. Bei seinem Tode fand sich in der Schulkasse ein Bestand von 281 Thaler. Eine Schulbibliothek für das Gymnasium zu beschaffen, gelang Herder nicht, da ihm die Eifersucht des spätern Direktors Lenz hier sehr im Wege stand. Ebenso wenig wurde der Vorschlag genehmigt, den Herder im Jahre 1797 zur Errichtung einer neuen Lehrerstelle machte, um die Schüler besonders in den Realien gründlicher ausbilden zu können. Das Ziel, welches Herder für das Gymnasium erstrebte, war, „daß die unteren Klassen Realschule sein und für das praktische Leben, für den Bürgerstand vorbereiten, die oberen Klassen ein wissenschaftliches Gymnasium für Studirende darstellen sollten." Denselben Plan hatte schon Matthias Geßner, der von 1715 bis 1728 Konrektor am weimarischen Gymnasium war, vorgeschlagen; ein Beweis, wie früh man das Bedürfniß der Realschulen gefühlt hat.

Um den Eifer der Schüler anzuspornen, hatte Herzog Wilhelm Ernst im Jahre 1701 einen Freitisch gestiftet, der ausschließlich den Fähigsten und Fleißigsten verliehen werden sollte. Man hatte sich der Gewohnheit hingegeben, den Freitisch nur den Bedürftigen zu geben. So lobenswerth die Grundsätze für ein solches Verfahren sind, so wenig praktisch ist die Ausführung desselben für Schulzwecke, denn man macht dadurch einen begehrten Ehrensold zu einem geringschätzig angesehenen Almosen; wenn arme Schüler Fleiß und Fähigkeiten besitzen, so wird man ihnen ein solches Benefizium ja ohnehin schon zuwenden, besitzen sie aber beides nicht, so ist es um so mehr Pflicht der Lehrer, sie auf einen andern Lebensweg zu leiten. Herder bewies aufs neue seine pädagogische Einsicht, als er mit großem Nachdruck darauf antrug und es auch durchsetzte, daß dieser Freitisch in ein Geldstipendium verwandelt und ausschließlich als eine Belohnung des Verdienstes verliehen wurde. Zwölf Schüler der Oberklasse erhielten danach jährlich 40 Thaler.

Nicht allein auf das Gymnasium erstreckte sich Herder's Fürsorge, sie war allen Schulen des Landes in gleicher Weise bereit. In den folgenden Jahren von 1780 an erfuhr das Waisenhaus in Weimar eine völlige Umgestaltung. Sehr viel that Herder für die Elementarschulen, die noch auf sehr niedriger Stufe standen. Er selbst verfaßte für diese Schulen ein Buchstabir- und Lesebuch, und ein Lesebuch für die Oberklasse, in dem er besonders Artikel über naturwissenschaftliche Gegenstände wiedergab. Im Jahre 1798 gab Herder für die Schulen einen neuen Katechismus heraus. „Kompendienweisheit" — sagt Herder — „und ein trockner Stammbaum von Lehren und Pflichten ist ein todtes Ding, so kurz man auch damit hinkommt. Katechese ist schon dem Namen nach lebendige Uebung. In ihm muß Leben und Bewegung sein, daß der Lehrer selbst aus ihm katechisiren lerne, und der Schüler ihn zusammhängend in Frage und Antwort als ein lebendiges Werk mit Liebe treibe. Der ganze Katechismus muß praktisch sein, nicht bloß durch eine trockene Moral hinten, zu der man ermüdet oder gar nicht kommt." —

Die Landschulen ertheilten bisher nur Unterricht in der Religion, Herder verordnete, daß auch im Rechnen und Schreiben unterrichtet werden, und daß die Lehrer jährlich einen Bericht über ihre Thätigkeit einsenden sollten. Eine Industrieschule einzurichten war ein Lieblingsgedanke Herder's, der aber erst nach seinem Tode durch den Konsistorialrath Günther im Jahre 1804 zur Ausführung kam.

Ein Lehrerseminar besaß das Herzogthum Sachsen-Weimar noch nicht zu der Zeit, als Herder daselbst seine Thätigkeit begann. Die Lehrerstellen in den Elementarschulen waren damals noch Versorgungsposten für Soldaten und Bediente, oder Nebenbeschäftigungen für Schneider und Nachtwächter. Herder reichte schon im Jahre 1780 einen Plan zur Errichtung eines Seminars ein, im Mai 1786 erneuerte er seinen Antrag, und in der That bewilligte man ihm für das Institut eine Summe von jährlich 266 Thaler. Mit dieser Bettelgabe ging der große Mann muthig ans Werk, im Jahre 1787 wurde das Seminar eröffnet. In der unteren Klasse desselben erhielten die jungen Leute, die mit vierzehn Jahren eintreten konnten, freien Unterricht, mußten sich sonst aber selbst erhalten. Die Schüler der Oberklasse mußten, nicht im Seminar, sondern in anderen Schulen, mit unterrichten, und erhielten eine jährliche Unterstützung von funfzehn Thaler. Die Lehrstunden in dem Seminar übernahmen Lehrer des Gymnasiums und der übrigen Schulen gegen eine jährliche Entschädigung von funfzig Thaler. Der Unterricht der Seminaristen erstreckte sich außer der Religion auf besonders anhaltende Uebung im ausdrucksvollen Lesen, auf Gewandtheit im Schönschreiben und im Rechtschreiben, auf Fertigkeit im Briefschreiben und in den gewöhnlichsten Geschäftsaufsätzen, und „auf alle gemeinnützigen Kenntnisse, die auch dem, der den gemeinen Mann erzieht, nicht unbekannt sein müssen, z. B. die Anfangsgründe der Geografie und Naturgeschichte, die ersten Begriffe der Naturlehre, die bürgerliche Geschichte u. s. w. Durch diese Kenntnisse wird der Schullehrer in den Stand gesetzt, mancherlei Vorurtheile und Aberglauben unter dem gemeinen Mann zu vertilgen, oder vielmehr denselben zuvorzukommen, und der Jugend Begriffe von der Natur und den bürgerlichen Verhältnissen zu geben, die ihre Seele wirklich erhellen und ihren Verstand bilden.“ — „Der Katechete hat insonderheit auf die Methode eines guten Unterrichts in der Religion und in der biblischen Geschichte zu sehen, daß beide dem Landvolk rein und klar, faßlich und anwendbar beigebracht werden; der gewöhnliche Schwall unverständlicher Ausdrücke und erzwungener Tropen, die weder den Verstand noch das Herz bessern, aber wohl das Gedächtniß martern und mit dazu beigetragen haben, daß die Religion in diesem schlechten Gewande beinahe selbst dem gemeinen Mann verächtlich worden ist, muß zuerst bei Bildung künftiger Schullehrer, die hernach wieder andere bilden, vermieden werden. Auch werden in diese Stunden gemeinnützige Kenntnisse einiger biblischen Alterthümer gehören, durch welche der künftige Schullehrer über hundert Stellen der Schrift Licht erhält, die ihm und seinen Lehrlingen sonst unverständlich bleiben oder mißdeutet werden.“ —

Aus diesen wenigen Strichen ist deutlich zu ersehen, daß Herder in seinem Seminare Männer erziehen wollte, welche nicht in gemeinsame Ställe eingepfercht wurden, sondern im freien Verkehr mit der Welt sich vorbereiten sollten, andere zu erziehen, nachdem sie selber zuvor Menschenkenntniß und den erforderlichen

Schatz an praktischen Kenntnissen gewonnen hatten. Wie weit war Herder vor hundert Jahren vor so vielen Leuten der jetzigen Zeit voraus!

Die Leitung des Seminars übernahm Herder selbst unentgeldlich; ihm war sein Amt mehr als die nährende Kuh. Am Ende seines Lebens hatte er die Genugthuung, den Schulunterricht auf einer ganz andern Stufe zu erblicken, als zu der Zeit, wo er nach Weimar kam. Wieviel Arbeit und Mühe an diese Erfolge gewendet war, wieviel bittere Stunden der reizbare Mann um der guten Sache willen hatte tragen müssen, das kann nur der würdigen, der selbst einmal einen ähnlichen Kampf mit der Dummheit und der Gemeinheit geführt hat. Jeder, der mit unbefangenem Blick und mit gerechtem Herzen urtheilt, wird für Herder das Zeugniß unterschreiben müssen, daß der große Mann sein Amt in jeder Beziehung, im Größten wie im Kleinsten, mit seltener Treue geführt und Erfolge errungen hat, die wahrlich nicht zu den gewöhnlichen zählen. Was hätte dieser Mann nicht alles leisten können, wenn er freie Bahn vor sich, und vorurtheilsfreie Anerkennung neben sich gehabt hätte! —

Auch durch seine Amtsführung zeigt Herder sich uns als ein Mann, der sich weit über die große Schaar erhebt; doch war ihm nicht jener Gleichmuth gegeben, an dem die giftigen Pfeile der Widersacher machtlos abspringen, indem sie nur die Energie des Angegriffenen vermehren und seinen Blick schärfen; jeder Stich, der auf Herder geführt wurde, traf sein weiches Herz; nicht deshalb, weil ihn etwa maßloser Ehrgeiz oder persönliche Herrschsucht erfüllt hätte, sondern lediglich aus dem Grunde, weil Herder's ganzes Sein und Streben mit der guten Sache so sehr verwachsen war, daß man eins von dem andern nicht trennen konnte. Es war natürlich, daß Herder's ohnehin so reizbares Gemüth durch so vielen Aerger nicht versöhnlicher gestimmt wurde; besonders in seinem spätern Leben war Herder's Handlungsweise oft heftig und verbittert, so daß der, welcher ihn nicht genauer kannte, unedle Beweggründe bei ihm zu erblicken glauben konnte. Doch thut man Herder mit solchen Beschuldigungen, welche unter anderen auch von Hillebrand und Gervinus ausgesprochen worden sind, Unrecht. Wenn man Herder's Karakter bezeichnen will, so muß man nicht vereinzelte bittere Aeußerungen seiner letzten qualvollen Lebensjahre maßgebend machen wollen; nur fremd Stehende sahen in Herder's Handlungsweise Herrschsucht, Unverträglichkeit, Anmaßung; der kleine Kreis seiner wahren Freunde hat in ihm auch stets den liebenswürdigen, wohlwollenden Karakter verehrt. Wieland sagte bei Herder's Tode, sein bester, ja fast sein einziger Freund sei gestorben, und es war eine Reihe sehr bedeutender Männer, welche an den Verlust ihres Freundes Herder mit tiefer Trauer dachten. Es ist hier eine passende Stelle, über die Freunde Herder's einige Worte zu sprechen.

Das Verhältniß zu Wieland ist nie getrübt worden, die beiden Familien leisteten sich oft genug Freundesdienste, wenn die Männer auch nie eigentlich Freunde waren. Mehr äußerlich war auch der Bund mit Gleim in Halberstadt, obwohl der Verkehr mit ihm oft sehr lebhaft war. Gleim erkannte Herder's Größe willig und bescheiden an, sprach seine Bewunderung stets in ziemlich überschwänglichen Worten aus, und ließ es sich eine Freude sein, seinen guten Willen auch so oft als möglich durch die That zu beweisen. Herder's Familie fand in

Halberstadt oft Erholung und Stärke, und in seinen zahlreichen Briefen vertheidigte Gleim seinen Herder gegen die ganze Welt. Die erste Bekanntschaft beider Männer wurde durch Herder herbeigeführt*). Gegen Ende des Jahres 1766 hatte Herder in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur den ihm persönlich unbekannten Gleim warm gepriesen und seine Kriegslieder über die Schlachtgesänge des Tyrtäus gestellt. Schon im Februar des folgenden Jahres bezeigte Gleim seine Freude darüber in einem Schreiben an Herder, auf welches der letztere den Wunsch persönlicher Bekanntschaft aussprach. Doch erfolgte diese erst im Juni 1774 in Pyrmont. In der Zwischenzeit war der Briefwechsel von Herder's Seite ziemlich lässig geführt worden, da Gleim's neueste Poesien ihm nicht sehr behagten und er die Reimsucht des guten alten Gleim nicht billigte. Erst in Pyrmont gestaltete sich das Verhältniß inniger. „Herder's Umgang," sagte Gleim damals, „ist der angenehmste, freieste Freundesumgang, die höchste Humanität. Kein Stolz auf Wissenschaft, keine Gravität; gesprächig, munter, natürlich." Als Herder die Stelle in Weimar annahm, verweilte er, wie schon erzählt, auf seiner Reise von Bückeburg nach seinem neuen Bestimmungsorte in Halberstadt, und hier wurde nun ein Freundschaftsbund fürs ganze Leben geschlossen. Herder war zuweilen wochenlang mit seiner Familie bei Gleim, und Gleim, der früher, wenn er nach Weimar kam, bei Wieland zu wohnen pflegte, nahm sein Quartier nun stets bei Herder. Gleim wurde in der Folge Pathe bei mehreren Söhnen Herder's, dessen Kinder sämmtlich mit großer Liebe an dem guten Vater Gleim hingen, der nicht müde wurde, ihnen oft Geschenke zukommen zu lassen; Gleim's Fabeln bildeten eine Zeitlang das Lieblingsbuch der Kinder. Im Jahre 1795 wurde Herder von Gleim mit einem sehr ansehnlichen Geldgeschenke bedacht, das ein Beitrag zur Ausbildung von Herder's Kindern sein sollte. Im Juli 1799 sahen die Freunde sich in Halberstadt zum letztenmal, sie verlebten noch einige frohe, heitere Tage, von denen Karoline Herder schrieb: „Es ist ein frischer Athem in uns gekommen, das Leben froh und leicht zu nehmen und der Zeit und den Umständen uns immer mehr zu fügen." Um diese Zeit hatte Gleim seinen Herder ermahnt, er möge alle die widerwärtigen Amtsgeschäfte von sich weisen, und nur den Musen leben. In seinen letzten Lebensjahren wurde Gleim fast ganz blind, seine Stimmung war meist sehr trübe, Herder und Klopstock waren die einzigen, mit denen er so innig wie zuvor verkehrte, bis ein sehr sanfter Tod am 18. Februar 1803 ihn in das Reich des ewigen Lichtes führte. Herder empfand das Hinscheiden seines treuesten Freundes sehr schmerzlich. Eine kleine Probe des höchst karakteristischen Briefwechsels zwischen beiden Männern möge hier Platz finden. In den späteren Jahren beantwortete meist Karoline Herder die Briefe Gleim's, dessen letzter Brief vom 7. Februar 1803 ebenfalls an Herder's Gattin gerichtet ist.

---

*) Vergleiche Von und an Herder von Heinrich Düntzer und Gottfried von Herder. I, S. 3 bis 307.

Gleim an Herder.

Halberstadt, 30. März 1784.

Was machen Sie, mein theurer Herder, mein Bruder! und Sie, meine theure Frau Gevatterin, mit Ihren lieben Kleinen? Ach, die Silhouetten*), meine Theure! Da sitzt die liebende Mutter, den Kleinsten auf dem Schooß, der zweite das Gewehr am Fuß, der dritte den Schmetterling haltend, der vierte läßt den Drachen oder die Luftkugel fliegen. Wir haben Sie vor Augen am Spiegel, unten in der Wohnstube; wer da kommt zu uns, der frägt nach dieser Mutter und nach diesen Kindern. Jedesmal, Ihr Lieben, möcht' ich aufpacken und hinfliegen zu Euch! Ach welch eine Seligkeit, eine Zuflucht, welch eine Zufriedenheit mit Gott und Menschen, wenn Ihr bei uns wohntet, oder wir bei Euch! „Welch' eine schöne, schöne Zeit, als Herder bei uns war!" sagte ich zu Benzler**), welcher gestern Abend gekommen ist und morgen wieder abreist; den ganzen Abend sprachen wir von unsern Herdern; nicht viel, der arme Benzler ist zu taub, ich werde gleich zu heiser! Klagen aber, bittere Klagen, daß wir lange nichts von Ihnen gehört hätten! Und gleich, mein Theurer, that ich das Gelübde zu schreiben, und schreibe nun den ersten Tag, weiß nicht anzufangen und nicht aufzuhören. Ach wie viel, Ihr Lieben, hab' ich eingesammelt; auszuschwatzen, müßt ich lange bei Euch sein.

Ich muß nach Aschersleben; da, dacht' ich, wollt' ich auf einen Tag (auf länger kann ich nicht) hinüber zu Euch. Die Nichte hat mir's ausgeredet, es wäre Freud' und Leid zu groß für einen alten Mann. Indeß, wer weiß was noch geschieht, wenn's Frühling wird in diesem Jahr. Wir haben Schnee Fuß hoch. Der Roßtrapp ist in diesem eisernen Winter eine Herrlichkeit Gottes gewesen; Wallfahrten die Menge. Meines Herder's wurde vielfältig gedacht beim Erzählen, wenn die Pilgrimme zurückgekommen waren***). Ach, der schöne Frühling, Herder! Ach, der traurige Herbst, in dem ich meinen besten Bruder†) leiden sah, wie funfzig Märtyrer gelitten haben, an einem fatalen Fußschaden, wie der meinige war, an welchem er nach einer Kur von sieben Wochen jammervoll gestorben ist. Wären Sie, mein Herder, hier gewesen, so hätt' ich von lauter Elend gesprochen mit Ihnen; Sie hätten mich getröstet. Ach wie oft hab' ich geseufzt nach meinem Herder!

Kommen Sie, mein Theurer, Sie, mein Bruder, doch in diesem Jahre noch einmal zu Ihrem Gleim, auf daß wir noch ein wenig für einander leben. Ich lasse das Gartenhaus zurecht machen, da sollen Sie wohnen mit Frau und Kind; wir haben alle Raum, und allenfalls bleibt Vetterchen Gottfried bei mir im großen Hause. Wir gehen dann alle Morgen hinaus zu unserm Papa und

*) Gleim hatte kurz zuvor die Bilder der Herder'schen Familie, von denen er hier spricht, zugesandt erhalten.

**) Benzler, ein Freund Gleim's, war Bibliothekar in Wernigerode.

***) Herder hatte im Mai desselben Jahres mit seinem ältesten Knaben eine Reise nach Hamburg gemacht; Gleim hatte sie bis zur Roßtrappe begleitet, und dort eine Beschädigung am Fuße erlitten, die erst nach langer Zeit wieder heilte.

†) Kaspar Gleim, Oberamtmann zu Bergen bei Nauen; Gleim stand von allen seinen Geschwistern diesem Bruder am nächsten.

Mama — das soll ein Götterleben sein, und alles Elend uns vergessen machen.

Schreibt mir, Herzensbruder, von Euern Arbeiten, Euern Nachtwachen! Ich las die Tage her die herrliche Abhandlung von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst*), und wünschte, daß alle meines Herder's Geisteskinder, wie die leiblichen auf der Silhouettentafel, beisammen wären. Was sollen doch die guten Kinder dort im Findelhause? Man geht nur selten hin, und sieht sie unter so viel gebrechlichen Kindern.

Sie, meine liebe Schwester, bitt' ich, mir zu schreiben, wenn Herder nicht kann, und mir zu helfen, daß wir uns einander sehen in diesem Jahre. Grüße den dortigen Freunden! —

Herder's Gattin und Herder an Gleim.

Weimar, den zweiten Pfinsttag (22. Mai) 1792.

Es war ein schöner, lieber Tausch, als wir Ihre Gedichte erhielten, und Sie dagegen die Zerstreuten Blätter. Wie freuten wir uns! Und ach, wie freuen und erquicken wir uns an jedem Wort Ihrer Herzensliebe, ewig geliebtester Freund, Vater und Bruder! In den Gedichten war nun die beste Antwort auf unsere sorglichen Zweifel über ihr Stillschweigen. Wir wollen auch nie wieder sorgen; ich glaube jetzt, daß eher Himmel und Erde vergehen könnte, als daß Ihr Herz für uns verstummen könnte. O leben Sie noch lange, einzig liebster Freund; Sie sind meines Mannes eigentlichstes Publikum, Sie nehmen so ganz aus Seele in Seele den Sinn seiner Gedanken auf, und da müssen Sie wissen und fühlen, wie ihn das freut, aufmuntert und belohnt. Ach, daß Sie doch nur eine Tagereise näher wohnten! Wie oft kämen wir zu Ihnen, uns zu stärken an Ihrer Liebe und Herzensgüte, die ohne Gleichen ist. Haben Sie auch tausend Dank für das gute Wort an Gottfried; ich hoffe, daß er im Tempel der Bescheidenheit dienen soll sein Leben lang. Er wird Ihre Briefe aufbewahren wie Heiligthümer — mögen Sie ihm ein begleitender Genius sein!

Wenn es möglich werden könnte, so müssen wir Sie noch dieses Jahr sehen. Jetzt müssen wir nach Aachen eilen; es geht noch gar nicht gut mit der Gesundheit meines Mannes; er hat alle Tage viele Schmerzen im Bein, und der gute Muth sinkt zuweilen bei einem so lange anhaltenden Leiden. —

Von Herder.

Ihr Büchelchen hat mich sehr erfreut; es ist so wohl und edel gemeint, menschlich, bieder, patriotisch und feurig. Mich interessirt die Stimme der Muse sehr, wenn sie über die acta et facta der Welt, von denen Wohl und Wehe abhängt, laut zu reden oder zu singen wagt, und sich in das Pauken- und Trommelgetön, in die Thorheit und Weisheit öffentlicher Verhandlungen mischt. Ach aber wie furchtsam, wie zurückhaltend muß sie noch immer sein!

Für die Denkmale der Freundschaft, die Sie mir hier und da errichtet haben,

---

*) Dieser Aufsatz Herder's erschien im Deutschen Museum, im Novemberhefte des Jahres 1777.

danke ich — erröthend und herzlich. Ich will wett machen so bald ich's kann, daß ein Zeichen unserer Freundschaft bleibe. Könnte ich noch einmal mit Ihnen in Ihrer Laube sitzen, gesund, heiter und fröhlich!

Ich gehe jetzt in Gedanken mit Briefen, die Fortschritte der Humanität betreffend, oder humanistischen Briefen um, in die ich das Beste, daß ich in Herz und Seele trage, zu legen gedenke. Verleihe der Himmel mir Gesundheit, Muße, Geschick und Freude! Die Ideen werden mit dem fünften Theil geschlossen, der ist aber so wichtig und reich, daß ich fast nicht weiß, wo aus, wo ein? Proponit sibi homo, Deus desponit. Was in der Welt hätte ich minder erwartet als diese meine Krankheit!

Ihre Gefühle an der krankenden Menschheit, zumal Fürstenheit, haben mich tief durchdrungen, das Jahrhundert eilt mit bescheunigendem Fall zu Ende! An den sollen sich also auch meine humanistischen oder humanen Briefe schließen, so Gott hilft! Lebe wohl, alter Freund, Vater und Bruder! An den Tod muß nicht ferner gedacht werden, auch muß man sich über nichts ärgern, daß man nicht krank wird; so sagt das fünfte Gebot. Wir müssen 1800 feiern im reichen und stillen Jubel. —

Als Gleim im Alter von beinahe vierundachtzig Jahren starb, war Herder erst achtundfunfzig, und doch folgte er in demselben Jahre schon dem vorangegangenen Freunde nach. Gleim bot zu allen Zeiten der Familie Herder genug der Aufmunterung und der thätigen Theilnahme, daß sein Name bei Herder's Namen stets genannt werden wird.

Ueber Hartknoch in Riga haben wir bereits öfter gesprochen. Er blieb Herder's Freund und Verleger seiner Schriften bis zu seinem Lebensende. Herder verdankte ihm viel; Hartknoch zahlte ihm für manche seiner Werke den damals sehr hohen Preis von zwei Louisd'or für den Druckbogen, und war stets, so weit das in seinen Kräften stand, zu Vorschüssen bereit. Er wurde für Herder, der bis an sein Lebensende nicht aus Geldverlegenheiten kam, oft ein rettender Freund. Hartknoch starb Ostern 1789; mit seinem Sohne, der des Vaters Geschäft übernahm, setzte Herder die freundschaftliche Verbindung fort.

Zu nennen ist noch Heyne, der ausgezeichnete Filologe in Göttingen, der auch Lessing's Freund war. Heyne war Bibliothekar in Göttingen, und erwies Herder durch bereitwillige Uebersendung der aus den reichen Schätzen der Göttinger Bibliothek begehrten Bücher wesentliche Dienste. Herder nach Göttingen zu ziehen gab er sich wiederholt große Mühe, wiewohl vergeblich. Nach Herder's Tode stellte er auf die Bitte der Wittwe ein Verzeichniß der Beurtheilungen seiner Schriften auf, und übernahm es, bei Herausgabe der sämmtlichen Werke Herder's, einzelne Schriften durchzusehen und mit Vorreden zu begleiten, in denen er seiner Verehrung und Liebe zu dem verewigten Freunde warmen Ausdruck gab. Heyne starb am 14. Juli 1812.

In bleibendem Verkehr stand Herder mit dem Professor der orientalischen Sprachen Eichhorn in Jena; mit dem bekannten Geschichtschreiber Johannes von Müller, mit dem vortrefflichen Mathematiker und Reisenden August von Einsiedel. Die Ansichten des Letztgenannten über Gott und Religion waren sehr weit verschieden von Herder's Ansichten, doch störte dieser Umstand die innige

Freundschaft beider Männer nicht im mindesten, und auch hierin mögen wir einen Beweis dafür erblicken, daß man vielfach Unrecht that, wenn man Herder unverträglich finden wollte; er ehrte jedes ernste und aufrichtige Streben, wenn es von den Zielen, die er verfolgte, auch sehr weit abging, aber sein Unwille traf auch jeden, der seine Windbeutelei oder seine Selbstsucht für wissenschaftlichen Eifer ausgeben wollte. August von Einsiedel war in Herder's Familie ein gern gesehener Gast, er brachte manchen Abend in dem traulichen Familienkreise zu.

Den beiden Söhnen des kurfürstlich mainzischen Geheimraths Heinrich von Dalberg, den Brüdern Karl Theodor von Dalberg und Friedrich von Dalberg verdankte Herder manches Gute. Der erstgenannte der beiden Brüder wurde später Kurfürst von Mainz und ist bekannt als großmüthiger, wenn auch oft schwankender Gönner Schiller's. Mit Friedrich von Dalberg unternahm Herder seine Reise nach Italien, von der wir später ausführlich sprechen werden.

Zu der Zeit, als Herder nach Weimar kam, war Karl von Knebel Erzieher des Prinzen Konstantin im nahen Tiefurt. Zwischen Knebel und Herder bildete sich bald ein nahes Verhältniß, welches in späteren Jahren, besonders von Knebel's Seite, in die wärmste Freundschaft überging, obwohl hier zwei Naturen zusammentrafen, welche beide reizbar und leicht verstimmt waren. Knebel war eine durchaus edle Natur von reicher Begabung, aber er besaß nicht die Kraft, sich einer geordneten Thätigkeit dauernd hinzugeben; die Folge davon war, daß er immer mehr ein unruhiger, menschenscheuer Sonderling wurde, der nur wenigen Personen, zu denen außer Herder auch Göthe und Schiller's Gattin gehörten, sein Herz ausschüttete. Zu Herder hatte er unbedingtes Vertrauen; die Ausstellungen, welche Herder ihm in seinen Versen machte, nahm er so bereitwillig auf, daß er selbst in der Nacht unverzüglich daran ging, die Korrekturen zu verwerthen. Im Jahre 1797 verheirathete Knebel gegen den Rath aller seiner Freunde sich mit der Sängerin Luise Rudorf, und wurde in Folge davon von allen, selbst von seiner Schwester verlassen. Herder und seine Gattin allein blieben ihm treu; die Ehe des leicht entflammten Knebel, der sich mit seiner Gattin nach dem Bergstädtchen Ilmenau zurückgezogen hatte, war nicht zu allen Zeiten glücklich; Herder und seine Gattin besuchten den Freund im Mai des Jahres 1800 in Ilmenau, und bewirkten bei dieser Gelegenheit in seinen häuslichen Verhältnissen einen glücklichen Umschwung. Herder's Sohn August hing mit warmer Liebe an dem gemüthvollen Manne, der sich selbst dem Jüngern gegenüber voll und innig hingab.

Aus dem umfangreichen Briefwechsel zwischen Herder und Knebel möge hier ein kurzer, für beide Männer sehr bezeichnender Brief Platz finden.

Knebel an Herder.

Weimar, 29. März 1797.

Ich danke Ihnen noch, Lieber, Ihnen und Ihrer lieben Frau und dem guten Gottfried, für Ihren gestrigen freundschaftlichen Besuch. Er war mir sehr ermunternd und stärkend. Die Hoffnung, die seit einigen Wochen ganz in meiner Brust erstickt war, fängt an, bei mir aufzuleben. Ich kann mein Glück nirgend finden als darin, Mensch zu sein. Dieses Bedürfniß wächst bei mir mit jedem Tage, und ich sehe mich hier des Vermögens, solches zu erfüllen, fast gänz-

lich beraubt. Ich kenne das geringe Maß meiner Fähigkeiten nur zu gut. Ich weiß, daß sie selbst nicht dahin reichen, mir eine hinlängliche Existenz durch sie zu geben. Was ich gemacht habe, habe ich mehr um anderer willen gemacht, als um meiner selbst willen. Wenn mir Ihr Beifall, Ihre Zufriedenheit entgeht, so kann mein Gemüth hierin nicht auf sich selbst ruhen — es braucht einen festeren Grund, mit sich zufrieden zu sein. Ich weiß wohl, daß, was der Welt nützen heißt, oft ein sehr illusorisches Ding ist, aber das Gemüth ist doch einmal so gebaut, daß es ohne diesen Begriff keine vollkommene Zufriedenheit in der Folge findet. Verzeihen Sie, Lieber, daß ich Sie hier so lange mit meinen Empfindungen unterhalte.

Ich überschicke Ihnen hier, weil Sie es mir erlaubt haben, einen Theil meines Properz, und zwar den vierten. Sie allein können machen, daß ich künftig noch mit einigem Vergnügen an ihn denken mag. Schenken Sie ihm Ihre Ansicht und lassen Sie einen Hauch von dem Geiste darüber wehen, der mit gleicher Liebe und Wärme und Gedeihlichkeit alle Keime der Kenntnisse und Literatur beseelt. Ich werde Ihnen jetzt und immer den herzlichsten Dank dafür wissen! —

Als Herder starb, widmete Knebel dem Andenken des Dahingeschiedenen eine tiefrührende Elegie, und blieb der hinterlassenen Wittwe ein treuer Berather bis an ihren Tod.

Zu Göthe war das Verhältniß Herder's anfangs ein sehr herzliches und blieb es bis gegen das Ende des Jahrhunderts. Von da ab lockerte es sich, Göthe wandte sich immer mehr zu Schiller hin, dessen Freund Herder niemals war, sowie auch Schiller sich gegen Herder stets abstoßend verhielt, und zwar aus demselben Gründe, weshalb er Lessing's Werke, weder poetische noch kritische, nicht lesen mochte: Schiller fühlte sich in dem hellen Lichte Lessing'scher und Herder'scher Kritik nicht behaglich.

Es waren in jeder Beziehung vortreffliche und ausgezeichnete Männer, mit denen Herder den Bund der Freundschaft geschlossen hatte, und daß gerade diese Männer treu zu ihm hielten, so verschieden sie auch waren, bis der Tod die Bande zerriß, ist ein Beweis, daß Herder nicht der unverträgliche, herrische Karakter war, als der er, oft aus niedrigen Parteirücksichten, dargestellt ist. Die Erfahrung hat freilich tausendfach gelehrt, daß unter allen Menschen gerade diejenigen am wenigsten Liebe finden, welche zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen die Wahrheit offen und unumwunden aussprachen. —

Unsere Darstellung kehrt nun zu den persönlichen Erlebnissen Herder's während seines Aufenthaltes in Weimar zurück. Seine schriftstellerische Thätigkeit werden wir, wie schon gesagt, später im Zusammenhange besprechen. Hier mögen nur noch die bedeutendsten Schriften kurz angegeben werden, welche Herder in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar an Hartknoch zum Druck beförderte. Im Jahre 1778 erschien der erste, 1779 der zweite Theil der Stimmen der Völker in Liedern, im erstgenannten Jahre auch die Lieder der Liebe, zwei Sammlungen, welche besonders in den letzten Jahren in Bückeburg ihre Vollendung gefunden hatten. Das erste süße Glück der eigenen Häuslichkeit hatte Herder's Gemüth gehoben und poetisch gestimmt; in den frühen Morgenstunden, wenn der Gesang der Vögel aus den nahen Wäldern herübertönte, eilte Herder

an die Arbeit; seine große, gute und schöne Seele stimmte mit ein in den Hochgesang zu Ehren des Ewigen; denn alle wahre Kunst dient der Ehre Gottes. — Das Jahr 1782 brachte den ersten Theil Vom Geist der hebräischen Poesie, 1783 den zweiten Theil; 1784 trat der erste Theil der Ideen zur Filosofie der Geschichte der Menschheit ans Licht, jenes großartigen Werkes, welches allein eine würdige Arbeit für ein ganzes Menschenleben wäre. Rechnen wir dazu bis 1784 noch mehrere andere weniger bedeutende Werke, und drei Preisschriften, von denen zwei von der Münchener, eine von der Berliner Akademie gekrönt wurde, so müssen wir die gewaltige Arbeitskraft und den hohen Geist Herder's bewundern, dem es möglich war, bei niederdrückenden, zahlreichen kleinlichen Amtsgeschäften und bei einem sehr reizbaren, leicht angegriffenen Körper solches alles zu leisten.

Denn mit Krankheit hatte Herder gerade in den ersten Jahren in Weimar viel zu thun. Im Frühling des Jahres 1777 litt er heftig an der Gelbsucht; nach seiner Herstellung ging er nach Pyrmont, aber die gewohnte Rüstigkeit kehrte erst nach Jahren zurück. Das Jahr 1781 brachte Herder ein tödtliches Fieber, bei welchem er stark am Kopfe litt, daß ihm alle Haare ausfielen. Im folgenden Jahre litt er lange an den Augen, so daß er das Zimmer hüten mußte. An Gleim schrieb er in dieser Zeit: „Mir fließt der Bach meines Lebens oft trübe und traurig."

Zu seiner Erholung machte Herder im Frühjahr 1783 mit seinem ältesten Sohne Gottfried und einem Herrn von Schardt und dessen Frau eine Reise über Halberstadt, wo er bei Gleim die liebevollste Aufnahme fand, nach Wandsbeck zu Klaudius, den er, wie wir erzählten, nach seiner Rückkehr von Frankreich kennen gelernt hatte. In Braunschweig verweilte Herder vom 18. bis zum 21. Mai, machte die Bekanntschaft von Ebert, Eschenburg, Leisewitz, Jerusalem, und wurde bei Hofe vorgestellt. „Der zuvorkommenden Höflichkeiten ist hier beinahe zu viel," schrieb er, „man wird beschämt und erliegt darunter." In Hamburg traf Herder mit Klopstock zusammen, beide Männer verstanden sich und verkehrten die wenigen Tage herzlich mit einander. Klaudius war ganz der alte Freund und ein besonders eifriger Verehrer Herder's.

Als die Stelle des Abtes zu Klosterbergen, jener Erziehungsanstalt, die wir aus Wieland's Leben genauer kennen*), im Jahre 1784 durch den Tod des bisherigen Inhabers erledigt wurde, hätte Herder sie gern übernommen. Als Gleim zu derselben ihm Hoffnung machte, antwortete ihm Herder in einem Briefe vom 26. April: „Sie wissen aus meinem letzten Zusammensein mit Ihnen, daß ich an meinem Ort nicht zu sterben wünsche, und das aus der einzigen Ursache, weil hier der Kreis meiner Wirksamkeit noch so sehr in altsächsische Form und Gestalt eingeschränkt sein und in Fesseln des Herkommens, der alten Gewohnheit und hundert anderen Dingen sich umherschleppen muß, daß Jahre hingehen und hingegangen sind, ohne daß man sich über etwas, das man ausgerichtet und für die Nachwelt in Gang gebracht hätte, rühmen könnte. Es sind jetzt fünf und mehr Jahre, seitdem ich einen Entwurf zum Schulseminarium gemacht und eine Reform

*) Seite 81 bis 83.

sowohl des Gymnasiums als der übrigen Schulen betrieben habe; mit Lobe und Billigung — aber noch immer nicht mit Ausrichtung, weil es sich fort und fort an etwas neuem stößt, so lange alle solche Sachen nur kollegialisch behandelt werden, und auch der platteste Mensch sein Steinchen oder sein Felsstück in der Tasche hat, um es in den Weg zu schieben. Die Jahre rollen hin und das menschliche Gefäß füllt sich zuletzt mit Ueberdruß, auch der liebsten, erwünschtesten Sachen, auf die man den Zweck des Lebens setzte, wenn man sie lange unwürdig behandelt und gehindert sieht; ja es füllt sich mit um so bitterm Ueberdruß, je länger man diesen verschmerzt und auch nicht seinem Freunde in der Kammer sagt, denn leider, in dem was mich innig drückt, hat mir das Schicksal die erleichternde Stimme der Mittheilung versagt. Genug, mein Schluß ist von Jahr zu Jahr befestigt worden, den Weg allgemach aus einem Lande zu suchen, in dem nichts wird und nichts wächst, und wo man die besten Zeiten seines Lebens unter einem leeren und doch unnützen Kampfe mit Hindernissen verlebt."

Die Aussicht auf diese Stelle ging nicht in Erfüllung; auch einen Ruf, den Herder um diese Zeit wieder nach Göttingen erhielt, lehnte er ab. So blieb er denn doch immer in Weimar, wo man ihn, sei es auch nur seines großen Namens wegen, nicht gern verlieren wollte. Auch Göthe ließ es sich um diese Zeit angelegen sein, durch Freundlichkeiten mancherlei Art den Freund in Weimar zu halten.

Im Juli 1785 verweilte Herder, dessen Gesundheit wieder sehr angegriffen war, mit seiner Familie in Karlsbad, doch war die Wirkung nicht die gewünschte; auch der folgende Sommer brachte viele Beschwerden, besonders störend war ein Leberleiden. In den ersten Monaten des Jahres 1788 verlor Herder den jüngsten seiner Söhne durch den Tod; dieser Verlust beugte den Vater, dem seine Familie das liebste auf der Welt war, tief. Doch sollte ihm gerade jetzt auch freundlicher Trost nicht fehlen. Im März desselben Jahres erhielt er von unbekannter Hand durch die Post ein Geschenk von 2000 Gulden, welche manche drückende Verpflichtung von ihm nahmen. Wenige Tage nachher kündigte ihm ein Schreiben des Herzogs eine Gehaltszulage von dreihundert Thaler an, und im Mai erhielt er von dem schongenannten Domherrn Friedrich von Dalberg eine Einladung, mit ihm auf Dalberg's Kosten eine Reise nach Italien zu machen. Damit winkte die Erfüllung eines Lieblingswunsches, den Herder schon als Knabe in seiner Seele getragen hatte, und wenn es ihm auch lieber gewesen wäre, diese Reise in völliger Freiheit und mit eigenen Mitteln unternehmen zu können, so zögerte er doch nicht, das freundschaftliche Anerbieten anzunehmen. Der Herzog Karl August bewilligte gern den Urlaub, und am 6. August 1788 reiste Herder von Weimar ab. In Augsburg traf er am 26. August mit dem Herrn von Dalberg zusammen, in dessen Begleitung sich eine Frau von Seckendorf befand, welche die Reise nach Italien mitmachte. Die kindischen Launen dieser Frau störten leider für Herder den Genuß der Reise fast gänzlich, so daß er in Rom sich genöthigt sah, von seiner bisherigen Reisegesellschaft sich zu trennen und sich dem Gefolge der Herzogin Wittwe Amalie von Sachsen-Weimar anzuschließen; bei dieser vortrefflichen Frau fand er Entschädigung für manche frühere bittere Stunde.

Herder's Briefe an seine Gattin geben erwünschte Auskunft über die Eindrücke dieser ganzen Reise. Wir lassen die wichtigsten derselben nachstehend folgen. Aus diesen Briefen geht auch klar hervor, in welchem schönen Verhältniß Herder mit seiner Gattin und seiner Familie lebte.

Bamberg, im August 1788.

Das erste Wort auf dieser meiner ersten Rast ist an Dich, liebes Weib, die ich in einer Stunde verlassen habe, wie ich sie nicht erwartet hätte. Ich fühle mich seitdem als einen Losgerissenen, Verbannten von seinem Weib und seinen Kindern, dem nach seiner vierundvierzigjährigen Wanderschaft und Bemühung noch diese sonderbare Wanderung und Entbindung nöthig sein mußte. Doch wir wollen auf diesem Wege nicht fortdenken, sondern mit Vorsicht und Bescheidenheit hoffend fortgehen, wohin uns das Schicksal ruft und winkt.

Donnerstag früh zwischen vier und fünf Uhr ging es zum Thüringer Walde hinaus in eine andere reifere Luft. Am Fuß des höchsten Berges, den ich zu passiren hatte, verzehrte ich Dein Huhn, ließ den Werner*) auch eins verzehren, trank einige Gläser Steinwein dazu, und rauchte oben auf dem Berge die erste Pfeife Tabak, die mir auf dieser Höhe sehr wohl schmeckte. Alles lag im Nebel, aus dem sich die Bäume und Höhen sonderbar schön hervorhoben, oder in ihrer dämmerichten Gestalt in mancherlei Grün zeigten. Die klaren rauschenden Silberbäche, die gesunden, leichten, fröhlichen Menschen, alles zeigt, daß die hohen Berge der Schöpfungsort und das Paradies der ersten Menschen waren und aller Menschen sind, die noch in dieser Einfalt und Armuth zu leben das Herz haben. Es soll diese Empfindung mein erster Gruß an die Natur, oder meine erste Reiseidylle werden.

So kamen wir mit unseren zwei Pferden hinunter nach Schmalkalden durch lauter Dörfer der Thätigkeit und des hübschen Anstandes. In Meiningen kam ich zwischen vier und fünf Uhr an, weil ich aber da durchaus keine Nacht zubringen wollte, so nahm ich zwischen fünf und sechs Uhr Reißaus, und kam um zwölf Uhr glücklich in Hildburghausen an. Von da früh um fünf Uhr; um elf Uhr in Koburg, und wie froh war ich, da ich um 12 Uhr die Residenzen der Herren Vettern Gothaischer Linie, und um drei Uhr ihr ganzes Gebiet durch war! So fuhr ich, das schönste Wiesenthal zur Seite bis Abends zwischen acht und neun Uhr nach Bamberg. Es ist die schönste Gegend von der Welt, und man erröthet, wenn man an die Länder über dem Thüringerwalde zurückdenkt. Der Tag war wunderbar schön, die Leute alle höflich, frisch, freundlich, nicht übertrieben im Fleiß; bei allen war's merklich, daß sie von eigener Muße zu leben mehr Begriff haben, als unsere Thüringer Bauern. Göthe und Knebel können Dir von dem herrlichen Thal erzählen, das längs der Itz von Koburg hinunterläuft und an welchem sich Geistliche und Ritter mit ihren fetten weißen und blauen Ochsen wohl gelagert haben. —

Hier brach ich den Brief ab und wanderte mit dem Lohnbedienten die Merkwürdigkeiten Bambergs zu sehen; Werner mit, der alles redlich angestaunt hat.

*) Werner war der Bediente, der Herder auf der ganzen Reise begleitete.

In der Universitätsbibliothek habe ich nicht das mindeste Merkwürdige gefunden, dafür aber ein geistliches Gericht in corpore gesehen, das uns im großen Kreuzgang entgegen kam; der Präsident voran, die geistlichen Räthe folgend, ein herrlicher Anblick. Meine Einbildungskraft hat eigentlich noch nichts getroffen, als einige Gemälde von einem alten deutschen Meister, und den Dom, als Institut betrachtet. Der Chor ist auf einen Felsen gebaut, die Residenz des Fürsten und die Höfe der Domherren wie Festungswerke umher, und in den Winkeln versteckt sitzen die Vikarien, die das Dienstgeplärr verwalten, in verfallenen Häusern, wie unser einer. Der Kaiser Heinrich mit seiner geliebten Kunigunde liegen in Marmor vor dem hohen Chor. Er hat ein feines fränkisches Gesicht, und sie ist auch nicht zu verachten gewesen; um den Schatz, wo seine Krone gezeigt wird, habe ich mich nicht gekümmert.

Ich bin durchs Mittagessen und nachher gleich durch Besuche und hundert andere Dinge, zu denen ich geschleppt bin, so müde geworden, daß jetzt, da ich nach Hause komme und die Post fort soll, ich kaum ein Wort mehr schreiben kann. Nimm also diesen Brief für das an, was er ist, ohne Anfang und ohne Ende nur als ein Zeichen meines Lebens und Daseins.

Lebe wohl, liebes Weib! Lebt wohl, Ihr lieben Kinder! Macht, daß ich bald von Euch höre, daß ich in Nürnberg was von Euch finde und lese; mich verlangt sehr danach. Lebt wohl, Ihr alle meine Lieben, Lieben, Lieben! O daß ich zu Euch fliegen könnte, oder Ihr zu mir! Lebe wohl, liebes treues Herz, küsse Deine Kinder in meinem Namen, und grüße alles!

Bamberg, Sonntag Abend, 10. August.

Als ich gestern Mittag kaum gegessen und meine Pfeife geraucht hatte, kam der Leibmedikus des Fürsten, Hofrath Markus, mit einem Stadtrath zu mir, weil sie von dem berühmten Mann gehört hatten, und Markus bezeugte insonderheit die Aufmerksamkeit des Fürsten, ihn auch zu sprechen, wenn er bis morgen bliebe. Da war nun nichts zu thun als ja zu sagen, und er war seitdem unabtrennlich von meiner Seite. Wir sahen nochmals den Dom, die Dombibliothek, ein Kabinet beim Domherrn Horneck; ein anderes kleines von alten Holzgemälden, das mich sehr gefreut hat, beim Regens eines Seminarii; die Zimmer und Gemälde der Residenz, die herrliche Aussicht vom Michaelsberge der Benedektiner und ihre Kirche, endlich des Dr. Markus eigene Gemälde. So kam ich müde und matt beim schönsten Sonnenuntergang nach Hause. Und siehe, da war der Herr Regens im langen Mantel und Ornat noch selbst da, mir für die unbeschreibliche Ehre zu danken, die ich in seiner Abwesenheit seinen Gemälden erzeigt hätte. Ich sagte, ich hätte Lust gehabt, einige mitzunehmen. Er fragte, welche? Und damit ward die Sache mit den größten Ehrenbezeugungen, die kein Maß und Ziel hatten, verredet. Du hast keinen Begriff von der katholischen Hochachtung, die zumal Professoren, Regenten, junge Geistliche vor allen, und sodann alles bezeugt, was aufgeklärt sein will. Man muß sich ordentlich wie ein Gott hinstellen, oder da ich dieses nicht kann, entsetzliche Gegenbücklinge machen; und sehr selten weiß jemand nur den Namen des Buches. Einer redet von menschlichen Ideen, der andere von Blättern, der dritte von Schriften über die heilige Schrift. Ein einziger junger

Geistlicher oder Professor dankte mir für die Briefe über das Studium der Theologie mit Empfindung, so daß ich sah, daß er sie wirklich gelesen hatte. Der eine reichte mir Theses ein, die eben morgen für einen Doktorrang vertheidigt werden sollten, und wo in einem Artikel, nachdem Jerusalem, Michaelis, Döderlein u. s. w. genannt und von der kristkatholischen Lehre abgesondert waren, auch vorkam, daß in diesem Punkte der Verfasser nicht Herder's Meinung sei. Nachdem ich's des Abends mit Lachen gelesen hatte, so sagte ich es heute auch so im Scherz einem jungen Geistlichen, der aber seinen Mitbruder gleich schamroth entschuldigte, daß er es wohl aus einem gelehrten Journal werde genommen haben. Kurz, es ist einzig, das Gewirr in den katholischen Köpfen zu sehen, die alle aufgeklärt werden, alle aber doch bei der kristkatholischen Lehre bleiben sollen, und bei dem entsetzlichen Unrath unserer Zeit kaum mit den Journalen und der Allgemeinen Literaturzeitung, die sogar auch der Fürst bisweilen liest, fortgehen können.

Heute früh war ich streng eingeladen, den berühmtesten Prediger im Dom zu hören, und ich muß sagen, daß die Protestanten selten eine so ausgesuchte, ausgearbeitete, wohlfließende, elegante Predigt zu hören bekommen. Es herrschte Stille und Aufmerksamkeit; mir indessen ward sie, so fein und hübsch sie war, unausstehlich, und ich mußte vor dem Ende hinausgehen, weil ich überdem im Zugwinde stand. Das war von acht bis neun; von neun bis zehn war ich in die Hofkapelle eingeladen, wo der alte Fürst-Präzeptor seine Seminaristen predigen läßt. Das war nun ein ander Exerzizium, dem ich aber aushalten mußte, so wie auch die Messe, bei der es äußerst devot herging und eine schöne Musik war. Die Geistlichen reden ihre Zuhörer Sie an und der Seminarist in der Hofkapelle nennt die Versammlung Hochansehnliche. Kurz, an Façon und Art fehlt's nirgend in der katholischen Kirche. Ihr Chorhemd hat vorn eine Spitzenkrause, und der Hofkaplan, geistliche Rath und Zeremoniarius des Hofgottesdienstes, wie er sich nannte, ist der rundeste, feinste Pfaffe, den ich gesehen habe, weiß und roth, wie Milch und Blut. Er trat nach geendigter Messe in dem vorgeschriebenen Ton an mich, bot mir seine Dienste an, und da ich den Grafen Rotenhan sprechen wollte, führte er mich zu ihm, wo ich denn auch dem Herrn Obermarschall ff. vorgestellt und mir signifizirt wurde, daß der Fürst mich gegen 12 Uhr zu sprechen wünschte, jetzt seien nach seiner täglichen Gewohnheit hinter der Messe die Referendarien bei ihm. Die sogenannten Kavaliere zerstreuten sich nach Hause; ich ging ein entsetzlich großes und schönes Krankenhaus zu sehen, das der Fürst baut, und so war die Zeit der Privataudienz da. Ich ward in sein Zimmer geführt, da der Referendar herauskam, und sprach mit ihm eine halbe oder dreiviertel Stunden von tausenderlei Dingen; zuerst von seinen Seminaristen, vom Domprediger, dem Seminarium für Kleriker, Landschulen, von seinen Mädchenschulen, seiner Einrichtung der Universitäten, Bibliotheken, dem Dessauischen Filanthropin, von der Aufklärung, dem Dogma, der Freigeisterei, dem Wöllner'schen Edikt, der Literaturzeitung, Kant, den Konduitenlisten der jungen Geistlichen, den Mänteln der filosofischen Studenten, u. s. w. Es ist ein eigener Schlag von Menschen, mit unseren protestantischen Fürsten gar nicht zu vergleichen, und doch entsetzlich Fürst; dabei aber Geistlicher, Bischof, Domherr, Präzeptor, Katholik, skrupulöser Landesvater und Landespfleger u. s. w., von welchem allem in der Mischung wir keinen

Begriff haben. — Nun war ich des Katholizismus so müde, daß ich nach Hause mußte, und so habe ich den Nachmittag bei mir zugebracht, zum erstenmal in der tödtlichen Empfindung, daß man nicht nur mit Menschen, sondern mit Menschen auf Einer Basis stehen und leben müsse, oder man geht unter. — Hübsche fromme Weiber gibt's. Gestern sah ich eine, die den Augenblick eine Madonna sein könnte.

Gute Nacht, liebes Weib, Du meine einzige wahre Mutter Gottes auf Erden. Lebe wohl mit Deinen und meinen Lieben und sei mir hold und gewogen. Denk an mich, wie ich an Dich denke. —

Augsburg, 23. August.

Heute Morgen, da ich aufwachte, war mein erstes, auf die Post zu schicken, ob Briefe von Dir da wären. Eine gewisse Unruhe hatte mich nach Augsburg getrieben, von der ich keinen Grund wußte; und sieh, ich fand Briefe. Zuerst einen Brief von Dir, eine Antwort auf meinen ersten Bamberger, der so erquickend lieb und heiter für mich war, daß ich den ganzen Tag mehr geschwebt habe als gegangen bin, unter diesem viel schönern Himmel, und in einer Stadt, die die heiterste Stadt ist, die ich in Deutschland gesehen habe. Wie eine Taube kamst Du mit Deinen zwei kleinen Täubchen zu mir geflogen, und hast mich ordentlich umschwebt. Wunderbar ist's, daß Du mich fragst, ob ich in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch in Nürnberg an Dich gedacht habe? So sonderbar innig und gleichsam unwillkürlich an Dich gedacht, daß ich glaube, Du müßtest es empfinden. Es ist mir ein neuer Beweis, daß Seelen auch in der Entfernung untrennbar zusammenhängen, und dieser Glaube und sein neuer Beweis soll mich auch in unserer Untrennbarkeit stärken. Du bist mein und sollst mein sein; ich will Dich mit Geistesarmen zu mir ziehen und an mich halten.

Heute ist der 24. August Sonntag, der Tag unserer Verlobung im Geist, da ich Dir den ersten Brief brachte. Ich habe Dich tausend, tausendmal lieber, als da ich ihn Dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, Du vielgeprüfte, gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenseele! Du hast mich zu allem gemacht, hast seitdem für alles gesorgt, und Dich für mich auf tausendfache Art hingegeben. Und was habe ich Dir gethan? Und wie kann ich's Dir vergelten? Sorge für Dich und die Deinen, schone Deiner Gesundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daseins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war, denn wir sind weiser und am Ende doch auch besser geworden. Ich fühle es ganz, daß unsere kurze Trennung ein wahres Geschenk ist, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß allen Zweifel aus Deinem Herzen, und sei mit Deiner guten starken Seele bei mir, mit Deiner lieben süßen Gestalt vor mir und zu meiner Seite. Amen.

Ich kann nicht sagen, wie gut mir alles geht, wie gut mich alles aufnimmt und wie mir alles glückt über Erwartung. Die mich kannten, haben sich von mir alle einen andern Begriff gemacht; die mich nicht kannten, beweisen mir lauter unerwartete Güte und Freundschaft. — Das Verfallende von Nürnberg ist hier weniger bemerkbar, weil die Stadt eine bessere Verfassung und eine glücklichere Lage hat. Ich bin in ihr unter lauter glücklichen Auspizien erwacht, und sehe sie, da sie der Schlüssel zu Italien ist, auch als den Schlüssel meiner Reise dorthin.

Mögen die Götter und Genien meine bescheidene, demüthige Hoffnung erfüllen. Doch sie thun mehr, als wir gedenken, und ich traue es Deinem und meinem Gott zu, daß er auch gegen uns die unendliche Liebe und Güte sein wird.

Lebe wohl, Geliebte, mit Deinen und meinen Kindern. Du hast sie jetzt alle wieder um Dich. Sei ihnen Vater und Mutter, wie Du es ja allein immer warest.

Noch muß ich Dir sagen, daß mich in Anspach Uz's Bekanntschaft sehr erfreut hat; er ist der Pendant zu Gleim, nur eingeschränkter, und nicht so auswerfend, weil er nicht so begütert ist, wie jener; aber auch ein Dichter nach der alten Art, dabei sehr aufgeweckt, und bei seinem Alter wie ein Jüngling lustig. So ein inkorrekter Schriftsteller als ich bin, hat er doch mit weinendem Auge von mir Abschied genommen." —

In Augsburg traf Herder mit Dalberg und der Frau von Seckendorf zusammen, und setzte in Gemeinschaft mit ihnen nun die Reise fort.

Insbruck, 29. August.

Den letzten Brief schrieb ich Dir, Liebe, vor meiner Abreise aus Augsburg; mir wird sonderbar enge ums Herz, da ich immer weiter von Dir rücke und in wenigen Tagen nun Deutschland hinter mir sehen werde. Doch meine Wünsche sollen und werden auch über die Alpen fliegen, und Du wirst bei mir sein, mich ermuntern und stärken, wie und wo ich auch lebe.

Unsere Reise hat sich nun freilich ganz verändert. Sonst war ich frei, jetzt bin ich's minder, indessen wie sich's in einem Sack alles zusammen rüttelt und schüttelt, so auch hier. Unser erster Reisetag war regnicht und unangenehm, das Wetter klärte sich aber am folgenden Tage auf, und heute ist ein entzückender Morgen gewesen. O, was Tyrol für ein schönes Land ist! Prächtige Berge, gutherzige, naive Leute. Hier in Insbruck schon ein halb italienischer Himmel, wirklich schon blauer, als wir ihn dort zu sehen die Ehre haben. Der Inn ist ein prächtiger Strom und macht die schönsten Gegenden, Amfitheater von Felswänden, lachende Wiesen, Felder voll wälschen Kornes u. s. w. Aber die Regierung, Verfassung und Einrichtung? O weh, weh! — Unter den alten Tyroler Grafen muß das Land einzig und glücklich gewesen sein. Die Zeiten aber kommen nicht wieder.

Verona, 4. September.

Seit gestern Abend sind wir glücklich hier, auch ist die Arena oder das Amfitheater in Augenschein genommen, sammt den Sehenswürdigkeiten, die daran grenzen. Bald soll's in die Akademie, das Museum u. s. w. gehen.

Verona ist sehr groß. In Absicht der Gebäude gibt's, glaube ich, in ganz Deutschland nichts dergleichen. Die Gegend umher ist wohl angebaut und schön, aber einförmig. Prächtige Trauben schlingen sich überall zwischen den Maulbeerbäumen in Kränzen herauf, und Werner hat schon manchen vollen Raub begangen, der hier überall auf den Straßen erlaubt ist. In den Wirthshäusern sieht's desto elender aus, ob mir gleich alles sehr klar ist, und ich manches sogar billige, worüber andere sich quälen. Der Italiener lebt sich selbst; wir arme Nordländer leben allein für andere. Doch von dem allen bei mehrerer Muße, und noch

mehr mündlich. — O liebste, gute Seele, wie hab ich Dich lieb! Wie verlangt mich nach Dir, meinem einzigen Gut auf Erden! Gibt mir der Himmel das Glück, wie ich's wünsche und hoffe, nichts soll uns irre machen und scheiden; jede Unannehmlichkeit des Lebens will ich um Deinet- und unserer Kinder willen gern und mit frohem Muth ertragen; das habe ich dem Himmel auf der Grenze Italiens mit bedrängtem vollem Herzen geschworen, und schwöre es ihm jeden Morgen, jeden Abend, ja jede Stunde, da ich an Dich gedenke. Wenn ich mich auf mein breites italienisches Lager hinstrecke, bist Du mein erster und letzter Gedanke; ich drücke Dich an mein Herz, bitte Dir tausendmal alles ab, womit ich Dich je beleidigt habe, und wenn ich mir sage, daß ich Dich wiedersehen werde, vergesse ich alles andere, Du mein Schatz, meine einzige treue Habe. Gott nehme Dich und die Deinigen unter seinen Schutz, wende alles Unglück von Euch ab, erhalte Euch mir und mich Euch gesund und fröhlich. Ich werde gewiß ganz anders wiederkommen, als ich ausgereist bin, und zwar nicht ins Schlimmere verändert. Lebe wohl, meine liebe, treue, reine Gute. Küsse die Kinder nach der Reihe in meinem Namen und sage ihnen allen was Gutes.

Verona, 5. September.

Als ich gestern den Brief an Dich mit sonderbarer Rührung geschrieben und weggeschickt hatte, gingen wir das Theater, die Akademie und die Antiquitäten zu besehen, die Maffei gesammelt hat. Die beiden ersten Gegenstände gingen mir leicht vorüber; unter den alten Steinen, die einem großen Theil nach Grabsteine und Sarkofage sind, übernahm mich das Andenken unserer gemeinschaftlichen Freude und Arbeit so sehr, daß ich in ein Nachdenken kam, das mich fast zu Thränen erweichte. Da standen die Gegenstände der griechischen Epigramme ruhig da, die Hände, die sich einander auch auf dem Grabstein mit Treue gaben, und die Kinder zwischen ihnen. Hier eine häusliche Gesellschaft um den Tisch, dort ruhende Personen, vier, fünfmal auch unser Freund Schlaf mit der gesenkten Fackel. Du kannst denken, unter welchen Gedanken ich unter den Arkaden umherging. Nach Mittag sahen wir sie noch einmal in Gesellschaft wieder; des Morgens sah ich sie mit Dalberg allein. Wir gingen und sahen noch den Bogen Vitruv's, die kostbare Brücke über die Etsch, und kehrten zum Mittagsmahle. Gegen Abend fuhren wir durch Höflichkeit eines Bankiers, an den Dalberg empfohlen war, zur Komödie in die Arena oder das Amfitheater, wo wir einen Akt durch blieben, und das lustig kleine Schauspiel bei hellem Tage sahen; sodann in ein Naturalienkabinet von merkwürdigen Petrefakten; dann im Korso umher und auf den Braaplatz, wo die ganze Welt von Verona, von der ersten Dame bis zur gemeinen Fille, vom Stutzer bis zum Pfaffen umherfährt, geht, konversirt. Wir gingen das größte Kaffeehaus durch und sahen die Gesellschaften, unter denen auch Damen waren, nahmen eine Tasse Schokolade und kehrten nach Hause. So ward der erste Tag begangen und beschlossen, den wir in einer italienischen Stadt zugebracht haben. Du kannst denken, nach dem langen Wagengedränge sehr vergnügt. —

Der Himmel ist hier sehr schön, und alles lebt und webt. Die Häuser sind gegen die Hitze wohl eingerichtet, nicht aber so gegen die Kälte. Der Himmel gebe uns heute einen so guten Tag, als wir gestern gehabt haben, und ich werde den Brief froh endigen. Lebe wohl. —

Der Tag ist zu Ende, und ich will vor dem schönen Monde unter diesem schönen veronesischen Himmel noch beschließen, womit wir heute Verona beschlossen haben. Denn morgen früh geht die Reise fort.

Unter den Gemälden der Kirchen hat mir insonderheit ein Rafael wohlgefallen, der erste, den ich in Italien sah. Es ist eine Verkündigung. Der Engel ist himmlisch leicht, ein hinanschwebender Jüngling, voll Naivetät und Unschuld; die Maria bescheiden in sich gesenkt, gar nicht exaltirt, sondern innig menschlich, nicht eben schön, aber sehr sittsam und bescheiden. Die Veronese sind nicht für mein Herz sprechend, so voll Kunst der Farben und des Lichts sie sein mögen. — Wir sahen den bischöflichen Palast und den Bischof selbst: eine schöne, große, edle Figur, mit einer venezianischen Nase und scharfen Augen, siebenzig Jahr alt, und noch sehr munter. Mich hat, wie er lebt und wie er schläft, sehr behagt: Zwei Figuren, die sich herzlich umarmen, in seinem Schlafzimmer, und nebenan eine sehr sanfte Magdalene. Er nahm uns sehr würdig und artig auf. Gegen Abend fuhren wir in die Giustischen Gärten, wo ich zuerst die Ehre hatte, unter Pinien umherzuwandeln, und diesen edlen, melankolischen Baum in die blaue Luft steigen zu sehen. Der Garten geht hoch an einen Felsen hinauf, so daß gleichsam ein Garten über dem andern steht, bis sich oben die weiteste, schönste Aussicht öffnet. Ganz Verona sieht man sich zu Füßen liegen, zur Linken die schöne Ebene, die bis Venedig hingeht, zur Rechten bis in die Ferne die blauen Gebirge, die unter einem Himmel, wie Ihr ihn nie saht, daliegen. Vor sich hin sieht man die Thürme von Mantua, die Berge von Parma — und in dieser Aussicht ging die schöne Sonne unter, und der holde Mond stand da. Ich war meistens wie im Traum, und fühlte mich, da ich die schöne Sonne durch die Reihe von Zypressen untersinken sah, wunderbar still und traurig. Wir fuhren nach dem Korso, wo ich nochmals mein großes, großes, majestätisches Amfitheater begrüßte, und von ihm Abschied nahm.

Morgen geht's nach Mantua, vielleicht zu Wasser nach Ferrara, dann nach Ravenna, Rimini, Ankona, Loretto, wohin ich zu Dir, meine liebe Mutter Gottes, und zu unserer armen heiligen Hütte, die freilich nicht voll Silber ist, wie diese Santa Casa, mit herzlichen, innigen Gebeten für Dich und die Deinigen wallfahrten werde. Du denkst auch an mich und betest für mich, meine Theure.

Ankona, den 11. September.

Laß Dir erzählen, wie wir auf den Stiefel hinuntergerutscht sind, und was wir seitdem gesehen und nicht gesehen haben. In Mantua logirten wir in einem so trefflichen, geschmackvollen Wirthshause, als ich auf allen meinen Reisen nicht gefunden habe; wir fürchteten die Bezahlung; es ging aber mit ihr ziemlich gnädig ab. Ich rauchte des Morgens meine Pfeife auf dem Balkon vor dem herrlichsten Sonnenaufgang. Wir fuhren früh ab, hatten ein kleines Abenteuer am Wagen, das erste auf unserer Reise, so daß wir durch Carpi schnell eilen mußten, und auf schönen Alleewegen in Modena spät ankamen, wo wir den folgenden Tag blieben. In der schönsten Mondnacht reisten wir weiter, kamen bei Tagesanbruch durch Bologna, das wir auf unserer Hinreise nicht sehen wollten. Wir kehrten Montags in Faenza ein, aßen und warteten die Hitze des Tages ab, die seit Trident schon sehr stark geworden war; da wir denn wieder die Nacht durchfuhren, die noch schöner war als die vorige. In Rimini wollten wir Halt machen; da

wir hier aber mit Tagesanbruch ankamen, waren wir alle in so festem Schlaf, daß der Kammerdiener Dalberg's, der die Posten auszahlt, davon keine Notiz nimmt; wir fahren weiter, glauben nach Rimini zu kommen, sehen das Adriatische Meer, das in der Morgenröthe und Sonnenaufgang den herrlichsten, unnennbar schönen Anblick gab, und waren schon vorüber. Wir mußten also bis Pesaro fahren, wo wir aber alle sehr ermattet waren und ganz entsetzlich schliefen. Seit Pesaro bis Ankona haben wir das Meer gar nicht verlassen, und oft ging der Weg stundenlang dicht am Ufer fort. Du kannst auf der Karte mit den Kindern nachreisen, den herrlichen Anblick kann ich Euch aber nicht mittheilen. Es war nicht ganz ruhig, aber auch nicht völlig im Sturm; die Schiffe flogen darauf, einige so nahe vor uns vorbei, daß wir die Segel und Menschen erkennen konnten, und Werner rief einmal über das andere: „O wenn jetzt doch die Kinder hier wären!" und nannte, was ein jedes sagen würde. So kamen wir über Forli, Sinigaglia u. s. w. bis Ankona, welche Stadt mit ihrem Hafen sonderbar malerisch und schön liegt. Ueber dem Meer schwebte ein Gewitter, das uns zur Seite dann und wann seine Strahlen schoß und seine hohle Meeresstimme hören ließ. Als wir in Ankona waren, ward es stärker, gab uns den Abend prächtige Stimmen zu hören, und heute Morgen sechs Uhr that es einen Schlag aufs Meer, daß mein ganzes Zimmer wie in Flammen zu stehen schien. Jetzt ist's zehn Uhr, und es regnet noch, und ist noch nicht vorüber. Diese Szene, dieser Anblick, die kühle erfrischende Meeresluft nach einer Reihe so heißer Tage, die Ruhe, die wir in Pesaro, noch mehr aber hier in Ankona genossen, hat uns allen neues Leben gegeben. Mir sind die Seeszenen meiner Jugend wieder vor die Seele getreten, und ich habe gestern Abend den ersten Blick wieder in Homer's Odyssee gethan. Heute Morgen greife ich wieder nach ihr, und denke was ich aufschlage — die Worte über die Sirenen. Schlage sie wunderhalben auf; sie sollen mir gesagt sein, und ich mache die Stricke zurecht, mich an den Mast zu binden. Diese Nacht habe ich auf meinem Bett unter dem prächtigsten Ungewitter recht majestätisch geschlafen, und noch niemand als Werner, die Kaffeekannen und den alten Homer gesehen. Man kommt in Italien zu nichts; man mag nicht lesen, denken noch weniger; das Schreiben aber an Dich wird mir äußerst süß; es ist ein Zauber darin, wenn ich denke, daß ich hunderte von Meilen hinüber so herzlich und vertraulich mit Dir sprechen kann, als ob Du vor mir säßest. Du sitzest auch wirklich vor mir; ich sehe Dich Nachts und Tages in allen Deinen Lieblichkeiten, und Deiner herzlichen, einzigen, unnennbaren Liebe und Zärtlichkeit, die Du für mich hast und hattest, und mir tausendfach erwiesest. Dies sehe ich ohne alle Erhitzung der Einbildungskraft, vor der Du Dich auch, wie dem grimmigsten Feinde, hüten mußt, bloß im Bilde einer genossenen Seligkeit, und einer Seligkeit', die wir, wenn uns der gute Himmel wieder zusammenführt, tausendmal süßer und inniger genießen werden. Du meine Penelope, ich Dein alter gewanderter Ulysses, und unsere Kinder, große und kleine, um uns. Grüße sie alle von mir mit einem Kuß. Hier lege ich ein Sträußchen vom adriatischen Meere bei; mit solchen Gebüschen, klein und groß, ist das Ufer bewachsen. Heute Nachmittag wollen wir das Merkwürdige in Ankona sehen, zu Wagen nämlich, denn die Stadt ist äußerst schmutzig und es regnet unaufhörlich. Morgen geht's wahrscheinlich nach Loretto: da will ich Dein und

unserer Santa casa in herzlichem Gebet gedenken, wie ich vor dem grünen und grauen Meer zum Dämon meines Lebens herzlich gerufen habe, da ich zu Pesaro allein nach dem Hafen ging, nachher die Segel der Wallfahrt auf den Wellen einen Tag lang hinschweben sah. O gütiger Genius, erhalte uns unser Leben, unser Herz, unsere Gesundheit, unsere Kinder, und bring uns wieder zusammen, und gib uns bei gutem, redlichem Muth ein frohes Schicksal; ewig, ewig will ich Dir danken, und nichts erpochen, was Du mir versagst. —

Terni, 17. September.

Tausend Jahre scheinen mir, mein liebstes Leben, seit ich nicht an Dich geschrieben habe, und zehntausend, seit ich keinen Brief von Dir erhalten habe. Aber sieh auf die Karte, wie weit wir vorgerückt sind, so daß wir morgen bequem in Rom sein könnten, wenn wir nicht erst den berühmten Wasserfall bei Terni sehen wollten, der einige Miglien von hier ist, und wohin wir morgen unsere Reise steuern, und dann übermorgen nach Rom unsere Straße fortsetzen wollen, so daß wir Ende dieser Woche, etwa Sonnabend, wenn uns der Himmel hilft, daselbst glücklich anzukommen gedenken. Bisher sind die Wirthshäuser so schlecht gewesen, daß ich nirgend gleichsam ein kleines Winkelchen fand, wo ich Dir hätte schreiben können, so sehr es jeden Tag mein Herz begehrte. Nimm also mit diesem Briefe den Zoll der Liebe und des Andenkens von 8 Tagen an, und lies unsern Fanciulli die weiteren Abenteuer unserer Reise vor, indem Ihr eine Karte zur Hand nehmt.

Ich fange an, wo ich aufhörte, bei Ankona. Am ersten Tage passirte nichts so gar Merkwürdiges. Ich ging Nachmittags einen berühmten Missionär zu hören, den der Papst aus Rom nach Ankona geschickt hatte, die Ketzer zu bekehren. Er predigte auf einem großen Platz vor viel tausend Männern und Weibern. Der abgefeimteste Pfaffe, in der schönsten italienisch-römischen Mundart, so infam, daß ich Dir den Greuel nicht sagen mag, weil er mit den religiösesten Geberden lauter Geschichtchen und Gespräche der Donne aus dem Beichtstuhl erzählte. Hinter jeder derselben lachte das ganze andächtige Auditorium laut auf, und blieb immer andächtig. Wir haben keinen Begriff von solchen istruzzione, wie sie es nennen, in unserer Gegend. Wie seine Stunde aus war, trat er ab; es wurde wieder gesungen, und ein Dominikaner trat auf das Gerüst zu einer ernsthaften Predigt. So verbringt man die Zeit, wenn keine Oper oder Komödie da ist, und das Damen wie Herren, und das Volk. Man hat keinen Begriff von dem in den Tag hinein leben unter freiem Himmel. Den Tag darauf wanderte ich allein durch die Stadt, weil Dalberg zeichnete und die Seckendorf nicht wohl war. Gegen Mittag kam ich auf die schönste Höhe der Welt, die über den Hafen von Ankona aufs adriatische Meer hinausblickt. Hier hat einst ein Tempel der Diana an einem würdigen Platz gestanden, jetzt ist der Dom da. Ich konnte mich von der schönen Höhe des blaugrünen Meeres nicht trennen, ging endlich aber doch hinunter und suchte die Börse, wo vom Balkon eine ruhige, unendlich schöne Aussicht aufs Meer ist.

Am Sonnabend ging's aus Ankona nach Loretto, wo wir Mittags ankamen, sehr unrein, garstig und schlecht logirten, und gleich den Nachmittag die Santa casa der Maria, die im Altar ist, mit allen goldenen Kindern, allen unnennbaren

Juwelen, Diamanten, Schmuck, Perlen, Gold, silbernen Statuen u. s. sahen. Es ist nicht zu beschreiben, und verdient auch keine Beschreibung, ich will Euch davon erzählen. Sonntags Mittag fuhren wir ab. Wir kamen über Recanati, wo erst die Santa casa gestanden, bis Macerata, logirten schlecht und theuer; es regnete die Nacht durch, und wir fuhren Morgens mit Tagesanbruch unter Regen in die Gebirge. Es heiterte sich aber bald auf, und wir kamen Abends unter der schönsten Mondbeleuchtung durch Thäler und Gegenden, von denen wir keinen Begriff haben, in Fuligno an. Morgens sahen wir einen Rafael, eine Maria mit dem Kind auf den Wolken, das Kind steigt aus ihrem Schoß und tritt mit dem einen Füßchen auf die Wolken. Unten ein vortrefflicher Johannes der Täufer, ein Mensch, der eine Welt in sich hat und auf das Kind zeigt, und zwei kniende Heilige. Es ist ein herrliches Stück, nur sehr beschädigt. Die Nonnen lassen es verderben. Wir sahen noch einiges andere und hätten von Fuligno in der schönsten Ebene von ganz Italien nach Perugia fahren können, die Seckendorf wollte aber nicht. Wir reisten also Nachmittag fort nach Spoleto, gleichfalls in einem vortrefflichen, entzückenden Thale zwischen den Apenninen. Von der Schönheit der Apenninen ist nicht genug zu sagen. Es gibt, glaube ich, keine schönere Gegend des Gebirges, ob die Tyroler Berge gleich viel höher, kühner, wilder, größer sind. Ein schöner Fund, den wir antrafen, war ein ganz erhaltener Dianentempel, nicht weit von Rene, eine Stazion von Spoleto. Da es der erste Tempel ist, den ich sah, lief ich voll Freude hinab, umfaßte die eine schöne Säule, ganz mit Lorbeerblättern geziert, und sah entzückt auf die schönen Flüsse und Gegenden im Thal mit ihren Nymfen hinab. Das innere Tempelchen hat ein Papst zur Kirche weihen lassen, damit es verschont bleibe; ich stieg wie toll auf den Altar zur Nische, wo die heilige Göttin gestanden hatte; sie war aber nicht da. Hier hast Du zwei Zweiglein aus den Mauern des Tempels, die ich für Dich gepflückt habe. Dalberg hat ihn in der Eile gezeichnet und will mir ihn zum Andenken der schönen Stunde geben, die wir da genossen. Die Gegend wird ewig in meiner Erinnerung bleiben. —

Am 18. September 1788 kam Herder in Rom an. Wenn auf der Reise die Launen und die Eitelkeit der Frau von Seckendorf schon vielfach störend gewesen waren, so wurde ihr Benehmen in Rom völlig unerträglich. Um nicht alles zu verlieren, was die ewige Stadt ihm aus ihrer unerschöpflichen Fülle bieten konnte, trennte Herder sich von seiner bisherigen Reisegesellschaft und schloß sich dem Gefolge der Herzogin Amalie an, doch so, daß er seine eigene Wohnung hatte und nur einen Theil des Tages, gewöhnlich zur Tafel, bei der Herzogin verweilte. Aber auch da wurde ihm mancher Genuß durch das anhaltend schlechte Wetter vereitelt, so daß Herder's Erinnerung an Rom eine mehrfach getrübte war. Von den Deutschen in Rom wurde er sogleich aufgesucht, mit Angelika Kaufmann verkehrte er gern und viel. Die römischen Großen erzeigten ihm viel Ehre, besonders die Kardinäle Borgia, Bernis, auch der spanische Gesandte. In den ersten Tagen des Januar 1789 ging Herder in Gesellschaft der Herzogin Amalie nach Neapel, wo sein Geist auflebte. Ueber sein Leben in Rom und über seine Freude am schönen Neapel mögen einige Stellen seiner Briefe Aufschluß geben.

Rom, 28. Oktober 1788.

Ehe ich Bekanntschaften mache, muß ich erst mit dem todten Rom wenigstens halb fertig sein, und da fehlt noch viel. Rom ist so groß und reich, eine Welt von dritthalb tausend Jahren ist hier zu suchen und zu finden; alles liegt so weit auseinander, und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke. Ich habe tausend Sachen im Kopfe und noch keine Zeile schreiben können, was ich gesehen habe. Da vergißt man Papst und Kardinäle.

13. Dezember.

Rom erschlafft die Geister, wie man selbst an den meisten hiesigen Künstlern sieht, vielmehr einen bloßen Gelehrten. Es ist ein Grabmal des Alterthums, in welchem man sich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar diese Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne etwas gesehen, oder mich um etwas bemüht zu haben. Es bleibt indeß auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmälig herauswünsche. Man fühlt sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebt. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel sie zu verfolgen werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten. Aus dem Vatikan werde ich nicht viel holen; er liegt mir zu weit ab, mir fehlt Zeit. Einen freien Gebrauch der Kataloge habe ich nicht erlangen können, noch weniger eine freie Ansicht der Schränke. Ich muß fordern, so wird mir, obwohl mit Mühe der ungeschickten Sucher, gewährt, was ich fordere, kann aber nichts mitnehmen, und so gehen Stunden und halbe Tage hin, ohne daß man etwas erbeutet. Das Glück müßte mir sehr wohl wollen, wenn ich noch einen Fund thäte. O wie manches ist anders in der Wirklichkeit, als in der Idee und Hoffnung! Desto fleißiger bin ich nun nach meiner Art in der Kunst. — Indessen bin ich gesund, gesunder als jemals. Das Klima bekommt mir wohl, und jedermann sagt, daß ich eine Farbe habe, wie ich sie in Deutschland nie gehabt habe. Das macht, man lebt unter dem schönen Himmel (wenn es nicht regnet — alsdann ist's ein Jammer und Elend) ein bloß himmlisches Leben. Das Denken und die Mühe verlernt man ganz und gar, weil sich immer der Gedanke zuerst aufdringt: wozu die Mühe? Wozu das Denken? Dabei aber, glaube ich, gewinnt, wenn ein solches Leben nicht zu lange anhält, die innere Elastizität des Geistes und des Körpers. Ich bin von guter Laune und eine gewisse sinnliche Gleichgültigkeit ist die einzige Göttin, die mich regiert, weil doch alles ein Traum ist, und für mich in kurzem sein wird.

Im Grunde wird mir hier alles Schauspiel. Die große Welt, die Kardinäle, Monsignori, Principe und Principesse fangen mich auch an zu ennuyiren. Es ist indeß auch gut, dies Schauspiel gesehen zu haben, an etwas Ernsthafteres ist hier nicht Zeit zu denken. An Liebe vollends hier gar nicht, sie scheint in diesem Lande gar nicht Sentiment, sondern himmlischer Genuß zu sein. Das andere ist ein Train von seelenlosen Konversazionen und Observanzen, die zu viel Zeit und Geld kosten, als daß sie der Mühe werth wären.

17. Dezember.

Um wie manches hat mich diese Reise klüger gemacht! Wie viel Seiten meines Wesens hat sie leise und unleise berührt, die ich sonst kaum kannte! Das weiß ich gewiß, sie hat mir die Augen über die Menschen tausendfach geöffnet und mich recht gezwungen, den wahren Werth des Lebens finden und insonderheit Treue und Liebe schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig gibt. Italien und in specie Rom ist also freilich für mich eine hohe Schule gewesen, nicht aber sowohl der Kunst, als des Lebens. Ernster wirst Du mich gewiß finden, wenn ich wieder komme, aber fürchte meinen Ernst nicht, er knüpft mich an Dich und die Meinigen mit neuen unauflöslichen Banden. O wenn ich wieder Dein liebes Antlitz schaue, und Du mir Deine treue Hand reichst! — Ich kann mir den Augenblick nicht denken, ohne daß alles mein Schreiben ein Ende hat. Gebe Gott ihn mir! Gebe Gott ihn mir zur glücklichen Stunde! Er mache das 89. Jahr für Dich und mich gut, und für unsere liebe Heerde! Er wird's! —

Neapel, 6. Januar 1789.

Ich bin gestern glücklich in Neapel angekommen. Die Reise war beschwerlich, denn die schönen Orangenwälder dieses unglücklichen Erdstrichs liegen unter ungesehenem und unerhörtem Eise. Ein trauriger Anblick! Und Pferde und Menschen, die des Schnees, des Eises und der Kälte ebenso ungewohnt waren, konnten sich auch nicht drein finden, und fanden es brutta cosa, bei solchem Wetter zu reisen. Wer konnte es aber voraussehen? Und am Ende hoffen wir, daß es nicht von Dauer sein soll. Trotz der Kälte ist die Luft hier, wie ich sie zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balsamisch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menschen, wiedergeboren an Leib und Seele. Was muß das für ein Aufenthalt sein in der schönen Jahreszeit! Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünscht mit den Seinigen hier nur zu sehen und zu athmen! Wir wohnen am Meer mit der schönsten Aussicht, die ich Dir mündlich beschreiben will. O wenn Du mit den lieben Kindern hier wärest! Hier wünsche ich Dich, nicht in Rom; hier ist Gesundheit, Ruhe und Leben, die schönste Welt. Ich glaube es den Neapolitanern, daß wenn Gott sich eine gute Stunde machen will, er sich ans himmlische Fenster legt und auf Neapel herabsieht. Auch sehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche sein konnte. Schade, daß dieser Aufenthalt doch endlich nicht lange für mich sein kann, und daß ich ihn nicht ganz werde genießen können, wie ich ihn wünschte. Doch man muß nehmen, was da ist. O wenn ich Euch in Neapel hätte! O wenn wir hier unser bischen Leben ausleben könnten, wie wir wollten! Es ist unsäglich und unaussprechlich.

12. Januar.

Das Wetter ist bisher nicht von der Beschaffenheit gewesen, daß wir viel haben sehen können. Die Luft ist indessen auch in Kälte, im Scirocco und im Sturm des Meeres hier so schön, daß man alles vergißt und nur athmen, sehen, essen und trinken möchte. Auf meiner ganzen Reise habe ich mich nicht befunden wie hier: es bekommt mir alles recht wohl. Ich bin gerade in dieser Seeluft, wie ich war, als ich die Meere durchstrich, und hoffe, bloß durch Neapel gesund

und gestärkt zurückzukehren. Hier ist's nicht möglich, daß jemand ein Wölkchen auf die Stirn kommen, oder lange darauf weilen sollte; man gibt's der Luft und den Winden. Und wenn der König mich hier irgendwo zum Erzbischof machte und der Papst mir erlaubte, Dich und die Meinigen zu behalten, so kämst Du mit den sechs Kindern nach, oder vielmehr ich holte Dich ab, und wir wollten hier leben. Und das ist jetzt in der stravagantesten Jahreszeit, da alle Elemente für die Italiener ungewöhnlich im Rumor sind; was muß es sonst sein! Laßt uns das bischen Luft genießen, so lange wir hier sind, und mit traurig vergnügtem Herzen nachher scheiden. Rom ist eine Mördergrube gegen diesen Ort, und ich sehe jetzt gar wohl, warum es mir da nie recht wohl ward. Ich wollte, daß alle Gegenstände des Studiums hier wären.

Hier habe ich den Erzbischof von Tarent*) kennen lernen, den gescheidtesten, lebhaftesten, gelehrtesten, sinnreichsten, liebenswürdigsten Geistlichen, den ich je gesehen habe. Ich habe mit ihm schon fünfmal Konversazionen gehabt, und habe einen Ort, wo ich fast täglich ihn sehen kann, welches mir denn sehr wohlthut. Heute Mittag habe ich ihm Visite gemacht, und bin nach zwei Stunden mit allen seinen Schriften, die er mir schenkte, von ihm gegangen. Ich werde Dir viel von ihm erzählen; hier sind andere Menschen als in Rom, auch andere Schriften, auch in diesen bin ich schon recht glücklich. Auch Italienisch wollte ich nirgend als hier lernen, hier lernt sich's von selbst. Gott sei herzlich gelobt, daß ich hier doch wenigstens in der Luft einen Genuß meiner Reise habe! Wenn Ihr alle hier wäret, gingen wir auf den Sommer auf die Insel Ischia, und lebten da von der Welt abgeschlossen, und als ob uns alle Welt gehörte.

Nun Gott sei mit Dir, Liebe, Liebe, und mit Deinen Zweigen. Ich denke oft an Dich, wenn ich das Meer anschaue, und wünsche, daß es mir immer so wohl sein könnte, und die Fysiognomie mir auch hinter der Peter- und Paulskirche**) bliebe. Sie wird mir indeß gewiß eine lange Zeit bleiben, und ich danke Gott für die Reise nach Neapel. Himmel und Hölle, Elysium und der Tartaros ist hier erfunden. Homer und Virgil haben das Einzige, Ewige ihrer Gedichte aus Einer Gegend genommen, die vor meinen Augen ist, rechter Hand vor meinem Fenster. Auch für meine Filosofie der Geschichte habe ich hier in acht Tagen mehr erwischt, als in Rom in $3^1/_2$ Monaten.

19. Januar.

Ich bin gesund im schönen Neapel, Liebe, das wird Dir genug sagen. Wir kommen eben aus Pompeji und haben die herkulanischen Gemälde durchsehen, an einem sehr schönen, reizenden Tage; Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde sind ein Zauberanblick, in den man wie versunken ist, so daß man darüber kein Wort hat. O eine Gegend! Man fährt mitten im Winter durch Gärten Adonis, und wird von dem holden Traum trunken. Lange indeß könnte ich's hier nicht aushalten in dem Zustande, worin ich bin; meine einsame Seele wiegt sich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde oder in die Ferne traurig, traurig.

---

*) Giuseppe Cappecce-Latro, ein vortrefflicher Mann, der nach Herder's Tode dessen Andenken in einer schönen lateinischen Elegie feierte.

**) Hinter dieser Kirche in Weimar lag Herder's Wohnung.

Ehegestern fuhr ich allein um den Pausilipp herum wie hinein in die Abendröthe, und kam so sanfttraurig wieder, daß ich drei Stunden hernach wie stumm war. Grüße Göthe und Knebel und sage dem letztern, daß ich ihn oft herwünsche, mit ihm am Ufer des Meeres spazieren zu gehen, den Vulkan mit ihm zu besteigen, am Grabe des Sannazar, auf Capo di Monte oder sonst mit ihm in Magna Gräzia zu filosofiren. O wie ist die Natur hier groß und schön! Ich glaube, meine Seele ist von hier nach den Nordländern hinübergeflogen; hier, wenn ich meine Heimath hätte, wiegte sie sich wie ein Vogel auf den Zweigen. Jetzt aber fliegt sie höchstens wie eine Seemöve, sich ein paar Fische zu holen. Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht schon so alt wäre, und jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte. Indessen bin ich gesund, und sehe die See und den Mond darüber, und die Lichter auf ihr, die da fischen, und höre in der Nacht die hohen Wellen brausen. Lebe wohl, Engel, und denke an Deinen einsamen Ulysses am Ufer des Meeres freundlich. Alle guten Geister seien mit Dir! Meine Sehnsucht sendet sie Dir über Meer und Berge zu, und zieht Dich oft her in meinen Gedanken. —

In Neapel schien alles sich zu vereinigen, um für Herder fröhliche Tage zu schaffen. Auch die Gelehrten und Großen Neapels erwiesen Herder ausgezeichnete Ehre. Arcivescovo di Turingia, Erzbischof von Thüringen, nannten sie ihn. Es ist ein tiefrührender Gedanke, daß Gott in die Seele des armen Schulmeisterssohnes aus dem fernen, öden Nordlande das Gefühl für die ewige Schönheit und die Sehnsucht danach in solcher Stärke legte, daß der gereifte, ernste Mann meinte, in jenen paradiesischen Gegenden sei die eigentliche Heimath für ihn. Als Herder nach Rom zurückgekehrt war, schrieb er das nachstehende

Angedenken an Neapel.

Ja verschwunden sind sie, sind verschwunden,
Jene kurzen, jene schönen Stunden,
Die auch ich am Pausilipp erlebt.
Holder Traum von Grotten, Felsen, Hügeln,
Inseln und der Sonne schönen Spiegeln,
Seen, Meer — Du bist mir fortgeschwebt!

Fortgeschwebt die zaubernde Sirene,
Die mich ohne süßer Flöten Töne
Schwesterlich in ihre Arme nahm;
Und mein Herz schlug voller und geschwinder,
Und mein Blut floß reiner und gelinder,
Da ihr Athem mir entgegen kam.

Sehnend sah ich ihres Busens Wellen
Sanfter sich und reger zu mir schwellen,
Schwamm dann mit der Fläche sanft dahin;
Sah den schönen Kranz von Fels und Hügeln,
Sah die Sterne, sah den Mond sich spiegeln
In der süßen Freudegeberin.

Sah die Inseln in den Wellen schweben,
Träumt' auf ihnen ein beglücktes Leben,
Unbekannt und aller Welt entflohn;
Sammelt nur um mich den Kreis der Meinen —
Ach ihr Wellen, oft sah't ihr mich weinen
Um sie, für sie, zu der Göttin Thron!

Wenn die Abendröth' im stillen Meere,
Sanft verschwebte, und mit seinem Heere
Glänzender der Mond zum Himmel stieg,
Ach! da flossen mit so neuem Sehnen
Unschuldvolle, jugendliche Thränen,
Nur ein Seufzer sprach und alles schwieg.

Nimmer, nimmer sollt ihr mir entschwinden,
Immer wird mein Herz euch wiederfinden,
Süße Träume, rein und zart und schön.
Nie wird euch mein Auge wiedersehen,
Doch ein Hauch wird lispelnd zu euch wehen:
Ich, auch ich war in Arkadien!

21. Februar 1789.

Seit gestern sind wir wieder in Rom, und statt des hellen, ewig beweglichen Meeres stehen stille, dunkle Zypressen mir vor den Augen, an denen sich kein Wipfelchen regt. Alles ist stumm und todt um uns her, weil die Villa Aquaviva oder Malta, wo wir auf dem Monte Pincio wohnen, meistens schon unter Gärten liegt. Rom mit seinen Dächern und Kuppeln ist unter uns, und auch da war's äußerst todt auf den Straßen, gegen Neapel gerechnet, als wir gestern gegen Abend unsern Einzug hielten. Diese Nacht habe ich fast von nichts geträumt, als daß ich in einem Grabe schliefe, nicht aber todt, sondern lebendig, es war keine böse Ahnung im ganzen Traum.

27. Februar.

Rom ist kein Ort für mich, so viel Schätze der Kunst (vielleicht auch der Literatur, wenn solche zugangbar wären) darin gesammelt sein mögen. What's Hecuba to him or he to Hecuba? sage ich mit dem guten Hamlet, und will mich gern wieder in meine kleine Nußschale einsperren, wenn ich nur schon zu ihr gelangt wäre. Ich sehne mich aus Italien, und wollte, daß ich schon an der deutschen Grenze wäre, ob ich gleich an meine kirchliche und politische Situazion in Weimar nicht eben mit Vergnügen denke. Auf der andern Seite wünscht die Herzogin, daß ich mit ihr nach Neapel auf den Sommer zurückkehre. Der Erzbischof von Tarent hat mir dort äußerst angelegen, nur ein halbes Wort, une demi-parole, darüber zu geben, und der General Salis hat mir gar den Antrag gethan, mit ihm nach Sizilien zu gehen, wohin er im Frühjahr zu gehen gedenkt. Das alles wäre nun wohl recht gut, aber theils fürchte ich für meine Gesundheit, theils habe ich's etwas satt, als Appendix unter den Menschen, wenn auch unter guten Menschen zu leben, und sehne mich nach meiner Heimath.

Florenz, 22. Mai.

Den 15. Mai Mittags um 1 Uhr ging ich aus Rom mit meinem Vetturino ab. Es war Donnerstag; Sonntag Abends war ich in Siena, Dienstag Nach-

mittag in Pisa, wo ich zwei halbe Tage blieb und kennen lernte, was ich kennen lernen wollte. Seit heute Mittag bin ich in Florenz, wo mein erster Gedanke nach Deinen Briefen war. Ich bin gesund und habe sehr schöne Tage zu meiner Reise gehabt.

Gottlob, in Florenz fängt mir das Herz wieder an aufzugehen; hier sind, wie jener Schiffer sagte, doch wenigstens Fußtritte von Menschen, von großen Menschen aller Zeiten, die alle auf diesem Punkt gelebt und gewirkt haben. Denke Dir, wie ich heut Nachmittags unvermuthet in der Kirche St. Croce auf dem Orte stand, wo Michel Angelo Buonarotti, Galilei, Macchiavell, drei der größten Geister, die Florenz und durch sie die Welt gehabt hat, begraben liegen, unter schönen Monumenten. Und neben ihnen andere brave Männer, Filicaja, Lami, Leornardo Bruno, Cocchi, Micheli, auch Staatsmänner u. a. Und zwischen ihren Grabmalen Altäre mit Werken der denkendsten Maler, die die florentinische Schule fast ausschließlich hat, in simpler Bedeutung geziert. Und als ich nachher in die Kirche Annunziata kam, und meinen lieben Andrea del Sarto im Vorhofe unter den Meisterstücken seiner Kunst und seiner Bildsäule begraben, fand, und beim Eintritt in die Kirche seinen männlich schönen Kristus, den schönsten nach Linardo da Vinci, unter einer Last von Gold, Silber, Edelgesteinen, Gelübden und Marmor verehrt sah, und so weiter hinauf bis in die letzte Grabkapelle des Johann de Bologna rückte, darauf beim Herausgehen eines seiner vielen Werke, den Großherzog Ferdinand in Erz begrüßte und in die Gärten Boboli eilte, um über dem Arno die Sonne untergehen zu sehen. So war mir gestern, da ich Giotto's und Cimabue's Bild im hiesigen Dom, und in Pisa, da ich Algarotti's Grab neben Giotto's alten heiligen Anfängen der Kunst im campo santo fand; so war mir heute Morgen, da ich in der Gallerie die unendliche Reihe der großen Männer aller Zeiten, und in zwei Sälen die von ihnen selbst gemalten Bildnisse aller großen Maler aller Nazionen sah, und auch meine liebe Angelika wie einen Engel im weißen Gewand unter ihnen erblickte. Hier sind Fußtritte von Menschen, nicht Heilige und Götzenbilder allein. —

Ueber Mantua reiste Herder nach Mailand. Den Plan, noch die Schweiz zu sehen, führte er nicht aus, vielmehr kehrte er über München und Nürnberg in seine Heimath zurück; am 9. Juli 1789 langte er wohlbehalten wieder in Weimar an.

Hier hatte er seine Entscheidung in einer Sache zu geben, welche von hoher Wichtigkeit war und ihn selbst betraf. Noch während seiner Anwesenheit in Rom war ihm unter dem 15. März 1789 von Heyne in Göttingen ein erneuter Antrag zur Uebernahme einer Professur daselbst zugegangen. Die Bedingungen zu stellen hatte man Herder völlig selbst überlassen. Herder antwortete, daß er nach seiner Rückkehr von seiner Reise sich mit seinen Freunden das Anerbieten überlegen wolle. Der Ruf nach Göttingen wurde in Weimar sehr bald bekannt, und es wurde nun alles aufgeboten, um Herder, der große Lust hatte nach Göttingen zu gehen, in Weimar zu halten. Die regierende Herzogin, bei welcher Herder in hoher Achtung stand, sprach ihm selbst den Wunsch aus, er möge bleiben, der Herzog ernannte ihn zum Vicepräsidenten des Oberkonsistoriums. Durch diese Gunstbezeugungen und durch die Beweise der Zuneigung von Seiten manches Freundes,

z. B. Göthe's, wurde Herder's Entschluß schließlich bestimmt: er schlug den Ruf nach Göttingen aus und blieb in Weimar.

Aber sobald die Amtsgeschäfte wieder begannen, nahm auch Herder's Mißmuth über die Kleinlichkeit und die Selbstsucht seiner Umgebung wieder seinen Anfang. Durch die Ernennung zum Vicepräsidenten wurde Herder von allen Predigten, Trauungen u. dgl. befreit, auch die Kirchenrechnungen brauchte er nicht mehr nachzusehen. Aber die Leitung des Oberkonsistoriums war nun keineswegs unbehindert in seine Hand gelegt; der wirkliche Präsident, ein grämlicher, halbblinder Greis, erschien noch bei jeder Sitzung, und beharrte eigensinnig auf Durchführung seiner verrosteten Ansichten. Dabei wurde von Neidern so manche Kränkung für Herder so geflissentlich herbeigezogen, daß dieser es in der nächsten Zeit oft bitter bereute, dem Rufe nach Göttingen nicht gefolgt zu sein. Durch die Anfeindungen litt Herder's Gesundheit sofort wieder in bedenklichem Grade; im Anfange des Jahres 1790 befiel ihn eine lebensgefährliche Krankheit, welche ihn zu einer Badereise nach Karlsbad im Jahre 1791 nöthigte; doch wurden seine Leiden dadurch eher aufgeregt, als gemildert. Es waren trübe Tage, und das Drückende seiner Lage riß den gequälten Mann wohl einmal zu schmerzlicher Klage über sein verfehltes Leben hin. Göthe bewies sich um diese Zeit als theilnehmender Freund; an Gleim schrieb Herder's Gattin im November 1791: „Göthe macht optische Versuche, besucht uns oft und ist heiter und wohl.“ Auch mit Wieland und dessen Familie wurde ein reger Verkehr unterhalten.

Herder's Zeit war in diesen Jahren bis zu seinem Tode etwa in folgender Weise besetzt. Sonnabend Nachmittags kamen zum Durchlesen gewöhnlich zehn, auch noch mehr Aktenkasten zur nächsten Sitzung des Konsistoriums. Diese Akten mußte Herder gründlich prüfen, da er auch schon als Vicepräsident den Vortrag der Geschäfte hatte. Auf einen besondern Bogen schrieb er für jede Sache seine Meinung, über welche das gesammte Oberkonsistorium dann nachher sein Votum gab. Der Sonntag wurde zur Erledigung der Geschäfte aus den Aktenkasten meist in Anspuch genommen, und in der Regel war auch noch der Montag Vormittag mit Konsistorialarbeiten besetzt. Der Montag Nachmittag war zur Erholung bestimmt, es wurde gelesen, Briefe geschrieben. Jeden Dienstag um neun Uhr Morgens war Sitzung des Oberkonsistoriums, welche vor 1 Uhr Mittags selten beendet war. Zu literarischen Arbeiten war Herder für den Rest dieses Tages gewöhnlich nicht aufgelegt. Mittwoch Vormittag kamen die Briefe nnd Berichte von den Landgeistlichen, oder letztere selbst; auch für die Landschullehrer war Herder dann zu sprechen. Von Mittwoch Nachmittag ab bis Sonnabend Morgen konnte Herder nun, wenn nicht besondere Fälle vorkamen, seinen literarischen Arbeiten nachgehen. Nach der Arbeit war ihm Besuch seiner Freunde, Musik und Poesie, im Sommer ein Spaziergang, seine liebste Erholung. Auch auf seinen kleinen Wanderungen von wenigen Stunden pflegte er irgend ein Buch in seiner Tasche zu tragen.

Heftiger Rheumatismus nöthigte ihn, im Jahre 1792 die Bäder in Aachen zu gebrauchen. Ueber diese Kur schrieb er im November desselben Jahres an Gleim: „Sie wissen meine traurige Krankheit, die eine schmerzensvolle Reise nach Aachen nöthig machte. Der lange Aufenthalt daselbst, vom Anfang Juni bis

Ende August, war eben so beschwerlich, zum Theil qualvoll und kostbar. Endlich hat die Zeit doch gesiegt; ich gehe wieder gerade, bin fast ohne Schmerzen, brauche die Elektrizität mit Hoffnung; nur muß ich mich äußerst schonen und wahren. Ueberdem stecke ich wieder in Geschäften, daß ich wie ein Gefangener lebe und mein Dasein kaum inne werde.“ Auf allen Badereisen war Karoline Herder ihres Gatten treue Begleiterin und Pflegerin.

Als die französische Revoluzion ausbrach, erkannte Herder sowohl wie Klopstock und noch mancher andere vortreffliche Mann in diesem Ereignisse die Morgenröthe eines neuen Tages; er gab sich auch keine Mühe, seine Ansichten zu verbergen. Seine Neider suchten ihn nun wühlerischer Grundsätze wegen zu verdächtigen, und gingen in ihrem Hasse so weit, daß sie sogar Herder's Familie nicht verschonten. Sie behaupteten, Herder's ältester Sohn Gottfried, ein stiller, friedlicher und strebsamer Student der Medizin in Jena, habe an einem Freiheitskonvivium dortiger Studenten Theil genommen; es wies sich bald aus, daß Gottfried Herder gerade in der Zeit, wo dieses Konvivium stattfand, bei seinen Eltern in Weimar gewesen war. Herder verachtete es, sich gegen solche gemeine Anschuldigungen zu vertheidigen, aber der Gram nagte desto tiefer an seinem so leicht getroffenen Herzen, und beschleunigte immer mehr das Herannahen jenes Tages, der den großen Mann in seiner besten Geisteskraft der Welt so früh entriß.

Je mehr das Jahrhundert sich dem Ende zuneigte, desto häufiger wurden die Krankheitsanfälle. Außer den Aachener Bädern gebrauchte Herder auch den Egerbrunnen. Oft litt er an solcher Schlaflosigkeit, daß er nur durch Zusammenraffen aller seiner Kräfte seine Amtsgeschäfte bewältigen konnte. In seinen letzten Lebensjahren war ihm Jean Paul ein treuer Freund, der mit ungemessener Bewunderung an Herder's hohem Geiste emporblickte und ihn für den ersten aller Menschen, aller Geister erklärte. An die wenigen treuen Freunde, wie Gleim, Jean Paul, klammerte Herder sich in seiner Einsamkeit ganz besonders fest an. Und das hat man ihm zum Vorwurf gemacht, daß er, der wie Lessing von tausend Jammerseelen, die ihn nicht zu fassen und zu begreifen vermochten, geschmäht wurde, daß er gern dahinging, wo er Liebe fand! Es muß wohl wahr sein, daß niemand ein Wohlthäter der Menschheit sein kann, ohne täglich und stündlich gekreuzigt zu werden.

Seit dem Jahre 1801 litt Herder bedenklich an den Augen. Eine erneuerte Kur in Aachen ersprach nicht den Erwartungen, anhaltende Ruhe und Schonung war dringend nothwendig, um sich zu erholen ging Herder mit seiner Gattin von Aachen über Nürnberg nach Stachesried, einem Gute in Baiern, welches sein Sohn Adalbert, der Landwirth war, in demselben Jahre gekauft hatte. Während dieses Aufenthaltes entspann sich eine folgenreiche Begebenheit, welche nicht allein allen Neidern Herder's eine willkommene Handhabe zur Schmähung, sondern auch vielen Verehrern des großen Mannes ein Stein des Anstoßes gewesen ist. Den genauesten Aufschluß über alles, was hierher gehört, gibt ein Brief von Herder's Gattin an Gleim, vom 2. November 1801, aus dem wir die betreffenden Stellen hier einrücken.

„Unser Adalbert schrieb uns im Mai, daß er in Baiern ein Gut vortheilhaft kaufen könnte, wenn wir ihm das nöthige Geld dazu verschaffen könnten, wofür

er das Gut als Unterpfand gäbe. Gleich beim Ersten, wobei wir nachsuchten, erhielten wir das Verlangte; Herzen und Hände waren dazu willig. Alles machte sich dazu so leicht, als ob es vorbereitet gewesen wäre. Nur sein bisheriger Herr, der Regierungspräsident von V., war äußerst gegen den Kauf. Da aber jeder Mensch sein eigen Glück sich selbst baut, so ließ sich Adalbert nicht abhalten. V. kam Ende Juli selbst auf seine Güter, bot sich beim Kauf als Adalbert's rechtlicher Beistand an. Adalbert glaubte ihn besänftigt und versöhnt, und nahm ihn mit. In Baiern hat der Adel das Recht des Einstandes ein Jahr lang, wenn Fremde Güter kaufen. V. unterschrieb sich als erster Einstand, wenn sich ein Einstand melden sollte. Wir glaubten, er wolle dadurch sich vor den Riß stellen; aber wie anders. Er konnte es nicht vergessen, daß Adalbert seinem Rath nicht gefolgt, und das Gut gekauft hatte, weil er glaubte, er könnte ihm nicht mehr seine eigenen so gut verwalten. Freilich hatte er seit dem 2. April eine unerschwingliche Last auf Adalbert's Schultern gelegt, er übergab ihm noch neben Kolmberg die Administrazion der zwei neuen großen Güter, die er damals gekauft, ohne andere Beihülfe. Er hatte also in Einer Person drei Güter zu verwalten, ohne einen Unterverwalter, Rechnungsführer und Haushälterin! Adalbert's Lust und Liebe zur Arbeit übernahm's, er half sich mit seinen zwei Zöglingen, die er mit anstellte. Ich übergehe viele unangenehme Szenen, die Adalbert mit einem adligen Einstand in die V—schen Güter und den Bauern, die von diesem aufgehetzt waren, mit Lebensgefahr auszuhalten hatte. Kurz, V. war bei seiner Anwesenheit von Tag zu Tag unzufriedener mit Adalbert; er verbot ihm sogar, nach Stachesried zu gehen außer den Sonntagen. Er machte ihm allerhand Vorwürfe, die Adalbert alle beantwortete und vernichtete. Diese standhafte Beantwortung erbitterte das Ungeheuer noch mehr. Adalbert hatte sich erboten, die Oberverwaltung unentgeldlich zu führen, wenn V. nur die nöthige Unterverwaltung und Haushälterin auf das Gut setzen wollte. Dazu hatte aber dieser keine Ohren, er setzte einen schlechten, unwissenden Verwandten von sich als Nebenverwaltung, muthete aber dem Adalbert zu, jetzt von dieser Zeit an für alles responsabel zu sein, oder er würde ihn schon vor der Regierung zu Straubingen zu finden wissen. Nach diesem ehrenrührigen, drohenden Briefe konnte Adalbert nicht länger mehr in Diensten bleiben, er bat um seine Entlassung. Auch der Vater bat darum mit Vorstellung aller Gründe. V. schrieb an meinen Mann einen Brief, den die Rabbulisterei, die Frechheit und der Hohn selbst nur schreiben kann. Er entließ den Adalbert, aber nur unter der Bedingung, daß er jetzt Gebrauch von seinem unterschriebenen Einstandsrechte machte. Mehrere Tage vorher, ehe dieser Brief kam, warnte jemand Adalbert, es würde sich ein Einstand melden. In dieser ersten Verlegenheit schrieb mein Mann an den Herrn Grafen Görz*) nach Regensburg, sich beim Kurfürsten zu verwenden, ihm mit seinen Söhnen das Indigenat mit adligen Freiheiten zu ertheilen. Man kann nicht angelegentlicher seine eigene Sache betreiben, als dieser Freund in der Gefahr diese Sache betrieb. Es kam eine Rückantwort von München, der Kurfürst ertheile zwar seit einem Vertrage von 1796 keine adligen Freiheiten mehr, er wolle aber mit Vergnügen den Vater und seine Familie in den Adelstand selbst erheben mit

*) Graf Görz war ein langjähriger Freund Herder's.

dem Indigenat. Jetzt war die Zeit unserer Abreise vor der Thür. Wir konnten uns nicht gleich zur Annahme des Adels entschließen; der Vater schrieb an Görz, er wolle aus Weimar das weitere schreiben. Die Drohung von B. hielten wir bloß für Drohung. Aber wie erstaunten wir, als wir bei unserer Durchreise in Baireuth das Nähere von seinem Karakter hörten, und wozu diese juristische Hyäne fähig sei! Mit Sorgen reisten wir bis hierher — und siehe, der erste Brief, den mein Mann erbrach, war von Görz mit einem kurfürstlichen Reskript an diesen, worin unsere Sorge gehoben war. Acht Tage darauf kam auch die Nachricht, daß das Diplom taxfrei ausgefertigt werde.

So also kann der gute, brave Adalbert seine Arbeit sorgenfrei unternehmen und ausführen. Er richtet nun das Gut nach besseren Grundsätzen der Landwirthschaft ein, macht alles leere und brachliegende Feld urbar, wozu denn die glückbringende Vorsehung ihr Gedeihen allein geben kann.

O welche bittere Erfahrung war uns dies alles in dem Stachesried, wo sich mein Mann erholen und gesund machen wollte! Der bloß juristische Geist und seine Form zerreißt das menschliche Herz und macht es zur Furie. Wehe dem Satan, der diese schreckliche Form eingeführt hat! Aber Heil dem Engel, der die Menschen wieder davon befreien wird, er wird ein Erlöser, ein Heiland heißen!

Das Wörtlein von wird von uns Eltern nicht gebraucht werden, wir bleiben die Unwandelbaren; bleiben Sie es uns auch, treuer, einziger Freund! Mein Mann befand sich in Stachesried wohl, seine Augen waren besser, der Husten so gut als ganz weg. Jetzt, da er wieder in die Arbeit und Aktenlesen eingespannt ist, fängt es wieder beim Alten an. Gott helfe uns diesen Winter bestehen!" —

Da die näheren Umstände von Herder's Leben im allgemeinen so wenig bekannt sind, so wird die ausführliche Darstellung der Gattin Herder's über die Erhebung in den Adelstand gewiß manchen Irrthum berichtigen, und vor allen Dingen die Anschuldigung zerstören, Herder habe aus Hochmuth nach dem Adel gestrebt. Sein Gesuch beim Grafen Görz war unter den obwaltenden Umständen nichts als eine Handlung der Nothwehr, welche die Vaterpflicht unabweislich gebot. Es war eine große Freude für Herder, daß auf diese Weise sein Sohn gegen gemeine Rachsucht geschützt wurde. Für jede Freundlichkeit, die seiner Familie erwiesen wurde, war Herder ganz besonders dankbar, denn er war ein sehr liebevoller Vater. Ueber sein Verhältniß zu den Seinigen spricht seine Gattin einige schöne Worte in den Erinnerungen, welche hier Platz finden mögen. Sie sagt daselbst:

„Er liebte mich und die Kinder wie sein Leben, ja mehr als sich selbst, und brachte uns die größten Opfer. Die Erziehung seiner Kinder war ihm das größte Anliegen, aber er konnte sich ihr selbst nicht ganz widmen; sein Amt, seine eigenen Geistesarbeiten, ja ich möchte noch sagen, seine zu zärtliche Liebe machte es ihm unmöglich. Aber er wachte sorgfältig über ihre Erziehung. Für die Kinder und mich etwas zu erwerben, war ihm bei der Arbeit ein süßer Gedanke. In der glücklichsten Eintracht lebten Eltern und Kinder; was er ihnen nur zu lieb thun konnte, das that er.

Den Hauslehrer instruirte er schriftlich, wie er wünsche, daß die Kinder moralisch behandelt und der Unterricht gehalten werden sollte. Nicht immer waren

solche bei unsern Kindern. Er sah das Mangelhafte und Nachtheilige des Privatunterrichtes, und zog diesem den öffentlichen vor. Sobald es anging, schickte er die Knaben in die oberen Klassen des Gymnasiums. Unsere Kinder waren nie durch die Hauslehrer von uns getrennt; soviel es anging, waren sie mit und bei uns. Da es dem Vater in seiner Jugend an Hülfsmitteln und Büchern so sehr gefehlt hatte, so that er alles, sie gegen diesen Mangel zu verwahren, und munterte sie durch öftere Geschenke an Büchern zum Fleiß auf. Dies geschah besonders an Weihnachten und an den Geburtstagen der Eltern und Kinder; dieses waren unsere Hausfeste, an welche die Kinder jetzt noch mit Lust und Freude, und überhaupt an ihre Jugend wie an ihr goldnes Zeitalter zurückdenken.

In das Detail, was die Kinder brauchen und kosten, ließ er sich nie gern ein „Du wirst es aufs beste einrichten," sagte er immer zu mir, „verschone mich mit diesen Dingen, Du weißt es, Geldsachen sind nicht für mich, und machen mich nur unruhig." Nie habe ich ihm das Detail gesagt, auch nie sagen wollen, um ihm die Freude an den Kindern rein zu lassen, und ich bin jetzt noch froh, daß ich so gehandelt habe." —

Die Summe der Erziehungskosten der fünf Söhne — die einzige Tochter, Luise, war noch unerzogen — gibt Herder's Gattin im Jahre 1804 auf etwa 12 000 Thaler an, eine Summe, welche darthut, daß Herder und seine Gattin für ihre Kinder gewiß alles thaten, was irgend in ihren Kräften stand. Auch die Geschwister zeigten unter einander große Liebe. Zu Gunsten der Schwester verzichteten drei Brüder auf ihr Erbtheil. Herder's ältester Sohn Gottfried starb am 11. Mai 1806 an einem bösartigen Nervenfieber, das er in seinem Beruf als Arzt sich zugezogen. Am 15. September 1809 starb Herder's Wittwe. —

In demselben Jahre, in welchem Herder in den Adelstand erhoben wurde, starb der alte Präsident des Oberkonsistoriums, und Herder wurde sein Nachfolger. Das Amt als wirklicher Präsident des Oberkonsistoriums, als welcher Herder der höchste Geistliche im Weimarischen war, bekleidete er nur zwei Jahre.

Im Winter 1802 und Frühling 1803 vollendete er den Cid. Als er im Mai 1803 am Pfingstmontage die Konfirmazion der Kinder gehalten hatte, erkältete er sich beim Nachhausegehen; eine ziemlich schwere Krankheit war die Folge. Er genas wieder, aber seine Gesundheit war gebrochen; der sonst so heitere, thätige Mann war oft äußerst schwermüthig, und die Sorge um sein Leben lastete schwer auf den Seinigen. Vergebens bat ihn seine Gattin, er möge einmal auf ein Jahr Urlaub nehmen und an einem fremden Orte seine Gesundheit wieder zu kräftigen suchen; er wollte sein Amt nicht abgeben. Zu seiner Erholung reiste er im Juli 1803 über Schneeberg nach Eger. In Schneeberg, wo sein Sohn August Bergamtsassessor war, blieb er vierzehn Tage. Die reine Bergluft, welche er täglich genoß, erheiterte und stärkte ihn sehr. Seiner Wohnung gegenüber lag ein bewaldeter Berg, an seinem Fuße bebaute Felder. Am Eingange des Waldes war eine Stelle, wo Vater und Sohn oft saßen und zusammen sprachen. Mehrmals sagte Herder hier zu seinem August: „Ich lebe nicht lange mehr." — Sein Sohn baute an der Stelle, wo der Vater am Eingange des Waldes so oft saß, unter Buchen und Tannen einen kleinen Altar und um denselben Ruhesitze, und nannte den Ort Herder's Ruhe.

In Eger fand Herder nicht viel Stärkung, sehr wohlthätig aber wirkte auf ihn eine Reise nach Dresden. Die schöne Umgebung, die reichen Kunstschätze, die herrliche Kirchenmusik in der katholischen Kirche erinnerten ihn an Italien, die äußerst zuvorkommende Aufnahme von Seiten des Kurfürsten von Sachsen und die vielen aufrichtigen Ehrenbezeugungen, die ihm von allen Seiten erwiesen wurden, richteten seinen gesunkenen Geist wieder auf. Seiner Fürsprache gelang es, seinem Sohne August eine Anstellung im Oberbergamte zu verschaffen. Die Bibliothek, aus welcher der Bibliothekar Dasdorf ihm alles, was er wünschte, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit überließ, erfreute ihn sehr. Zur Feier des 25. August, seines Geburtstages, überraschte ihn Dasdorf mit einem schwungvollen Gedichte unter dem Motto aus Horaz:

Quid virtus et quid sapientia possit, Utile proposuit nobis exemplar.

Der Aufenthalt in Dresden war Herder's letzte Freude. Am 18. September kam er scheinbar sehr gekräftigt nach Weimar zurück, und trat sein Amt wieder an. Viele Pläne erfüllten ihn, er wollte eine gründliche Umgestaltung der Schulen vornehmen, er wollte auch noch manche literarische Arbeiten vollenden. Von allem kam nichts zur Ausführung.

Am letzten September hielt er mit ungewöhnlicher Gemüthsstimmung ein Kandidatenexamen ab. Am 17. Oktober befiel ihn ein Unwohlsein, von dem er sich bald wieder soweit erholte, daß er vom Bette aufstehen und sich zu seinen Arbeiten setzen konnte. Das letzte, was seine Hand niederschrieb, waren aus Gerstenberg's Gedicht eines Skalden die Worte:

„In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistert Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höhrer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt."

Nun begann der Kampf zwischen Herder's kraftvoller Natur und der Krankheit, welcher er zum Opfer fiel; er dauerte zwei schmerzensvolle Monate hindurch, in welchen alle alten Uebel, die ihn in seinem Leben plagten, wieder lebendig wurden. Geistige Nahrung, darunter Ossian und die profetischen Bücher der Bibel, bildeten seine Stärkung und Erquickung, leibliche Speise nahm er fast gar nicht mehr zu sich. Die Nächte wurden immer schlafloser und unruhvoller, ein heftiger Schmerz in der Brust quälte ihn sehr. Von Tage zu Tage sanken die Kräfte, vergebens raffte der edle Geist sich immer wieder auf. Sonntag den 18. Dezember 1803 schlief Herder sanft und ruhig ein. Am 21. Dezember Abends um neun Uhr wurde seine Leiche unter dem Geläute aller Glocken und unter einem Gefolge von mehr als fünftausend Personen in der Weimarischen Stadtkirche beigesetzt. Eine einfache Platte deckt sein Grab, auf ihr stehen gleichsam als ob der große edle Geist dessen, der darunter schlummert, sie der Welt immer wieder zurufen wollte, die Worte:

Licht, Liebe, Leben!

Wenn wir von Herder's Leben auch nichts weiter erzählen könnten als das, was wir bisher angeführt haben, so würden wir doch urtheilen müssen, daß an unseren Blicken die Gestalt eines außergewöhnlichen Mannes vorübergezogen sei; eines Mannes, dessen edles Herz in hoher Begeisterung für alles Große, Gute und Schöne glühte; dessen Muth überall unerschrocken den Kampf für Recht und Wahrheit aufnahm und ihn beharrlich durchführte; dessen hohe Begabung, dessen eiserne Beharrlichkeit sich die Wege bahnte, welche ihn aus einer niedern Lebensstellung zu dem höchsten in seiner Laufbahn erreichbaren Ziele emporführten; dessen Treue keiner Arbeit, keiner Mühe seines Amtes aus dem Wege ging; dessen heller Blick auch in seiner praktischen Thätigkeit die Aussicht zum Bessern fand, und anderen zum Wegweiser für die Zukunft wurde. Hätte Herder auch keine anderen Errungenschaften aufzuweisen, als diese, so würde doch die Geschichte seinen Namen erhalten und die Züge seines Lebens aufgezeichnet haben.

Und doch haben wir bisher nur den kleinsten Theil von Herder's Größe kennen gelernt; seine eigentliche Bedeutung liegt nicht in seiner praktisch-theologischen Thätigkeit, wie bedeutsam dieselbe auch sein mag. Als Theologe gehört Herder zu den größten Männern des achtzehnten Jahrhunderts, als Dichter und Weltweiser nimmt er seine Stelle unter den ersten Geistern der Welt ein. Seine Bedeutung ist bisher nur von wenigen in ihrem ganzen Umfange erkannt worden; neben Herder standen die glänzenden Gestalten eines Göthe und eines Schiller; die Schönheit der Werke, welche diese beiden ihrem Volke in so reicher Fülle boten, riß die Seelen in gewaltigem Zuge zu sich heran, und es blieb nur ein kleines Publikum übrig, welches, nicht geblendet von dem Glanze der Göthe'schen und Schiller'schen Dichtung und nicht verwöhnt durch den leichtern, lockenden Genuß ihrer poetischen Gebilde, Ruhe und Trieb genug empfand, um dem Geiste Herder's in ernster Wanderung nachzuklimmen bis auf jene Höhen, von denen herab die weite Aussicht auf das Treiben der Menschheit und auf die Ziele, welchen der Wille des ewigen Vaters sie entgegenführt, sich dem staunenden Geiste eröffnet und ihm Flügel leiht, um noch höher sich emporzuschwingen, jenem Lichte entgegen, durch welches die Liebe des allgütigen Schöpfers in der Seele des staubgeborenen Menschen ein neues, ungeahntes, entzückendes Leben sprießen läßt, ein Leben, welches dem fragenden Herzen auch hinieden schon der sicherste Beweis einer ewigen Fortdauer über Tod und Grab hinaus werden muß. Dieses Licht allein ist geeignet, zugleich den Geist des Menschen zu erhellen und sein Herz zu erwärmen, und derjenige ist einer der größten Wohlthäter der Menschheit, der diesem Lichte einen Zugang in die dunklen Herzen eröffnet; kein aufrichtiger Diener der Wahrheit und der Schönheit wird sich zu Werken erniedrigen können, in denen Finsterniß und Schmutz ihre Triumfe feiern. Wer aber die Wahrheit unter der Hülle der Lüge begräbt, und die Schönheit in den Staub zieht, der gehört zu den schändlichsten Feinden des Menschengeschlechtes, möge er nun ein Priester oder ein Gauner sein.

Es ist eine quälende Erfahrung, daß gerade im Priestergewande so mancher Heuchler und Lügner umherging, der von dem Blute der verrathenen Brüder zehrte. Priester waren es, welche die Fackel der Zwietracht, des religiösen Fanatismus in verworfener Selbstsucht emporhoben und Brände entzündeten, in welchen

das Glück und das Leben von Millionen zu Grunde ging; Priester waren es, welche die heiligsten Gefühle des menschlichen Herzens mißbrauchten, um mit gieriger Hand Schätze und Schätze zusammen zu scharren; Priester waren es, welche mit blutbefleckten Händen den stillen Frieden der Familien zerstörten, den Sohn vom Herzen des Vaters, das Weib aus den Armen des Gatten rissen und die süßesten Gefühle des Menschenherzens, den milden Athem des Alliebenden, unter dem giftigen Hauche des erbarmungslosen Religionshasses erstickten; Priester waren es, welche unter der Larve der Heuchelei unser deutsches Vaterland mit Mord und Brand, mit Blut und Jammer anfüllten, alle seine Blüthen knickten und zertraten, alle seine Größe und seinen Ruhm mit Bergen von rauchenden Trümmern bedeckten.

Das Menschenherz müßte an aller dauerhaften Grundlage für sein wahres Glück, an aller Gewißheit einer höhern Bestimmung verzweifeln, wenn jenen Scheusalen im Priestergewande nicht andere Gestalten gegenüberständen, unter deren segnenden Händen wieder aufblüht, was jene Teufel vernichtet und vergiftet haben. Sie waren keine Kristen, weder in ihren Handlungen noch in ihrer Lehre. Mit Recht sagt Herder, daß der wahre Priester auch der wahre Vater sei, und die echte Priesterschaft wird stets als Vaterthum erscheinen. Wer nur zu suchen versteht, der findet auch heute noch unter Protestanten und unter Katholiken jene ehrwürdigen Gestalten, welche ein Schmuck für den Priesterrock sind, den sie tragen, wahre, echte Gottespriester, die ein Vater aller sind, die ihrer Pflege anbefohlen wurden, und zu denen auch alle wie zu einem Vater aufschauen. Die höchsten Muster ehrwürdiger Priesterschaft werden freilich immer jene Erzväter bleiben, denen die Sage alle Züge beigelegt hat, welche die fromme Einfalt zum Schmuck und zur Ehre liebgewordener Persönlichkeiten nur ersinnen kann.

„Ein Vater*), der wie Abraham im Kreise seiner Kinder und seines Hauses nach ihm Gott lehret, befiehlt, daß sie des Herrn Wege halten, und thun was recht und gut ist! — siehe da der würdigste erste Priester seines Hauses, seines Geschlechtes, eines Gottesgeschlechtes! Eines Gotteshauses! Erziehung und Unterweisung der Seinen, nichts Geringeres als ein kleines Nachbild der großen Gotteserziehung des ganzen Geschlechtes, jene in einer kleinen Hütte am Staube, diese allweit und hoch wie der Himmel über der Erde. Priester Gottes, erster König, Vater und Haushalter des Heiligthums, was hast du für ein großes Vorbild!

„Die erste Anlage der Natur**).

„Solche einzelne Wohner waren Priester und Könige in ihren Häusern und Hofmarken. Sie richteten über das Leben ihrer Familie und Knechte, ohne einander Rechenschaft zu geben. Jeder Hof war gleichsam ein unabhängiger Staat, der sich von seinen Nachbarn mit Krieg oder Frieden schied. Jeder Hausvater handhabte seinen eigenen Hausfrieden, und wie sie sich mehrerer Sicherheit halber

*) Herder's Provinzialblätter für Prediger. I. Geschrieben im Jahre 1774 in Bückeburg.

**) Herder zitirt hier eine Stelle aus dem 13. Abschnitt der Osnabrückischen Geschichte von Justus Möser.

verbanden, ward diese Befugniß nicht aufgehoben. Keine Obrigkeit, und vielleicht nicht einmal eine gemeine Gottheit, erstreckte sich in eines Mannes Wehre. Das gemeine Recht kam, wie billig, dem Hausrechte nur zu Hülfe."

Dieser Paragraf enthält vielleicht mehr Erläuterung der Genesis und des Ursprungs der Priesterwürde, als große Kommentare.

Wenn nun, auf welche Weise es auch sei, Vereinung vieler solcher Haus- und Priesterstellen zu einem Gemein ward; wenn, wie der Richter-, Adel- und Königsstand und alle Stände (die meisten erst wie später!) aus diesem Ursprung erwachsen, es auch gewiß früher der Priesterstand war; wenn da alle Bildung des Menschengeschlechtes in seiner Kindheit Unterweisung von Gott und in Gottes Namen war, und sich durch seine Werkzeuge auch am liebsten die Geschlechtstafel hinab fortpflanzte vom Vater auf Sohn hinab auch durch alle, die Allvater Gottes Stelle auf alle menschlichen Söhne unter dem Bilde jedes Vaters im Kreise seiner Söhne vorstellten; ohne Betrügerei und willkürliche Verabredung, durch mehr als einen Sozialkontrakt des guten Beliebens sprießten hier Keime des abgesonderten auserwählten Priesterstandes hervor, und war derselbe, oder wir müssen den Ursprung aller Geschichte zum Teufelsroman und den Anbeginn des menschlichen Geschlechts zur Höllenschöpfung machen, im eigentlichen Verstande Werk, Stiftung, Eigenthum Gottes. Er, der die Menschen alles lehrte, was sie wissen, sonderte sich auch die aus, durch die er sie alles lehrte, Kanal und Quelle alles Unterrichts und gemeinschaftlichen Bildung von Gott.

Immer wird's also eine brüchige Geschichte der Politik oder Politik der Geschichte bleiben, Priester auch in ihrem ersten Ursprunge nicht anders als Nationalbeamte, als Generalgewaltige und Handhaber der Gerechtigkeit, deren Heiligkeit oder Heiligung nicht anders als aus Menschengutwillen und Eigenmacht hergerührt hätte, zu betrachten: ihnen sodann von da aus, aus einem Quell des Eigennutzes allein, Heiligkeit auf ein Gehäge ihres Betrugeinkommens auszubreiten u. s. w. So wahr dies immer in späteren, verdorbneren Zuständen, entfernten und vielleicht unter dem Zwange der Natur darbenden Erdstrichen sein kann und wirklich ist: wahrlich, vom Anbeginn der Kreatur ist's nicht also gewesen, und darüber haben wir Urkunden, Stiftungen, Geschichte der Welt! Der Gegentheil hat nichts als Lügen, Vermuthungen, Spöttereien, und eine Filosofie, die, wie sehr und einzig sie auch aus sich selbst schließt, vor jedem Geschöpf Gottes zu Schanden wird.

Sind von jeher die Priester aus dem Hefen- und Betrugsunflath ihres Jahrhunderts entstanden — wer in der Welt müßt es denn eher und mehr sein, als Gesetzgeber, Könige, Fürsten! Sie, wie die Urgeschichte aller Völker zeigt, zuerst allein aus und durch Priester entstanden! Alle ursprünglichen Gesetze, Stiftungen, Einrichtungen, Verbündnisse mit dem Namen Gottes und keines Königs besiegelt! Mummerei und Betrügerei ist das also viel weniger, als alle Könige auf ihren Thronen Betrüger sind, und ist die Obrigkeit, im absolutesten Verstande, von Gott, so in keinem weniger absoluten, durch Filosofie und Spitzfindigkeit etwa untergeschobenen Verstande ist Priesteramt von Gott. Alle Wissenschaften und Bildung, die, wie bewiesen werden kann, von Gott kamen, und allein von ihm kommen mußten, waren ihr Zepter: das ganze Medium der Gottespflege und Erziehung des Menschengeschlechts, der weite Königsraum, worin sie herrschten

und herrschen konnten. Ihr Können im eigentlichsten Verstande war von Gott! Dies Können also (denn kein Mittel der Bildung, das Gott ans Menschengeschlecht gibt, sollte ohne Gebrauch sein) war Pflicht; nicht Befugniß etwa, sondern Befehl, Muß im eigentlichen Verstande.

Ist's jetzt Zeitpunkt, da es die Mode will, den Priesterstand zu verkleinern, so sei's! so wolle sie's! Aber in welchen guten Absichten es auch immer sei, meine Brüder! lasset uns selbst nicht die sein, die der Wahrheit, der Geschichte, der Offenbarung zuwider auf die Art verkleinern, — nicht uns selbst, unsere Personen, an denen läge nichts, und von denen ist im mindesten nicht die Rede — sondern Stiftung, Amt, Werk Gottes, damit es — glorreiche Verwandlung! — Durchlauchtigstes Menschenwerk werde, was denn unserm Fleisch und Blut, unserm Rangzettel und Pfründeregister außerordentlich gut zu statten käme, im mindesten aber nicht unserm Amt und dem Geiste seiner Führung.

Predigtamt eine unmittelbare Anordnung Gottes zum Heil und zu einer Bildung des Menschengeschlechts, die kein anderer Stand ersetzen konnte: als solcher begann er vom Ursprunge des Geschlechts, trug lange unter einer unmittelbaren Leitung Gottes bei, empfing Segen unter jedem Weltzustande mit innerer Kraft, wie das Samenkorn des Winters auch unter Eis und Schnee fortzudauern und wiederaufzuwachen. Winter nun um uns oder Sommer! die Kraft dauert auch jetzt fort, regt sich nur unsichtbar und verborgen auch jetzt; und die Kraft, mit der Hülle, die sie einschließt, war und ist ursprünglich Gottes. Auch mit dem unreinsten Koth bedeckt, auch von der garstigsten Hand in den Koth geworfen: im Wesen des Samenkorns ist und bleibt göttliche Macht, erste Bildung der Welt und des Menschengeschlechtes.

„Wir wissen es, wie wir zu unseren Aemtern kommen!“ Allerdings! Und leider wissen es viele, daß sie nur zu natürlich dazu gekommen sind — was schadet das aber dem Wesen des Amtes, dem Ursprung und edlen Zweck seiner Stiftung, den jeder Edlere als nicht von Menschen, sondern von Gott empfangen zum Ziel haben muß, oder er läuft ins Ungewisseste der Dämmerung. Hat auch zu unseren so erleuchteten Zeiten die gesetzgebende Macht noch so große Lücken, daß oft zu natürliche Schlupfwinkel „wie wir zu unseren Aemtern kommen“ möglich sind: habe sie's! Ihre Schuld und nicht, als Stand, als Amt betrachtet, die unsere! Sind, seitdem glorreiche Degenknöpfe und Feldschmarrenangesichter Engel Gottes auch in der Kirche aussenden, oft, „wie wir zu unseren Aemtern kommen,“ leider! keine Wege betretener, als von der Informator- und Vorschneiderstelle Sr. Excellenz unten an der Tafel, oder, wie's der verschriene Vorwurf ist, noch ärger: schämen mögen sich die, die so kamen, und die so hineinließen: auch werden auf solchem Wege selten anders als ausgetretene Pflanzen wachsen. Aber Amt Gottes, was hast du dessen Schuld? Und was gelte das im mindesten dem Begriff deiner Wichtigkeit! Vorzüge und Rechte, sofern sie im innern Ursprunge, Berufe und Bestimmung liegen — im mindesten was? Allerdings sind wir (und das muß jeder Edlere als ersten Anhauch seines Lebens fühlen!) in unserm Stande so unmittelbar von Gott, als jede Obrigkeit unmittelbar ist von Gott verordnet!

Verbirg also, edler Baum, deine Wurzeln in der Erde, daß sie nicht bloßliegen und Klüglinge über dich straucheln; aber ewig laß dir diese Wurzeln nicht

nehmen, stehe darauf fest, aus ihnen quillt dir einziger Saft des Lebens! Kammer- und Kommissionsräthe dienen auch, indem sie Menschen dienen, ihrem Gott: Dein Stand aber soll unmittelbar Gott dienen; und ob dich gleich niemand als Menschen im Namen Gottes verordnen können, ob du gleich Gott nicht anders als an Menschen und unter Menschen dienen kannst: sollst du aber doch Gott dienen und nicht Menschen, sollst Gott mehr dienen, als Menschen: das ist dein Gebot! Und das ist so rein, so klar, so unterscheidend! Mit all deinem Menschenberuf wirst du nirgend hin kommen, der Baum schwebt in der Luft. Und wird dann auch von jedem leisen Lüftchen bewegt! Lies Luther's Schriften, der hat gewußt und gefühlt, wo weltlicher und göttlicher Ruf, Ansehen, Vorzug, Bestimmung anfange oder aufhöre. Ich fahre fort.

War's also, daß sich ursprüngliche Stiftung des Wortes Gottes so natürlich an die simpelsten Stände der Menschheit, Haus, Ehestand, Kinderzucht, und überhaupt Erziehung des Menschengeschlechtes in seinem Fortwuchse anschloß: wo ist noch anders seine liebste Stütze und Stätte? Wahre, reine Erzväter Gottes, sucht sie nicht oder weniger in jenen Hauptstädten, in Vorsälen der Höfe, in rothen Schuhen oder gar rothen Hüten und seidenen Kleidern! Wo es im Kreise nicht Vater und Mutter, Hausvater und Hausmutter zum eigentlichen ersten Lebenszwecke mehr gibt, da gibt's auch nicht und kann nicht mehr zum eigentlichen ersten Lebenszwecke Männer Gottes geben, wie wir sie hier betrachten. Viel anderes Nützliches, das sie sein können — Filosofen, moralische Lehrer, geistliche Redner und obrigkeitliche Räthe, artige, angenehme Gesellschafter — viel anderes, nur des Namens, den wir hier suchen, einfältiger Diener Gottes! sicherlich werden sie sich dessen, wenn's hart hergeht, auch selbst schämen und entsagen. Der Beruf liegt unter ihrer Würde, wenigstens (ohne alle Deutung gesprochen) unter ihrem Kreise, ihnen fehlt dazu Element und Aether!

Aber, wenn ich mich dir nähere, einfältiger Hirt deiner einfältigen Heerde! Vater aller, die dein sind, die du alle kennst und liebst, in ihrem oft harten, dornigen Lebenswege anmunterst, tröstest, und durch Pflicht und Vertrauen zum Himmel führst: guter redlicher Mann des Himmels! Unterpfand der gemeinsamen Gottesfurcht, Friedens, Redlichkeit und Glückseligkeit deiner Gemeinde! Du aller Väter und Greise Bruder! Aller Armen und Elenden Kenner und Nothhelfer! Aller Unmündigen und Kinder Erzieher und Vater! Edler einfältiger Mann! Gabe des Himmels! Bote der Gottheit! Glücklichster und verdientester der Menschen auf Erden — du liegst verborgen! Wirst als „Wort Gottes auf dem Lande“ verspottet, bist kein — bist allerdings! und vielleicht einzig noch der wahre König zu Salem! König der Gerechtigkeit und des Friedens! Priester Gottes des Allerhöchsten! — Lehre und thue Gottesdienst und glaube! Dein Keim fällt in die Erde, aber die Krone deines Baumes wird groß sein! — In jedem Stande ist Patriarch vielleicht der würdigste, erhabenste Anblick der Menschheit: ein Noah, Abraham, Melchisedek — und leider auch öfters Hiob des geistlichen Standes in seinem höchsten Begriffe — wie tief fühlt sich ein Edler liegend, wenn er nur hier und da Trümmer des heiligen Gottesrestes sieht!

Wenn der Priesterstand ursprünglich bestimmt war, im Namen Gottes Menschen zu bilden, und je reiner göttlicher, allweiter, edler die Bildung war,

desto priesterlicher; auf welcher Höhe des Heiligthums stehen wir jetzt! Welche tausend Mittel und Wege um uns, wenn wir sie nur brauchen können und mögen, um wo nicht die glorreichsten, so die edelstverborgensten Wohlthäter der Menschen zu werden. Welche Menschen nützliche Wissenschaft, die nicht auch an die Theologie grenzte, von ihr Einfalt, Licht und Leben erlangen könnte, wenn ihr nur wolltet? Ist nicht alle Gottseligkeit allnützlich und hat die Verheißung zweier Welten — wenn wir nur wollten! Dichtkunst, sie ist ursprünglich Theologie gewesen, und die edelste, höchste Dichtkunst wird, wie die Tonkunst, ihrem Wesen nach immer Theologie bleiben. Sänger und Profeten, die erhabensten Dichter des alten Testaments schöpften Flammen aus heiligem Feuer. Die ältesten, ehrwürdigsten Dichter des Heidenthums, Gesetzgeber, Väter und Bilder der Menschen, Orfeus und Epimenides und alle Fabelnamen der Urzeit, sangen die Götter und beseligten die Welt. Was die Milton und Klopstock, Fenelon und Racine in ihren reinsten Augenblicken empfunden, war Religion, war nur Nachhall göttlicher Stimme in Rede und Schrift. Die erhabenste und zerschmelzendste Beredtsamkeit Bossuet's und Fenelon's, die stärkste Gedankenhelle Pascal's, die treue Herzenssprache Luther's und die einfältige ruhige Würde Spalding's, und die engelzarte Vorempfindung des Engels in uns bei meinem Freunde Lavater, und wiederum die dunkle Gebirgshöhe Young's im Trompetenklange der Mitternacht — Religion! Religion! Ferner Nachhall und Nachklang der Offenbarung! Und, o Quelle, was liegen in Dir noch für Ströme!

Eine Filosofie der Menschheit, mit ihr eine wahre Geschichte derselben — niemand als ein Priester Gottes wird und soll dieselbe einst schreiben. Jede andere Filosofie und Geschichte versinkt in den Morastquell, aus dem sie aufgegährt war, und hat weder Anfang noch Ende. Alle, auch geringe Vorarbeiten dazu im wahren Geschmack der Treue, verunzieren die einen Theologen? Ein Versuch über Gottes Ordnung im Menschengeschlecht, über die Absichten Gottes in der Natur, über seine Gottheit in den Kunsttrieben der Thiere — verunzieren die einen Theologen? Und wie, wenn sich das einst alles allein durch Vorbild und Aufschluß der Haushaltung Gottes in seiner Offenbarung fördert und belebt? Ein Priester Gottes wird einst eine Weltgeschichte schreiben können; der pragmatische Reflexionsgeist unserer Voltaire, Hume u. a. mit seinem Gelieferten wird sein Staub, den der Wind zerstreut.

Die edelste Naturgeschichte wird Theologie, alles, was Menschheit umfaßt und bildet, Theologie, und kaum, daß ich davon nach meinem Gesichtspunkt etwas auszunehmen wagte. „Daß der und der etwa nicht der erbaulichste Prediger dabei sein dürfte!" enge kleine Besorgniß! Kenne ich ihn? War sein Weg zur Bildung der meinige? Ist der Odem meiner Brust Maßgabe des Ziels und der Schranken jedweden Läufers, der vielleicht durch Zufall, vielleicht zur Erholung da laufen mußte, oder ist in meiner Schlummermütze das Maß aller menschlichen Köpfe?

Ueberhaupt, meine Brüder, wenn ich sehe, wieviel durch Priesteramt von jeher, insonderheit in den ersten Jahrtausenden zur allgemeinen Bildung der Welt beigetragen worden, ja daß gewissermaßen alle Gesetzgebung, Weltweisheit und Menschenordnung ursprünglich aus ihm ausgegangen: wie wünschte ich oft, daß unser Stand wo möglich noch immer das Edelste alles thäte! Es unbelohnt, verachtet und duldend thäte! Es aber mit einer Einfalt, Würde und Erhabenheit

thäte, die in solchem Maß und Höhe allein ihm eigen, aus der Religion eigen sein sollte. Salz der Erden! Licht, das seinem Wesen nach in Dunkelheit und Dämmerung scheinet, und das mit aller Gottesgabe den Vorzug hat, sich allweit auszubreiten, immer zu geben und nimmer verloren zu haben!

Aber um unseres Stifters und Berufs willen, daß der Vorzug nicht bloß Erkenntniß und Bildung des Erkenntnisses bleibe! Ist Licht das ganze Leben des Körpers? Und was hat unsere Zeit zumal mehr als Licht nöthig! Lasset uns also an jene Salbung, Einweihung und Gottesschmuck des allegorisirenden Testaments denken! So edel, würdig, königlich und göttlich sei der Priesterstand als Stand, als Karakter! Einfalt und Himmelsläutere und Würde und allumfassende Redlichkeit sei unser Priesterschmuck, und Segen Gottes, Eintracht und Ruhe die Salbe des Haupts Aaron's und seiner Kinder!

Wir haben hier kein abgesondertes Theil; Loos und Erbe sind, wie wir jetzt sind, oft ein Schauspiel und Fegopfer der Welt! Lasset uns, indem wir am wenigsten genießen, das meiste thun! Und indem wir das Schlechteste erbeuten, das Größte hoffen! Unser Altar sei, wie jener den Gott sich ausersah, nicht von gehauenem Marmor oder zubereitetem Demant: von schlechter, armer Erde, aber das Feuer das darauf brenne, sei Feuer Gottes! Lasset uns als Stand unser Ziel so rein und hoch nehmen als wir können, und der Unwürdige sei nur durch Mitleid und Besserung unser Bruder.

Vielleicht würde alsdann und bald einmal die Zeit sein, wo — Aber nein! sie wird und kann nie sein, wenn nicht ein anderer Stand als wir leider jetzt dazu die Hände bietet. Was kommen für Menschen ins Predigtamt? Welche werden dazu schon wieder zubereitet, oder vielmehr er zu ihnen verdammt und bei seiner allgemeinen Verachtung hier gewiß am empfindlichsten verhöhnt? Wählen sie nicht oft Leute ins Predigtamt, wie sie kaum Sauhirten wählen würden? Welcher Land- und Kirchenpfleger, der sich nicht um seine Köchin und Tafeldecker interessantere Mühe gebe, als um — mich ärgert's hier hinschreiben zu müssen, um einen Diener Gottes! Priester! Seelsorger einer ganzen Gemeinde! An dem sie, die arme verlassene, genug geplagte Heerde noch einigen Trost des Lebens haben sollte, und dann meistens nichts als einen Schlemmer, Aergerer, Filosofen oder Bauchpfaffen kriegt. So tief bist du Predigerstand verachtet und herabgerathen, und ob es denn über dich zu spotten Wunders oder Kunst wäre? Wer hat denn die Leute ins Amt gedingt? Weichlich und üppig erzogen der eine, der andere Theil aus Armuth, Noth und Jammer, unwissend, demüthig hineingekrochen. Und wie zubereitet? Auf Schulen? Auf Akademien? Wie in der frühesten Erziehung? Welch ein Ideal ihres Standes, wo es sogar Lieblingslokus manches ihrer Herren Professoren wird, diesen Stand zum Ziel ihrer Nachmittagsspäße zu machen! Endlich im Stande selbst — wie begegnet, wie geachtet! Zu welchen Niedrigkeiten, der gemeinen Menschendenkart nach, fast gezwungen! Müssen verachtenswerth bleiben, weil sie verachtet sind, und verachtet werden, weil sie sich verachtenswerth machen, daß fast keiner mehr, der nur andern Ausweg sieht, sich dahin sehnt, und man bald lauter übergebliebene Herbstspätlinge nehmen wird, wie man sie findet. Und wie ist alles in einander geschlungen! Wie tief, tief in der Denkart der Zeit liegen hiervon die Wurzeln! — Daß Gott sich auf-

mache, und durch Thaten, Anlässe, bessere Welt und kraftanwehenden Geist rechtfertige, wie er's allein nur kann! Und so lange lasset uns in unserm Stande vortrefflich sein und auf bessere Zeiten hoffen!" —

Ueber die Veranlassung zu den Provinzialblättern gibt Herder's Gattin eine interessante Bemerkung; sie sagt: „Die Stimmung, in der er damals in Bückeburg war, das Reich Gottes rein und lauter zu bauen — in diesem Jugendfeuer, aufgeregt von allen Seiten, da ergriff er die Geißel, diese bittere Feder."

Was unter den Aufregungen gemeint ist, wird man verstehen, wenn man in Betrachtung zieht, was wir über Herder's Leben in Bückeburg erzählt haben; wir erinnern beispielsweise nur an die Geschichte des Kandidaten. Aus diesen Umständen erklärt sich auch der bittere Ton dieser Schrift, welche aber zugleich ein schönes Zeugniß für Herder's hohes Ideal und für seine Aufrichtigkeit bleiben wird. Man kann sich leicht denken, daß der große Troß der Handwerkspriester in Wuth darüber gerieth, daß einer der Ihrigen sogar sich unterstand, mit solchen Donnerworten ihre Gebrechen vor den Augen der Welt bloßzulegen. Herder hatte in der Folge vielen Aerger zu tragen. Die Provinzialblätter zeigen im Stil ganz und gar die abspringende, gekünstelte, oft dunkle Art Hamann's; indeß stört diese Darstellungsweise gerade in diesem originellen Werke weniger.

Von den eigentlich theologischen Arbeiten Herder's waren die Provinzialblätter die früheste. Es zeigt sich auch in ihnen schon der Grundzug, der Herder's theologische Anschauung so eigenthümlich und so fruchtbar macht: es ist das Streben, alle Theologie in das Leben hineinzustellen, und sowohl sie als auch die Bestrebungen ihrer Diener für das Leben, für die Menschheit nützlich zu machen; er spricht den Satz aus, daß die Theologie um der Menschen willen da sei, und nicht die Menschen um der Theologie willen. Als Herder von Rom zurückkehrte, freute er sich, als er in Florenz wieder Fußtritte von Menschen fand, statt der Götzen, die er in der ewigen Stadt überall sehen mußte. Es ist leicht zu begreifen, wie bedeutungsvoll eine solche Ansicht einerseits für die ideale Theologie selbst, andererseits für die praktische Ausübung ihrer Gesetze und für die Stellung ihrer Diener zu den übrigen Menschen sein muß. Diese Ansicht hält das wahrhaft kristliche Patriarchenthum gegenüber dem völlig unkristlichen, egoistischen Sklaventhum, welches die römisch-katholische Kirche gebietet, fest. Die Früchte von Herder's Anschauung können wir an ihm selber gewahr werden, wenn wir seine gewissenhafte, zu jedem Dienst für den Nächsten bereite Amtsführung in Betracht nehmen. Sie gewährt genau dasselbe Bild wie die großartige Thätigkeit der ersten kristlichen Bischöfe und auch der Apostel, zu denen die Päpste und ihre Genossen die verzerrten Karikaturen sind. Wenn wir es mit einem Worte sagen wollen, so ist es die Humanität, die reine, edle Menschlichkeit, deren schönes Bild alle Geistesarbeiten Herder's in leuchtenden Farben widergeben. Mit solchen Grundsätzen trifft Herder den eigentlichen Kern des Kristenthums, das größte aller Gebote: Du sollst Gott über alles lieben und Deinen Nächsten wie dich selbst.

Auf jedem Blatte der Bibel erkannte Herder die Züge dieser Vorschrift, und in diesem Geiste, so wollte er, sollte man auch die Bibel lesen und erklären. Jenes große Wort Lessing's: „Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion," fand an Herder einen beredten Vertheidiger. Eine Fülle

von schönen Gedanken über diesen Gegenstand hat Herder in seinem Werke: Briefe, das Studium der Theologie betreffend, niedergelegt. Nicht allein für Theologen, sondern für jeden gebildeten Kristen, der von kristlich-religiöser Belehrung mehr fordert als eine Abrichtung für äußere Geberden und für das Herplappern gewisser Formeln, wird dieses inhaltreiche Werk von Interesse sein. Wir lassen den ersten Brief hier folgen. Das Werk erschien zum erstenmal im Jahre 1780, ist öfter aufgelegt und selbst von Katholiken gern gelesen worden. —

„Es bleibt dabei, mein Lieber, das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist Studium der Bibel, und das beste Lesen dieses göttlichen Buches ist menschlich. Ich nehme dies Wort im weitesten Umfange und in der andringendsten Bedeutung.

Menschlich muß man die Bibel lesen, denn sie ist ein Buch durch Menschen für Menschen geschrieben; menschlich ist die Sprache, menschlich die äußeren Hülfsmittel, mit denen sie geschrieben und aufbehalten ist; menschlich endlich ist ja der Sinn, mit dem sie gefaßt werden kann, jedes Hülfsmittel, das sie erläutert, so wie der ganze Zweck und Nutzen, zu dem sie angewandt werden soll. Sie können also sicher glauben, je humaner (im besten Sinne des Wortes) Sie das Wort Gottes lesen, desto näher kommen Sie dem Zweck seines Urhebers, der Menschen zu seinem Bilde schuf, und in allen Werken und Wohlthaten, wo er sich uns als Gott zeigt, für uns menschlich handelt. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen hiermit einen kahlen Gemeinort gesagt haben will; die Folgen dieses Grundsatzes, recht gefaßt und im ganzen Umfange erwogen, sind wichtig.

Zuerst schließt sich nach ihm so mancher Aberglaube aus, als sei die Bibel bis auf jede Kleinigkeit ihrer Schreibmaterie, Pergament oder Papier, Griffel oder Feder, bis auf den, der eins oder das andere führt, bis auf jeden Strich oder Karakter ihrer Schrift und Sprache übermenschlich, überirdisch, mithin ganz ungemein und ohne Vergleichung, weder einem Truge noch Irrthum unterworfen, anzubeten und nicht zu untersuchen, nicht zu studiren noch zu prüfen. Wirklich ein böser Grundsatz, der einen Menschen, der ihn wegen seiner lieben Göttlichkeit annimmt, nur gar zu menschlich, d. h. müßig und dumm macht, weil er ihm die Binde vors Gesicht zieht und nun fragt, ob er kein Licht sehe? Ob ein Mensch, der die Bibel abschreibt, jetzt auf einmal ein fehlerfreier Gott werde, können Sie gleich erfahren, wenn Sie mit Ihrem Abschreiber einen Versuch machen wollen. Er wird jetzt schreiben, wie er sonst schrieb, nachdem er nämlich Genauigkeit, Fleiß, Kenntniß der Sprache und Sachen, Zeit, Geduld und eine leserliche Hand hat; die Gottheit wird ihm, weil er etwa jetzt Bibel schreibt, keins von allen diesen Stücken durch ein Wunder ändern. Das ist nicht etwa seit der Buchdruckerei so geworden, sondern immer und vorher vielmehr also gewesen. Kein Pergament bekommt eine festere Natur, weil es die Bibel trägt und keine Dinte wird deshalb unverlöschbar. Ebräische Punkte und Buchstaben legen ihre Natur nicht ab, weil sie jetzt zum Buch der Bücher gehören, und alles, was die Zeit an einer Sprache thut und ändert, bleibt völlig in seinem Gange. Dies sind nicht Muthmaßungen, sondern Fakta, von der Art ist auch alles, was hiervon abhängt. Verbannen Sie jeden letzten Sauerteig der Meinung, als sei dies Buch in seiner äußern Gestalt und in seinen Materialien nicht ein Buch wie andere Bücher, in ihm könne es z. B. keine verschiedene Lesarten geben, weil es ein göttliches Buch sei.

Es gibt in ihm verschiedene Lesarten (und Eine Lesart kann doch nur die rechte sein), dies ist Thatsache, keine Meinung. Mithin muß man sich um diese bemühen, mithin zwischen ihnen unterscheiden und wählen, mithin gibt's gerade eine Wissenschaft über diese Wahl und Unterscheidung, wie bei jedem andern menschlichen Buche. Die Bibel ist hierin gewissermaßen das menschlichste von allen Büchern, denn sie ist ihrem größten Theil und Grunde nach beinahe das älteste. Es ging durch so viele Hände, Völker und Zeiten, und obgleich, wie wir bald hören werden, die Vorsehung durch natürliche Mittel ganz einzig für die Erhaltung und Aufbewahrung desselben sorgte, wir auch im Ganzen seines Zwecks und Inhalts, so fern er für uns dient, von seiner Unverfälschtheit sicher sein können, so müssen wir doch diese nie a priori beweisen, als sei dies Buch etwa im Himmel geschrieben worden und nicht auf Erden, von Engeln und nicht von Menschen. Durch solche Voraussetzungen thun wir der Bibel nicht Ehre an, sondern Schande und Schaden; ein großer Theil der frechsten Einwürfe gegen sie ist aus diesem luftigen Rüsthause genommen, und manche Gegner streiten noch immer auf solchem Felde, als ob sie für Mahomed's Koran und einen Gabriel, der ihn vom Himmel gebracht habe, stritten. Ich mag nicht von dieser Partei sein; nicht, weil der Feind fürchterlich, sondern weil der ganze Streitplan Feengrund ist. Für einen jungen Theologen wenigstens ist dergleichen unbewiesene, zum Theil offenbar unwahre und fabelhafte Hypothese gewiß schädlich. Sie umhüllt und verstopft ihm Blick und Kopf, sie fesselt seinen Fleiß zu untersuchen, zu sammeln, zu prüfen, gesund zu erklären, und lähmt, wenn er sie hat, die gewiß gute Gabe Gottes, natürlichen Verstand und Scharfsinn. Viele haben es gerade herausgesagt: ich mag kein Buch lesen, das kein Buch wie andere Bücher sein soll, und andere sind nach Mühe und Qual zuletzt auf eben die überdrüssige Ruhe gekommen. Luther, der ein heller, vortrefflicher Kopf war, hat sich mit bleiernen Stupiditäten solcher Art gar nicht befaßt, und ich bin gewiß, daß es kein guter Kopf könne und werde. Wenigstens bin ich bei mehr als einem Subjekt Zeuge darüber, wie schwer es hält, einen Menschen zu richtigem Sinn und Blick im Gebrauch der Bibel zu bringen, wenn einmal dergleichen faule Sümpfe von Nonsense in ihm sind. Er glaubt immer, wenn er die Bibel angreife, greife er kein Buch an, und erlaubt sich also nicht zu sehen was er sieht, zu hören was er hört. Himmlische Schatten schweben ihm vor, Gestalten aus dem Reiche der Peris und Neris; oft auch an Wahrheit, Nutzen und Verhältniß Gestalten aus dieser Gegend. Was das schlimmste ist, so lernt er durch diese Verdämmerung in seinen jungen Jahren Hülfsmittel verachten oder vernachlässigen, deren Mangel ihm nachher immer anklebt, gewissermaßen unersetzlich bleibt, und ihn vielleicht gar, weil keine Blöße sich gern zeigen will wie sie ist, gegen das bessere Licht recht gebrauchter Hülfsmittel zuletzt wapnet. Den Grund vom letzten weiß er vielleicht selbst nicht, und sodann um so schlimmer: nun streitet er für die Sache Gottes und der Bibel, weil er eigentlich für seine Dürftigkeit an wahren Einsichten und Hülfsmitteln, d. h. für den Staar seiner Augen streitet.

Verachten Sie also nicht, mein Lieber, die Kenntnisse, die Ihnen zu solchem Gebrauch der Bibel angeboten werden; es bleibt Ihren reiferen Jahren ja nachher aufbehalten, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Lassen Sie sich selbst

den Mißbrauch, die öftermals recht schnöde Anwendung der sogenannten biblischen Kritik, der Ihnen vor Augen ist, nicht abschrecken, sondern lernen Sie Sprachen, verwandte Sprachen, machen sich die Grundsätze dieser feinen, gelehrten und filosofischen Wissenschaft bekannt, sammeln, was Sie sammeln können, wenn es auch nur von fern dazu dient. Halten Sie sich früh ein Exemplar der Bibel, in ihren Grundsprachen, wo Sie auf durchschossene Blätter Varianten, Einwürfe, Muthmaßungen, Bemerkungen, Regeln zu künftigem Gebrauch und Urtheil anmerken. Nur jetzt urtheilen Sie noch nicht. Sie sind noch zu jung; vielleicht ist auch dieses ganze Studium, insonderheit über das alte Testament, zu jung, als daß es reife Endurtheile gebe. Zehn oder zwanzig Jahre weiter werden Sie und überhaupt wir alle auf anderer Stelle sein, als wir jetzt sind. Wir werden manches kritische Gerüst weggeworfen haben, weil die Wand des Gebäudes da ist, die erbaut werden sollte, wir werden manches sicher annehmen, was uns jetzt noch mißlich dünkt, und werden uns dabei nicht übler finden. Bis dahin seien Sie der Biene gleich, die ihren Honig von allerlei Blumen sammelt; nur Honig sei's, was sie sammelt, nicht Gift, nicht Unrath. Behalten Sie immer Ihre kindliche Einfalt und Hochachtung gegen die Bibel, wenn Sie sie auch in den Händen ihrer Kritiker zuweilen sehr entweiht sehen; die Kritik hatte daran nur zufälligerweise Schuld. Ein Sprachmeister und Ausleger sind zwei sehr verschiedene Geschöpfe, wie wir's ja bei so viel läufigen Sprachmeistern neuerer Idiome sehen; diese können den Autor verstehen und die Sprache ganz und gar nicht; vor seinem schlichtesten Sinn, geschweige vor den Feinheiten desselben hängt ihnen die Decke. So kann's und wird's wahrscheinlicherweise mit den Sprachmeistern der Bibel auch sein, eben weil sie das älteste, schlichteste, umfassendste Buch ist; deswegen aber bleibt Sprachmeister an sich (seine Starrheit ausgenommen) eine gute, nützliche, unentbehrliche Sache, ja im Grammatischen und in Kleinigkeiten der Kritik leistet oft seine Starrheit Dienste. Kurz, mein Freund, versäumen Sie nichts vom Zubehör der Theologie und ihrem Gerüste, aber vergessen Sie nicht, daß das Zubehör nicht Sache und das Gerüst nicht Gebäude sei; dies wird Sie sowohl vor dem kritischen Stolz, der wahren kalten Kröte des guten Verstandes, als der unkritischen Schlaffheit und Schwärmerei bewahren." —

Zur Ergänzung dieser reifen Ansicht über die Benutzung der Bibel mögen hier noch zwei kleinere Stellen aus demselben Werke stehen.

(XXV.) „Ich weiß nicht, warum man bei der Theologie nicht so freien Sinnes und heitern Geistes sein könne als bei einer der anderen Wissenschaften. Theologie ist gewissermaßen die liberalste von allen, eine freie Gottesgabe ans Menschengeschlecht, die diesem auch zu allen liberalen Guten der Vernunft, einer edlen Jugend und Aufklärung geholfen. Theologen waren die Väter der Menschenvernunft, des Menschengeistes und Menschenherzens. Die ersten Weisen, die ersten Gesetzgeber und Dichter gingen aus diesem heiligen Hain aus, und oft nur zu spät haben sich die verschiedensten und klarsten Wissenschaften aus der alten Theologie wie die Frucht aus der Knospe losgewunden. Warum sollten wir uns nicht dieses Ursprunges freuen, und mit alle dem Feuer, mit alle der Liebe, womit Dichter, Profeten, Weise des Alterthums ihre hohen Wahrheiten oft mangelhaft genug der Welt kundthaten, diese jetzt in einem reinern Lichte, in einer edlern

Begeisterung lernen und lehren? Wenn Orfeus und Homer, Pythagoras und Plato, Hesiodus und Pindar die Geburt und Herrlichkeit, die Regierung und Wunder ihrer Götter, die ersten Knospen menschlicher Lehre und Tugend mit Schwung, mit Entzücken preisen: warum schlagen wir, wenn wir vom wahren, ewigen Gott und seinen Wundern, von seinen Veranstaltungen mit dem Menschengeschlecht zu desselben ewiger Würde reden, knechtisch die Augen nieder? Oder glauben wir, daß sich mitten im Licht am besten mit verbundenen Augen, mit einer bleiernen Binde um Sinn und Seele sehen, daß sich die Wirkung des edelsten Geistes, nur wenn der unsere am unfreiesten, unedelsten ist, am besten spüren lasse? Erwachen Sie, lieber Jüngling, aus diesem niedrigen Traum in einem so ungesunden, drückenden Nebelthale. Offenbarung Gottes ist Morgenroth, Aufgang der Frühlingssonne fürs Menschengeschlecht mit allem Licht, mit aller Wärme und Lebensfülle derselben; was soll zu ihr die gedrückte, grämliche Miene, als ob die zu Bibel und Theologie, wie der Bettelsack zum Betteln gehöre?" —

(XXVII.) „Ich lobe Sie, lieber Jüngling, daß Sie sich Ihrer Griechen und Römer so warm annehmen. Wer wird von einem Xenofon und Plato, Homer und Pindar, Plutarch und Zizero, Seneka und Antonin kalt reden? Lasset uns auch das Göttliche, das sie durchgeht, würdig nutzen und den heiligen Tempel des Unsichtbaren, den sie in der Natur verehrten, nicht durch Lästerung seiner Diener im Vorhofe schänden. In manchen griechischen Gesängen, in manchen Entzückungen des Sokrates bei Plato, und sonst in schönen Stellen des Plutarch, Maximus Tyrius, Zizero u. a. sind Stimmen, die einen Menschen aus dem Traum wecken müssen, wenn er irgend ein Gottesgefühl hat. So sind auch bei einigen Neueren, selbst in sehr verschrieenen Naturalisten und Deisten Gefühle der Gottheit, Entwickelungen einer ewigen Wahrheit, Harmonie und Tugend, die man in sogenannt frommen Büchern vergebens suchen dürfte. Behalten Sie also immer Ihre Heiden lieb, wie Sie sie lieb gehabt haben, und lernen Sie aus ihnen, was zu lernen ist; weder Schrift noch Gnade noch Offenbarung verbeut's Ihnen. Kein Heiliger wird Ihnen, wie dem Hieronymus, im Schlaf erscheinen und Sie dafür, daß Sie den Zizero gelesen, geißeln, oder es wäre kein rechter Heiliger. Die Kirchenväter haben vieles aus den Heiden genommen, und mancher hat gewünscht, daß sie noch mehr aus ihnen genommen, und einige jetzt verloren gegangene Stücke mehr damit aufbewahrt hätten; wir wollen uns dafür an den noch geretteten erholen." —

Auf demselben festen, natürlichen Grund und Boden, wie in den angeführten Stellen, steht Herder's Theologie überall. Eine vortreffliche Anleitung, wie die Bibel menschlich zu lesen sei, gibt Herder in der köstlichen kleinen Abhandlung: Von der Gabe der Sprachen am ersten kristlichen Pfingstfest. 1794. Er erklärt sich hier gegen die von manchen Frömmlern unbesonnen ausgesprochene Ansicht, daß den Aposteln plötzlich die Gabe, fremde, vorher unbekannte Sprachen zu verstehen und reden zu können, zu Theil geworden wäre. „Wer waren die, in deren Sprache die Gottbegeisterten sprachen? Allesammt, wie sie selbst sagen, Juden und Judengenossen; allesammt, wie der Geschichtschreiber sagt, Juden zu Jerusalem wohnend. Sprachen diese zu Jerusalem parthisch, medisch, elamitisch, kretensisch, arabisch? Und welches ist die mesopotamische, kappadozische, pontische,

asiatische, frygische, pamfylische Sprache? Kein Stammbaum von Sprachen wird hier gegeben, sondern eine Landkarte von Provinzen, in denen Juden wohnten. Mit Zungen reden heißt nichts anders, als im Affekt, begeistert, kräftig und herzlich reden.“ Der fünfte Abschnitt dieser Abhandlung ist für Herder's theologische Anschauung so karakteristisch, und so reich an schönen, immer neuen Gedanken, daß wir ihn hier unverkürzt wiedergeben wollen.

„Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Durch Freiheit des Geistes ist das Kristenthum entstanden; Freiheit des Geistes, doch also, daß sie nicht Frechheit werde, ist seine Grundfeste und wird sein ewiger Karakter bleiben.

Was sollten alle Opfer und jüdischen Zeremonien, die einst als Gebräuche einer Republik Gottes zu den besten Absichten eingeführt waren, was sollten sie nach Jahrtausenden, als diese Republik und der ganze Sinn ihrer Einsetzung längst nicht mehr da war? Sollen Ochsen und Kälber ewig bluten? Die Asche von der rothen Kuh immer gesprengt werden? Und der Hohepriester in ein leeres Allerheiligste ewig und immer eingehen? Lange genug hatte dies Schattenwerk gedauert, und statt als Bild die Menschen zu lehren, hatte es ihren Sinn allmälig gefesselt, verhärtet und beschränkt. Dank jedem Profeten und Weisen, der in dies alte Machwerk hie und da einen neuen geistigen Sinn brachte, die Seelen der Menschen dadurch erweiterte und eine künftige freiere Zeit nicht nur allmälig vorbereitete, sondern andere unvermerkt selbst herbeiführte. Dank über alle dem Manne von Nazareth, der das Buch des Profeten herumwarf, und den ersten Ort, den er aufschlug, auf sich deuten konnte: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euern Ohren. Ueber mir ist der Geist Gottes, er hat mich gesalbt und gesandt die Zeit der Entlassung anzukündigen, das angenehme Jahr des Herrn zu predigen.“ Blutig endete er sein Leben, er ging aber als der wahre Hohepriester einmal für alle in das himmlische Allerheiligste ein und stiftete eine ewige Erlösung. Nie wird der ebräische Opfer- und Sklavendienst mehr wiederkommen auf Erden, die Raupe ist verweset und die Psyche dieser Hülle davongeflogen. Die menschliche Vernunft hat sich geläutert und gereinigt, sie kann nie mehr zum jüdischen Kälber- und heidnischen Götzendienst zurückkehren. Jegliche neue Zunge, die uns diese Freiheit vorbereitet, verkündigt und verschafft hat, sollen wir segnen.

Die Zeit konnte nicht ewig dauern, da ein Volk der Erde sich für das erwählte heilige Volk ausgab, alle Gnaden Gottes in sich schloß, allen Segen der Völker aus sich ableitete und auf sich zurückführte. Nicht nur mußte der Zaun zerbrochen werden, der dies hartsinnige Volk von den Völkern der Erde schied (äußerlich war dies längst geschehen), sondern wunderbarer Weise sollten einige dieses Volkes sogar als Werkzeuge gebraucht werden, die Mauern zwischen anderen Völkern selbst allmälig abzutragen, und der Geist ihrer eigenen Schriften mußte dies bewirken. Sie, denen alles dienen sollte, mußten jetzt allen Völkern dienen; sie, die es fest geglaubt hatten, daß Gott mit Ausschluß aller nur ihr Gott sei, mußten selbst zu anderen Völkern die Botschaft tragen: nur Ein Gott sei aller Menschen Vater. Aus ihren heiligen Schriften ward diese geistige Glosse gezogen. Dank einem jeden, der sie zog, der ihre Verbreitung und Feststellung förderte. Der Herr ward König über alle Lande, ganz anders als die Juden dachten.

Denn was in der Welt läge für ein Sinn darin, die Juden zum ersten und einzigen Volke zu machen, und von Jerusalem aus ein allgemeines, ewiges, irdisches Reich zu gründen? Ein allgemeines ewiges irdisches Reich ist an sich schon ein Widerspruch; wäre er möglich, so wäre mit ihm das größte Uebel der Welt, ein ewiges Stillstehen der Dinge, eine unauflösliche Knechtschaft erfunden. Vollends von Jerusalem aus altlevitische Fesseln zu tragen, den Ochsen Behemoth und den Leviathan zu verzehren, ewig die alten Zungen des Gesetzes Mosis zu lernen, wäre ein jämmerliches Paradies. Es gehörte also eine neue geistige Zunge dazu, die den harten Buchstaben auflöste, und das goldene Kalb solcher Erwartungen in seine Elemente verwandelte. Die Juden bekamen davon Asche zu trinken, die daraus gewonnene Arzenei war für alle Völker. Aus tausend Ursachen war es kein irdischer König, der dies neue Reich Gottes unter die Völker bringen konnte; ein Profet mußte es sein wie Moses. Nicht Waffen und Gold konnten es ausbreiten, seine verbreitenden Waffen waren Zungen und Sprachen. Der neue Geist, der vom alten Heiligthum ausging und sich in dessen Sprache kleidete, erschien jetzt zu rechter Zeit, denn Jedermann hatte längst auf ihn gewartet.

So sehr ich's wünschte, daß die Anfänge des Kristenthums nicht so gar arm an Schriften und Nachrichten wären, als sie wirklich sind; so sehr ich's wünschte, daß uns die Abwege der Irrlehrer, die Einwürfe der Gegner bis auf die kleinste Spur aufbewahrt wären, so zeigen dennoch auch die von der Kirche selbst ausgesuchten und aufbewahrten ältesten Belege des Kristenthums, die wir das neue Testament nennen, genugsam, weß Geistes Kind diese neue Verfassung sei. Ein Kind des Geistes der Freiheit, der uns nicht nur von levitischen, sondern dem Willen und Verstand nach von jedem knechtischen Joch des Aberglaubens und der Unsittlichkeit frei gemacht hat. Bestehet in der Freiheit, meine Brüder, sagt Paulus, und laßt euch nie wieder in ein knechtisches Joch fangen. Nicht Buchstabe, Zeremonie, Vorurtheil, Herkommen, Gesetze oder Zwangspflichten, sondern Geist, d. h. Licht und Kraft der Wahrheit soll uns als Religion gelten. Selbst Kristum sollen wir nur im Geist kennen, nicht im Fleisch, und ihm im Geist, d. h. in seiner freien, reinen, edlen Gesinnung nachfolgen.

Leider aber fing bald im Kristenthum ein neues Juden- und Heidenthum als Knechtsdienst an. Es drückte hart auf die Völker, rohe Gewalt, Finsterniß und Barbarei hielten es fest. Wodurch sind wir davon befreit worden? Abermals durch den Geist, und zwar zuerst durch den Geist der Sprachen. Nicht in Begeisterung, nicht in mystischen Zungen kam er hernieder; mehrere Schriften, Schriften des Alterthums wurden entdeckt; mehrere Völker, Parther und Elamiter, Kreter und Araber lernte man kennen. Man verglich ihren Genius, den Geist verschiedener Zeiten und Himmelsstriche, man lernte und übte Sprachen. Dadurch kehrte man nun allmälig zum reinen, ursprünglichen Sinne auch der heiligen Schriften zurück, man hörte in allen Zungen die großen Thaten Gottes preisen. Die Buchdruckerei ward erfunden, und wie Boten des Geistes flogen jetzt Schriften, Zurechtweisungen, Belehrungen, Erweckungen unter die Völker. Es wäre undankbar, die Wohlthat Gottes nicht zu erkennen, die uns zur geraden, klaren Ansicht der Dinge mehr Hülfsmittel verschafft hat, als irgend eine Zeit, ein Volk, ein Kirchenvater je hatte und haben konnte. In Auslegung der Schriften des alten Testamentes

stehen wir daher den Juden weit voran, wir versäumen den Buchstaben nicht, suchen aber zugleich den Geist der Rede. Beim neuen Testament desgleichen.

Der wiedergebrachten Gabe der Sprachen mußte die Reformazion bald nachfolgen, und so unvollständig sie blieb, so richtig war ihr Prinzip: Protestantismus gegen alle Knechtschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens. Geist ist das Wesen des Lutherthums, wie Geist das Wesen des Kristenthums ist, freie Ueberzeugung, Prüfung und Selbstbestimmung; ohne diesen Geist der Freiheit ist oder wird alles Leichnam. Die Rechte, die Luther hatte, haben wir alle, laßt uns dieselben so aufrichtig, fest und groß wie er üben. Vom Joch des Papismus und der Kirchenväter hat er uns befreit, unter das Joch hergebrachter Formeln und Worte hat er unsern Verstand weder zwingen können noch wollen. Selbst Kristus wollte und konnte das nicht, er, der Befreier des menschlichen Verstandes, nicht sein Tyrann und Fesselngeber. Die Apostel wollten und konnten es nicht, vielmehr sehen sie ihre Zeit nur für den Anfang eines Baues an, an welchem immerhin zu mehrerer Erkenntniß und Vollkommenheit fortgebaut werden sollte. Sie sahen das Kristenthum in der Kindheit, das einst ein vollkommener Mann werden würde und werden müßte.

Denn wo „Erkenntniß“ gesetzt wird, da setzt man zugleich einen Fortgang des Erkenntnisses, wo „Uebung“ gesetzt wird, einen Fortgang der Uebung. Sobald Geist einen Körper belebt, so muß der Körper entweder abnehmen oder wachsen, in statu quo kann er selbst dem Scheine nach nicht bleiben.

Alle Seufzer also, mit denen man sich in die ersten Zeiten des Kristenthums zurückwünscht, sind leere Seufzer; an Mitteln der Erkenntniß besitzen wir alles was sie hatten, und besitzen es geläuterter, geprüfter. Die Masse des menschlichen Urtheils hat sich verstärkt; unsere Schuld ist's, wenn unser deutlicheres größeres Erkenntniß nicht zugleich auch größere That wird. Es würde nichts als eine Schwäche des Kopfs, einen Mangel an Unterricht oder einen verborgenen Hang zur Täuschung anzeigen, wenn wir die Dämmerung mehr als das Licht lieben und z. B. jene Wundergaben der Kirche für ewig unentbehrlich achten wollten. Was könnte ich durch ein Wunder lernen, was ich nicht durch Vernunft und Schrift viel klarer lernte? Vielmehr bittet meine Vernunft in der sechsten Bitte: Bewahre mich, Gott, vor Wundern.

Die Gabe der Sprachen möchte man sich wünschen; wenn sie aber das war, was gezeigt ist, so gehörte sie für uns auch selten. Jetzt, wenn wir den Zusammenhang der Haushaltung Gottes im Alten und Neuen Testamente, oder sonst im Verfolg der Zeiten aus einem neuen Gesichtspunkt in einer großen, fröhlichen Aussicht erblicken — ein neues Licht geht uns auf, ein großer Entwurf wird in uns lebendig, wir fühlen uns als erlesene Werkzeuge der Vorsehung und rüsten uns zum Werk.

Wie? Zum ganzen Gefühl der Freude darüber, zum tiefsten Dank, zur reichlichsten Aufopferung wären uns da schwebende Feuerflammen, neue Zungen, begeisterte Sprüche nöthig?

Das Werk, das diese Gabe gewirkt hat, dauert fort und vergrößert sich bis ans Ende der Tage; es ist eine Versammlung der Gemüther, das Größte und Schönste, was unter Menschen auf der Erde stattfindet. Vor dem Kristenthum hatte keine Religion, keine Filosofie in solchem Umfange ein solches Werk gewagt,

obgleich der Synkretismus der Filosofie, ja gewissermaßen schon der Pythagoräismus darauf ausging. Das Kristenthum kam und machte auf einmal eine Versammlung Erlesener, Heiliger, Gläubiger in allen Ländern wirklich. Niemand kann in diesem Gesichtspunkt die Briefe der Apostel ohne Ehrerbietung ansehen, so hoch oder niedrig er übrigens von den Erwählten selbst denke. Das Werk in sich war groß, die Idee erhaben, ein wahres Werk des Geistes.

Und es wird bleiben, dies Werk, durch alle Zeiten hin wird es sich erweitern, fortbilden und läutern. Auch wenn man die Windeln, welche das Kristenthum zur Zeit seiner Kindheit trug, nicht eben mehr als das non plus ultra des Gewandes der Menschheit ansehen wird: die Idee des Kristenthums, durch Geist und Wort, durch Licht und Sprache alle Erlesenen in aller Welt zu einer ausgesuchten Anzahl (ecclesia) in Geist, Liebe und Wirksamkeit zu vereinigen, wird und muß sich von Zeit zu Zeit heben und stärken. Alle Erfindungen des menschlichen Geistes zielen dahin, unsere mehreren Bedürfnisse, selbst die Noth, werden uns dahin leiten.

Selbst was das Symbol des Pfingstfestes zeigte, hat die Haushaltung Gottes im Lauf der Zeiten entwickelt, nämlich: die vertheilten Sprachen haben sich zu wenigen allgemein bekannten Sprachen vereinigt, und die Apostel selbst machten einen großen Schritt zu dieser Vereinigung, daß sie, obwohl unkultivirt, alle in der kultivirtesten Sprache der Welt schrieben. Daß manche derselben sich sogar angenommenen Begriffen und Wortformen dieser kultivirten griechischen Sprache bequemt haben, wie Johannes und Paulus, beförderte den Zusammenhang der Nazionen noch mehr. Also verachteten sie nicht das allgemein ausgebreitete Licht unter den Völkern, und daß es die ältesten Kirchenväter vorzüglich aus der alexandrinischen Schule nicht verachtet haben, zeigen ihre Schriften. *Ist Gott allein der Kristen Gott? Ist er nicht aller Völker Gott? Kristen sind kein Volk, ihre Lehre ist ein Vermächtniß für alle Kreatur, ohne Rücksicht auf Sprachen und Völker. Der Geist zeuget, daß Geist Wahrheit sei, woher sie komme, wo sie sich finde, wie sie sich äußere. Eine Versammlung der Völker im Geist haßt also das Abschließen in geheime Winkel, sie will und befördert eine offene Wahrheit von allen Zungen in allen Seelen.*

Mir soll also das Pfingstfest jederzeit ein froher Tag sein; es erinnert mich an den letzten großen Zweck aller menschlichen Gesellschaft. Im Geist, d. h. in Liebe und Wahrheit, sollen wir alle Eins sein und Eins werden, denn es gibt keine besondere Parther- und Elamiter-, keine Kreter- und Araberwahrheit. Hierzu haben wir nur Ein Mittel: Zunge, Sprache; sie vereinigt die Gemüther, da Waffen und Politik sie von einander trennen und reißen. Nur Begeisterung thut dies allein nicht, sondern Auslegung, brüderliche Anrede und Verständigung. Sie unterdrückt den Spott, belehrt die nutzlose Verwunderung und schafft Ueberzeugung, Theilnehmung, gemeinschaftliche Thätigkeit und Freude. Die Zunge verbindet alles; der Geist, der die Gemüther durchdringt, der allvereinigende Geist ist allein der *Geist der Wahrheit*." —

Der Geist der Wahrheit ist es auch, welcher Herder's Schriften so eindrucksvoll, so wirkungsmächtig und so ewig frisch macht. Das Streben nach Wahrheit, welches jenes große Wort Lessing's als das höchste Ziel menschlicher Thätigkeit

bezeichnet, bricht aus jedem Satze hervor, den Herder schrieb. Und zugleich bekundet er in jedem Satze die Richtigkeit seiner eigenen Ansicht, daß nicht Begeisterung allein es thue, sondern Auslegung, d. h. daß nicht dem planlosen Anstürmen der gefühlsseligen Schwärmerei, sei sie auch noch so edel, sich die Pforten zu dem Tempel der Wahrheit öffnen, sondern allein dem planmäßigen, unverdrossenen, besonnenen Forschen, dessen Leuchte die unbeirrte Vernunft ist. Die Abhandlung über die Gabe der Sprachen ist ein treffendes Beispiel zu dieser Art der Forschung, welche Herder ganz besonders auch in seinen Predigten anwendete. Wir erinnern uns des Ausdruckes aus der Abschiedspredigt in Riga, daß seine Predigten vor allem menschlich gewesen seien, berechnet, die menschliche Natur erkennen zu lehren und den Weg zu weisen, der zu höherer Entwickelung des Menschen auf dem Wege vernunftgemäßen Strebens Schritt für Schritt gelangen ließe. Ein Zeitgenosse*) sagt von Herder's Predigten: „So viel möglich suchte er ihnen den Anstrich von Gelegenheitsreden zu geben. Oft waren sie wahres moralisches Epos, d. h. erzählende Darstellungen und Durchführungen des Kampfes der unter und in den Menschen wohnenden guten und bösen Dämonen mit allen ihren inneren und äußeren Machinazionen, bis zum entscheidenden Schlage; oft rhapsodische, im Geist des alten Profetenthums versuchte Rück- und Vorblicke in bessere, heiligere Zeiten; oft nur Zurückbringungen an Ort und Stelle und Zeit, wo Jesus handelte und litt, begleitet von einer sanfterwärmenden oder tief durchschauernden Exposizion; bisweilen seelenglühende Lieder und Hochgesänge zum Preise der allwaltenden, alles mit Liebe umfassenden, alles mit Weisheit und Gerechtigkeit lenkenden Gottheit; nie entfleischte kalte Kathedersprüche; nie nach den Regeln der Kunst zergliederte filosofische Todtengerippe, nie winterhafte, erstarrende, frucht- und blüthenlose Betrachtungen in Sein und Wirkung unanschaubarer Gegenstände; nie Abkündigungen von Polizeigesetzen oder ökonomischen Resultaten; immer starke Griffe ans Herz zu Trost und Warnung; immer Licht und Wahrheit; immer Ausströmungen einer für Recht und Pflicht hochentflammten Brust; immer mit der an der ewigen Sonne der Vollkommenheit entzündeten Fackel vorleuchtend auf dem Wege zur Tugend; immer anziehend, neu, lebendig, zum Höchsten emporhebend, und im Unendlichen sich auflösend.“

Dasselbe ruhige Forschen, fern von aller Schwärmerei und allem absichtlichen Hinsteuern auf einseitige Zwecke, dasselbe großartige Erfassen des Gegenstandes in seiner wahren Gestalt und seiner ganzen Fülle zeigen die Schulreden Herder's, welche unter dem Namen Sofron gesammelt sind. Auch sie geben ein sprechendes Zeugniß für die pädagogische Befähigung des großen Mannes, über welche wir an einer andern Stelle bereits ausführlich gesprochen haben.

Wenn wir Herder's theologische Schriften im allgemeinen betrachten, so gewahren wir, daß er über die Schranken eines engen konfessionellen Bekenntnisses weit hinausgeht und selbst in spezifisch kristlichen Abhandlungen sich auf einen umfassenden Standpunkt stellt. So wie Herder von keiner besondern Elamiter-, Kretenser- oder Araberweisheit wissen wollte, ebenso wenig erkannte er einen Unterschied der Religion, sondern nur des Bekenntnisses, ganz wie Winkelmann

*) Danz und Gruber, Karakteristik Herder's. Leipzig 1805. S. 80. Anmerkung.

meinte: die wahre Religion sei nur bei wenigen Auserwählten aller Völker und Zeiten zu finden, und wie Lessing sagte: der Name Mensch sei höher als das Attribut, welches eine Konfession beilege. Auf diesem freien Standpunkte wollte Herder auch keinen, der auf seinem eigenen Wege aufrichtig und ernst nach der Wahrheit forschte, beeinträchtigen lassen, am wenigsten aber den großen Mann, der ihm auf allen seinen Wegen Muster und Vorbild gewesen war: Lessing. Nach dem Tode desselben schrieb Herder an Gleim: „Ich kann nicht sagen, wie mich Lessing's Tod verödet hat; es ist, als ob dem Wanderer alle Sterne untergehen und der dunkle, wolkigte Himmel bliebe." — Ein größeres Zeugniß ist nie einem Menschen gegeben worden, als in diesen Worten; freilich hat Deutschland auch nie einen größern Geist gehabt, als Lessing. Ihm hat Herder an verschiedenen Stellen Denkmale seiner Verehrung gesetzt, und als man nach Lessing's Tode ihm einen Vorwurf daraus machen wollte, er sei ein Deist und Anhänger des Spinoza gewesen, vertheidigte Herder in einer eigenen kleinen Schrift: Gott (1800) Lessing und Spinoza mit dem Hinweis darauf, daß unter allen Nazionen in den verschiedensten Ausdrücken und Vorstellungsarten nach Wahrheit geforscht worden ist, und daß Spinoza einer dieser langen ehrenvollen Reihe der Forscher und nicht etwa ein völlig absonderlicher Irrlehrer, Atheist u. s. w. — der Zelotismus ist in der Bildung von Schmähworten stets besonders glücklich gewesen — zu nennen sei. Seine Abhandlung schließt mit den Worten voll strafenden Spottes: „Spinoza's Filosofie war lange vor ihm und wird lange nach ihm bleiben. Oft waren die, die am schärfsten gegen ihn, d. h. gegen seine mißverstandenen oder übelgewählten Ausdrücke stritten, wenn sie sich selbst erklären wollten oder mußten, in seinen oder ihren eigenen, jetzt besser, jetzt schlechter gewählten Ausdrücken seines Glaubens, des innern Glaubens nämlich an eine einzige, lebendig empfundene, allem zum Grunde liegende Idee des Wahren, Guten und Schönen, ohne welche all unser Sprechen und Schreiben Tand bleibt."

Diese Idee des Wahren, Guten und Schönen zu verbreiten und ihr Anhänger zu verschaffen, hielt Herder für ein so wichtiges Werk, daß er eine herrliche Sammlung von Briefen eigens zu diesem Zweck erscheinen ließ. Die Briefe zur Beförderung der Humanität traten 1793 bis 1797 ans Licht. In Oesterreich wurden sie verboten. „Man muß also für die Bestialität schreiben," äußerte Herder sich gegen Gleim. Die Humanitätsbriefe sind, wie Hermann Hettner*) treffend bemerkt, „eins in der unwidersprechlichen Gewißheit, daß der Genius der Humanität die Lebensseele und der Antrieb alles menschlichen Denkens und Handelns, der Grund und das Ziel aller Geschichte sei, in allen wechselnden Gestalten und Geschlechtern, Völkern und Zeitaltern immer aufs Neue sich verjüngend und immer reicher und kräftiger emporwachsend."

Bald in Prosa, bald in gebundener Rede führen die Humanitätsbriefe uns theils Karakterschilderungen edler und bedeutender Männer, wie Friedrich des Großen, Franklin's u. a. vor, theils leiten sie in filosofirenden Betrachtungen uns auf das Ziel hin, welchem sie dienen. Eine kurze Probe ihres Inhaltes

*) Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Braunschweig 1869. III, 3, 1, S. 93.

wird uns ihr Wesen am besten vergegenwärtigen (Humanitätsbriefe, zweiter Theil, 65 bis 68).

„Wir können uns vom Menschengefühl nicht trennen, indem wir die Geschichte schreiben, oder lesen; ihr höchstes Interesse, ihr Werth beruht auf dieser Menschenempfindung, der Regel des Rechts und Unrechts. Wer bloß für Klugheit schreibt, geräth leicht in Dünkel; wer nur für die Neugierde schreibt, schreibt für Kinder.

Was bestimmt aber diese Regel des Rechts? Hier gibt's eine zu warme und eine zu kalte Geschichte.

Die erhitzte will zur Ehre Gottes alles bewirken, und erlaubt sich zu diesem vermeinten Zweck Frevel und Unsinn. So unterjochte Timur eine halbe Welt, den muhamedanischen Glauben auszubreiten, und wollte im höchsten Alter noch das ruhige China bekriegen. So zogen die Nazionen Europas zum heiligen Grabe, so wirkten die Spanier in Amerika, so marterte und verfolgte die Inquisizion. Schreckliche Leidenschaften der Menschen umhüllten sich mit dem Mantel Gottes, und zerstörten und quälten.

Die kalte Geschichte rechnet unter der Regel eines angeblichen positiven Rechts nach Staatsplänen, und auch sie wird in Befolgung dieser oft sehr warm. Wohl des Vaterlandes, Ehre der Nazion wird in ihr das Feldgeschrei und bei trüglichen Unterhandlungen die Staatslosung. Die Athener, die Römer — was rechneten sie nicht zum Wohl ihres Vaterlandes, zu ihrem Ruhm, mithin zu ihrem Recht? Was erlaubten sich der Papst, die Klerisei, die kristlichen Könige nicht zum angeblichen Wohl ihrer Reiche? Erzählt die Geschichte dies alles gleichgültig, oder gar zutrauend, glaubend: so geräth man mit ihr in ein Labyrinth der verflochtensten, widrigsten Staatsinteressen, persönlicher Anmaßungen und Staatslisten. Ein großer Theil der Begebenheiten unserer zwei letzten Jahrhunderte, die sogenannten Denkwürdigkeiten, Lebensbeschreibungen, politische Testamente sind in diesem Sinn, dem Geist Richelieu's, Mazarin's, und früher noch Karl's V, Filipp's II. Filipp's des Schönen, Ludwig's XI, XIII, XIV, kurz, im Geist der spanisch-französischen Staatspolitik geschrieben. Ein fürchterlicher Geist, der sich zum Wohl des Staats, d. h. zum Ruhm und zur größern Macht der Könige, zur Sicherheit und Größe ihrer Minister alles erlaubt hielt! In welcher Geschichte er durchblickt, schwärzt er das Glänzendste mit dem Schatten der Eitelkeit, der Truglist, der Anmaßung, der Verschwendung. Vergessen ist in ihm die Menschheit, die nach ihm bloß für den Staat, d. h. für Könige und Minister lebt.

Allgemach sind wir auch diesem Nebel entkommen; aber ein anderes Glanzfantom steigt in der Geschichte auf, nämlich die Berechnung der Unternehmungen zu einer künftigen bessern Republik, zur besten Form des Staates, ja aller Staaten. Dies Fantom täuscht ungemein, indem es offenbar einen edlern Maßstab des Verdienstes in die Geschichte bringt, als den jene willkürlichen Staatsplane enthielten, ja gar mit den Namen Freiheit, Aufklärung, höchste Glückseligkeit der Völker blendet. Wollte Gott, daß es nie täuschte! Die Glückseligkeit Eines Volkes läßt sich dem andern und jedem andern nicht aufdringen, aufschwätzen, aufbürden. Die Rosen zum Kranze der Freiheit müssen von eigenen Händen gepflückt werden und aus eigenen Bedürfnissen, aus eigener Lust und Liebe froh erwachsen. Die sogenannt

beste Regierungsform, die unglücklicherweise noch nicht gefunden ist, taugt gewiß nicht für alle Völker auf Einmal in derselben Weise; mit dem Joch ausländischer, übel eingeführter Freiheit würde ein fremdes Volk aufs ärgste belästigt. Eine Geschichte also, die bei allen Ländern auf diesen utopischen Plan nach unbewiesenen Grundsätzen alles berechnet, ist die glänzendste Truggeschichte, ein fremder Firniß, der den Gestalten, unserer und der vorigen Welt ihre wahre Haltung, selbst ihre Umrisse raubt. Viele Schriften unserer Zeit wird man zwanzig Jahre später als wohl oder übel gemeinte Fieberfantasien lesen; reifere Gemüther lesen sie jetzt schon also.

Also bleibt der Geschichte einzig und ewig nichts, als der Geist ihres ältesten Schreibers, Herodot's, der unangestrengte milde Sinn der Menschheit. Unbefangen sieht dieser alle Völker und zeichnet jedes auf seiner Stelle, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Unbefangen erzählt er die Begebenheiten, und bemerkt, wie überall nur Mäßigung die Völker glücklich mache und jeder Uebermuth seine Nemesis hinter sich habe. Dies Maß der Nemesis, nach feineren oder größeren Verhältnissen angewandt, ist der einzige und ewige Maßstab aller Menschengeschichte.

Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue keinem andern; die Rache kommt, ja sie ist da, bei jeder Verirrung, bei jedem Frevel. Alle Mißverhältnisse und Unbilligkeiten, jede stolze Anmaßung, jede feindselige Verletzung, jede Treulosigkeit hat ihre Strafe mit oder hinter sich; je später, desto schrecklicher und ernster. Die Schuld der Väter häuft sich mit zerschmetterndem Gewicht auf Kinder und Enkel. Gott hat den Menschen nicht erlaubt, lasterhaft zu sein, als unter dem harten Gesetz der Strafe.

Wiederum belohnt sich auch in der Geschichte das kleinste Gute. Kein vernünftiges Wort, das je ein Weiser sprach, kein gutes Beispiel, kein Strahl, auch in der dunkelsten Nacht, war je verloren. Unbemerkt wirkte es fort und that Gutes. Kein Blut des Unschuldigen ward fruchtlos vergossen; jeder Seufzer des Unterdrückten stieg gen Himmel und fand zu seiner Zeit einen Helfer. Auch Thränen sind in der Saat der Zeit Samenkörner der glücklichsten Ernte. Das Menschengeschlecht ist Ein Ganzes; wir arbeiten und dulden, säen und ernten für einander.

Wie milde, wie sanft aufmunternd, aber auch wie ernst und zusammenhaltend ist dieser Geist der Menschengeschichte! Er läßt jedes Volk an Stelle und Ort, denn jedes hat seine Regel des Rechts, sein Maß der Glückseligkeit in sich. Er schont alle und verzärtelt keins. Sündigen die Völker, so büßen sie, und büßen so lange und schwer, bis sie nicht mehr sündigen. Wollen sie nicht Kinder sein, so erzieht die Natur sie als Sklaven.

Keiner politischen Verfassung tritt dieser Geist der Geschichte zerstörend in den Weg. Er wirft nicht das Haus dem Ruhigen über dem Kopf zusammen, ehe ein anderes besseres da ist, zeigt aber dem zu Sichern mit freundlicher Hand Fehler und Mängel des Hauses, und führt mit stillem Fleiß Materialien herbei zur Stützung des alten, oder zum Bau eines bessern.

Nazionalvorurtheile tastet er nicht an, denn in ihnen als Hülsen oder harten Schalen muß manche gute Gesinnung wachsen. Er läßt sie wachsen. Wenn die

Frucht reif ist, verdorrt die Hülse, die Schale zerspringt. Ihm ist's recht, wenn der Franzmann und der Engländer sich ihre humanité oder ihre humanity englisch oder französisch malen; desto weniger wird der Ausländer um sie zu seinem Verderb buhlen. Aus seinem Herzen muß eine Geliebte hervorgehen, die für ihn gehört.

Am heiligsten sind dem Geist der Menschengeschichte gutmüthige Thoren und Schwärmer, sie sind ihm unter der besondersten göttlichen Obhut. Ohne Begeisterung geschah nichts Großes und Gutes auf der Erde; die man für Schwärmer hielt, haben dem menschlichen Geschlecht die nützlichsten Dienste geleistet. Trotz alles Spottes, trotz aller Verachtung und Verfolgung drangen sie durch, und wenn sie nicht zum Ziel kamen, so kamen sie doch weiter und brachten weiter. Lebendige Winde waren sie über dem abgestandenen Sumpf, oder sie dämmten ihn und machten ihn fruchtbar. Leeren Spott über sie erlaubt sich nie der Geist der Geschichte, höchstens bedauern wird er sie, nicht brandmalen.

Alle überfeinen Eintheilungen der Menschen nach Prinzipien, aus denen sie ausschließend handeln sollen, sind dem Geist der Geschichte ganz fremd. Er weiß, daß in der Menschennatur das Prinzipium der Sinnlichkeit, der Einbildungskraft, des Eigennutzes, der Ehre, des Mitgefühls mit anderen, der Gottseligkeit, des moralischen Sinnes, des Glaubens u. s. w. nicht in abgetrennten Kammern wohnen, sondern daß in einer lebendigen Organisazion, die von mehreren Seiten geregt wird, viele von ihnen, oft alle, lebendig zusammenwirken. Jedem von ihnen läßt er seinen Werth, seinen Rang, seinen Ort, seine Zeit der Entwickelung; überzeugt, daß alle, auch unbewußt, zu Einem Zweck, dem großen Prinzipium der Menschlichkeit wirken. Alle also läßt er zu ihrer Zeit an Ort und Stelle blühen, Sinnlichkeit und die Künste der Fantasie, Verstand und Sympathie, Ehre, moralischen Sinn und heilige Andacht. Er zwingt so wenig den Magen zu denken als den Kopf zu verdauen, und quält niemand mit der Zergliederung, ob auch jeder Bissen Brod, den er in den Mund steckt, ein allgemeines moralisches Grundgesetz aller vernünftigen Wesen im Kauen und Verdauen gebe. Kaue jeder wie er kann; die Geschichte behandelt die Menschen nicht als Wortfinder und Kritiker, sondern als Thäter eines moralischen Naturgesetzes, das in ihnen allen spricht, das zuerst linde warnt, dann härter straft, und jede gute Gesinnung durch sich und ihre Folgen reich belohnt.

66.

Der Geist der Schöpfung.

Auch ich war Pilgrim in der Wüstenei,
Und matt vom Wege sprach ich: Herr der Welt!
Ein Blick von dir verjüngt die Schöpfung. Sieh!
Die Sonne brennt auf mich, mein nackter Fuß
Im Sande glüht, und meine Zunge lechzt.
Ich wanke. Herr, mein Licht erlischt.

Da sah
Ich vor mir einen schmalen Rasen, rings
Umflochten von Gebüsch. Ein Palmbaum stand
An einer Quelle, und auf Baum und Büschen
Hing unter Blüthen manche schöne Frucht.

Ich kostete, ich trank, ich dankte Gott,
Und legte mich zur Ruhe nieder. Sanft
Umhüllete der Schlaf mein Auge, bis
Ein Wundertraum mich schnell erweckte.

Der Geist der Schöpfung stand vor mir und sprach:
Steh auf, o Mensch, du hast genug geruht,
Auf diesem Bett von zehen tausend Pflanzen
Und Kräutern meines Herrn. Du bist gestärkt.
Die Hindin dort will auch verschmachten. Scheu
Erwartet sie, daß du aufstehest. — Auf
Sprang ich und sah die Hindin mir zu Füßen,
Die Mutter war. Sie blickte froh mich an
Und sprang zu ihrer Weide.

Guter Gott,
Rief ich, der du für alles sorgest, wenn
Dein Wink dort Sonnen lenkt, so denkst du auch
Des Wandrers in der Wüste, daß sein Stab
Nicht breche, daß die Hindin nicht verschmachte.

Die Zeitenfolge.

Komm, Unzufriedner, näher! Tritt herzu,
An dessen Herzen Mißvergnügen nagt.
Schuf irgendwen der Allmacht Hand zur Qual?
Er, der nur Huld ist, schuf er je zum Unglück?

Es sprach der Mächtige (die Wahrheit spricht
In allen seinen Werken): Euer Tagwerk
Sei Seligkeit. Mit diesem Segen laß ich,
Geschöpfe, euch aus meiner Hand.

Und sieh,
Da standen sie, die Lebenden, unwissend
Was Leben war. Sie schöpften Athem, wie
Nach einem schweren Traum, sie sahn die Welt!
Und Engel ließen sich auf Wolken nieder
Bewundernd dieser Schöpfung neuen Raum,
Die Wohnung süßer Freuden, sahn im Geist
Glückselige zukünft'ger Zeiten wallen,
Und riefen voll von himmlischem Gefühl:
Du hast hier reiche Saaten ausgestreut,
Allgütiger! Wer kann die Ernte fassen
In diesen Segensgründen? Trauen wird
Der Gute Dir Gelingen wird sein Werk.

So sangen sie. Hebt eure Augen auf,
Ihr Menschen, sehet eures Vaters Schöpfung,
Und hofft auf ihn. Auch in der Menschheit kann
Sein Werk nicht fehlen.

Du der Welten Vater!
Ich weiß es, Worte thun es nicht vor dir.
Beredtsamkeit verstummet. Wie sich Kinder
Der Blumen freu'n, freu'n wir uns deiner Schöpfung.

Wie ihrer zeitlichen Versorger sie
Zutrauend harren, hoffen wir auf dich,
Und üben froh dein Werk. Die schönste Gabe
Des Sterblichen ist ein zufriednes Herz.

Das Gegengift.

Preis sei dem Geber! Jede seiner Gaben
Ist huld- und weisheitvoll. Er theilte sie,
Er wog sie ab zur langen Dauer und
Vollkommenheit der Schöpfung.

Seine Erde
Gab er nicht Engeln; Menschen gab er sie.
Der Menschen bester ist, wer selten strauchelt,
Ihr Edelster, wer bald vom Fall aufsteht.

Tief keimete das Laster in der neu
Geschaffnen Erde; wild schoß es empor,
Gift seine Blüthe, seine Früchte Tod.
Da schuf er ihm ein mächtig Gegengift,
Für Thorheit ein Verwahrungsmittel: Arbeit.
Sie macht' er uns zum heiligsten Gesetz,
Den Fleiß zur Pflicht. Arbeitsamkeit verriegelt
Die Thür dem Laster, das dem Müßigen
Zur Seite schleicht, und hinter ihm das Unglück.

Willst du dem Feinde fluchen, wünsch' ihm Muße,
Auf Muße folgt viel Böses, und des Kummers
Gar viel. Arbeitsam wirkt die Seele froh,
Langweil'ger Müßiggang beschäftigt sie
Zur Reue, zum Verderben. Thorheit leitet
Den Müßigen; Muthwill und Vorwitz führen
Ins Dunkel hin, wo Gott nicht ist. Arbeitet,
Ihr Weisen in dem Volk, befördert euer
Und vieler Glück.

Wo wohnt Beruhigung?
Wo Segen der liebreichen Gottheit? Wo
Genuß der Tage? Wo das edelste
Vergnügen? Nur in Arbeit! —

67.

Von frühen Jahren habe ich mich auch in die fremdesten Hypothesen zu setzen gesucht, und ich kam fast von allen mit dem Gewinn einer neuen Seite der Wahrheit, oder ihrer Bestärkung zurück; darf ich aber bekennen, daß ich von der Hypothese von einer radikalen bösen Grundkraft im menschlichen Gemüth und Willen durchaus nichts Gutes abgewinnen kann. Ich lasse sie jedem Liebhaber; meinen Verstande bringt sie kein Licht, meinem Herzen keine freudige Regung.

Gewöhnlich leitet man die Hypothese von zwei einander feindseligen Grundursachen der Dinge von den Persern her; ihre böse Anwendung aber sollte man nicht daher leiten. In der Fysik war's offenbar Kindheit der Wissenschaft, wenn man die Nacht für böse, den Tag für gut erklärte; die Gesetze, die beide hervorbringen, sind gut und höchst einfach. In der Moral sind sie es eben so sehr, und die Filosofie der Perser ging gerade darauf hin, dies auszuführen. Die Finsterniß, sagte sie, sei Unform; das Licht, seiner Natur nach, bilde, leuchte und erwärme. Trotz aller Widerstrebungen sei Ahriman schwach, Ormuzd werde und müsse ihn überwinden. Ihre Religion forderte also in Gedanken, Worten, Handlungen zu diesem Siegeskampf als zum eigentlichen Geschäft des menschlichen Lebens auf, Licht zu schaffen und zu verbreiten, wirksam zu sein in jedem Guten, zu reinigen, zu erfreuen sei unser Geschäft. Eben deshalb stehen wir zwischen Licht und Dunkel.

Das Kristenthum ging mit tiefergreifenden Regungen auf diesem Wege fort. Kein sklavisches Volk, das sich ewig unter dem Joch krümmt und an Ketten windet, sollte nach ihm das Menschengeschlecht sein, sondern ein freies, fröhliches Geschlecht, das ohne Furcht eines machthabenden Henkergeistes das Gute des Guten wegen, aus innerer Lust, aus angeborener Art und höherer Natur thue, dessen Gesetz ein königliches Gesetz der Freiheit, ja dem eigentlich kein Gesetz gegeben sei, weil die Gottesnatur in uns, die reine Menschheit, des Gesetzes nicht bedürfe.

Unverkennbar ist dies der Geist des Kristenthums, seine ursprüngliche Gestalt und Art. Nur dunkle barbarische Zeiten haben den großen Lehnsherrn des Bösen, dessen angeborenes Erbvolk wir seien, von dem uns Gebräuche, Büßungen, Geschenke zwar nicht wirklich, aber gewandsweise befreien könnten, der Stupidität und Brutalität antikristlich wiedergegeben. Wer wollte in diese Milton'sche Hölle greifbarer Nacht und solider Finsterniß zurückkehren? —

Ueber der Erde sehen wir von dieser massiven Urhölle nichts. Wo Böses ist, ist die Ursache des Bösen Unart unseres Geschlechts, nicht seine Natur und Art. Trägheit, Vermessenheit, Stolz, Irrthum, Hartsinn, Leichtsinn, Vorurtheile, böse Erziehung, böse Gewohnheit; lauter Uebel, die vermeidlich oder heilbar sind. wenn neues Leben, Munterkeit zum Guten, Vernunft, Bescheidenheit, Billigkeit, Wahrheit, eine bessere Erziehung, bessere Gewohnheiten von Jugend auf, einzeln und allgemein einkehren. Die Menschheit ruft und seufzt, daß dieses geschehe, da offenbar jede Untugend und jede Untauglichkeit sich selbst straft, indem sie keinen wahren Genuß gewährt und eine Menge Uebel auf sich und auf andere häuft. Offenbar sehen wir, daß wir dazu da sind, dies Reich der Nacht zu zer-

stören, indem niemand es für uns thun kann und soll. Nicht nur tragen wir die Last unseres Unglücks, sondern unsere Natur ist zu diesem und zu keinem andern Werk eingerichtet, es ist Zweck unseres Geschlechts, der Endpunkt unserer Bestimmung, uns dieser Unart zu entladen. Das ganze Universum treibt, wenn uns die Früchte des Werks nicht locken, mit Nesseln und Dornen. — Was soll also Verzweiflung als unter einem nie abzuwerfenden Joch? Wozu der Traum einer von der Wurzel aus unwiederbringlichen Menschheit?

Keine Hypothese kann uns werth sein, die unser Geschlecht aus seinem Standort rückt, die es bald an die Stelle der gefallenen Engel stellt, bald unter ihre Vormundschaft und Oberherrschaft erniedrigt. Die gefallenen Engel kennen wir nicht, aber uns kennen wir, und wissen, wann und warum wir gefallen sind, fallen und fallen werden. —

Das Dasein jedes Menschen ist mit seinem ganzen Geschlecht verwebt. Sind unsere Begriffe über unsere Bestimmung nicht rein, was soll diese und jene kleine Verbesserung? Seht ihr nicht, daß dieser Kranke in verpesteter Luft liegt? Rettet ihn aus derselben und er wird von selbst genesen. Beim Radikalübel greift die Wurzeln an; sie tragen den Baum mit Gipfel und Zweigen.

Das Werk ist groß, es soll aber auch so lange fortgesetzt werden, als die Menschheit dauert; es ist das eigenste und einzige, das belohnendste und fröhlichste Geschäft unseres Geschlechts.

Und wie wird dieses Geschäft betrieben? Bloß durch Erweiterung und Verfeinerung der Verstandeskräfte? Intelligenz ist des Menschen edler Vorzug, das unentbehrliche Werkzeug seiner Bestimmung. Wissenschaft alles Wissenswürdigen, Verstand alles Brauchbaren, Schönen und Edlen ist erleuchtender Sonnenglanz in der dunkeln Dunstkugel der Erde; er darf und muß sich soweit erstrecken als er sich erstrecken kann, vom letzten Nebelstern über die gesammte Natur an die Grenzen der werdenden Schöpfung.

Verstand ist der Gemeinschatz des menschlichen Geschlechts; wir haben alle daraus empfangen, wir alle sollen unsere besten Gedanken und Gesinnungen hineintragen. Wir rechnen mit Kombinazionen der Vorzeit, die Nachwelt soll mit unseren Kombinazionen rechnen, und allerdings geht dieser Kalkül ins Große, Weite, Unendliche hinaus. Wer unternimmt's zu sagen, wohin das Menschengeschlecht in seinen fortgesetzten, aufeinander gebauten Bemühungen gelangen könne und vielleicht gelangen werde? Jede neuerlangte Potenz ist die Wurzel zu einer zahllosen Reihe neuer Potenzen.

Verstand indessen thut's nicht allein; auch den Dämonen schreiben wir einen dämonischen Verstand zu; der unsere sei menschlich, von thätiger Güte begleitet. Blicke umher. Wie viel wahre und echte Wissenschaft ist ungebraucht in der Welt! Wie viel Verstand liegt unterdrückt und begraben! Wie viel anderer wird gemißbraucht! Scheinwahrheit, starres Vorurtheil, heuchelnde Lüge, träge Lust, vernunftlose Willkür verwirren unser Geschlecht. Ein gestärkter großer und guter Wille also, Uebungen von Jugend auf, Kampfpreise und Gewöhnung, daß uns das Schwerste zum Leichtesten werde, und vor allem jenes unerläßliche Bestreben nach dem Nothwendigen, was unser Geschlecht fordert, mit Vorbeilassung alles Entbehrlichen und Schlechten, sie allein können den Verstand zum Guten geltend machen, ihm aufhelfen

und das Werk fördern. Wie lange haben wir uns mit dem Unnützen beschäftigt? Zeigen uns nicht Jahrtausende der Menschengeschichte unsern Unverstand, unsere kindische Trivialität und Feigheit?

Einheit unserer Kräfte also, Vereinigung der Kräfte mehrerer zu Beförderung Eines Ganzen im Wohl aller — mich dünkt, dies ist das Problem, das uns am Herzen liegen sollte, weil jedem es sein innerstes Bewußtsein wie sein Bedürfniß still und laut sagt.

„Gesetzgeber, Erzieher, Freunde der Menschheit," sagt ein edler Mann*) unserer Nazion, „laßt uns unsere Kräfte vereinigen, um dem Menschen zu beweisen, daß in den unendlich verschiedenen Lagen des Lebens er das innere Glück nirgend finde, als in der wirksamen und thätigen Einheit seines Karakters. Strebend nach eigener Vollkommenheit, die Vorschriften einer allgemeinen und wohlthätigen Vernunft frei und standhaft befolgend, wird er Verirrungen, Verbrechen, inneren Vorwürfen entgehen. Als Mensch und Bürger wird er die Glückseligkeit im Zeugniß seines Gewissens finden. So bringt der Mensch die unendliche Verschiedenheit seiner Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, reinen, wirksamen, moralischen Karakters."

Und darf ich dies edle Bild weiter ausprägen, so liegt im Menschengeschlecht eine unendliche Verschiedenheit von Empfindungen, Gedanken, Bestrebungen zur Einheit eines wahren, wirksamen, rein moralischen Karakters, der dem ganzen Geschlecht gehört. Wie jede Klasse von Naturgeschöpfen ein eigenes Reich ausmacht, auf andere Reiche bauend, in andere hineingreifend: so das Menschengeschlecht mit dem besondern und höchsten Abzeichen, daß die Glückseligkeit aller von den Bestrebungen aller abhängt und in ihm bei der größten Verschiedenheit in dieser sehr erhabenen Einheit allein stattfindet. Wir können nicht glücklich oder ganz würdig und moralisch gut sein, so lange z. B. Ein Sklave durch Schuld der Menschen unglücklich ist, denn die Laster und bösen Gewohnheiten, die ihn unglücklich machen, wirken auch auf uns oder kommen von uns her. Die Anmaßung, der Geiz, die Weichlichkeit, die alle Welttheile betrügt und verwüstet, haben ihren Sitz bei und in uns; es ist dieselbe Herzlosigkeit, die Europa wie Amerika unter dem Joch hält. Dagegen auch jede gute Empfindung und Uebung eines Menschen auf alle Welttheile wirkt. Die Tendenz der Menschennatur faßt ein Universum in sich, dessen Aufschrift ist: „Keiner für sich allein, jeder für alle, so seid ihr alle auch einander werth, und glücklich." Eine unendliche Verschiedenheit, zu einer Einheit strebend, die in allen liegt, die alle fördert. Sie heißt (ich will's immer wiederholen) Verstand, Billigkeit, Güte, Gefühl der Menschheit.

Freude.

Freue dich, edles Herz, das hold der Freude ist!
Schuf nicht der Schöpfer der Welt
Alles zur Freude?
Wer sich freuet, erfüllt der Schöpfung Zweck.

---

*) Der Fürst Primas von Dalberg.

Süße Gabe des Gebers, gieße dich ganz in mich!
Noch ist mein Herz von Tücke nicht befleckt.
So hüpfe denn das vergängliche Paradies hindurch,
Du nicht mit drückenden Lasten beschwertes Herz.

Sei froh des Vergangenen!
Jeglicher Labung froh, die du dem müden Pilger
Darreichen konntest; danke dem Herrn der Welt,
Der dir zu reichen sie gab.

Häuser, die deine Hände gestützt,
Hütten, die deine Hände befestigten,
Siehe sie froh! Besuche des Greises Grab,
Der sich an deinen Troststab lehnete.

Komme der große Tag, an welchem der Schöpfung Herr
Gericht hält, wann die Scharen um ihn stehn
Voll heiliger Erwartung. Sanfte Stille
Verbreitet sich die sieben Himmel hindurch.

Du trittst, ein Jüngling, mit tausendmal tausend hervor
Anzubeten. Der Spruch des Richters ist:
Was ihr der Menschheit thatet, thatet ihr
Mir selbst. Geht ein zu eures Herrn Freude!

68.

„Und warum verhehlen wir eine Norm der Ausbreitung des moralischen Gesetzes der Menschheit, die uns so nahe liegt? Das Kristenthum gebietet die reinste Humanität auf dem reinsten Wege. Menschlich und für jedermann faßlich; demüthig, nicht stolz autonomisch; selbst nicht als Gesetz, sondern als Evangelium zur Glückseligkeit aller, gebietet und gibt es verzeihende Duldung, eine das Böse mit Gutem überwindende thätige Liebe. Es gebietet solche nicht als einen Gegenstand der Spekulazion, sondern gibt sie als Licht und Leben der Menschheit, durch Vorbild und liebende That, durch fortwirkende Gemeinschaft. Es dient allen Klassen und Ständen der Menschheit, bis in jeder jedes Widrige zu seiner Zeit von selbst verdorrt und abfällt. Der Mißbrauch des Kristenthums hat zahlloses Böse in der Welt verursacht; ein Beweis, was sein rechter Gebrauch vermöge. Eben daß, wie es gediehen ist, es so viel gut zu machen, zu ersetzen, zu entschädigen hat, zeigt nach der Regel, die in ihm liegt, daß es dies thun müsse und thun werde. Das Labirinth seiner Mißbräuche und Irrwege ist nicht unendlich; auf seine reine Bahn zurückgeführt, kann es nicht anders als zu dem Ziel streben, das sein Stifter schon in dem von ihm gewählten Namen „Menschensohn", das heißt Mensch, und im Gerichtsspruch des letzten Tages ausdrückte. Wenn die schlechte Moral sich an dem Satz begnügt: Jeder für sich, niemand für alle! so ist der Spruch: Niemand für sich allein, jeder für alle! des Kristenthums Losung." —

Welch ein herrlicher, edler Mensch mußte Der sein, der das schrieb, und welch

ein seltener Theologe! Wenn die Humanitätsbriefe anderthalbtausend Jahre älter wären, so würde man sie der Bibel einverleibt und sie für heilig und von Gott eingegeben erklärt haben. Es wirft ein wunderliches, ein unheimliches Licht auf die Zustände desjenigen Landes, in dem solche Edelsteine unter den Büchern von oben herab verboten wurden. Der scharfe, weitsehende Blick Herder's bezeichnete schon vor hundert Jahren in diesen Blättern genau den Standpunkt, den das Kristenthum in unseren Tagen immer mehr einnimmt. Nicht herrschen wollte Kristus, sondern seine letzte Handlung im Kreise seiner Jünger, als er noch frei war, bekräftigte sowohl seine wie seiner Lehre dienende Sanftmuth, und erst wenn das Bewußtsein überall klar geworden sein wird, daß „Mensch" mehr sagt als „Krist", erst dann wird die eigentliche Wirksamkeit des Kristenthums beginnen können. Dieser Erkenntniß den Weg zu bahnen und ihr einen sichern Grund zu bereiten, ist Herder einer der thätigsten und einer der erfolgreichsten Arbeiter gewesen; aber auch für seine großartigen Gedanken scheint das rechte Verständniß bisher nicht in sehr reichem Maße vorhanden gewesen zu sein. Eine gewisse Partei, deren Lebenselement die Finsterniß ist und war und bleiben wird, hat es verstanden, auch über die lichte Gestalt Herder's eine Umhüllung zu breiten, welche dem weniger scharfsichtigen Auge seine Verdienste in einem völlig falschen Lichte erscheinen ließ. Doch es ist ein ewiges Gesetz der Natur, daß die Wolke, um so schwärzer und dichter sie wird, um so näher ihrem Untergang ist; die Erde saugt die fallenden Nebel ein, und in verschöntem Glanze bricht die Sonne durch die Finsterniß. Auch an Herder wird dieses Gleichniß schon seit mehr als zehn Jahren zur Wahrheit. Immer mehr sieht die Welt in ihm einen der größten Vorkämpfer für die Menschenrechte, die seit mehr als tausend Jahren unter Bergen des Aberglaubens und der selbstsüchtigen Betrügerei vergraben lagen. Für unser deutsches Vaterland ist eine Sonne aufgegangen, so über alle Erwartung herrlich und glanzvoll, daß noch jetzt fast das Auge, von ihren Strahlen geblendet, niedersinkt; ein noch schöneres Gestirn beginnt in der immer mehr sich entfaltenden Gewissensfreiheit, der vernunftgemäßen Aufklärung sich zu erheben; die Schatten sinken und die Nebel verwehen, und immer näher, immer höher erhebt sich die Menschheit zu dem Ideale, welches Herder in seinen *Ideen zur Filosofie der Geschichte der Menschheit* mit unvergänglichen, weithinstrahlenden Zügen zeichnete. In diesem Werke überschaut sein heller Blick die ganze Entwicklung unseres Geschlechtes, wie sie in den Blättern der Geschichte aufgezeichnet ist; er betrachtet diese Erde, unsern Wohnplatz, im Verhältniß zu den übrigen Planeten, er forscht danach, welchen Einfluß die irdischen Umgebungen unseres Geschlechtes auf seine Entwicklung im Ganzen und im Einzelnen äußerten; er fragt, welche Tugenden diese Entwicklung förderten, welche Laster sie hemmten oder vernichteten, und geleitet von den Sätzen, welche die Erfahrung aus allen diesen Betrachtungen uns kund gibt, sucht er zu ergründen, welches das Ziel ist, das die Hand des Schöpfers dem Menschengeschlechte vorzeichnete. Das Resultat, welches er gewinnt, stimmt nicht überein mit den Angaben jener seelenmessenlesenden, wachskerzenopfernden, höllengluthbratenden, fegefeuerläuternden, himmelaufschließenden, gnadeverkaufenden Bonvivants, welche so vortrefflich Kindertand in Gold zu verwandeln und unter der Maske heuchlerischer Entsagung allen Lüsten der Sinne mit der Raffinirtheit und der Virtuosität eines römischen

Schwelgers aus der Kaiserzeit zu fröhnen verstanden. So weit der gewaltige Gott, dessen hochheilige Majestät sich dem niederknienden Moses in der furchtbaren Pracht des flammenden Blitzes, in der erschütternden Gewalt des rollenden Donners, in dem lieblichen Säuseln schmeichelnder Abendluft offenbart, sich unterscheidet von dem stummen, starren, leblosen, menschengemachten goldenen Kalbe des Aaron, so weit entfernt sich Herder's Weltanschauung von dem mit Lumpen behangenen Gaukelspiel alleinseligmachender Taschenspieler, die nichts bieten können, als plumpe, greifbar lügenhafte Bilder, die mit erstickendem Rauch auf dunkle Wolken, mit Schwarz in Schwarz gezeichnet sind. Herder's Ideal, welches mit den Zügen des Lichtes auf jenen unerschütterlichen Grund gemalt ist, den die Hand vieltausendjähriger Erfahrung bereitet hat, welches übereinstimmt mit den Forschungen der edelsten und größten unter den Menschenkindern — hier ist es! Hier möge es Platz finden, wenn anders wenige Züge, aus dem Reichthum des Ganzen herausgehoben, einen Begriff zu geben vermögen von dem Bilde, welches Erde und Himmel in seinen Rahmen einschließt.

„Der Zweck einer Sache*), die nicht bloß ein todtes Mittel ist, muß in ihr selbst liegen. Wären wir dazu geschaffen, um, wie der Magnet sich nach Norden kehrt, einem Punkte der Vollkommenheit, der außer uns ist, und den wir nie erreichen könnten, mit ewig vergeblicher Mühe nachzustreben: so würden wir als blinde Maschinen nicht nur uns, sondern selbst das Wesen bedauern dürfen, das uns zu einem Tantalischen Schicksale verdammte, indem es unser Geschlecht bloß zu seiner, einer schadenfrohen, ungöttlichen Augenweide schuf. Wollten wir auch zu seiner Entschuldigung sagen, daß durch diese leeren Bemühungen, die nie zum Ziele reichen, doch etwas Gutes befördert und unsere Natur in einer ewigen Regsamkeit erhalten würde, so bliebe es immer doch ein unvollkommenes, grausames Wesen, das diese Entschuldigung verdiente, denn in der Regsamkeit, die keinen Zweck erreicht, liegt kein Gutes, und es hätte uns, ohnmächtig oder boshaft, durch Vorhaltung eines solchen Traumes von Absicht seiner selbst unwürdig getäuscht. Glücklicherweise aber wird dieser Wahn von der Natur der Dinge uns nicht gelehrt. Betrachten wir die Menschheit, wie wir sie kennen nach den Gesetzen, die in ihr liegen, so kennen wir nichts Höheres, als Humanität im Menschen, denn selbst wenn wir uns Engel oder Götter denken, denken wir sie uns nur als idealische, höhere Menschen.

Zu diesem offenbaren Zwecke ist unsere Natur organisirt, zu ihm sind unsere feineren Sinne und Triebe, unsere Vernunft und Freiheit, unsere zarte und dauernde Gesundheit, unsere Sprache, Kunst und Religion uns gegeben. In allen Zuständen und Gesellschaften hat der Mensch durchaus nichts anderes im Sinne haben, nichts anderes anbauen können als Humanität, wie er sich dieselbe auch dachte. Ihr zu gut sind die Anordnungen unserer Geschlechter und Lebensalter von der Natur gemacht, daß unsere Kindheit länger daure und nur mit Hülfe der Erziehung eine Art Humanität lerne. Ihr zu gut sind auf der weiten Erde alle Lebensarten der Menschen eingerichtet, alle Gattungen der Gesellschaft eingeführt worden.

---

*) Die nachfolgenden Ausführungen sind dem 15. und dem 5. Buche der Ideen entnommen.

Jäger oder Fischer, Hirt oder Ackermann oder Bürger, in jedem Zustande lernte der Mensch Nahrungsmittel unterscheiden, Wohnungen für sich und die Seinigen errichten, er lernte für seine beiden Geschlechter Kleidungen zum Schmuck erhöhen und sein Hauswesen ordnen. Er erfand mancherlei Gesetze und Regierungsformen, die alle zum Zwecke haben wollten, daß jeder unbefehdet vom andern seine Kräfte üben und einen schönern, freiern Genuß des Lebens sich erwerben könnte. Hierzu ward das Eigenthum gesichert, und Arbeit, Kunst, Handel, Umgang zwischen mehreren Menschen erleichtert, es wurden Strafen für die Verbrecher, Belohnungen für die Vortrefflichen erfunden, auch tausend sittliche Gebräuche der verschiedenen Stände im öffentlichen und häuslichen Leben, selbst in der Religion angeordnet. Hierzu endlich wurden Kriege geführt, Verträge geschlossen, allmälig eine Art Kriegs- und Völkerrecht nebst mancherlei Bündnissen der Gastfreundschaft und des Handels errichtet, damit auch außer den Grenzen seines Vaterlandes der Mensch geschont und geehrt würde. Was also in der Geschichte je Gutes gethan ward, ist für die Humanität gethan worden; was in ihr Thörichtes, Lasterhaftes und Abscheuliches in Schwang kam, ward gegen die Humanität verübt, so daß der Mensch sich durchaus keinen andern Zweck aller seiner Erdanstalten denken kann, als der in ihm selbst, d. h. in der schwachen und starken, niedrigen und edlen Natur liegt, die ihm sein Gott anschuf. Wenn wir nun in der ganzen Schöpfung jede Sache nur durch das, was sie ist und wie sie wirkt kennen, so ist uns der Zweck des Menschengeschlechts auf der Erde durch seine Natur und Geschichte wie durch die hellste Demonstrazion gegeben.

In allen Einrichtungen der Völker, in allen Mannichfaltigkeiten ihrer Verfassung so wie in jeder ihrer Erfindungen des Krieges und Friedens, selbst bei allen Gräueln und Fehlern der Nazionen bleibt das Hauptgesetz der Natur kenntlich: „Der Mensch sei Mensch! Er bilde sich seinen Zustand nach dem, was er für das beste erkennt.“ Hierzu bemächtigten sich die Völker ihres Landes und richteten sich ein, wie sie konnten. Aus dem Weibe und dem Staate, aus Sklaven, Kleidern und Häusern, aus Ergötzungen und Speisen, aus Wissenschaft und Kunst ist hier und da auf Erden alles gemacht worden, was man zu seinem oder des Ganzen Besten daraus machen zu können glaubte. Ueberall also finden wir die Menschheit im Besitze und Gebrauche des Rechts, sich zu einer Art von Humanität zu bilden, nachdem sie solche erkannte. Irrten sie oder blieben sie auf dem halben Wege einer ererbten Tradizion stehen, so litten sie die Folgen ihres Irrthums und büßten ihre eigene Schuld. Die Gottheit hatte ihnen in nichts die Hände gebunden, als durch das, was sie waren, durch Zeit, Ort und die ihnen einwohnenden Kräfte. Sie kam ihnen bei ihren Fehlern auch nirgend durch Wunder zu Hülfe, sondern ließ diese Fehler wirken, damit Menschen solche selbst bessern lernten.

So einfach dieses Naturgesetz ist, so würdig ist es Gottes, so zusammenstimmend und fruchtbar an Folgen für das Geschlecht der Menschen. Sollte dies sein, was es ist, und werden, was es werden könnte, so müßte es eine selbstwirksame Natur und einen Kreis freier Thätigkeit um sich her erhalten, in welchem es kein ihm unnatürliches Wunder störte. Alle todte Materie, alle Geschlechter der Lebendigen, die der Instinkt führt, sind seit der Schöpfung geblieben, was sie waren. Den Menschen machte Gott zu einem Gott auf Erden, er legte das Prinzipium eigener Wirksamkeit in ihn und

setzte solches durch innere und äußere Bedürfnisse seiner Natur von Anfang an in Bewegung. Der Mensch konnte nicht leben und sich erhalten, wenn er nicht Vernunft brauchen lernte; sobald er diese brauchte, war ihm freilich die Pforte zu tausend Irrthümern und Fehlversuchen, eben aber auch, und selbst durch diese Irrthümer und Fehlversuche der Weg zum bessern Gebrauche der Vernunft eröffnet. Je schneller er seine Fehler erkennen lernt, mit je rüstigerer Kraft er daraufgeht, sie zu bessern, desto weiter kommt er, desto mehr bildet sich seine Humanität, und er muß sie ausbilden, oder Jahrhunderte durch unter der Last eigener Schulden ächzen.

Wir sehen also auch, daß sich die Natur zu Errichtung dieses Gesetzes einen so weiten Raum erkor, als ihr der Wohnplatz unseres Geschlechtes vergönnte; sie organisirte den Menschen so vielfach, als auf unserer Erde ein Menschengeschlecht sich organisiren konnte. Nahe an den Affen stellte sie den Neger hin, und von der Negervernunft an bis zum Gehirne der feinsten Menschenbildung ließ sie ihr großes Problem der Humanität von allen Völkern aller Zeiten auflösen. Das Nothwendige, zu welchem der Trieb und das Bedürfniß führt, konnte beinahe keine Nazion der Erde verfehlen; zur feinern Ausbildung des Zustandes der Menschheit gab es auch feinere Völker, sanfterer Klimate. Wie nun alles Wohlgeordnete und Schöne in der Mitte zweier Extreme liegt, so mußte auch die schönere Form der Vernunft und Humanität in diesem gemäßigtern Himmelsstriche ihren Platz finden. Und sie hat ihn nach dem Naturgesetz dieser allgemeinen Konvenienz reichlich gefunden. Denn ob man gleich fast alle asiatischen Nazionen von jener Trägheit nicht freisprechen kann, die bei guten Anordnungen zu früh stehen blieb und eine ererbte Form für unableglich und heilig schätzte, so muß man sie doch entschuldigen, wenn man den ungeheuern Strich ihres festen Landes und die Zufälle bedenkt, denen sie insonderheit von dem Gebirge her ausgesetzt waren. Im Ganzen bleiben ihre ersten frühen Anstalten zur Bildung der Humanität, eine jede nach Zeit und Ort betrachtet, lobenswerth, und noch weniger sind die Fortschritte zu verkennen, die die Völker an den Küsten des mittelländischen Meeres in ihrer größten Regsamkeit gemacht haben. Sie schüttelten das Joch des Despotismus alter Regierungsformen und Tradizionen ab, und bewiesen dadurch das große gütige Gesetz des Menschenschicksals: „daß, was ein Volk oder ein gesammtes Menschengeschlecht zu seinem eigenen Besten mit Ueberlegung wolle und mit Kraft ausführe, das sei ihm auch von der Natur vergönnt, die weder Despoten noch Tradizionen, sondern die beste Form der Humanität ihnen zum Ziele setzte“.

Wunderbar schön versöhnt uns der Grundsatz dieses göttlichen Naturgesetzes nicht nur mit der Gestalt unseres Geschlechtes auf der weiten Erde, sondern auch mit den Veränderungen desselben durch alle Zeiten hinunter. Allenthalben ist die Menschheit das, was sie aus sich machen konnte, was sie zu werden Lust und Kraft hatte. War sie mit ihrem Zustande zufrieden oder waren in der großen Saat der Zeiten die Mittel zu ihrer Besserung noch nicht gereift, so blieb sie Jahrhunderte hin, was sie war, und wurde nichts anderes. Gebrauchte sie aber der Waffen, die ihr Gott zum Gebrauche gegeben hatte, ihres Verstandes, ihrer Macht und aller der Gelegenheiten, die ihr ein günstiger Wind zuführte, so stieg sie künstlich höher, so bildete sie sich tapfer aus. That sie es nicht, so zeigt schon diese Trägheit, daß sie ihr Unglück minder fühlte, denn jedes lebhafte Gefühl des Unrechts, mit

Verstand und Macht begleitet, muß eine rettende Macht werden. Mit nichten z. B. gründete sich der lange Gehorsam unter dem Despotismus auf die Uebermacht des Despoten; die gutwillige, zutrauende Schwachheit der Unterjochten, späterhin ihre duldende Trägheit, war seine einzige und größte Stütze. Denn Dulden ist freilich leichter als mit Nachdruck bessern, daher brauchten so viele Völker des Rechts nicht, das ihnen Gott durch die göttliche Gabe ihrer Vernunft gegeben.

Kein Zweifel aber, daß überhaupt, was auf der Erde noch nicht geschehen ist, künftig geschehen werde: denn unverjährbar sind die Rechte der Menschheit, und die Kräfte, die Gott in sie legte, unaustilgbar. Wir erstaunen darüber, wie weit Griechen und Römer es in ihrem Kreise von Gegenständen in wenigen Jahrhunderten brachten, denn wenn auch der Zweck ihrer Wirkung nicht immer der reinste war, so beweisen sie doch, daß sie ihn zu erreichen vermochten. Ihr Vorbild glänzt in der Geschichte und muntert jeden ihres Gleichen, unter gleichem und größerm Schutze des Schicksals, zu ähnlichen und besseren Bestrebungen auf. Die ganze Geschichte der Völker wird uns in diesem Betracht eine Schule des Wettlaufs zu Erreichung des schönsten Kranzes der Humanität und Menschenwürde. So viele glorreiche alte Nazionen erreichten ein schlechteres Ziel, warum sollten wir nicht ein reineres, edleres erreichen? Sie waren Menschen, wie wir sind; ihr Beruf zur besten Gestalt der Humanität ist der unsrige, nach unseren Zeitumständen, nach unserm Gewissen, nach unseren Pflichten. Was jene ohne Wunder thun konnten, können und dürfen wir auch thun: die Gottheit hilft uns nur durch unsern Fleiß, durch unsern Verstand, durch unsere Kräfte. Als sie die Erde und alle vernunftlosen Geschöpfe derselben erschaffen hatte, formte sie den Menschen und sprach zu ihm: „Sei mein Bild, ein Gott auf Erden! Herrsche und walte. Was du aus deiner Natur Edles und Vortreffliches zu schaffen vermagst, bringe hervor; ich darf dir nicht durch Wunder beistehen, da ich dein menschliches Schicksal in deine menschliche Hand legte; aber alle meine heiligen ewigen Gesetze der Natur werden dir helfen.“

— Alle Zweifel und Klagen der Menschen über die Verwirrung und den wenig merklichen Fortgang des Guten in der Geschichte rühren daher, daß der traurige Wanderer auf eine zu kleine Strecke seines Weges sieht. Erweiterte er seinen Blick und vergliche nur die Zeitalter, die wir aus der Geschichte genauer kennen, unparteiisch miteinander; dränge er überdem in die Natur des Menschen, und erwägte, was Vernunft und Wahrheit sei, so würde er am Fortgange derselben so wenig, als an der gewissesten Naturwahrheit zweifeln. Jahrtausende durch hielt man unsere Sonne und alle Fixsterne für stillstehend; ein glückliches Fernrohr läßt uns jetzt an ihrem Fortrücken nicht mehr zweifeln. So wird einst eine genauere Zusammenhaltung der Perioden in der Geschichte unseres Geschlechts uns diese hoffnungsvolle Wahrheit nicht nur obenhin zeigen, sondern es werden sich auch, trotz aller scheinbaren Unordnung die Gesetze berechnen lassen, nach welchen, kraft der Natur des Menschen, dieser Fortgang geschieht. Ich zeichne vorläufig nur einige allgemeine Grundsätze aus, die uns im Verfolge unseres Weges zu Leitsternen dienen werden.

Erstens. Die Zeiten ketten sich, kraft ihrer Natur, an einander;

mithin auch das Kind der Zeiten, die Menschenreihe, mit allen ihren Wirkungen und Produkzionen.

Durch keinen Trugschluß können wir's läugnen, daß unsere Erde in Jahrtausenden älter geworden sei, und daß diese Wandrerin um die Sonne seit ihrem Ursprunge sich sehr verändert habe. In ihren Eingeweiden sehen wir, wie sie einst beschaffen gewesen, und dürfen nur um uns blicken, wie wir sie jetzt beschaffen finden. Der Ozean braust nicht mehr, ruhig ist er in sein Bett gesunken, die umherschweifenden Ströme haben ihre Ufer gefunden, und die Vegetazion sowohl als die organischen Geschöpfe haben in ihren Geschlechtern eine fortwirkende Reihe von Jahren zurückgelegt. Wie nun seit der Erschaffung unserer Erde kein Sonnenstrahl auf ihr verloren gegangen ist, so ist auch kein abgefallenes Blatt eines Baumes, kein verflogener Same eines Gewächses, kein Leichnam eines modernden Thieres, noch weniger eine Handlung eines lebendigen Wesens ohne Wirkung geblieben. Die Vegetazion z. B. hat zugenommen und sich, so weit sie konnte, verbreitet; jedes der lebendigen Geschlechter ist in den Schranken, die ihm die Natur durch andere Lebendige setzte, fortgewachsen, und sowohl der Fleiß des Menschen, als selbst der Unsinn seiner Verwüstungen ist ein regsames Werkzeug in den Händen der Zeit geworden. Auf dem Schutte seiner zerstörten Städte blühen neue Gefilde; die Elemente streuten den Staub der Vergessenheit darüber, und bald kamen neue Geschlechter, die von und über den alten Trümmern bauten. Die Allmacht selbst kann es nicht ändern, daß Folge nicht Folge sei, sie kann die Erde nicht herstellen zu dem, was sie vor Jahrtausenden war, so daß diese Jahrtausende mit allen ihren Wirkungen nicht dagewesen sein sollten.

Im Fortgange der Zeiten liegt also schon ein Fortgang des Menschengeschlechtes, sofern dies auch in die Reihe der Erde- und Zeitkinder gehört. Amerika ist in vielen Strichen jetzt schon nicht mehr, was es bei seiner Entdeckung war; in ein paar Jahrtausenden wird man seine alte Geschichte wie einen Roman lesen. So lesen wir die Eroberung Trojas, und suchen ihre Stelle, geschweige das Grab des Achilles, oder den gottgleichen Helden selbst, vergebens. Es wäre zur Menschengeschichte ein schöner Beitrag, wenn man mit unterscheidender Genauigkeit alle Nachrichten der Alten von ihrer Gestalt und Größe, von ihren Nahrungsmitteln und dem Maße ihrer Speisen, von ihren täglichen Beschäftigungen und Arten des Vergnügens, von ihrer Denkart über Liebe und Ehe, über Leidenschaften und Tugend, über den Gebrauch des Lebens und das Dasein nach diesem Leben ort- und zeitgemäß sammelte. Gewiß würde auch schon in diesen kurzen Zeiträumen ein Fortgang des Geschlechtes bemerkbar, der ebensowohl die Bestandtheile der ewig jungen Natur, als die fortwirkenden Veränderungen unserer alten Mutter Erde zeigte. Diese pflegt der Menschheit nicht allein; sie trägt alle ihre Kinder auf Einem Schooße, in denselben Mutterarmen: wenn Eins sich verändert, müssen sich alle verändern.

Daß dieser Zeitenfortgang auch auf die Denkart des Menschengeschlechtes Einfluß gehabt habe, ist unläugbar. Man erfinde, man singe jetzt eine Iliade, man schreibe wie Aeschylos, Sofokles, Plato — es ist unmöglich. Der einfache Kindersinn, die unbefangene Art, die Welt anzusehen, kurz, die griechische Jugendzeit ist vorüber. Ein gleiches ist's mit Ebräern und Römern; dagegen wissen und erkennen wir eine Reihe Dinge, die weder Ebräer noch Römer kannten. Ein Tag

hat den andern, ein Jahrhundert das andere gelehrt, die Tradizion ist reicher geworden, die Muse der Zeiten, die Geschichte selbst, spricht mit hundert Stimmen. Möge in dem ungeheuern Schneeballe, den uns die Zeiten zugewälzt haben, so viel Unrath, so viel Verwirrung sein als da will, selbst diese Verwirrung ist ein Kind der Jahrhunderte, die nur aus dem unermüdlichen Fortwälzen einer und derselben Sache entstehen konnte. Jede Wiederkehr also in die alten Zeiten, selbst das berühmte platonische Jahr ist Dichtung, es ist dem Begriffe der Welt und Zeit nach unmöglich. Wir schwimmen weiter, nie aber kehrt der Strom zu seiner Quelle zurück, als ob er nie entronnen wäre.

Zweitens. Noch augenscheinlicher macht die Wohnung der Menschen den Fortgang unseres Geschlechts kennbar.

Wo sind die Zeiten, da die Völker wie Troglodyten hier und da in ihren Höhlen, hinter ihren Mauern saßen, und jeder Fremdling ein Feind war? Da half, bloß und allein mit der Zeitenfolge, keine Höhle, keine Mauer; die Menschen mußten sich einander kennen lernen, denn sie sind allesammt nur Ein Geschlecht auf einem nicht großen Planeten. Traurig genug, daß sie sich einander fast allenthalben zuerst als Feinde kennen lernten und einander wie Wölfe anstaunten; aber auch dies war Naturordnung. Der Schwache fürchtete sich vor dem Stärkern, der Betrogene vor dem Betrüger, der Vertriebene vor dem, der ihn abermals vertreiben könnte, das unerfahrene Kind endlich vor jedem Fremden. Diese jugendliche Furcht indeß, und alles, wozu sie gemißbraucht wurde, konnte den Gang der Natur nicht ändern; das Band der Vereinigung zwischen mehreren Nazionen ward geknüpft, wenn gleich durch die Rohheit der Menschen zuerst auf harte Weise. Die wachsende Vernunft kann den Knoten brechen, sie kann aber das Band nicht lösen, noch weniger alle die Entdeckungen ungeschehen machen, die jetzt einmal geschehen sind. Moses', Homer's und Herodot's, Strabo's und Plinius' Erdgeschichte, was sind sie gegen die unsere? Was ist der Handel der Fönizier, Griechen und Römer gegen Europas Handel? Und so ist uns mit dem, was bisher geschehen ist, auch der Faden des Labirinths in die Hand gegeben, was künftig geschehen werde. Der Mensch, so lange er Mensch ist, wird nicht ablassen seinen Planeten zu durchwandern, bis dieser ihm ganz bekannt sei; weder die Stürme des Meeres, noch Schiffbrüche, noch jene unheuern Eisberge und Gefahren der Nord- und Südwelt werden ihn davon abhalten, da sie ihn bisher von den schwersten ersten Versuchen selbst in Zeiten einer sehr mangelhaften Schifffahrt nicht haben abhalten können. Der Funke zu allen diesen Unternehmungen liegt in seiner Brust, in der Menschennatur. Neugierde und die unersättliche Begierde nach Gewinn, nach Ruhm, nach Entdeckungen und größerer Stärke, selbst neue Bedürfnisse und Unzufriedenheiten, die im Laufe der Dinge, wie sie jetzt sind, unwidertreiblich liegen, werden ihn dazu aufmuntern und die Gefahrenbesieger der vorigen Zeit, berühmte glückliche Vorbilder, werden ihn noch mehr beflügeln. Der Wille der Vorsehung wird also durch gute und böse Triebfedern befördert werden, bis der Mensch sein ganzes Geschlecht kenne und darauf wirke. Ihm ist die Erde gegeben, und er wird nicht nachlassen, bis sie, wenigstens dem Verstande und dem Nutzen nach ganz sein sei.

Drittens. Alle bisherige Thätigkeit des menschlichen Geistes ist

kraft ihrer innern Natur auf nichts anderes als auf Mittel hinausgegangen, die Humanität und Kultur unseres Geschlechtes tiefer zu gründen und weiter zu verbreiten.

Welch ein ungeheurer Fortgang ist's von dem ersten Floß, welches das Wasser bedeckte, zu einem europäischen Schiffe! Weder der Erfinder jenes, noch die zahlreichen Erfinder der mancherlei Künste und Wissenschaften, die zur Schifffahrt gehören, dachten daran, was aus der Zusammensetzung ihrer Entdeckungen werden würde, jeder folgte seinem Triebe der Noth und der Neugier, und nur in der Natur des menschlichen Verstandes, des Zusammenhanges aller Dinge lag's, daß kein Versuch, keine Entdeckung vergebens sein konnte. Wie das Wunder einer andern Welt staunten jene Insulaner, die nie ein europäisches Schiff gesehen hatten, dieses Ungeheuer an, und verwunderten sich noch mehr, da sie bemerkten, daß Menschen, wie sie, es nach Gefallen über die wilde Meerestiefe lenkten. Hätte ihr Anstaunen zu einer vernünftigen Ueberlegung jedes großen Zweckes und jedes kleinen Mittels in dieser schwimmenden Kunstwelt werden können, wie höher wäre ihre Bewunderung des menschlichen Verstandes gestiegen! Wohin reichen jetzt nicht bloß durch dies eine Werkzeug die Hände der Europäer? Wohin werden sie künftig nicht reichen?

Und wie diese Kunst, so hat das Menschengeschlecht in wenigen Jahren ungeheuer viel Künste erfunden, die über Luft, Wasser, Erde und Himmel seine Macht ausbreiten. Ja, wenn wir bedenken, daß nur wenige Nazionen in diesem Konflikte der Geistesthätigkeit waren, indeß der größte Theil der anderen über alten Gewohnheiten schlummerte; wenn wir erwägen, daß fast alle Erfindungen unseres Geschlechtes in sehr junge Zeiten fallen und beinahe keine Spur, keine Trümmer eines alten Gebäudes oder einer alten Einrichtung vorhanden ist, die nicht an unsere junge Geschichte geknüpft sei: welche Aussicht gibt uns diese historisch erwiesene Regsamkeit des menschlichen Geistes in das Unendliche künftiger Zeiten! In den wenigen Jahrhunderten, in welchen Griechenland blühte, in den wenigen Jahrhunderten unserer neuen Kultur, wie vieles ist in dem kleinsten Theile der Welt, in Europa, und auch beinahe in dessen kleinstem Theile ausgedacht, erfunden, gethan, geordnet, und für künftige Zeiten aufbewahrt worden! Wie eine fruchtbare Saat sproßten die Wissenschaften und Künste haufenweise hervor, und die Eine nährte, Eine erweckte und begeisterte die andere. Wie wenn eine Saite berührt wird, nicht nur alles, was Ton hat, ihr zutönt, sondern auch bis ins unvernehmbare hin alle ihre harmonischen Töne dem angeklungenen Laute nachtönen: so erfand, so schuf der menschliche Geist, wenn Eine harmonische Stelle seines Innern berührt ward. Sobald er auf eine neue Zusammenstimmung traf, konnten in einer Schöpfung, wo alles zusammenhängt, nicht anders als zahlreiche neue Verbindungen ihr folgen.

Aber, wird man sagen, wie sind alle diese Künste und Erfindungen angewandt worden? Hat sich dadurch die praktische Vernunft und Billigkeit, mithin die wahre Kultur und Glückseligkeit des Menschengeschlechtes erhöht? Ich berufe mich auf das, was ich kurz vorher über den Gang der Unordnungen im ganzen Reiche der Schöpfung gesagt habe, daß es nach einem innern Naturgesetz ohne Ordnung keine Dauer erhalten könne, nach welcher doch alle Dinge wesentlich

streben. Das scharfe Messer in der Hand des Kindes verletzt dasselbe; deshalb ist aber doch die Kunst, die dies Messer erfand und schärfte, eine der unentbehrlichsten Künste. Nicht alle, die ein solches Werkzeug brauchen, sind Kinder, und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Künstliche Uebermacht in der Hand des Despoten, fremder Luxus unter einem Volke, ohne ordnende Gesetze sind dergleichen tödtende Werkzeuge; der Schade selbst aber macht die Menschen klüger, und früh oder spät muß die Kunst, die sowohl den Luxus als den Despotismus schuf, beide selbst zuerst in ihre Schranken zwingen, und sodann in ein wirkliches Gute verwandeln. Jede ungeschickte Pflugschaar reibt sich durch den langen Gebrauch selbst ab; unbehülfliche neue Räder und Triebwerke gewinnen bloß durch den Umlauf die bequemere künstliche Kreisform. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Mißbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauche um; durch Extreme und Schwankungen zu beiden Seiten wird nothwendig zuletzt die schöne Mitte eines dauernden Wohlstandes in einer regelmäßigen Bewegung. Nur was im Menschenreiche geschehen soll, muß durch Menschen bewirkt werden; wir leiden so lange unter unserer eigenen Schuld, bis wir, ohne Wunder der Gottheit, den bessern Gebrauch unserer Kräfte selbst lernen.

Also haben wir auch nicht zu zweifeln, daß jede gute Thätigkeit des menschlichen Verstandes nothwendig einmal die Humanität befördern müsse und befördern werde. Seitdem der Ackerbau in Gang kam, hörte das Menschen- und Eichelnfressen auf; der Mensch fand, daß er von den süßen Gaben der Zeres humaner, besser, anständiger leben könne, als vom Fleische seiner Brüder oder von Eicheln, und ward durch die Gesetze weiserer Menschen gezwungen, also zu leben. Seitdem man Häuser und Städte bauen lernte, wohnte man nicht mehr in Höhlen; unter Gesetzen eines Gemeinwesens schlug man den armen Fremdling nicht mehr todt. So brachte der Handel die Völker näher an einander, und je mehr er in seinem Vortheil allgemein verstanden wird, desto mehr müssen sich nothwendig jene Mordthaten, Unterdrückungen und Betrugsarten vermindern, die immer nur Zeichen des Unverstandes im Handel waren. Durch jeden Zuwachs nützlicher Künste ist das Eigenthum der Menschen gesichert, ihre Mühe erleichtert, ihre Wirksamkeit verbreitet, mithin nothwendig der Grund zu einer weitern Kultur und Humanität gelegt worden. Welche Mühe z. B. ward durch die einzige Erfindung der Buchdruckerkunst abgethan! Welch ein größerer Umlauf der menschlichen Gedanken, Künste und Wissenschaften durch sie befördert! Wage es jetzt ein europäischer Kang-Ti, und wolle die Literatur dieses Welttheils ausrotten, es ist ihm schlechterdings nicht möglich. Hätten Fönizier und Karthaginenser, Griechen und Römer diese Kunst gehabt, der Untergang ihrer Literatur wäre ihren Verwüstern nicht so leicht, ja beinahe unmöglich geworden. Laßt wilde Völker auf Europa stürmen, sie werden unsere Kriegskunst nicht bestehen, und kein Attila wird mehr vom schwarzen und kaspischen Meere her bis an die katalaunischen Felder reichen. Laßt Pfaffen, Weichlinge, Schwärmer und Tyrannen aufstehen, so viel da wollen, die Nacht der mittleren Jahrhunderte bringen sie nie mehr wieder. Wie nun kein größerer Nutzen einer menschlichen und göttlichen Kunst denkbar ist, als wenn sie uns Licht und Ordnung nicht nur gibt, sondern es ihrer Natur nach auch verbreitet und

sichert: so laßt uns dem Schöpfer danken, daß er unserm Geschlechte den Verstand, und diesem die Kunst wesentlich gemacht hat. In ihnen besitzen wir das Geheimniß und Mittel einer sichernden Weltordnung.

Auch darüber dürfen wir nicht sorgen, daß manche trefflich ersonnene Theorie, die Moral selbst nicht ausgenommen, in unserm Geschlechte so lange Zeit nur Theorie bleibe. Das Kind lernt viel, was nur der Mann anwenden kann; deswegen aber hat es solches nicht umsonst gelernt. Unbedachtsam vergaß der Jüngling, woran er sich einst mühsam erinnern wird, oder er muß es gar zum zweitenmal lernen. Bei dem immer erneuten Menschengeschlechte ist also keine aufbewahrte, ja sogar keine erfundene Wahrheit ganz vergeblich; spätere Zeitumstände machen nöthig, was man jetzt versäumt, und in der Unendlichkeit der Dinge muß jeder Fall zum Vorschein kommen, der auf irgend eine Weise das Menschengeschlecht übt. Wie wir uns nun bei der Schöpfung die Macht, die das Chaos schuf, zuerst, und sodann in ihm ordnende Weisheit und harmonische Güte denken: so entwickelt die Naturordnung des Menschengeschlechtes zuerst rohe Kräfte; die Unordnung selbst muß sie der Bahn des Verstandes zuführen, und je mehr dieser sein Werk ausarbeitet, desto mehr sieht er, daß das Gute allein dem Werke Dauer, Vollkommenheit und Schönheit gewähre.

— Dem sinnlichen Betrachter der Geschichte, der in ihr Gott verlor und an der Vorsehung zu zweifeln anfing, geschah dies Unglück nur daher, weil er die Geschichte zu flach ansah oder von der Vorsehung keinen rechten Begriff hatte. Denn wenn er diese für ein Gespenst hält, das ihm auf allen Straßen begegnen und den Lauf menschlicher Handlungen unaufhörlich unterbrechen soll, um nur diesen oder jenen partikularen Endzweck seiner Fantasie und Willkür zu erreichen, so gestehe ich, daß die Geschichte das Grab einer solchen Vorsehung sei, gewiß aber ein Grab zum Besten der Wahrheit. Denn was wäre es für eine Vorsehung, die jeder zum Poltergeiste in der Ordnung der Dinge, zum Bundesgenossen seiner eingeschränkten Absicht, zum Schutzverwandten seiner kleinfüßigen Thorheit gebrauchen könnte, so daß das Ganze zuletzt ohne einen Herrn bliebe? Der Gott, den ich in der Geschichte suche, muß derselbe sein, der er in der Natur ist, denn der Mensch ist nur ein kleiner Theil des Ganzen, und seine Geschichte ist, wie die Geschichte des Wurms, mit dem Gewebe, das er bewohnt, innig verwebt. Auch in ihr müssen also Naturgesetze gelten, die im Wesen der Sache liegen, und deren sich die Gottheit so wenig überheben mag, daß sie ja eben in ihnen, die sie selbst gegründet, sich in ihrer hohen Macht mit einer unwandelbaren, weisen und gütigen Schönheit offenbart. Alles, was auf der Erde geschehen kann, muß auf ihr geschehen, sobald es nach Regeln geschieht, die ihre Vollkommenheit in sich selbst tragen. Laßt uns diese Regeln, die wir bisher entwickelt haben, sofern sie die Menschengeschichte betreffen, wiederholen; sie führen alle das Gepräge einer weisen Güte, einer hohen Schönheit, ja der innern Nothwendigkeit selbst mit sich.

1. Auf unserer Erde belebte sich alles, was sich auf ihr beleben konnte: denn jede Organisazion trägt in ihrem Wesen eine Verbindung mannichfaltiger Kräfte, die sich einander beschränken und in dieser Beschränkung ein Maximum zur Dauer gewinnen konnten, in sich. Gewannen sie dies nicht, so trennten sich die Kräfte und verbanden sich anders.

2. Unter diesen Organisazionen stieg auch der Mensch hervor, die Krone der Erdenschöpfung. Zahllose Kräfte verbanden sich in ihm und gewannen ein Maximum, den Verstand, so wie ihre Materie, der menschliche Körper, nach Gesetzen der schönsten Symmetrie und Ordnung den Schwerpunkt. Im Karakter des Menschen war also zugleich der Grund seiner Dauer und Glückseligkeit, das Gepräge seiner Bestimmung und der ganze Lauf seines Erdenschicksals gegeben.

3. Vernunft heißt dieser Karakter der Menschheit, denn er vernimmt die Sprache Gottes in der Schöpfung, d. h. er sucht die Regel der Ordnung, nach welcher die Dinge zusammenhangend auf ihr Wesen gegründet sind. Sein innerstes Gesetz ist also Erkenntniß der Existenz und Wahrheit, Zusammenhang der Geschöpfe nach ihren Beziehungen und Eigenschaften. Er ist ein Bild der Gottheit, denn er erforscht die Gesetze der Natur, die Gedanken, nach denen der Schöpfer sie verband und die er ihnen wesentlich machte. Die Vernunft kann also eben so wenig willkürlich handeln, als die Gottheit selbst willkürlich dachte.

4. Vom nächsten Bedürfniß fing der Mensch an, die Kräfte der Natur zu erkennen und zu prüfen. Sein Zweck dabei ging nicht weiter als auf sein Wohlsein, d. h. auf einen gleichmäßigen Gebrauch seiner eigenen Kräfte in Ruhe und Uebung. Er kam mit anderen Wesen in ein Verhältniß, und auch jetzt ward sein eigenes Dasein das Maß dieser Verhältnisse. Die Regel der Billigkeit drang sich ihm auf, denn sie ist nichts als die praktische Vernunft, das Maß der Wirkung und Gegenwirkung zum gemeinschaftlichen Bestande gleichartiger Wesen.

5. Auf dies Prinzipium ist die menschliche Natur gebaut, so daß kein Individuum eines andern oder der Nachkommenschaft wegen da zu sein glauben darf. Befolgt der niedrigste in der Reihe der Menschen das Gesetz der Vernunft und Billigkeit, das in ihm liegt, so hat er Konsistenz, d. h. er genießt Wohlsein und Dauer, er ist vernünftig, billig, glücklich. Dies ist er nicht vermöge der Willkür anderer Geschöpfe oder des Schöpfers, sondern nach den Gesetzen einer allgemeinen, in sich selbst gegründeten Naturordnung. Weicht er von der Regel des Rechts, so muß sein strafender Fehler selbst ihm Unordnung zeigen und ihn veranlassen, zur Vernunft und zur Billigkeit als den Gesetzen seines Daseins und Glücks zurückzukehren.

6. Da seine Natur aus sehr verschiedenen Elementen zusammengesetzt ist, so thut er dies selten auf dem kürzesten Wege; er schwankt zwischen zwei Extremen, bis er sich selbst gleichsam mit seinem Dasein abfindet und einen Punkt der leidlichen Mitte erreicht, in welchem er sein Wohlbefinden glaubt. Irrt er hierbei, so geschieht es nicht ohne sein geheimes Bewußtsein, und er muß die Folgen seiner Schuld tragen. Er trägt sie aber nur bis zu einem gewissen Grade, da sich entweder das Schicksal durch seine eigenen Bemühungen zum besten wendet, oder sein Dasein weiterhin keinen innern Bestand findet. Einen wohlthätigern Nutzen konnte die höchste Weisheit dem fysischen Schmerze und dem moralischen Uebel nicht geben, denn kein höherer ist denkbar.

7. Hätte auch nur ein einziger Mensch die Erde betreten, so wäre an ihm der Zweck des menschlichen Daseins erfüllt gewesen, wie man ihn bei so manchen einzelnen Menschen und Nazionen für erfüllt achten muß, die durch Ort- und Zeitbestimmungen von der Kette des ganzen Geschlechts getrennt wurden.

Da aber alles, was auf der Erde leben kann, so lang sie selbst in ihrem Beharrungsstande bleibt, fortdauert, so hatte auch das Menschengeschlecht, wie alle Geschlechter der Lebenden, Kräfte der Fortpflanzung in sich, die dem Ganzen gemäß ihre Proporzion und Ordnung finden konnten und gefunden haben. Mithin vererbte sich das Wesen der Menschheit, die Vernunft und ihr Organ, die Tradizion, auf eine Reihe von Geschlechtern hinunter. Allmälig ward die Erde erfüllt, und der Mensch ward alles, was er in solchem und keinem andern Zeitraum auf der Erde werden konnte.

8. Die Fortpflanzung der Geschlechter und Tradizionen knüpfte also auch die menschliche Vernunft an einander, nicht, als ob sie in jedem Einzelnen nur ein Bruch des Ganzen wäre, eines Ganzen, das in Einem Subjekte nirgend existirt, folglich auch nicht der Zweck des Schöpfers sein konnte, sondern weil es die Anlage und Kette des ganzen Geschlechts so mit sich führte. Wie sich die Menschen fortpflanzen, pflanzen die Thiere sich auch fort, ohne daß eine allgemeine Thiervernunft aus ihren Geschlechtern werde; aber weil Vernunft allein den Beharrungsstand der Menschheit bildet, mußte sie sich als Karakter des Geschlechts fortpflanzen, denn ohne sie war das Geschlecht nicht mehr.

9. Im Ganzen des Geschlechts hatte sie kein anderes Schicksal, als was sie bei den einzelnen Gliedern desselben hatte, denn das Ganze besteht nur in einzelnen Gliedern. Sie ward von wilden Leidenschaften der Menschen, die in Verbindung mit anderen noch stürmischer wurden, oft gestört, Jahrhunderte lang von ihrem Wege abgelenkt, und blieb wie unter der Asche schlummernd. Gegen alle diese Unordnungen wandte die Vorsehung kein anderes Mittel an, als welches sie jedem Einzelnen gewährt, nämlich daß auf den Fehler das Uebel folge, und jede Trägheit, Thorheit, Bosheit, Unvernunft und Unbilligkeit sich selbst strafe. Nur weil in diesen Zuständen das Geschlecht haufenweise erscheint, so müssen auch Kinder die Schuld ihrer Eltern, Völker die Unvernunft ihrer Führer, Nachkommen die Trägheit ihrer Vorfahren büßen, und wenn sie das Uebel nicht verbessern wollen oder können, können sie Zeitalter hin darunter leiden.

10. Jedem einzelnen Gliede wird also die Wohlfahrt des Ganzen sein eigenes Beste, denn wer unter den Uebeln desselben leidet, hat auch das Recht und die Pflicht auf sich, diese Uebel von sich abzuhalten und sie für seine Brüder zu mindern. Auf Regenten und Staaten hat die Natur nicht gerechnet, sondern auf das Wohlsein der Menschen in ihren Reichen. Jene büßen ihre Frevel und Unvernunft langsamer als sie der Einzelne büßt, weil sie sich immer nur mit dem Ganzen berechnen, in welchem das Elend jedes Armen lange unterdrückt wird; zuletzt aber büßt es der Staat und sie mit desto gefährlicherm Sturze. In all diesem zeigen sich die Gesetze der Wiedervergeltung nicht anders, als die Gesetze der Bewegung bei dem Stoße des kleinsten fysischen Körpers, und der höchste Regent Europas bleibt den Naturgesetzen des Menschengeschlechts so wohl unterworfen, als der Geringste seines Volkes. Sein Stand verband ihn bloß, ein Haushalter dieser Naturgesetze zu sein, und bei seiner Macht, die er nur durch andere Menschen hat, auch für andere Menschen ein weiser und gütiger Menschengott zu werden.

11. In der allgemeinen Geschichte also, wie im Leben verwahrloster einzel-

ner Menschen erschöpfen sich alle Thorheiten und Laster unseres Geschlechts, bis sie endlich durch Noth gezwungen werden, Vernunft und Billigkeit zu lernen. Was irgend geschehen kann, geschieht, und bringt hervor, was es seiner Natur nach hervorbringen konnte. Dies Naturgesetz hindert keine, auch nicht die ausschweifendste Macht an ihrer Wirkung; es hat aber alle Dinge in die Regel beschränkt, daß eine gegenseitige Wirkung die andere aufhebe und zuletzt nur das Ersprießliche dauernd bleibe. Das Böse, das andere verderbt, muß sich entweder unter die Ordnung schmiegen oder selbst verderben. Der Vernünftige und Tugendhafte also ist im Reiche Gottes überall glücklich, denn so wenig die Vernunft äußern Lohn begehrt, so wenig verlangt ihn auch die innere Tugend. Mißlingt ihr Werk von außen, so hat nicht sie, sondern ihr Zeitalter davon den Schaden; und doch kann es die Unvernunft und Zwietracht der Menschen nicht immer verhindern; es wird gelingen, wenn seine Zeit kommt.

12. Indessen geht die menschliche Vernunft im Ganzen des Geschlechts ihren Gang fort; sie sinnt aus, wenn sie auch noch nicht anwenden kann, sie erfindet, wenn böse Hände auch lange Zeit ihre Erfindung mißbrauchen. Der Mißbrauch wird sich selbst strafen, und die Unordnung eben durch den unermüdeten Eifer einer immer wachsenden Vernunft mit der Zeit Ordnung werden. Indem sie Leidenschaften bekämpft, stärkt und läutert sie sich selbst; indem sie hier gedrückt wird, flieht sie dorthin und erweitert den Kreis ihrer Herrschaft über die Erde. Es ist keine Schwärmerei, zu hoffen, daß, wo irgend Menschen wohnen, einst auch vernünftige, billige und glückliche Menschen wohnen werden, glücklich nicht nur durch ihre eigene, sondern durch die gemeinschaftliche Vernunft ihres ganzen Brudergeschlechtes.

Ich beuge mich vor diesem hohen Entwurfe der allgemeinen Naturweisheit über das Ganze meines Geschlechts um so williger, da ich sehe, daß er der Plan der ganzen Natur ist. Die Regel, die Weltsisteme erhält und jeden Kristall, jedes Würmchen, jede Schneeflocke bildet, bildete und erhält auch mein Geschlecht; sie machte seine eigene Natur zum Grunde der Dauer und Fortwirkung desselben, so lange Menschen sein werden. Alle Werke Gottes haben ihren Bestand in sich und ihren schönen Zusammenhang mit sich, denn sie beruhen alle in ihren gewissen Schranken auf dem Gleichgewichte widerstrebender Kräfte durch eine innere Macht, die diese zur Ordnung lenkte. Mit diesem Leitfaden durchwandere ich das Labirinth der Geschichte und sehe allenthalben harmonische, göttliche Ordnung, denn was irgend geschehen kann, geschieht, was wirken kann, wirkt. Vernunft aber und Billigkeit allein dauern, da Unsinn und Thorheit sich und die Erde verwüsten.

Wenn ich also nach jener Fabel einen Brutus, den Dolch in der Hand, unter dem Sternenhimmel bei Filippi sagen höre: „O Tugend, ich glaubte, daß du etwas seiest; jetzt sehe ich, daß du ein Traum bist!“ — so verkenne ich den ruhigen Weisen in dieser letzten Klage. Besaß er wahre Tugend, so hatte sich diese wie seine Vernunft immer bei ihm belohnt, und mußte ihn auch diesen Augenblick lohnen. War seine Tugend aber bloß Römerpatriotismus, was Wunder, daß der Schwächere dem Starken, der Träge dem Rüstigen weichen mußte? Auch

der Sieg des Antonius sammt allen seinen Folgen gehörte zur Ordnung der Welt und zu Roms Naturschicksale.

Gleichergestalt, wenn unter uns der Tugendhafte so oft klagt, daß sein Werk mißlinge, daß rohe Gewalt und Unterdrückung auf Erden herrsche und das Menschengeschlecht nur der Unvernunft und den Leidenschaften zur Beute gegeben zu sein scheine, so trete der Genius seiner Vernunft zu ihm und frage ihn freundlich: ob seine Tugend auch rechter Art, und mit dem Verstande, der Thätigkeit verbunden sei, die allein den Namen der Tugend verdient. Freilich gelingt nicht jedes Werk allenthalben, darum aber mache, daß es gelinge, und befördere seine Zeit, seinen Ort und jene innere Dauer desselben, in welcher das wahrhaft Gute allein dauert. Rohe Kräfte können nur durch die Vernunft geregelt werden, es gehört aber eine wirkliche Gegenmacht, d. h. Klugheit, Ernst und die ganze Kraft der Güte dazu, sie in Ordnung zu setzen und mit heilsamer Gewalt darin zu erhalten.

Ein schöner Traum ist's vom zukünftigen Leben, da man sich im freundschaftlichen Genuß aller der Weisen und Guten denkt, die je für die Menschheit wirkten, und mit dem süßen Lohn vollendeter Mühe das höhere Land betraten; gewissermaßen aber eröffnet uns schon die Geschichte diese ergötzenden Lauben des Gespräches und Umganges mit den Verständigen und Rechtschaffenen so vieler Zeiten. Hier steht Plato vor mir, dort höre ich Sokrates' freundliche Fragen und theile sein letztes Schicksal. Wenn Mark Antonin im verborgenen mit seinem Herzen spricht, redet er auch mit dem meinigen, und der arme Epiktet gibt Befehle, mächtiger als ein König. Der gequälte Tullius, der unglückliche Boethius sprechen zu mir, mir vertrauend die Umstände ihres Lebens, den Gram und den Trost ihrer Seele. Wie weit und wie eng ist das menschliche Herz! Wie einerlei und wiederkommend sind alle seine Leiden und Wünsche, seine Schwachheiten und Fehler, sein Genuß und seine Hoffnung! Tausendfach ist das Problem der Humanität rings um mich aufgelöst, und allenthalben ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: Auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unseres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal. Keinen edlern Gebrauch der Menschengeschichte gibt es, als diesen, er führt uns gleichsam in den Rath des Schicksals und lehrt uns in seiner nichtigen Gestalt nach ewigen Naturgesetzen Gottes handeln. Indem er uns die Fehler und Folgen jeder Unvernunft zeigt, so weist er uns in jenem großen Zusammenhange, in welchem Vernunft und Güte zwar lange mit wilden Kräften kämpfen, immer aber doch ihrer Natur nach Ordnung schaffen und auf der Bahn des Sieges bleiben, endlich auch unsern kleinen und ruhigen Kreis an. —

Wir sahen, daß der Zweck unseres Daseins auf Bildung der Humanität gerichtet sei, der alle niedrigen Bedürfnisse der Erde nur dienen und selbst zu ihr führen sollen. Unsere Vernunftfähigkeit soll zur Vernunft, unsere feineren Sinne zur Kunst, unsere Triebe zur ächten Freiheit und Schöne, unsere Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden. Entweder wissen wir nichts von unserer Bestimmung, und die Gottheit täuschte uns mit allen ihren Anlagen von innen und von außen (welche Lästerung auch nicht einmal einen Sinn hat), oder wir können dieses Zweckes so sicher sein, als Gottes und unseres Daseins.

Und wie selten wird dieser ewige, dieser unendliche Zweck hier erreicht! Bei ganzen Völkern liegt die Vernunft unter der Thierheit gefangen, das Wahre wird auf den irresten Wegen gesucht und die Schönheit und Aufrichtigkeit, zu der uns Gott erschuf, durch Vernachlässigung und Ruchlosigkeit verderbt. Bei wenigen Menschen ist die gottähnliche Humanität im reinen und weiten Umfange des Wortes eigentliches Studium des Lebens; die meisten fangen nur spät an, daran zu denken, und auch bei den besten ziehen niedrige Triebe den erhabenen Menschen zum Thier hinunter. Wer unter den Sterblichen kann sagen, daß er das reine Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?

Entweder irrte sich also der Schöpfer mit dem Ziel, das er uns vorsteckte, und mit der Organisazion, die er zur Erreichung desselben so künstlich zusammen geleitet hat, oder dieser Zweck geht über unser Dasein hinaus, und die Erde ist nur ein Uebungsplatz, eine Vorbereitungsstätte. Auf ihr mußte freilich noch viel Niedriges dem Erhabensten zugesellt werden, und der Mensch im Ganzen ist nur eine kleine Stufe über das Thier erhoben. Ja auch unter den Menschen selbst mußte die größte Verschiedenheit stattfinden, da alles auf der Erde so vielartig ist, und in manchen Gegenden und Zuständen unser Geschlecht so tief unter dem Joch des Klima und der Nothdurft liegt. Der Entwurf der bildenden Vorsehung mußte also alle diese Stufen, die Zonen, diese Abartungen mit einem Blick umfaßt haben, und den Menschen in allen ihnen weiter zu führen wissen, wie er die niedrigen Kräfte allmälig und ihnen unbewußt höher führt. Es ist befremdend und doch unläugbar, daß unter allen Erdbewohnern das menschliche Geschlecht dem Ziel seiner Bestimmung am meisten fern bleibt. Jedes Thier erreicht, was es in seiner Organisazion erreichen soll, der einzige Mensch erreicht's nicht, eben weil sein Ziel so hoch, so weit, so unendlich ist, und er auf unserer Erde so tief, so spät, mit so viel Hindernissen von außen und innen anfängt. Dem Thier ist die Muttergabe der Natur, sein Instinkt, der sichere Führer; es ist noch als Knecht im Hause des obersten Vaters, und muß gehorchen. Der Mensch ist schon als Kind in demselben, und soll außer einigen nothdürftigen Trieben alles, was zur Vernunft und Humanität gehört, erst lernen. Er lernt es also unvollkommen, weil er mit dem Samen des Verstandes und der Tugend auch Vorurtheile und üble Sitten erbt, und in seinem Gange zur Wahrheit und Seelenfreiheit mit Ketten beschwert ist, die vom Anfange seines Geschlechtes herreichen. Die Fußtapfen, die göttliche Menschen vor und um ihn gezeichnet, sind mit so viel anderen verwirrt und zusammengetreten, in denen Thiere und Räuber wandelten und leider! oft wirksamer waren, als jene wenigen erwählten, großen und guten Menschen. Man würde also (wie es auch viele gethan haben) die Vorsehung anklagen müssen, daß sie den Menschen so nahe ans Thier grenzen lassen, und ihm, da er dennoch nicht Thier sein sollte, den Grad von Licht, Festigkeit und Sicherheit versagt habe, der seiner Vernunft statt des Instinkts hätte dienen können; oder dieser dürftige Anfang ist eben seines unendlichen Fortganges Zeuge. Der Mensch soll sich nämlich diesen Grad des Lichts und der Sicherheit durch Uebung selbst erwerben, damit er unter der Leitung seines Vaters ein edler Freier durch eigene Bemühung werde — und er wird's werden! Auch der Menschenähnliche wird Mensch sein; auch die durch Kälte und Sonnenbrand erstarrte und verdorrte

Knospe der Humanität wird aufblühen zu ihrer wahren Gestalt, zu ihrer eigentlichen und ganzen Schönheit.

Und so können wir auch leicht ahnen, was aus unserer Menschheit allein in jene Welt übergehen kann: es ist eben diese gottähnliche Humanität, die verschlossene Knospe der wahren Gestalt der Menschheit. Alles Nothdürftige dieser Erde ist nur für sie; wir lassen den Kalk unserer Gebeine den Steinen und geben den Elementen das Ihrige wieder. Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Thiere der irdischen Haushaltung dienten, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet. Das Bedürfniß der Nahrung sollte ihn zur Arbeit, zur Gesellschaft, zum Gehorsam gegen Gesetze und Einrichtungen erwecken und ihn unter ein heilsames, der Erde unentbehrliches Joch fesseln. Der Trieb der Geschlechter sollte Geselligkeit, väterliche, eheliche, kindliche Liebe auch in die harte Brust des Unmenschen pflanzen, und schwere, langwierige Bemühungen für sein Geschlecht ihm angenehm machen, weil er sie ja für die Seinen, für sein Fleisch und Blut übernehme. Solche Absicht hatte die Natur bei allen Bedürfnissen der Erde, jedes derselben sollte eine Mutterhülle sein, in der ein Keim der Humanität sproßte. Glücklich, wenn er gesproßt ist! Er wird unter dem Strahl einer schönern Sonne Blüthe werden. Wahrheit, Schönheit und Liebe waren das Ziel, nach dem der Mensch in jeder seiner Bemühungen, auch ihm selbst unbewußt und oft auf so unrechten Wegen strebte. Das Labirinth wird sich entwirren, die verführenden Zaubergestalten werden schwinden, und ein jeder wird, fern oder nahe, nicht nur den Mittelpunkt sehen, zu dem sein Weg geht, sondern du wirst ihn auch, mütterliche Vorsehung, unter der Gestalt des Genius und Freundes, deß er bedarf, mit verzeihender sanfter Hand selbst zu ihm leiten.

Also auch die Gestalt jener Welt hat uns der gute Schöpfer verborgen, um weder unser schwaches Gehirn zu betäuben, noch zu ihr eine falsche Vorliebe zu reizen. Wenn wir indeß den Gang der Natur bei den Geschlechtern unter uns betrachten, und bemerken, wie die Bildnerin Schritt für Schritt das Unedlere wegwirft und die Nothdurft mildert, wie sie dagegen das Geistige anbaut, das Feine feiner ausführt, das Schöne schöner belebt: so können wir ihrer unsichtbaren Künstlerhand gewiß zutrauen, daß auch die erschlossene Blüthe unserer Knospe der Humanität in jenem Dasein gewiß in einer Gestalt erscheinen werde, die eigentlich die wahre göttliche Menschengestalt ist, und die kein Erdensinn sich in ihrer Herrlichkeit und Schöne zu dichten vermöchte. Vergeblich ist's also auch, daß wir dichten, und ob ich wohl überzeugt bin, daß, da alle Zustände der Schöpfung aufs genaueste zusammenhängen, auch die organische Kraft unserer Seele in ihren reinsten und geistigen Uebungen selbst den Grund zu ihrer künftigen Erscheinung lege, oder daß sie wenigstens, ihr selbst unwissend, das Gewebe anspinne, das ihr so lange zur Bekleidung dienen wird, bis der Strahl einer schönern Sonne ihre tiefsten, ihr selbst hier noch verborgenen Kräfte weckt, so wäre es doch Kühnheit, dem Schöpfer Bildungsgesetze zu einer Welt vorzuzeichnen, deren Verrichtungen uns noch so wenig bekannt sind. Genug, daß alle Verwandlungen, die wir in den niedrigen Reihen der Natur bemerken, Vervollkommnungen sind, und daß wir wenigstens Winke dahin haben, wohin wir höherer Ursachen wegen zu

schauen unfähig waren. Die Blume erscheint unserm Auge als ein Samensprößchen, sodann als Keim, der Keim wird Knospe, und nun erst geht das Blumengewächs hervor, das sein Lebensalter in dieser Oekonomie der Erde anfängt. Aehnliche Auswirkungen und Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild geworden. Wer würde in der Raupe den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden Ein und dasselbe Geschöpf erkennen, wenn es uns die Erfahrung nicht zeigte? Und beide Existenzen sind nur Lebensalter Eines und desselben Wesens, auf Einer und derselben Erde, wo der organische Kreis gleichartig wieder anfängt. Wie schöne Ausbildungen müssen im Schooß der Natur ruhen, wo ihr organischer Zirkel weiter ist, und die Lebensalter, die sie ausbildet, mehr als Eine Welt umfassen! Hoffe also, o Mensch, und weissage nicht! Der Preis ist dir vorgesteckt, um den kämpfe! Wirf ab, was unmenschlich ist, strebe nach Wahrheit, Güte und gottähnlicher Schönheit, so kannst du deines Ziels nicht verfehlen!

Um Ort und Stunde deines künftigen Daseins gib dir also keine Mühe! Die Sonne, die deinem Tage leuchtet, mißt dir deine Wohnung und dein Erdengeschäft, und verdunkelt dir so lange alle himmlischen Sterne. Sobald sie untergeht, erscheint die Welt in ihrer größern Gestalt; die heilige Nacht, in der du einst eingewickelt lagst und einst eingewickelt liegen wirst, bedeckt deine Erde mit Schatten und schlägt dir dafür am Himmel die glänzenden Bücher der Unsterblichkeit auf. Da sind Wohnungen, Welten und Räume —

In voller Jugend glänzen sie,
Da schon Jahrtausende vergangen;
Der Zeiten Wechsel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

Hier aber unter unserm Blick
Verfällt, vergeht, verschwindet alles,
Der Erde Pracht, der Erde Glück
Droht eine Zeit des Falles.

Sie selbst wird nicht mehr sein, wenn du noch sein wirst, und in anderen Wohnplätzen und Organisazionen Gott und seine Schöpfung genießest. Du hast auf ihr viel Gutes genossen. Du gelangtest auf ihr zu der Organisazion, in der du als ein Sohn des Himmels um dich her und über dich schauen lerntest. Suche sie also vergnügt zu verlassen, und segne ihr als der Aue nach, wo du als ein Kind der Unsterblichkeit spieltest, und als der Schule nach, wo du durch Leid und Freude zum Mannesalter erzogen wurdest. Du hast weiter kein Anrecht an sie, sie hat kein Anrecht an dich; mit dem Hut der Freiheit gekrönt und mit dem Gurt des Himmels gegürtet setze fröhlich deinen Wanderstab weiter.

Wie also die Blume dastand und in aufgerichteter Gestalt das Reich der unterirdischen, noch unbelebten Schöpfung schloß, um sich im Gebiete der Sonne des ersten Lebens zu freuen, so steht über allen zur Erde gebückten der Mensch wieder aufrecht da. Mit erhabnem Blick und aufgehobenen Händen steht er da, als ein Sohn des Hauses, den Ruf seines Vaters erwartend." —

So weit Herder. Wie großartig, wie umfassend ist das Bild, welches seine Hand vor unseren Augen erstehen ließ! In seinem weiten Rahmen findet alles Raum, was je die Schöpfung hervorbrachte, und jede ihrer Bestrebungen findet ihre verdiente Würdigung und ihren bedeutungsvollen Platz in dem Bau des Ganzen. Da sind keine privilegirten Völkerstämme, welche allein gelten und herrschen und die ganze übrige Welt zum Untergange verdammen wollen; da theilt kein ungerechter Gott Einem Volke alle seine Gaben zu und läßt alle seine übrigen Geschöpfe verschmachten, lediglich seiner Laune wegen; da gebietet kein unsinniges Gesetz, man solle das Beste, was die gütige Hand des Schöpfers dem Menschen zum nie erlöschenden, ewig hellen Sterne gab, unter die Füße treten; da verlangt keine lügenhafte Selbstsucht, der Mensch solle sich wie ein stupides Schaf Fesseln um seine Glieder schlingen lassen und seine ganze Stärke nur in widerstandslosem Leiden versuchen — alles das verlangt dieser Entwurf zu einer Bestimmung der Menschenbestimmung nicht, sondern in echt kristlicher Weise schließt er alles, alles was aus der Hand des Schöpfers sich losrang, und ganz besonders alles was Mensch heißt, in seine Berechnung ein. Alles athmet Leben und Lust und Thätigkeit in ihm, alles strebt dem Einen hohen Ziele bewußt oder unbewußt zu, und selbst der Widerstrebende wird nicht verdammt und über Bord geworfen, sondern weise Gesetze fügen auch seine widerstrebende Thätigkeit als Triebrad in das Ganze ein und verwerthen auch seine widerwillige Kraft zum Besten des Ganzen. Von dieser Warte aus reicht unser Blick bis an die Thore der Unendlichkeit, und das Menschengeschlecht in seiner Gesammtheit könnten wir nach jenem schönen Bilde dem Strome vergleichen, dessen Jugend gute Geister zwischen Klippen im Gebüsch nährten, durch das schattige Dunkel rauscht er in das Thal nieder und reißt seine Bruderwellen mit sich fort; Blumen erstehen, wohin sein Lauf sich wendet, von seinem Hauche belebt sich die wesenlose Schöpfung, er aber dringt weiter, ihn hält nichts, keine schmeichelnde Schönheit kann ihn hemmen. Durch die Ebene dringt sein Lauf, weithin thut die Aussicht sich auf, Städte wachsen unter seinem Fuße, die Länder der Erde beugen sich unter seine Macht, und die Herrlichkeit der Welt ist seinem Dienste willig:

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz! —

Wer will es wagen, diesem gewaltigen Strome in seinem Laufe Schranken zu setzen und ihn einzudämmen in Mauern von buntem Tand und armselig bemalten Fetzen? Die Woge wälzt sich mit unwiderstehlicher Kraft dahin, und alles was ihren Lauf hemmen will, wird zerschmettert und niedergeworfen, das eine früher das andere später, aber jedes Einzelne sicherlich ohne irgend eine Ausnahme, sobald seine Stunde gekommen ist.

Herder's Ideen könnten eben so gut für heilig gehalten werden, als manches andere viel schlechtere Buch. Und doch dachte der Verfasser von seinem großartigen Werke sehr bescheiden; er sprach von ihm nicht im Tone jener falschen Bescheidenheit, welche im Grunde nichts anderes als Ueberhebung ist, sondern mit echter Demuth

und im Bewußtsein der unendlichen Bildungsfähigkeit des Menschengeschlechtes sah er sein Werk nur als eine Stufe an, welche ihren Zweck erfüllt habe, sobald die Menschheit durch sie auf einen höhern Standpunkt sich gehoben habe. „Die Formen und Formeln“ — sagt Herder in seiner Vorrede zu den Ideen — „werden zerstieben, in denen ich deine Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber deine Gedanken werden bleiben und du wirst sie deinem Geschlechte von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichen Gestalten darlegen. Glücklich, wenn alsdann diese Blätter im Strome der Vergessenheit untergegangen sind und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben.“ —

Es ist ein schmerzlicher Gedanke, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß derselbe Mann, der diese großartigen, hellen Ideen dem Menschengeschlechte schenkte und ihm damit einen so weiten freien Blick auf seine eigene Geschichte eröffnete, daß derselbe Mann als oberstes Glied einer zunftmäßigen, in nichts als Aeußerlichkeiten verrannten Geistlichkeit genöthigt war, seine besten Gedanken bei Ausübung seiner amtlichen Thätigkeit zu verbergen, ja sogar oft genug Ansichten zu vertreten, für deren Vertheidigung ihm die Ueberzeugung von ihrer Wahrheit nicht Kraft geben konnte, weil ihm diese Ueberzeugung nicht zu eigen war. Die Schwermuth seiner letzten Lebensjahre, die schmerzliche Klage über sein verfehltes Leben mag hierin ihren tiefsten Grund haben, und fast möchte man glauben, mit Bezug auf seine eigene Lage habe er jene tragischen Worte in dem kleinen Aufsatze „Tithon und Aurora“ geschrieben, mit welchen er von dem Morde menschlicher Verdienste und Kräfte spricht. Eine Art dieses Mordes möchte er den feinsten Selbstmord nennen: „Er ist um so bedauernswürdiger, weil er nur bei den erlesensten Menschen stattfindet, und ihr köstliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach zertrümmert. Menschen nämlich von äußerst zartem Gefühl haben ein Höchstes, wonach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert, so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest steht mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehr Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft umher als man es anfangs glauben möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen, und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen.“ — Ebenso scheint Herder aber auch für sich selbst in demselben Aufsatze gesprochen zu haben, wenn er in die kraftvollen, stolzen Worte ausbricht: „Handle, so viel an dir ist, klug und weise; ihren großen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für deine Person, sei mehr als dein Stand ist, so wirst du in ihm, er altre wie er wolle, für dich selbst und für andere stets jung sein, ja in der dunklen Nacht wirst du als ein helles Gestirn glänzen.“

Ein Geist, der so reiche Schätze sein eigen nannte, wie Herder, konnte wohl auf Stunden von den bleiernen Qualen einer widerwärtigen Amtsthätigkeit niedergebeugt, aber niemals ganz zu Boden gedrückt werden, und wenn wir in seiner Lebensbeschreibung von verhältnißmäßig wenigen frohen, selbstzufriedenen Tagen erzählen konnten, so tritt uns aus jeder Schrift Herder's ein festgezeichnetes, oft von stolzer Kraft überfluthendes Bild entgegen, das seinen unverrückbaren Schwerpunkt in sich selber trägt, und jeden

Gegenstand, zu dem es sich wendet, mit hellem Lichte übergießt. Nicht allein einen erleuchteten Theologen, einen weitschauenden Weltweisen verehren wir in Herder, auch sein feines Verständniß für Poesie und seine nicht geringe dichterische Begabung müssen wir bewundern. In einem seiner früheren Werke arbeiteten der sinnende Weltweise und der Poet mit einander; es ist die Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes, deren erster Theil bereits 1774 erschien. In diesem Buche, welches später um mehrere Theile vergrößert wurde und welches Herder unvollendet hinterließ, wies der Verfasser zuerst mit Nachdruck darauf hin, daß wir in den ältesten Religionserzählungen aller Völker Sagen, und oft auch, wie er sich ausdrückt, Mährchen besitzen, welche die poetische Fantasie der Völker schuf, indem sie überall Vorgänge aus der wirklichen Natur zu dem Grunde auserkor, auf welchem sie ihre luftigen, schönheitumflossenen Gestalten emporsteigen ließ. Eine kurze Probe wird uns die feingefühlte Erklärungsweise Herder's am besten veranschaulichen. Der Gegenstand der Untersuchung war das erste Kapitel aus dem ersten Buche Mosis, also die biblische Schöpfungsgeschichte. Sie zu erklären gibt Herder uns folgende Anleitung.

„Komm hinaus, Jüngling, aufs freie Feld und merke. Die urälteste herrlichste Offenbarung Gottes erscheint dir jeden Morgen als Thatsache, großes Werk Gottes in der Natur.

Himmel und Erde! Siehe, wie sie noch zusammenvermischt um uns liegen: Himmel auf der Erde! Erde zum Himmel erhoben

Und die Erde war wüste und leer,
Finsterniß auf der Tiefe. —

Kannst du dir auch in den Worten der Urkunde mehr sinnliche Schilderung des großen Nachtgrabes, des Mitternachtsschauers wie in unendlicher schwarzer Wüste denken? Und nun fühle den wehenden, durchwehenden Nachtgeist, auch noch den Schauer der tiefsten Frühe vor Tagesanbruch, wie er Meer, Baum und alles durchnimmt. —

Wehender Geist Gottes auf der Tiefe! Wer ist's, der nicht unmittelbar vor Tagesanbruch, von ihm ergriffen, wie Gott, wie eine kommende Regkraft der Natur athme! —

Und sieh! da Gott! da der erste Lichtstrahl!
Licht!
Und's ist Licht! —

mit dem einsilbigsten Blitzworte der Urkunde nicht einzuholen!

Und siehe! diese Entzückung, dieses unnennbare Morgengefühl, wie scheint's alle Wesen zu ergreifen! Zu liegen auf der ganzen Natur! Alles lag in Nacht und Dunkel: der webende Geist kam und bereitete was zu erharren? — Noch ruhen die Vögel, das Haupt unter die Flügel gesenkt — die Stadtwelt, die vielleicht niemals Morgen gesehen, liegt begraben, selbst die frühe Lerche steigt noch nicht — die Natur ein harrender, dunkler Tempel Gottes — lebender Wind und —

Licht!
's ward Licht!

Still wird er eingeweiht, der Tempel! Vielleicht die Blüthe des Baums, die Blume, die Knospe, fühlen! Lichtstrahl! Ein tönender Goldklang auf die große

Laute der Natur — die Lerche erwacht und schwingt sich — wehe dem Fühllosen, der diese Szene gesehen, und Gott nicht gefühlt hat! Es ist das Bild jenes Naturweisen: wie sie „aufblickt die Morgenröthe und die Enden der Erde,“ das große schwarze Nachttuch

— am Saum erfaßt
Und abschüttelt die Räuber der Nacht!
Licht!
Und 's ward Licht!

Siehst du jene stille Glorie! Jene sanfte Augenwimper der Morgenröthe, wie sie jeden Augenblick weiter hinaufschimmert, jeden Augenblick die Wolken um sich her anders wandelt — welche Farben! Welch lachender Glanz! Wer, der den Pinsel dahin eintauchte? — Und wie still! Das Auge bleibt ruhen auf der zarten Stelle — sanftes Angesicht der Gottheit! Offenbarung, Erscheinung! Denke dir, was ich vom Licht gesagt und es ist nichts gesagt, und — wer, der hier nicht niederfällt, anbetet — schweigend seufzt: „O wäre ewig meine Seele wie das Licht, wie dieser Gottesanbruch!“

Das Erwachen aus solchen Augenblicken ist immer einsilbig, und ich wette, bei jedem Unverdorbenen natürliches Gebet! Morgenseufzer und Preis Gottes

— Geräusch und Lärm war nicht um ihn,
Da er die Welten dem Unding entwinkte —

Auch alle Naturvölker, die wir Wilde nennen, haben diese Anbetung vor dem Morgenstrahle (und wie wissen wir, nicht selbst die Thiere?) empfunden. Das nun kälter gedacht und in Worte gefaßt:

— Siehe, wie das Licht gut ist!

Welch Grauen, welche Nacht vertrieben! Wie sie sich dort immer mehr in schwarzen ungeheuern Wellen forthebt — Gott unterschied zwischen Licht und Dunkel! Und wie also die beiden Massen im großen Unterschiede neben einander stehen! Der große Unterschied ist sichtbar! Licht — Dunkel

Dies heißt Tag! jenes Nacht!

Kann ein reißenderer Wink auf diese Szene der Natur sein? Jeden Morgen ist beides neben einander feierlich sichtbar.

Und siehe, wie da nun überall weit umher nach Zunahme des Taglichts die Natur gleichsam webt, den zarten Flor Luft und Himmels da so sichtbar spinnt! Alles vorher ein Grau oder Schwarz! Himmel auf Erde, Erde zum Himmel — wie sich die Graue nach allen Seiten umher weitet! Der Himmel hebt und höhet! Die dunklen Wolken träufeln ab! Nebeln! Es ist, als ob da Licht und Wasser kämpfen! —

Und da oben, wie schon die Bläue hervorgeht, sich immer weiter wölbt und webt — Fänomen, woran alle Schilderer der Morgenfrühe ihre größte Kunst sehen — die allmälige Himmelhebung! Die schwimmende Luftläuterung vom tiefsten Grau zur schönsten lachendsten Glanzesbläue! Der Morgenduft, der um alle Wesen am meisten in der Ferne, dem Bette Aurorens, schwimmt, in den sich das Auge so hin verliert und sich gleichsam eine neue Gegend in der Gegend schafft. — Was sind die Zauberteppiche der Glücklichsten gegen jenes allweite Naturgemälde selbst? Und siehe! die ganze simpelste Erklärung der bestrittenen und verzweifelten Stelle durch eine tägliche, thätige, augenscheinliche Illustrazion der Natur —

Weite sich zwischen Wassern und Wassern
Und abscheide sich zwischen Wassern und Wassern
Und Gott machte die Weitung
Und schied zwischen Wasser drüben
Und Wasser drunten!
Die Weite nannte Gott Himmel.

Zu eben der Zeit, da sich droben der Himmel läutert und sondert, siehe, sondert und läutert sich nieden die Erde! Wie sie sich in lichte und dunkle Massen theilt! Wie ein großes Gebirge gleichsam entschleiert sich hebt! Nun unter Thau und Morgenstrahl beblümt — die Rose öffnet allmälig ihren Busen und die Nachtviole schließt ihre duftenden Kelche; der frühe Zefir webt mit Blüthen und Samen um die jungen Pflanzenbräute umher, die sich im Morgenthau spiegeln, und der junge Baum webt und schauert und fühlt die Glieder im Morgenathem der erweckten Schöpfung. Hier ihre erste Familie! — Es ist Fortgang im Gemälde, Segen des Allvaters auf Pflanzen, Kräuter und Bäume unter dem Strahl der Morgenröthe — Siehe da ging die Sonne auf! Die herrlichste Erscheinung der Natur! Flamme! Glorienantlitz! König! Das Auge kann nur einen Anblick aushalten! Uebertrifft und endet alles! Alles in der Schöpfung wird mit ihr Pracht, Glanz, Geräusch!

Wer räthselt nun, warum das Morgenlicht so lange vor der Morgensonne geschaffen worden? Wer kann jetzt noch eine der Rettungen hören? Nun erwacht alles! alle Wesen, wie

Von diesem regen Feuer
Gestört! Gestöret aus der Ruhe! —

Wie jener Silbersee dort mit lebendigem aufwebt: die Fische spielen am Strahl der Sonne! Wie hier ringsum Luft und Wipfel voll Morgensang —

Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit früher Stimm' und frühem Flug

— alles voll Regung, Gesang, Freude und Segen!

Auch die Erde gebiert ihr Lebendes allerlei Art
Thiere, Gewürm, Wild allerlei Art.

Und siehe! Mensch, da stehest du! das Götterbild! Ebenbild Gottes! Herrschergedanke der Schöpfung! Von Himmel und Erden rufe den zerstreuten betäubten Blick zurück auf dich, in dich selbst!

Und du, der Erden Herr, o Mensch, zerfließ
In Harmonien ganz.
Dich hat er mehr als alles sonst beglückt;
Er gab dir einen Geist,
Der durch den Bau des alles dringt —

betrachte dein Glück! deine Gestalt! deine Kräfte! deine große Bestimmung: höre über dir den Rathschluß Gottes, siehe That — da gehet aus der Mensch an seine Arbeit, an sein Ackerwerk bis an den Abend — sinnt, dichtet, waltet, nährt sich, das Auge der Gottheit bleibt auf ihm ruhen —

Alles, was Gott gemacht hatte,
Siehe, es war alles sehr gut!

Vollendet! Auch dies Morgengemälde vollendet! Mit welcher Simplizität, Naturfolge! Zusammenordnung und Vertheilung! Pracht! Hoheit! angefangen und vollendet! — Auch der Verfasser, der's schrieb, könnte sein ἐποίησε sagen. Aber er war nicht der Verfasser, ihm erschien's, ihm ward's offenbart! Lebt und webt dort jeden Morgen! — Herrlichste, älteste, simpelste Offenbarung Gottes!" —

Diese wunderliche Darstellung in einem seltsamen Stiele ist angefüllt von feinen Gedanken und tiefsinnigen Bemerkungen. Nicht in der bewußten Absicht, aus irgend einem Grunde eine gewaltsame Erklärung in seinen Gegenstand hineinzupressen, tritt Herder an seinen Stoff heran, sondern er vertieft sich mit liebender Hingebung in das Wesen des Bildes, welches er erklären will, und von dessen eigener, innerer Natur aus gibt er seine Deutung. Herder war der erste, welcher die religiösen Mythen in der besprochenen Weise behandelt, und dadurch ist er der Wegweiser für viele Nachfolger geworden, die auf der glücklich geöffneten Bahn hochwichtige Resultate gewonnen haben.

Nicht überall war Herder als Kritiker so glücklich, wie in der Aeltesten Urkunde. Den klaren, scharfsinnigen, unverrückt und ungestört dem Ziele zustrebenden Gang der Untersuchung wie bei Lessing, finden wir bei Herder nicht; er läßt sich oft von seinem Gefühle leiten und bleibt dabei nicht immer auf richtigem Pfade. In seinen jüngeren Jahren vergriff er sich wohl auch an Stoffen, denen er nicht gewachsen war, und seine Auseinandersetzungen tragen dann wohl stets den Karakter des Kühnen, des Neuen, aber sie sind oftmals weder richtig noch überhaupt wahr. Die Fragmente zur neueren deutschen Literatur sind von dieser Art; sie erregten viel Aufsehen, aber keine nachhaltige Wirkung schützte sie vor dem Vergessenwerden. Die Kritischen Wälder wandten sich gegen Lessing's Laokoon, aber mit Recht konnte Lessing sagen, wenn der Verfasser der Wälder ihm auch einer der aufmerksamsten Leser sei, so habe doch auch der nicht einmal verstanden, wohin er in seinem Laokoon eigentlich hinauswolle. Man hat den Kritischen Wäldern ebenso wie der Plastik Herder's oft einen höhern Werth beigelegt, als sie besitzen.

Großartig war dagegen das feine Gefühl, mit welchem Herder überall die echte Poesie aufzufinden und in sich aufzunehmen verstand. Sowie er in den Ideen sich ganz und gar nur auf den Standpunkt eines unbefangenen Beobachters der Natur und des Menschengeschlechtes stellte, und von da aus die Gesetze der ewig fortschreitenden Entwickelung zu erkennen suchte, so ging Herder auch in der Poesie von dem Grundsatze aus, daß alle echte Poesie dem wirklichen Leben entsprossen, gleichsam nur das Spiegelbild der schönen Natur sein müsse. Solche echte Volkspoesie fand er in der Bibel, und in seinen Abhandlungen Vom Geist der hebräischen Poesie und in Lieder der Liebe gibt er eine feine Anleitung zum Verständniß der schönen morgenländischen Dichtungen, in welche blinder Eifer so viel wüstes Dunkel hineingetragen hatte. Die Lieder der Liebe zergliedern das Hohelied Salomonis und zeigen, daß in den einzelnen Sätzen, aus welchen dieses herrliche Büchlein zusammengesetzt ist, die glühende, verlangende Liebe morgenländischer Herzen geschildert wird. Gegen die eifernden Zeloten wenden sie sich mit den scharftreffenden Worten: „Zu allen Zeiten hat sich die kalte Heuchelei, das gezierte Grab voll Todtengebeinen und allen Unflaths, an nichts so sehr als an Liebe

geärgert; an Liebe Gottes und des Menschen, unseres Nächsten. Auch das Hohelied und die zartesten Ausdrücke der Bibel und kristlicher Lieder, sobald sie nur Braut und Verlobung nennen, dünken ihr unerträgliche Buhlersprache. Du Heuchler, sagt Kristus, ärgert dich dein Auge, so reiß es aus. Ist dies hell und unschuldig, so ist dein ganzer Leib Licht; ist's ein Schalk, so hilft dir nichts alles farisäische Reinigen von außen."

In der Abhandlung Ueber Ossian ist es nicht die oft gewaltsam hochgeschraubte Gefühlspoesie, die Naturschwärmerei, welche Herder bewundert und preist, sondern ihn erquickt das volle Leben, das oft mit so gewaltig ergreifender Wahrheit hervorbricht und das ganze Herz von Grund aus erschüttert. Wer einen Eindruck von solchen Stellen aus Ossian gewinnen will, der lese die herrlichen Stellen in Göthe's Werther.

Sehr klar sprach Herder seine Ansicht über die Volkspoesie aus in der vortrefflichen, patriotischen Abhandlung Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst (1777). Es heißt darin: „Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Theil der Literatur, der sich aufs Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder er ist klassische Luftblase; doch bleibt's immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir kein Publikum, keine Nazion, keine Sprache und Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Da schreiben wir denn nun ewig für Stubengelehrte und ekle Rezensenten, aus deren Munde und Magen wir's denn zurückempfangen, machen Romanzen, Oden, Heldengedichte, Kirchen- und Küchenlieder, wie sie niemand versteht, niemand will, niemand fühlt. Unsere klassische Literatur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf die deutsche Erde." — Und an einer anderen Stelle: „Ihre (der Völker) Gesänge sind das Archiv des Volkes, der Schatz ihrer Wissenschaft und Religion, ihrer Theogonie und Kosmogonien, der Thaten ihrer Väter und der Begebenheiten ihrer Geschichte, Abdruck ihres Herzens, Bild ihres häuslichen Lebens in Freude und Leid, beim Brautbett und beim Grabe. Die Natur hat ihnen einen Trost gegen viele Uebel gegeben, die sie drücken, und einen Ersatz vieler sogenannten Glückseligkeiten, die wir genießen: d. h. Freiheitsliebe, Müßiggang, Taumel und Gesang. Da malen sich alle, da erscheinen alle, wie sie sind. Die kriegerische Nazion singt Thaten, die zärtliche Liebe. Das scharfsinnige Volk macht Räthsel, das Volk von Einbildung Allegorien, Gleichnisse, lebendige Gemälde. Das Volk von warmer Leidenschaft kennt nur Leidenschaft, wie das Volk unter schrecklichen Gegenständen sich auch schreckliche Götter dichtet. — Eine kleine Sammlung solcher Lieder aus dem Munde eines jeden Volkes, über die vornehmsten Gegenstände und Handlungen ihres Lebens, in eigener Sprache, zugleich gehörig verstanden, erklärt, mit Musik begleitet: wie würde es die Artikel beleben, auf die der Menschenkenner bei allen Reisebeschreibungen doch immer am begierigsten ist, von Denkart und Sitten der Nation, von ihrer Wissenschaft und Sprache, von Spiel und Tanz, von Musik und Götterlehre."

Herder selbst beschenkte uns mit einer solchen Sammlung als er die Stimmen der Völker in Liedern gab. Schon vor seinem Aufenthalte in Bückeburg hatte er zu ihnen Stoff gesammelt, und wir wiesen darauf hin, daß er zur Zeit als er in Königsberg studirte, sich bereits mit lietauischer Poesie beschäftigt haben muß.

Dieselbe Ansicht von dem hohen Werth aller naturgemäßen Poesie vertritt Herder in seinem Aufsatze Shakespeare (1773). Derselbe beginnt mit den bezeichnenden Worten: „Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: Hoch auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meeres, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels! — so ist's bei Shakespeare." —

Wo Herder in den Literaturen fremder Völker karaktervolle Volkspoesien fand, da wußte er mit einer wunderbaren Schmiegsamkeit, mit einem Zartgefühl ohne Gleichen sich in ihren Geist zu vertiefen und ihn im Deutschen wiederzugeben. Beispiele dazu sind uns die herrlichen Uebersetzungen Herder's aus der Griechischen Anthologie, aus Horaz, aus dem Italienischen; das großartigste Beispiel aber ist der wundervolle Romanzenkranz des Zid, den Herder in seinem letzten Lebensjahre (1803) vollendete, nachdem er etwa fünf Monate darüber gearbeitet hatte. Erst aus einer französischen Prosabearbeitung lernte Herder diesen Stoff kennen, und doch wußte er in seiner deutschen Bearbeitung das Schönste zu schaffen, was wir in unserer Literatur noch bis heute an Nachbildungen spanischer Poesie besitzen. Herder's Zid ist fast ein deutsches Volksbuch geworden.

Herder hätte im Zid nicht ein so hochpoetisches Werk schaffen können, wenn er selbst nicht eine so bedeutende dichterische Begabung besessen hätte. Man hat ihn auf diesem Felde oft zu gering geschätzt. Herder's Dramen sind allerdings unter dem Mittelmäßigen, doch bekannte er auch frei gegen Schiller, daß er in dieser Gattung der Poesie sich nicht heimisch fühle. Auf anderen Gebieten war er um so größer. Eine kleine Auswahl aus seinen Dichtungen wird unser Urtheil bestätigen.

Das Flüchtigste.

Tadle nicht der Nachtigallen
Bald verhallend süßes Lied;
Sieh, wie unter allen, allen
Lebensfreuden, die entfallen,
Stets zuerst die schönste flieht.

Sieh, wie dort im Tanz der Horen
Lenz und Morgen schnell entweicht;
Wie die Rose, mit Auroren
Jetzt im Silberthau geboren,
Jetzt Auroren gleich erbleicht.

Höre, wie im Chor der Triebe
Bald der zarte Ton verklingt.
Sanftes Mitleid, Wahn der Liebe,
Ach, daß er uns ewig bliebe!
Aber ach, sein Zauber sinkt.

Und die Frische dieser Wangen,
Deines Herzens rege Gluth,
Und die ahnenden Verlangen
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein fliehend, fliehend Gut!

Selbst die Blüthe deines Strebens,
Aller Musen schönste Gunst,
Jede höchste Kunst des Lebens,
Freund, du fesselst sie vergebens;
Sie entschlüpft, die Zauberkunst.

Aus dem Meer der Götterfreuden
Ward ein Tropfe uns geschenkt,
Ward gemischt mit manchem Leiden,
Leerer Ahnung, falschen Freuden,
Ward im Nebelmeer ertränkt.

Aber auch im Nebelmeere
Ist der Tropfe Seligkeit;
Einen Augenblick ihn trinken,
Rein ihn trinken und versinken,
Ist Genuß der Ewigkeit.

Der Regenbogen.

Schönes Kind der Sonne,
Bunter Regenbogen,
Ueber schwarzen Wolken
Mir ein Bild der Hoffnung.

Tausend muntre Farben
Bricht der Strahl der Sonne
In verhüllten Thränen
Ueber grauer Dämmrung.

Und des weiten Bogens
Feste Säulen stehen
Auf des Horizontes
Sicherm Felsenboden.

Weh! der Bogen schwindet,
Seine Farben blassen;
Von den festen Säulen
Glänzet noch ein Wölkchen.

Aber seht, der Himmel
Bläuet sich; die Sonne
Herrschet allgewaltig
Und die Auen duften.

Schwindet, holde Kinder
Schöner Jugendträume,
Schwindet! Nur die Sonne
Steig hinauf und walte.

Hoffnungen sind Farben,
Sind gebrochner Strahlen
Und der Thränen Kinder;
Wahrheit ist die Sonne.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche,
Geliebte Nachtigal?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Widerhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lippen Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir ans Herz
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele,
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir ins Ohr;
Der Geist der Harmonien,
Der Weltgeist tritt hervor.
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

„In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Widerhall,
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigal.
Ich bins, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

„Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang,
Vom zarten Ton beweget
Durchängstet sich dein Herz
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz."

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All,
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Widerhall.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle,
Flieht die Zeit; was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen stehn auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.

Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt süß,
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns ins Paradies.

Die Schwestern des Schicksals.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Blick umher, o Freund, und siehe
Sorgsam, wie der Weise sieht:
Was vergehen muß, vergehet,
Was bestehen kann, bestehet,
Was geschehen will, geschieht.

Heiter sind des Schicksals Schwestern,
Keine blassen Furien:
Durch der Sanftverschlung'nen Hände
Webt ein Faden sonder Ende
Sich zum Schmuck der Grazien.

Denn seit aus des Vaters Haupte
Pallas jugendlich entsprang,
Wirket sie den goldnen Schleier,
Der mit aller Sterne Feier
Droben glänzt äonenlang.

Und an ihrem Meisterwerke
Hänget stets der Parze Blick.
Weisheit, Macht und Güte weben
In des Wurms und Engels Leben
Wahrheit, Harmonie und Glück.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid:
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.

Die Liebe im Todtenreiche.

Ueber den Grüften seh' ich so oft verschlungene Hände;
Amor und Psyche knüpft schweigend ein ewiger Kuß.
Wohnet Lieb' in der Gruft? Und birgt die Asche der Todten,
Wenn sie die Urne vereint, Funken vom ewigen Strahl?
Wanderer, lies: „Nur Eine Fackel erleuchtet den Orkus;
Mächtige Lieb' allein fand ein Elysium sich."
Drücke sterbend die Hand mit deiner Geliebten zusammen,
Alles trennet der Tod, Liebende ziehet er nach.

Der Strom des Lebens.

Fließe, des Lebens Strom! Du gehst in Wellen vorüber,
Wo mit wechselnder Höh' eine die andre begräbt.
Mühe folget der Mühe, doch kenn' ich süßere Freuden,
Als besiegte Gefahr, oder vollendete Müh'?
Leben ist Lebens Lohn, Gefühl sein ewiger Kampfpreis.
Fließe, wogiger Strom! Nirgend ein stehender Sumpf!

Der Schiffbruch.

Legende.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich ins Fahrzeug. „Wo ist Don Alonso?"
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

„Reiset wohl ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim!" sprach er von dem Borde.
„Meine Pflicht beginnt, die eure endet."

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten,
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie und geht mit ihnen unter. —

Welch ein Geist war größer? Jenes Kato,
Der im Zorne sich die Wunden aufriß,
Oder dieses Priesters, der den Pflichten
Seines Amtes treu im Meer versinket.

Paramythien.

1. Der Schlaf.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich," sprach er, da er seine dunkle Gestalt ansah, „unter meinen glänzenden, gefälligen Brüdern? Welches traurige Ansehen habe ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleien Amor's? Mag es sein, daß ich den Unglücklichen erwünscht bin, denen ich die Last ihrer Sorgen entnehme und sie mit milder Vergessenheit tränke. Mag es sein, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich doch auch nur zu mühseliger neuer Arbeit stärke. Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Sorge des Elendes wissen, denen ich immer nur den Kreis ihrer Freuden störe?" —

„Du irrest," sprach der Vater der Genien und Menschen, „in deiner dunklen Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Denn glaubst du nicht,

daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher als Sorg' und Elend, und verwandeln sich dem satten Glücklichen in die langweiligste Trägheit."

„Aber auch du," fuhr er fort, „sollst nicht ohne Vergnügungen sein, ja in ihnen oft das ganze Heer deiner Brüder übertreffen." Mit diesen Worten überreichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „Aus ihm", sprach er, „schütte deine Schlummerkörner, und die glückliche Welt sowohl als die unglückliche wird dich über alle deine Brüder wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind von deinen Schwestern, den Grazien, mit zauberischer Hand von unseren seligsten Fluren gesammelt. Der ätherische Thau, der auf ihnen glänzt, wird einen jeden, den du zu beglücken denkst, mit seinem Wunsche erquicken, und da sie die Göttin der Liebe mit unserm unsterblichen Nektar besprengt hat, so wird die Kraft ihrer Wollust viel anmuthiger und feiner den Sterblichen sein, als alles was ihnen die arme Wirklichkeit der Erde gewährt. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Freuden wird man fröhlich in deine Arme eilen; Dichter werden dich besingen und in ihren Gesängen dem Zauber deiner Kunst nachbuhlen; selbst das unschuldige Mädchen wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augen hangen, ein süßer, beseligender Gott." —

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in triumfirenden Dank, und ihm ward die schönste der Grazien, Pasithea, vermählt.

2. Der sterbende Schwan.

„Muß ich allein denn stumm und gesanglos sein?" sprach seufzend der stille Schwan zu sich selbst, und badete sich im Glanz der schönsten Abendröthe; „beinahe ich allein im ganzen Reich der gefiederten Schaaren. Zwar der schnatternden Gans und der gluckenden Henne und dem krächzenden Pfau beneide ich ihre Stimmen nicht; aber dir, o sanfte Filomele, beneide ich sie, wenn ich wie festgebannt durch dieselbe langsamer meine Wellen ziehe und mich im Abglanz des Himmels trunken verweile. Wie wollte ich dich singen, goldne Abendsonne! dein schönes Licht und meine Seligkeit singen, mich in den Spiegel deines Rosenantlitzes niedertauchen und sterben!"

Still entzückt tauchte der Schwan nieder, und kaum hob er sich aus den Wellen wieder empor, als eine leuchtende Gestalt, die am Ufer stand, ihn zu sich lockte. Es war der Gott der Abend- und Morgensonne, der schöne Föbus. „Holdes, liebliches Wesen," sprach er, „die Bitte ist dir gewährt, die du so oft in deiner verschwiegenen Brust nährtest und die dir nicht eher gewährt werden konnte." Kaum hatte er das Wort gesagt, so berührte er den Schwan mit seiner Leier und stimmte auf ihr den Ton der Unsterblichen an. Entzückend durchdrang der Ton den Vogel Apollo's; aufgelöst und ergossen sang er in die Saiten des Gottes der Schönheit, dankbar froh besang er die schöne Sonne, den glänzenden See und sein unschuldiges, seliges Leben. Sanft wie seine Gestalt war das harmonische Lied, lange Wellen zog er daher in süßen, entschlummernden Tönen, bis er sich — in Elysium wiederfand, am Fuß des Apollo, in seiner wahren, himmlischen Schönheit. Der Gesang, der ihm im Leben versagt war, war sein Schwanengesang geworden, der sanft seine Glieder auflösen mußte, denn er hatte den Ton des Unsterblichen gehört und das Antlitz eines Gottes gesehen. Dankbar schmiegte

er sich an den Fuß Apollo's und horchte seinen göttlichen Tönen, als eben auch sein treues Weib ankam, die sich in süßem Gesange ihm nach zu Tode geklagt. Die Göttin der Unschuld nahm beide zu ihren Lieblingen an: das schöne Gespann ihres Muschelwagens, wenn sie im See der Jugend badet. —

Gedulde dich, stilles, hoffendes Herz! Was dir im Leben versagt ist, weil du es nicht ertragen könntest, gibt dir der Augenblick deines Todes. —

Wir haben Herder's Leben kennen gelernt, und haben den Kreis seiner geistigen Thätigkeit durchmessen. Ueberall sehen wir sein Leben zerrissen durch widerstrebende Gewalten, deren schneidende Gegensätze den ruhigen Genuß des Lebens unmöglich machten, und unter diesem Kampfe erlosch Herder's Leben in der Fülle seiner geistigen Kraft. Auch auf dem Gebiete literarischer Thätigkeit bietet Herder uns fast nirgend völlig gereifte, vollendete Früchte; seine größten und bedeutungsvollsten Werke sind unvollendet, Herder hat neue Bahnen mit der schöpferischen Kraft eines hochbegabten Geistes eröffnet, er selbst aber hat sich auch damit begnügt, das große Ziel gewiesen zu haben. Den nachkommenden Geschlechtern ist damit die Aufgabe zugefallen, die herrliche Erbschaft Herder's mit frohem Sinn, mit lichtem Geiste und mit frischer Thatkraft anzutreten, und die Gebäude aufzuführen, zu denen Herder's gottgeweihte Hand die mächtigen Risse zeichnete.

Mit Genugthuung und mit berechtigtem Hochgefühl können wir sagen, daß wir dem großen Führer nicht untreu geworden sind. Die Gegenwart wird immer heller und heller, Deutschland hat sich an die Spitze aller Völker des Erdballs geschwungen, und das deutsche Volk wird sich die Früchte, um welche es in jahrhundertelangen Kämpfen mit seinem besten Herzblute gerungen hat, nicht wieder zertreten lassen. Aber jeder, der auch nur eine Spur von Kraft in sich fühlt, muß treu mitarbeiten an dem großen Werke der Menschlichkeit, das Herder in den drei Worten: Licht, Liebe, Leben! uns bezeichnete. Herder erklärte, er begehre nicht die persönliche Unsterblichkeit, wenn sein Streben nur nicht verloren sei, wenn seine Arbeit Frucht bringe für die Menschheit. So möge auch jeder Einzelne nicht zuerst seinen eigenen Vortheil ins Auge fassen, damit die großen geistigen Führer des letztvergangenen Jahrhunderts nicht umsonst für uns gelebt haben. Sie haben uns die köstlichste Erbschaft hinterlassen, die je einem Volke zu Theil geworden ist; laßt uns würdige Jünger unserer großen Ahnen sein, laßt uns mit besonnener Kraft und mit ungebeugtem Muthe vertheidigen, was sie in heißem Kampfe uns gewonnen haben, und laßt uns auf dem Grunde weiter bauen, den sie uns zeigten.

Immanuel Kant.

Unter dem ehrwürdigen Namen der Filosofie ist viel falsche Münze durch die Welt gerollt. Man hat sich ja nie gescheut, selbst das Höchste und Heiligste zum trügerischen Deckmantel der empörendsten Verworfenheit zu mißbrauchen, und so ist es nicht zu verwundern, daß auch die Filosofie in den Dienst solcher Bestrebungen der Gemeinheit erniedrigt worden ist. Blinde Verläugner jeder selbständigen Thätigkeit des gottgegebenen Geistes haben ihre gottschänderischen Behauptungen, Schlingen, in denen sie die Unschuld des Menschenherzens fingen, mit eben der frechen Stirn Filosofie genannt, wie jene armseligen Verläugner alles Wirklichen ihre Zweifel, durch welche sie den Geist des Menschen in die Wüste lockten. Diese beiden Arten von Filosofen führen ihren Namen etwa mit demselben Recht, mit dem die Jesuiten Priester Gottes heißen.

Doch auch die uneigennützigen, von dem edelsten Streben begeisterten Filosofen sind oft genug auf Irrwege gerathen, welche für die Menschheit nicht zum Heil gereichten. Vielen von ihnen fehlte das feste, klare Bewußtsein von denjenigen Mitteln, welche sie allein anwenden durften, um sich und ihre Forschungen auf einen höhern Standpunkt der Erkenntniß zu heben. Diese Mittel des Fortschreitens, diese Gesetze der Erkenntniß ewig gültig hingestellt zu haben, ist das unsterbliche Verdienst unseres großen Landsmannes Immanuel Kant. In welcher Weise das zu verstehen sei, wird uns am besten klar werden, wenn wir einen kurzen Blick auf die Geschichte der neuern Filosofie — im Gegensatz zu der klassischen — und auf ihre bedeutendsten Führer werfen.

Was man im frühen Mittelalter weniger mit dem Namen der Filosofie als vielmehr mit dem sehr bezeichnenden Ausdruck der Scholastik belegte, war kaum eine selbständige Wissenschaft zu nennen. Die Scholastik war die Magd der Theologie; die kristlichen Glaubenslehren als über allen Zweifel erhaben hinzustellen war ihr einziges Bestreben; die Erkenntniß an und für sich war der Scholastik eine unbekannte Größe und ein unfaßbarer Begriff. Von einer solchen Filosofie konnte man keine wichtigen Resultate erwarten; sie fristete ihr unberechtigtes Dasein nur so lange, als der menschliche Geist sich mit dem blinden Glauben an Autoritäten für den Verlust der eigenen, bewußten Erkenntniß abspeisen ließ. Für

begabte Köpfe konnte sie höchstens eine Ringschule des Geistes sein, wie sie es z. B. für Luther gewesen ist.

Von übersinnlicher Schwärmerei, von einem Berechnen derjenigen Begriffe, für welche jeder Maßstab uns versagt ist, führte der Engländer Francis Bacon, auch Bako von Verulam genannt (geb. 1561), die Filosofie auf einen festen und natürlichen Boden zurück. Den Grund seiner Anschauungen gibt er selbst in den Worten: Ea demum vera est philosophia, quae mundi ipsius voces fidelissime reddit, et veluti dictante mundo conscripta est, et nihil aliud est, quam eiusdem simulacrum et reflectio, neque addit quidquam de proprio, sed tantum iterat et resonat. (De augm. scient. II, 13.) Die Führerin der Filosofie des Bako ist also die Erfahrung, die angeschaute Thatsache.

Der Scholastik gegenüber war dies ein riesengroßer Fortschritt. Aber die Thatsachen machen auf den einen Menschen nicht denselben Eindruck wie auf den andern, also werden die Erkenntnißsätze des einen auch von denen des andern abweichen müssen. Zudem aber ist bei der alleinigen Beobachtung des Wirklichen und dem Verarbeiten nur der hieraus gewonnenen Sätze die Gefahr nahe, sich in Einzelnes zu verlieren; der Blick, der stets am Boden haftet, verliert leicht die weite Umschau, durch welche allein ihm der richtige Weg gewiesen werden kann.

Es war also gewissermaßen eine Vervollständigung der Theorie des Bako, wenn Spinoza mit großem Nachdruck auf die Zusammenhörigkeit, auf die untrennbare Verwandtschaft der Begriffe Gott, Natur, Geist, hinwies. Die Natur, sagte er, ist ebenso göttlich als der Geist, und beide sind nur Erscheinungen der Existenz Gottes, Aeußerungen seines Wesens; Gott ist alles in allem, *ἕν καὶ πᾶν*. Diese großartige Ansicht fand auch bei Lessing und bei Herder viel Anklang. Bako und Spinoza vereint schufen den Grund, auf dem die spätere Filosofie ein dauerndes Gebäude errichten konnte.

Aber nicht geradezu, sondern auf einem Umwege erreichte die Filosofie die Höhe, nach welcher sie strebte. Bako und Spinoza hatten mit dem gerechnet, was sie als wirklich vorhanden annahmen; zu fragen, ob das als wirklich Angenommene auch in der That wirklich sei, das fiel ihnen nicht ein; sie hielten es beide nicht für statthaft zu zweifeln, daß die Erkenntnisse ihrer Beobachtungen anders in ihrer Erscheinung, anders in ihrem Wesen seien. Dadurch war bei ihnen immerhin noch die Möglichkeit vorhanden, daß durch diese unbedingte, ungeprüfte Annahme von Thatsachen, die von früherher als endgültige dastanden, hier oder da ein falscher Vordersatz sich mit eingeschlichen und dem Gebäude eine bedenkliche Neigung gegeben hatte. Auf die gründliche Prüfung eines jeden Satzes, der Grundsatz sein sollte, führte der Engländer David Hume. Er wies alle und jede Autorität an und für sich zurück, und stellte den Satz auf, daß an den Beweis einer absoluten Wahrheit nicht zu denken sei. Er bezweifelte alles, ihm galt überhaupt kein Grundsatz. Durch diese Sätze warf er einen Sauerteig in die ganze Filosofie, welcher eine gewaltige Gährung hervorbrachte und alle Geister von Bedeutung zur Prüfung des Vorhandenen, zum Abwägen aller Größen gegen einander aufrief; keinen aber mehr als Kant, welcher selber ausdrücklich sagte, die Schriften Hume's hätten seinen dogmatischen Schlummer unterbrochen. Ohne sich den Folgerungen Hume's anzuschließen, schlug Kant doch die von ihm gebahnten Wege ein, und im Verfolg

derselben warf er nun die großen Fragen auf*): „Ob überhaupt das Wahre erkannt werden, ob eine Uebereinstimmung zwischen Erscheinung und Wahrnehmung möglich sein könne? Ob der menschliche Geist aus sich herausgehen und in ein Anderes so eingehen könne, daß ein völlig objektives Erfassen dieses Anderen ohne Täuschung möglich sei? Und wie überhaupt von einer Bestimmung zur andern nothwendigerweise fortgeschritten werden, wie Unterschiedenes dennoch durch sich in Zusammenhang stehen und mit einander eine Einheit ausmachen könne?" — Das Werk, in welchem diese Fragen beantwortet wurden, ist Die Kritik der reinen Vernunft, und der Hauptsatz desselben lautet: „Gegenstände der Sinne können wir nie anders erkennen als bloß, wie sie uns erscheinen, nicht nach dem was sie an sich selbst sind; übersinnliche Gegenstände sind für uns keine Gegenstände unserer theoretischen Erkenntniß." Als Wahlspruch hatte Kant seinem großen Werke den Ausspruch des Bako vorgesetzt: „Wir schweigen von uns selbst; aber von der Sache, um die es sich handelt, verlangen wir, daß sie die Menschen nicht für eine bloße Meinung, sondern für ein nothwendiges Werk ansehen, und sich versichert halten, daß wir nicht für irgend eine Schule oder beliebige Ansicht, sondern für den Nutzen und für die Größe der Menschheit neue Grundlagen suchen. Also mögen sie um ihres eigenen Nutzens willen das Beste aller bedenken und selbst daran theilnehmen; sie sollen hoffnungsvoll in die Zukunft blicken und nicht fürchten, daß unser Erneuerungswerk ein grenzenloses und übermenschliches sei; sie sollen dasselbe begreifen, denn es ist in Wahrheit das Ende und die rechtmäßige Grenze unendlichen Irrthums." —

Noch eine Eigenthümlichkeit Kant's darf nicht übergangen werden, es ist seine entschiedene Neigung zu freiheitlicher Auffassung menschlicher Verhältnisse im Ganzen sowohl wie im Einzelnen. Diese Neigung, welche überhaupt schon in Kant's Karakter lag, wurde noch besonders geweckt und bestärkt durch das Studium der französischen Filosofen des achtzehnten Jahrhunderts, besonders des Rousseau und des Voltaire. Wenn dieselben als Filosofen in ihren Ansichten sehr oft ins Extrem gingen, so wurden sie durch die Verhältnisse ihres Landes dazu getrieben. „Der**) Staat war im schlechtesten Sinne des Wortes zur Maschine geworden. Die Finanzen einerseits, die stehenden Heere andererseits waren die Hebel seiner Bewegung. Der weltliche und geistliche Adel verpraßte den Schweiß der Bürger und Bauern, welche bei der schlechtesten Justizverfassung so gut als rechtlos geworden waren. In Betreff der Kirche fand der höchste Druck der Denk- und Gewissensfreiheit statt. In keinem Jahrhundert und in keinem Lande sind so viel Bücher verboten, konfiszirt und verbrannt worden, als damals in Frankreich. Die lächerlichsten Gebräuche und sinnlosesten Vorstellungen, der krasseste Aberglaube sollten als ein Heiliges verehrt werden. Das Verstandlose, Zufällige sollte man anbeten und kein Urtheil darüber haben. Gerade im Begriff dessen, was uns das Theuerste sein muß, im Begriff des Göttlichen, sollte man mit stumpfer, knechtischer Passivität sich verhalten — ein Widerspruch, den

*) Kant's Werke von Rosenkranz und Schubert, Leipzig 1840. XI, 117. Nach dieser Ausgabe werden wir stets zitiren.

**) Werke XI, 29, 30.

der Geist auf die Länge nicht ertragen konnte und daher das, was als positive Religion galt, mit seinem Spott und Hohn zerfleischte." — Die Fehler dieser Franzosen wußte Kant ebensowohl zu vermeiden als die Uebertreibungen Hume's; er fantasirte nicht mit Rousseau und spottete nicht mit Voltaire, aber er kam mit ihnen in dem Satze von der Selbstbestimmung des Menschen überein. „Der*) Mensch soll sich keiner fremden und unverstandenen Macht unterwerfen, welche man nur darum respektiren soll, weil andere uns ihre Befehle als Nothwendigkeit überliefern und uns einen Glauben daran als an die Wahrheit abtrotzen wollen. Der Mensch ist nur in dem wahrhaft frei, worin er denkend sich zu finden vermag. Diese Freiheit ist der Grundton der Kant'schen Filosofie. Von ihr aus gerieth er so gut in skeptische Betrachtungen hinein, als die Engländer und Franzosen. Von ihr aus empörte er sich nicht weniger gegen alle Advokatenkünstelei, welche den Menschen in seinem Recht unmündig macht. Von ihr aus gab er den Fürsten zu bedenken, daß sie „von Gottes Gnaden" hießen, weil sie als arme Sterbliche für ihre hohe, das Schicksal von Millionen betreffende Verantwortlichkeit Gottes Gnade am meisten nöthig hätten. Von hier aus verfolgte er, selbst mit Bitterkeit, alle hierarchischen Tendenzen und allen Afterdienst der Religion." —

In der Reinheit seines Lebens und in der Großartigkeit seiner Bestrebungen hat man Kant oft neben Sokrates genannt, und mit vielem Rechte. „Man**) kann Bako den Joniern, Spinoza den Eleaten, Hume und die Franzosen den griechischen Sofisten vergleichen. Ihnen allen trat Sokrates mit der Versicherung entgegen, daß er nichts wisse, d. h. er verlangte eine Rechtfertigung des Zweifels sowohl als des Glaubens. Die Möglichkeit des Wissens überhaupt längnete er nicht, wohl aber wollte er die Wirklichkeit oder Unmöglichkeit desselben begründet sehen. So auch stellte Kant mit seinen Untersuchungen sowohl den Versicherungen des Glaubens als denen des Zweifels sich entgegen. Den Hauptgrund der vielen Irrungen und mißlungenen Versuche der Filosofie suchte er darin, daß man stets ein Erkennen der Wahrheit als möglich vorausgesetzt habe, ohne doch diese Möglichkeit selbst zu prüfen. Daher sein kühler ironischer Ton, der sich so wenig als Sokrates von der Emfase des Glaubens oder vom Hohn und Witz des Zweifels imponiren ließ. Sokrates war in der Naturwissenschaft wohl bewandert, allein den Hauptnachdruck legte er auf das Ethische. Kant begann mit naturwissenschaftlichen Studien, behandelte aber doch die Moral immer mit der größten Vorliebe. Diese Aehnlichkeit beider Männer ist zu augenscheinlich, sie bedarf keiner weiteren Erörterung. Sokrates erlebte im peloponnesischen Kriege die furchtbarste Krise der griechischen Geschichte, so auch Kant die französische Revoluzion. Sokrates war persönlich ein gediegener Karakter, ein allgemein beliebter Gesellschafter, ein emsiger Lehrer der Jugend, und mußte doch der Anklage des Atheismus erliegen. Auch Kant war ein höchst selbständiger Mensch, bewegte sich in einer reichen Geselligkeit, war ein Muster von Lehrtreue und Lehrweisheit, und mußte doch noch in hohem Alter die Erfahrung machen, daß man seine Filosofie nicht bloß von Seiten der Wissenschaft, sondern auch von der der Regierung für irreligiös und staatsgefährlich ansah. Wir haben hier Aehnlichkeiten zusammengestellt, die

*) XI, 34, 35. **) XI, 119, 120.

in der That merkwürdig sind. Der Unähnlichkeiten, Kant's Schriftstellerei und sein Leben als Hagestolz, Sokrates' Kriegsleben, seine bürgerlichen Aemter, seine Ehe u. s. w., würden freilich auch nicht wenige sein. Daß Kant aber, wäre es darauf angekommen, auch den Giftbecher mit echt sokratischer Heiterkeit würde getrunken haben, bezweifeln wir nicht im geringsten." —

Sowie in der Filosofie des Sokrates uns die Blüthe griechischer Aufklärung, die schöne Menschlichkeit des Hellenen im klarsten Ausdruck erscheint, so bezeichnet der Name Kant's die Spitze der modernen Geistesbildung. Er ist der größte Denker der kristlichen Zeitrechnung, und die Bewegung, in welche er die Geister versetzt, ist kaum begonnen, geschweige denn zum Abschluß gediehen. Große, weltbewegende Gedanken bedürfen einer langen Zeit, bevor das thätige Leben sie sich anzueignen und sie auszubeuten vermag. Noch sind die Grundsätze der kritischen Filosofie kaum wenige Schritte über die Hörsäle der Universitäten hinausgedrungen. Doch einzelne Strahlen der Morgenröthe, welche den Aufgang der Sonne verkündet, färben mit ihrer verheißenden Pracht bereits den Himmel. —

Immanuel Kant*) wurde als das vierte Kind seiner Eltern am 22. April 1724 in Königsberg in Ostpreußen geboren. Sein Geburtshaus liegt in der Sattlergasse, nicht weit von der grünen Brücke. Seine Vorfahren stammten aus Schottland; sein Vater, der in der Nähe von Memeln geboren war, schrieb sich noch Johann George Cant, eine Schreibweise, welche der Sohn später änderte. Kant's Vater betrieb in Königsberg als Meister das Sattlerhandwerk; er stand bei seinen Mitbürgern im besten Rufe, seine Vermögensumstände waren nicht gerade ärmlich, aber auch durchaus nicht glänzend. Am 13. November 1715 verheirathete er sich mit Anna Regina Reuter. Dieser Ehe entsproßten elf Kinder, von denen sechs sehr jung starben. Der einzige Bruder des großen Filosofen war Johann Heinrich Kant, 1735 geboren; er war zuerst Rektor in Mitau und danach Pfarrer in Alt- und Neu-Rahden, woselbst er im Jahre 1800 starb. Mit seinem Bruder Immanuel hat er in keiner nähern Beziehung gestanden, da er kein Verehrer der spekulativen Filosofie war. Von Immanuel's drei Schwestern überlebte ihn nur die jüngste, Frau Theuer, die treffliche Ehefrau eines einfachen Bürgers.

Kant's Eltern waren beide dem Pietismus zugethan, doch war er ihnen Ernst, überall in ihrem Leben wählten sie seine Anforderungen als strenge Richtschnur für ihre Handlungsweise. Ueber dies Verhältniß seiner Eltern äußerte Kant sich einst gegen einen Freund mit den Worten: „Waren auch die religiösen Vorstellungen der damaligen Zeit und die Begriffe von dem, was man Tugend und Frömmigkeit nannte, nichts weniger als deutlich und genügend, so fand man doch wirklich die Sache. Man sage dem Pietismus nach, was man will, genug, die Leute, denen er ein Ernst war, zeichneten sich auf eine ehrwürdige Weise aus. Sie besaßen das Höchste, was der Mensch besitzen kann, jene Ruhe, jene Heiterkeit, jenen innern Frieden, der durch keine Leidenschaft beunruhigt wurde. Keine Noth, keine Verfolgung setzte sie in Mißmuth, keine Streitigkeit war vermögend, sie zum

*) Die benutzten Quellen sind: Kant's Leben von Schubert in der Ausgabe seiner Werke von Rosenkranz und Schubert, XII. Kantiana von Reicke, Königsberg 1860. Kant's Leben ff. von Kuno Fischer. Mannheim. 1860.

Zorn und zur Feindschaft zu reizen. Mit einem Worte, auch der bloße Beobachter wurde unwillkürlich zur Achtung hingerissen. Noch entsinne ich es mich, wie einst zwischen dem Riemen- und Sattlergewerbe Streitigkeiten über ihre gegenseitigen Gerechtsame ausbrachen, unter denen auch mein Vater wesentlich litt; aber dessen ungeachtet wurde selbst bei der häuslichen Unterhaltung dieser Zwist mit solcher Schonung und Liebe in Betreff der Gegner von meinen Eltern behandelt, und mit einem solchen festen Vertrauen auf die Vorsehung, daß der Gedanke daran, obwohl ich damals ein Knabe war, mich dennoch nie verlassen wird." —

Mit besonderer Liebe war Immanuel seiner Mutter zugethan. Ihr Bild, obwohl sie viel früher starb, stand ihm doch lebhafter vor Augen, als der Vater; er versicherte oft, seine Mutter sei ihm im Aeußern auf eine ungewöhnliche Weise ähnlich gewesen, selbst bis auf den platten Bau der sonderbar eingebogenen Brust. Ihre zärtliche mütterliche Liebe scheint sie besonders diesem Sohn gewidmet zu haben, über dessen Ausbildung sie um so mehr wachen konnte, da sie eine in damaliger Zeit für ihren Stand ungewöhnliche Fertigkeit in mancherlei Wissen besaß; an ihrem Hochzeittage schrieb sie in die Hausbibel: „Der Herr unser Gott behalte uns in beständiger Liebe und Einigkeit nach seinem Wohlgefallen, er gebe von dem Thau des Himmels und den Süßigkeiten der Erde, so lange bis er uns zusammenbringen wird zu der Hochzeit des Lammes, um Jesu Kristi seines Sohnes willen, Amen!" — Sie führte ihren Sohn oft in die freie Natur, was um so ersprießlicher war, da die Sattlergasse eine tiefe, etwas dumpfe Lage in der Nähe des Pregels hat. Auf diesen Spaziergängen machte sie ihn auf die Erscheinungen der Natur aufmerksam und suchte ihm dieselben in herzlicher Zusprache von der Macht Gottes zu erklären. Seiner guten Mutter gedachte Kant selbst in seinem Greisenalter stets mit inniger Rührung.

Den ersten Elementarunterricht erhielt Immanuel in der vorstädtischen Hospitalschule. Die scharfe Beobachtungsgabe des Kindes, seine stets rege Wißbegierde, seine leichte Fassungskraft erweckten in der Mutter den Gedanken, ob die höhere Ausbildung ihres Sohnes nicht eine ihr von Gott auferlegte Pflicht sei. Sie wandte sich an den Direktor des Friedrichskollegs, den vortrefflichen Franz Albert Schulz, und da dieser in dem Knaben besondere Fähigkeiten entdeckte, so rieth er angelegentlich zum Studium der Theologie, wodurch er dem Herzenswunsche der Mutter entgegen kam. Es war unter diesen Umständen selbstverständlich, daß Immanuel Kant als Schüler dem Collegium Fridericianum, welches von Schulz geleitet wurde, anvertraut ward*). Die Anstalt, in welcher durchgehend der Geist des Pietismus herrschte, besaß eine eigene Kirche, in welcher auf die gottesdienstlichen Handlungen ziemlich viel Zeit verwendet wurde. Schulz hielt außerdem noch Betstunden, welche Immanuel mit seiner Mutter fleißig besuchte. In der Schule dieses reinen und verehrungswürdigen Pietismus gewann Kant die Stärke des moralischen Bewußtseins und die Strenge in Ausübung der Pflichten, welche er besonders gegen sich selbst in Anwendung brachte und in seinen Schriften von jedem Jünger und Anhänger der Filosofie forderte. Schulz wurde auch noch der persönliche Wohlthäter seines jugendlichen Schülers; den Eltern desselben schenkte

*) Man vergleiche in der Biografie Herder's Seite 341 ff.

er das jährliche Brennholz, welches er ihnen auch noch frei anfahren ließ, und dadurch konnten diese auf die Erziehung des ältesten Sohnes mehr verwenden, als ihnen sonst bei ihrem mäßigen Verdienste wohl für diesen Zweck übrig geblieben wäre. Die Dankbarkeit gegen Schulz bewahrte Kant in warmer Erinnerung bis in seine spätesten Lebensjahre.

Acht Jahre lang*), von 1732 bis 1740, war Kant Schüler des Friedrichskollegs; in dieser Zeit erlernte er mit Eifer die klassischen Sprachen, auch das Hebräische; im Lateinschreiben erwarb er sich bedeutende Fertigkeit. Auch in der französischen Sprache, in der Geschichte, der Geografie, der Mathematik und Logik wurde er unterrichtet. Des Unterrichtes in den beiden letztgenannten Fächern konnte er später nie als mit Heiterkeit gedenken; er war mit seinem ehemaligen Mitschüler Kunde der Meinung, daß die Lehrer in diesen Gegenständen keinen Funken der Filosofie in ihren Schülern zur Flamme anfachen, wohl aber ihn ausblasen konnten. Von dem Lehrer in der lateinischen Sprache, Heidenreich, rühmte Kant, daß er seine gute Methode mit vielem Fleiß den Schülern ganz besonders nutzbar gemacht habe. Durch diesen Heidenreich gewann Kant in den höheren Klassen eine besondere Vorliebe für die römischen Klassiker, so daß er lange Stellen derselben seinem Gedächtnisse so fest einprägte, daß er sie noch in späten Jahren ohne Anstoß hersagen konnte. Die gemeinschaftliche Begeisterung für die klassischen Studien führte Kant zu einem Bunde der Freundschaft mit David Ruhnken aus Stolpe und Martin Kunde aus Königsberg. Ersterer zierte als einer der größten Filologen seiner Zeit ein halbes Jahrhundert lang die Universität Leyden, Kunde wurde durch die zerknickende Last vieler Hauslehrerstellen früh gebeugt und starb als Rektor der Stadtschule in dem kleinen Rastenburg. Die drei Freunde kamen wöchentlich mehrmals zusammen, um gemeinschaftlich solche lateinische Schriftsteller zu lesen, welche nicht in der Schule behandelt wurden. Ruhnken war der wohlhabendste, er schaffte die nöthigen Bücher in den besten Ausgaben herbei. Auch über ihre Zukunft entwarfen sie Pläne, die für alle drei sich auf filologisches Gebiet erstreckten, so daß auch die Latinisirung ihrer Namen in Cundeus, Cantius und Ruhnkenius beschlossen wurde. Ruhnken, der ins Ausland ging, hat sie durchgeführt, die beiden andern wurden durch ihr richtiges Gefühl von dieser entehrenden Barbarei abgehalten. Im Jahre 1771 schrieb Ruhnken, der damals durch einen dreißigjährigen Aufenthalt in Holland seine Muttersprache ohne eigenen Schmerz vergessen hatte, in hochelegantem Latein einen Brief an Kant, in welchem er seiner Freude über das ehemalige vertrauliche Zusammenleben beredten Ausdruck gab. Er forderte ihn auf, seine filosofischen Schriften in lateinischer Sprache zu schreiben, damit Holländer und Engländer ihn besser lesen könnten. Dies würde ihm nicht schwer werden, da er ja bereits auf der Schule nach dem Urtheile aller auf dem Wege zum ruhmvollsten Ziele gewesen sei. Kant besaß genug Liebe zu seinem Vaterlande, um auf diesen Vorschlag nicht einzugehen. Der Brief schließt mit den Worten: Vale, Vir eximie, et Tibi pro certo persuade, Te a me ita observari, ut Tui, quam ego sum, studiosiorem habeas neminem. Auch mit dem spätern Professor der orientalischen Literatur in Königsberg, Georg

*) Die Angabe bei Schubert S. 18 und 19 ist nicht ganz genau.

Kypke, und dem nachmaligen Arzte Gottlieb Trummer knüpfte Kant damals Freundschaften an, die bis zum Tode der Genannten währten.

Ein harter Verlust für Kant während seiner Schulzeit war der Verlust seiner so innig geliebten Mutter; sie starb am 18. Dezember 1737 an einer akuten Krankheit, welche sie sich durch aufopfernde Pflege am Lager einer fieberkranken Freundin zugezogen hatte. Noch in spätem Alter gedachte Kant seiner Mutter mit tiefer Rührung. Die Vermögensumstände seines Vaters verschlechterten sich nach dem Tode der Mutter, aber ein Oheim mütterlicher Seite, ein wohlhabender Schuhmacher Namens Richter, nahm sich des Neffen, der so schöne Hoffnungen erweckte, an und unterstützte ihn während seiner ganzen Studienzeit. In den ersten Schuljahren zog Kant sich durch Vergeßlichkeit und Zerstreutheit, in Folge deren er wohl ohne Bücher in die Schule kam, manche Strafe zu; doch zeigte er auch schon in diesen Jahren, daß ihm muthige Besonnenheit in ungewöhnlich hohem Grade zu eigen war.

Als Jüngling von sechszehn Jahren bezog Kant zu Michaelis 1740 die Universität seiner Vaterstadt und ließ sich als Theologe einschreiben, das Andenken an den Herzenswunsch der geliebten Mutter bewog ihn zu dieser Wahl des Berufes mehr, als innerer Trieb. Doch gerade dieser scheinbare Umweg sollte ihn zu seiner eigentlichen Bestimmung führen. In damaliger Zeit war es Sitte, daß alle Studirenden, welcher Fakultät sie auch angehörten, in den ersten Semestern fast nur Vorlesungen der filosofischen Fakultät hörten, um für ihre Berufsfächer gewissermaßen erst die erforderliche geistige Reife zu gewinnen. So wandte denn auch Kant sich der Mathematik und der Filosofie zu, und hier fand er das Land, in welchem für ihn ein Königreich bestimmt war. Der treue Führer zu diesem Lande war der vortreffliche Martin Knutzen. Er war am 14. Dezember 1713 in Königsberg geboren, erhielt schon in seinem einundzwanzigsten Jahre eine außerordentliche Professur der Logik und Metafysik, unterlag aber seinen angestrengten Arbeiten schon am 29. Januar 1751 im Alter von siebenunddreißig Jahren. Ihm schloß Kant sich ganz an, hörte alle Vorlesungen des wackern Mannes und erhielt auch in Einzelgesprächen von ihm vielfache Belehrung und Anweisung zu selbständiger Forschung. In der reichlich ausgestatteten Bibliothek seines Lehrers fand Kant auch Newton's Werke, und was ihm von Nutzen sein konnte, das stellte Knutzen ihm gern zu Gebote. Den ersten bedeutungsvollen Anfang von Kant's großartiger Forschung erlebte Knutzen noch.

Neben dem eben Genannten besuchte Kant vorzugsweise die Vorlesungen des Professors der Fysik Gottfried Teske, welcher fast ein halbes Jahrhundert als Lehrer segensreich an der Albertina wirkte. Eigentlich filologische Studien hat Kant während seiner Universitätszeit nicht betrieben, vielleicht auch aus dem Grunde, weil es damals mit der Filologie in Königsberg nicht besonders bestellt war. Auch die theologischen Studien, denen Kant sich ja ganz besonders hinzugeben gewillt war, wurden von Anfang an nicht vernachlässigt. Schulz, der Direktor des Friedrichskollegs, war auch Professor der Theologie an der Universität, bei ihm hörte Kant sehr eifrig Vorlesungen, namentlich die dogmatischen. Er gab sich selbst das Zeugniß, daß er denselben ohne Unterbrechung auf das gewissenhafteste beigewohnt, die nachgeschriebenen Hefte fleißig wiederholt und auch im

Examinatorium am sichersten geantwortet habe. Aber je tiefer Kant in das Wesen des Pietismus eindrang, desto mehr gewann er die Ueberzeugung, daß die schwachherzigen, matten, wenn auch gutgemeinten Schwärmereien dieser Richtung nicht dazu angethan seien, einem strebenden Geiste Befriedigung zu gewähren. Wer aber als Theologe damals zu Amt und Würden gelangen wollte, mußte dem herrschenden Pietismus huldigen. Kant hätte eher alles andere gethan, als seine Ueberzeugung verläugnet, und wenn er aus Familienrücksichten jetzt auch noch nicht ganz alle theologischen Studien aufgab, so begann er doch zugleich auch auf das Schulfach sich den Weg offen zu halten. Zur Erwerbung seines Unterhaltes hatte er schon längere Zeit Unterricht in den alten Sprachen, der Mathematik und den Naturwissenschaften gegen geringe Vergeltung ertheilt, später hielt er seinen Studiengenossen Repetitorien über Knutzen's und Teske's Vorlesungen.

Doch von der theologischen Laufbahn drängten immmer mehr Beweggründe ab. Der Sitte damaliger Zeit gemäß hatte Kant schon in den ersten Semestern als Student der Theologie in einigen benachbarten Landkirchen — die Ortssage nennt Arweiden — gepredigt; bei dieser Gelegenheit hatte er die Bemerkung gemacht, daß seine eingebogene Brust nicht so stark war, als es für einen Prediger zu wünschen war. Die Entscheidung wurde herbeigeführt, als Kant, um in Königsberg bleiben zu können, sich um eine Stelle eines Unterlehrers an der damaligen lateinischen Schule im Kneiphofe, dem heutigen Kneiphöf'schen Gymnasium, neben dem Dom gelegen, bewarb. Kant's Bewerbung wurde zurückgewiesen, ein anderer ganz unfähiger und unwissender Kandidat erhielt die Stelle. Für Kant und die Wissenschaft war es ein Glück, daß diese Angelegenheit sich nicht anders entschied, denn bei der jammervollen Besoldung und der unerträglichen Ueberbürdung dieser Stelle wäre die Gefahr nahe gewesen, daß Kant unter geistigem Druck und unter Nahrungssorgen hätte verkümmern müssen.

Denn die letzteren, die auf die Dauer auch den kräftigsten Geist zerknicken, meldeten sich um diese Zeit bei dem Jünglinge in drohender Gestalt. Am 24. März 1746 starb sein Vater; in die alte Hausbibel schrieb der Sohn bei diesem Vorfalle die Worte: „Den 24. März ist mein liebster Vater durch einen seligen Tod abgefordert worden. Gott, der ihn in diesem Leben nicht hat viel Freude genießen lassen, lasse ihm dafür die ewige Freude zu Theil werden.“ Jede Unterstützung hörte für ihn nun auf, die Privatstunden allein gewährten ihm den Lebensunterhalt nicht, und so sah er sich denn genöthigt, das geliebte Königsberg zu verlassen und eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen, wozu auch seine Freunde riethen.

Neun Jahre lang blieb der große Mann in dieser bescheidenen Stellung, welche wenigstens das Gute hatte, daß materielles Elend ihm nicht zu nahen vermochte; für einen Kant wird auch diese lange Zeit nicht verloren gewesen sein. Zuerst trat er bei dem reformirten Pfarrer Andersch in Judschen bei Gumbinnen ein. Ueber seine Befähigung als Erzieher urtheilte Kant später mit großer Bescheidenheit, daß er pädagogische Vorschriften wohl erkannt, aber nie sie im Leben durchzuführen verstanden habe. Doch wußte Kant sich stets die unbedingte Achtung seiner Umgebung und die Liebe seiner Schüler zu erwerben; einige von ihnen

lieferten später Beweise, daß die Lehren des großen Filosofen bei ihnen auf einen fruchtbaren Boden gefallen waren.

Von Judschen kam er zu der Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Arensdorf bei Mohrungen. Hier verweilte er mehrere Jahre. Das freundschaftliche Verhältniß, in welches er zu dieser Familie trat, löste sich nicht, als er das Haus verließ; einer seiner Zöglinge lebte später als Pensionär bis zu seinem Eintritte in den Soldatenstand bei Kant. Die Zöglinge des Filosofen aus dieser Familie gehörten zu den ersten Grundbesitzern in Preußen, welche die Leibeigenschaft ihrer Bauern löſten. Die Familie wurde später in den Grafenstand erhoben.

Die letzte Zeit seines Hauslehrerstandes verlebte Kant in der Familie des Grafen Kayserling zu Rautenburg, der den größten Theil des Jahres sich in Königsberg aufhielt. Durch diese Familie wurde Kant in den Mittelpunkt des höheren geselligen Lebens seiner Vaterstadt hineingezogen, als dessen belebende Seele er bald erschien. Hier war es, wo er sich den Ton des feinen Umgangs aneignete, den er stets in seinem Leben festhielt und auch in seinen Schriften selbst gegen die rohesten Angriffe zu bewahren verstand. Auch die Kunst des gefälligen Erzählens, mit welcher Kant später oft überraschte, mag in diesen Kreisen ihre Vollendung gewonnen haben: denn die Tischgespräche in dem Kayserling'schen Hause verbreiteten sich in geistvoller Weise über die mannichfachsten Gegenstände. Diese Tischunterhaltungen wurden von der Zeit ab Kant's liebste, später seine einzige Erholung. —

Bevor Kant Hauslehrer wurde, ließ er 1747 die erste seiner Abhandlungen drucken: „Die Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte." In der Vorrede dazu gibt er die bedeutungsvollen Worte: „Ich habe mir die Bahn schon vorgezeichnet, die ich halten will. Ich werde meinen Lauf antreten, und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen." Das Ziel dieser Bahn war das filosofische Lehramt, und nach Beendigung des Hauslehrerlebens that Kant den ersten Schritt zur Verwirklichung seines Planes. Durch den schon genannten mütterlichen Verwandten, den Schumacher Richter, unterstützt, konnte Kant sich als Privatdozent in Königsberg niederlassen. Am 17. April 1755 legte er behufs Erlangung der Doktorwürde der filosofischen Fakultät seine Dissertazion De igne vor. Dem beurtheilenden Sachkenner, seinem ehemaligen Lehrer Teske, entlockte diese Schrift die Bemerkung, daß er viel aus ihr gelernt habe. Kant erhielt die Doktorwürde am 12. Juni 1755 unter ehrenvoller Auszeichnung. Eine zahlreiche Versammlung von angesehenen Männern war bei der Feierlichkeit zugegen. Am 27. September desselben Jahres erwarb er sich durch öffentliche Vertheidigung einer zweiten lateinischen Abhandlung über die Prinzipien der metafysischen Erkenntniß die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, und begann die Reihe derselben mit dem Wintersemester des Jahres 1755 über Mathematik und Fysik. Es war gebräuchlich, daß in Königsberg die Dozenten sich gedruckter Leitfäden bedienten. Auch Kant legte dieselben zu Grunde, doch nur um eine allgemeine, bequeme Uebersicht des Materials zu haben, an welche er seine eigenen Gedanken anknüpfte, die er auf kleinen Zetteln durch Namen und einzelne Sätze andeutete. In den Vorlesungen selbst ließ er seinen Gedanken den freiesten Lauf; Beispiele aus den verschieden-

artigsten Schriftstellern und Wissenschaften, aus der Lebenserfahrung, aus der Völkerkunde, aus der Tagesgeschichte, boten in mannichfachem Wechsel einen unerschöpflichen Stoff zur Erläuterung seiner Ansichten dar. Auch durch Scherz und Witz belebte er, wo der Gegenstand es gestattete, seinen Vortrag.

Der Erfolg in der Aufnahme seiner Vorlesungen übertraf gleich anfangs alle seine Erwartungen. Schon damals war sein geräumiger Hörsal von Zuhörern überfüllt, und nicht alle, die sich meldeten, konnten Aufnahme finden. Es geschahen bald Aufforderungen an ihn, Vorlesungen zu halten die nicht in seinen Verzeichnissen angekündigt waren. Sogar russischen Offizieren, die während des siebenjährigen Krieges fünf Jahre lang in Königsberg ihre Standquartiere hatten, hielt er Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände. So thätig war er, daß er, seine Vorlesungen bewältigen zu können, auch die Nachmittagsstunden zu Hülfe nehmen mußte. Außerdem führte er die Aufsicht über einige junge Edelleute, die in seinem Hause wohnten, unter ihnen der schon genannte von Hülsen. Auch Privatunterricht ertheilte er ausnahmsweise wohl einmal. Während der akademischen Ferien hielt er sich in den ersten Dozentenjahren meist auf dem Schlosse Kapustigal, zwei Meilen von Königsberg belegen, auf, um dort drei junge Grafen von Truchseß-Waldburg zu unterrichten. Einem Freunde erzählte er oft mit Rührung, er habe die Erziehung, wie er sie in dem gräflichen Hause kennen gelernt, wohl öfter mit der ungleich herrlichern Erziehung verglichen, die er selbst in seiner Eltern Hause genossen, wo er, wie er dankbar rühmte, nie etwas Unrechtes oder eine Unsittlichkeit hörte oder sah.

Bei diesen vielfachen Beschäftigungen behielt er noch Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Im März 1755 vollendete er die Schrift: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes, nach Newton'schen Grundsätzen abgehandelt.“ In dieser Arbeit gibt Kant im Wesentlichen ganz dasselbe, was der Franzose Laplace in seiner berühmten Kosmogonie später als Entdeckungen, die er zuerst gemacht, veröffentlichte. Kant widmete seine Schrift Friedrich dem Großen. Nach einer Verordnung dieses Königs sollte niemand zu einer außerordentlichen Professur in Vorschlag gebracht werden, der nicht dreimal über eine gedruckte Abhandlung disputirt hätte. Um dieser Vorschrift zu genügen, vertheidigte Kant im April des Jahres 1756 seine Schrift: De monadologia physica.

Was er selbst zu seinem Fortkommen beitragen konnte, war geschehen, und bei seinen schon damals glänzenden Leistungen und im Hinblick auf den zahlreichen Besuch seiner Vorlesungen durfte er wohl auf eine baldige Anstellung hoffen. Doch mehrfaches Mißgeschick versperrte ihm den Weg und nöthigte ihn, funfzehn Jahre lang die bescheidene Stellung eines Privatdozenten einzunehmen. Als im Jahre 1751 Kant's Lehrer, der außerordentliche Professor Knutzen, starb, blieb dessen Stelle unbesetzt; Kant bewarb sich 1756 um dieselbe, aber der siebenjährige Krieg stand vor der Thür, und die preußische Regierung hatte beschlossen, die außerordentlichen Professuren vorläufig überhaupt nicht wieder zu besetzen. Schon im nächsten Jahre wurde die Provinz Preußen von den Russen besetzt, und der russische General Nikolaus von Korff trat an die Spitze der vereinigten Militär- und Zivilverwaltung. Im Jahre 1758 wurde durch den Tod des Inhabers die

ordentliche Professur der Logik und Metafysik erledigt. Außer Kant bewarb sich um dieselbe noch ein älterer Privatdozent, ein Dr. Buck. Für Kant verwandte sich der Professor Schulz, sein alter Lehrer und Wohlthäter, aber der russische General gab Kant eine abschlägige Antwort, und Buck erhielt die ordentliche Professur.

Kant konnte die Zurücksetzung indeß wohl verschmerzen, denn auch als Privatdozent war er schon gleichsam der Mittelpunkt der filosofischen Fakultät. Wie groß der Eindruck war, den seine Vorlesungen auf Herder machten, haben wir (Seite 333 ff.) bereits erwähnt; es möge hier noch eine Stelle aus den Humanitätsbriefen Platz finden; Herder schrieb sie nach dreißigjähriger Entfernung von Königsberg, nachdem schon mehr als zehn Jahre lang literarische Mißverständnisse ihn von Kant getrennt hatten. Im 49. Briefe sagte er: „Ich habe das Glück genossen, einen Filosofen zu kennen, der mein Lehrer war. Er in seinen blühendsten Jahren hatte die fröhliche Munterkeit eines Jünglings, die, wie ich glaube, ihn auch in sein greisestes Alter begleitet. Seine offene, zum Denken gebaute Stirn war ein Sitz unzerstörbarer Heiterkeit und Freude, die gedankenreichste Rede floß von seinen Lippen, Scherz und Witz und Laune standen ihm zu Gebot, und sein lehrender Vortrag war der unterhaltendste Umgang. Mit eben dem Geist, mit dem er Leibnitz, Wolf, Baumgarten, Krusius, Hume prüfte und die Naturgesetze Newton's, Keppler's, der Fysiker verfolgte, nahm er auch die damals erscheinenden Schriften Rousseau's, seinen Emil und seine Heloise, sowie jede ihm bekannt gewordene Naturentdeckung auf, würdigte sie und kam immer zurück auf unbefangene Kenntniß der Natur und auf den moralischen Werth des Menschen. Menschen-, Völker-, Naturgeschichte, Naturlehre, Mathematik und Erfahrung waren die Quellen, aus denen er seinen Vortrag und Umgang belebte; nichts Wissenswürdiges war ihm gleichgültig; keine Kabale, keine Sekte, kein Vorurtheil, kein Namensehrgeiz hatte je für ihn den mindesten Reiz gegen die Erweiterung und Aufhellung der Wahrheit. Er munterte auf und zwang angenehm zum Selbstdenken, Despotismus war seinem Gemüthe fremd. Dieser Mann, den ich mit größter Dankbarkeit und Hochachtung nenne, ist Immanuel Kant, sein Bild steht angenehm vor mir." — Auch das erzählt Herder, daß Kant zu einem Freunde einmal gesagt habe: „Wer mir in meinen letzten Augenblicken noch eine gute Handlung vorzuschlagen hat, dem will ich danken." — Herder studirte in Königsberg von 1762 bis 1764.

In diese und die nächstfolgende Zeit fällt auch der lebhaftere Verkehr Kant's mit Hamann, zu welchem die beiderseitige Vorliebe für die englische Literatur den Berührungspunkt gab. Doch Hamann war nicht der Mann, um die besonnene Ruhe, die Klarheit des Geistes, die gründliche Arbeit eines Kant nach Verdienst zu würdigen; Hamann's Selbstüberhebung verleitete ihn in seinen Briefen oft zu Urtheilen, welche weder seinem Karakter noch seiner Urtheilskraft Ehre zu machen geeignet sind.

Indeß breitete sich der Ruf von Kant's Vorlesungen so weit aus, daß nicht allein viele ältere, der Zeit der Studien längst entwachsene Männer ihm zuhörten, sondern daß selbst ältere Ausländer ihren Wohnsitz zeitweise nach Königsberg verlegten, um Kant's Vorträge zu nutzen. Unter anderen kam ein Gutsbesitzer, von Orsetti, aus dem Königreich Polen mehrere Winter hinter einander von seinen

beträchtlichen Gütern herüber, um von Kant Belehrung zu holen, während er im Sommer zu seinen gewohnten Beschäftigungen als Landwirth zurückkehrte. Kant erinnerte sich noch im späten Alter gern des regen wissenschaftlichen Eifers dieses Mannes.

Es waren besonders die Vorlesungen über fysische Geografie, die Kant seit 1765 bis in sein höchstes Alter hielt, denen er einen großen Theil seiner städtischen Popularität verdankte; er hielt sie vor einem gemischten, oft glänzenden Publikum. Mit rastloser Wißbegier suchte Kant seine Kenntnisse auf diesem Gebiet zu vermehren und mit unermüdlichem Fleiß zu ordnen. Er las besonders gern die neuesten naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und völkerkundlichen Schriften, die er sich ungebunden aus dem Buchladen holen ließ; um der Quelle möglichst nahe zu sein, wohnte er lange Jahre bei dem Buchhändler Kanter. Reisebeschreibungen ließ er nie ungelesen vorbeigehen. Aus allem, was er in solchen Werken gelesen, gewann er Stoff zu den interessantesten Vorlesungen. Dabei machte er sich nie Auszüge, sondern verließ sich auf sein ungewöhnlich starkes Gedächtniß. Die Völkerkunde behandelte er mit besonderer Vorliebe; seine Vorstellungskraft war so rege, daß er seinen Zuhörern die ganze Erde mit ihren Höhen und Tiefen, Flüssen und Wasserbecken, Steinen, Pflanzen und Thieren, das Bild mancher Städte bis in die Verwicklung ihrer Straßen hinein mit solcher Klarheit schilderte, als wenn er überall als Augenzeuge reden könnte. Dieser Durst nach dem Thatsächlichen war in dem Haushalte seines Geistes der Gegensatz zu seinem Idealismus, und sicherte ihm überall den festen Boden, von dem aus er seine kühnen Flüge in das Gebiet des abstrakten Denkens antrat.

Im Jahre 1762 erhielt eine Abhandlung Kant's über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral eine ehrenvolle Erwähnung von der Berliner Akademie, und selbst das Ministerium in Berlin wünschte Kant in eine Professur zu befördern. In demselben Jahre wurde durch den Tod des Inhabers die Professur der Dichtkunst erledigt, und da Kant in seinen Vorlesungen und in seinen Schriften eine so große Vielseitigkeit bekundete, so glaubte man, es würde ihm mit jeder Professur gedient sein. Aber gerade mit dieser Stelle war die Verpflichtung verbunden, zu allen akademischen Feierlichkeiten, zu Weihnachten, zum königlichen Krönungsfeste, zum Geburtstage des Königs und zu mancher andern Gelegenheit offizielle Gedichte zu machen. Kant lehnte die Uebernahme dieser Professur ab und empfahl sich für eine günstigere Gelegenheit. Die Professur der Dichtkunst erhielt nun jener Rektor Lindner aus Riga, der uns aus dem Leben Herder's in Erinnerung ist.

Erst im Jahre 1766 erhielt Kant seine erste Anstellung als Unterbibliothekar an der Schloßbibliothek, welche jetzt unter dem Namen der königlichen mit der Universitätsbibliothek vereinigt ist. Kant war 42 Jahre alt, als ihm dieses bescheidene Amt durch die nachstehende Kabinetsordre an die Preußische Regierung übertragen wurde:

„Nachdem nunmehro Unser Hof-Rath Goraiski Inhalts Eures allergehorsamsten Berichtes vom 3. dieses Monats die bis dahin bekleidete Sub-Bibliothekarien-Stelle bei Unserer dortigen Schloß-Bibliothek nebst der dabei angesetzten jährlichen Besoldung von 62 Thalern gänzlich niedergelegt hat; so haben Wir

solche, auf den uns davon geschehenen allerunterthänigsten Vortrag, hiermit und in Kraft dieses, dem geschickten und durch seine gelehrten Schriften berühmt gemachten M. Kant, anderweit allergnädigst anvertrauen wollen. Es soll auch dem zu Folge die benöthigte Verfügung aus Unserem General-Directorio getroffen werden, damit die bei dieser Stelle aus Unserer dortigen Land-Renthey vermachte jährliche Besoldung von 62 Thalern nach Euerm Vorschlag vom bevorstehenden Trinitatis an zu rechnen, gedachtem Mag. Kant in den gewöhnlichen Terminen ausgezahlt werden möge: wegen der ihm in solcher Qualität zukommenden Emolumente hingegen, sowie wegen seiner Verpflichtung und Introduction, werdet Ihr überall das Erforderliche veranlassen.

Berlin, den 14. Februar 1766.

Friedrich."

Kant's Ruf hatte indessen die Grenzen des preußischen Staates längst überschritten, und auch an anderen Universitäten hegte man den Wunsch, den bedeutenden Mann zu gewinnen. Im November 1769 erhielt Kant einen Ruf nach Erlangen, im Januar 1770 einen Ruf nach Jena. Kant hatte sich schon bereit erklärt, dem Rufe nach Erlangen Folge zu leisten, als gerade noch zu rechter Zeit sich für ihn endlich eine geeignete Stelle in Königsberg eröffnete. Am 31. März 1770 wurde dem Magister Immanuel Kant durch königliche Kabinetsordre die ordentliche Professur der Logik und Metafysik übertragen. Kant trat dieses Lehramt, mit welchem ein Einkommen von etwa 400 Thaler verbunden war, am 20. August 1770 an. Seine Einführungsschrift war die vielgenannte Dissertazion De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis, in welcher er die Grundzüge seiner Kritik der reinen Vernunft bereits öffentlich darlegte. So ist das Jahr 1770 ein sehr bedeutungsvolles in Kant's Leben, sowohl in Bezug auf seine äußere Lebensstellung, als auf seine wissenschaftliche Entwickelung. Die Stelle als Professor der Logik und Metafysik hat Kant bis an seinen Tod bekleidet. Selbst glänzende Anerbietungen konnten ihn nicht bewegen, sein liebes Königsberg zu verlassen. Einen Ruf nach Mitau und einen andern nach Halle, wohin der Minister von Zedlitz ihn so gern haben wollte, weil in Halle damals die größte Anzahl von Studenten im Königreich Preußen war, schlug er wiederholt und ohne Bedenken aus. Die Universität Königsberg, welche jetzt die Zahl von vierhundert Studenten nur in einzelnen Jahren überschreitet, gewann durch Kant einen glänzenden Aufschwung; seine Verdienste wurden besonders auch in Berlin willig und rühmend anerkannt. Die hohe Achtung, welche man für den großen Filosofen hegte, möge statt alles andern nur der folgende Brief des Ministers von Zedlitz kundthun.

„Ich höre jetzt ein Kollegium über die fysische Geografie bei Ihnen, mein lieber Herr Prof. Kant, und das wenigste, was ich thun kann, ist wohl, daß ich Ihnen meinen Dank dafür abstatte. So wunderbar Ihnen dieses bei einer Entfernung von etlichen achtzig Meilen vorkommen wird, so muß ich auch wirklich gestehen, daß ich in dem Fall eines Studenten bin, der entweder sehr weit vom Katheder sitzt, oder der der Aussprache des Professors noch nicht gewohnt ist, denn das Manuskript des Herrn Filippi, das ich jetzt lese, ist etwas undeutlich und

manchmal auch unrichtig geschrieben. Und er scheint bei manchen Stellen so sehr auf ihren Vortrag Acht gehabt zu haben, daß er bei vielen wirklich wichtigen Gegenständen nur ebenso viel angemerkt hat, daß Sie solche erklärt haben, wie aber — das war eben der Vortheil des nahesitzenden Zuhörers, den ich nicht habe. Indeß wächst durch das, was ich entziffere, der heiße Wunsch, auch das übrige zu wissen. Ihnen zuzumuthen, daß Sie Ihr Kollegium drucken ließen, das wäre Ihnen vielleicht unangenehm, aber die Bitte dächte ich, könnten Sie mir nicht versagen, daß Sie mir zu einer Abschrift eines sorgfältiger nachgeschriebenen Vortrags behülflich wären. Und können Sie mir dies auch gegen die heiligste Versicherung, das Manuskript nie aus meinen Händen zu geben, nicht gewähren, so diene dieses Schreiben wenigstens dazu, Ihnen die Versicherung zu geben, daß ich Sie und Ihre Kenntnisse ganz unaussprechlich hochschätze, und daß ich mit einer diesen Verdiensten entsprechenden Verehrung bin

Berlin, den 21. Februar 1778.

Euer Hochedelgeboren
ganz ergebenster Diener
Zedlitz."

Das Verhältniß zwischen Kant und Zedlitz blieb stets ein schönes und durchaus ungetrübtes. Im Jahre 1788 mußte der verdienstvolle Zedlitz bekanntlich dem berüchtigten Wöllner weichen; bald darauf zog er sich gänzlich auf seine Güter in Schlesien zurück.

Nach seinem Antritt der ordentlichen Professur beschränkte Kant die Zahl seiner Lehrstunden; während er früher öfter die enorme Zahl von 28 Stunden die Woche gelesen hatte, stieg er jetzt auf 13 herab — immerhin noch eine Zahl, welche heute nur von den rüstigsten Universitätslehrern erreicht wird. Sommer und Winter las Kant in gleicher Weise Morgens von 7 bis 9 Uhr, und mit solcher Gewissenhaftigkeit und so unermüdeten Fleiße, daß einer seiner Zuhörer sagen konnte, in den neun Jahren, in denen er Kant gehört, habe derselbe auch nicht eine Stunde ausfallen lassen. Selbst die Versäumniß einiger Minuten blieb fast ohne Beispiel. Alle Privatissima gab Kant seit 1772 auf, auch legte er in demselben Jahre die Stelle als Unterbibliothekar der Schloßbibliothek nieder, um mehr Zeit zu seinen literarischen Arbeiten und zur Ausbildung seines filosofischen Sistems zu gewinnen. Sein Hörsal war stets nicht nur von Studenten aller vier Fakultäten, sondern auch von reifen Männern überfüllt. Sein Vortrag wurde mit den Jahren immer freier, die ausgearbeiteten Hefte verschwanden, zuletzt traten an ihre Stelle nur winzige Zettelchen.

Während man in späteren Zeiten über die Schwierigkeit des Verständnisses und über den dunkeln Stiel in Kant's filosofischen Schriften klagte, blieb sein mündlicher Vortrag zu allen Zeiten gewandt, fesselnd und voll Leben. Ueber seinen Vortrag der Metafysik sagt einer seiner Zuhörer: „Rechnet man die Schwierigkeiten des Gegenstandes für den anfangenden Denker ab, so war er stets lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definizion metafysischer Begriffe dadurch, daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfange, über den Gegenstand nachzudenken, allmälig neue bestimmende Begriffe hinzufügte, schon versuchte Erklärungen nach

und nach verbesserte, endlich zum völligen Abschluß des vollkommen erschöpften und von allen Seiten beleuchteten Begriffs überging, und so den streng aufmerksamen Zuhörer nicht allein mit dem Gegenstande bekannt machte, sondern ihn auch zum methodischen Denken anleitete. Wer diesen Gang seines Vortrags ihm nicht abgelernt hatte, seine erste Erklärung gleich für die richtige und völlig erschöpfende annahm, ihm nicht angestrengt weiter folgte, der sammelte bloß halbe Wahrheiten ein. Bei diesen metafysischen Spekulazionen ereignete es sich oftmals, daß Kant, von seiner Geisteskraft hingerissen, einzelne Begriffe zu weit verfolgte und in dieser Digression den Gegenstand aus dem Auge verlor, wo er denn gewöhnlich mit dem Ausdrucke „in Summa, meine Herren," plötzlich abbrach und auf das Hauptmoment eiligst wieder zurückkehrte."

Bei den öffentlichen Vorlesungen konnte das geräumige Auditorium selten die große Anzahl der Zuhörer fassen, es mußte noch ein Nebenzimmer und der Hausflur mit zu Hülfe genommen werden, und die besten Plätze waren oft schon eine Stunde vor Beginn der Vorlesung besetzt. Diese Räume vollständig zu erfüllen, reichte Kant's Stimme nur unvollkommen aus, aber die außerordentliche Achtung, welche jedermann ihm entgegentrug, veranlaßte bei seinem Erscheinen sofort eine lautlose Stille, niemand sprach mehr mit dem Nachbar, und selbst das sonst beliebte Federschneiden wurde nicht unternommen. Kant saß bei seinem Vortrage auf einem etwas erhöhten Pulte, über dessen Brüstung er wegsah. Die Augen heftete er nach seiner Gewohnheit während des Vortrages auf den ihm zunächstsitzenden Zuhörer, an den er gleichsam sich mit seinen Erklärungen wendete. Hatte dieser Zunächstsitzende irgend etwas auffallendes an sich, eine ungewöhnliche Tracht, eine Narbe oder etwas Aehnliches, so wurde Kant zerstreut und von seinem Gegenstande abgelenkt. Einst bemerkte er sich gerade gegenüber einen Zuhörer, an dessen Rock ein Knopf fehlte, und die dadurch entstandene Lücke, nach welcher der Filosof unwillkürlich immer wieder seine Blicke hingezogen fühlte, störte seine Fassung in bedeutendem Grade.

Zu den Studirenden stand Kant in einem schönen Verhältnisse; nicht allein ein ernster Vorgesetzter war er, sondern auch ein wahrer thätiger Freund und ein kräftiger Beschützer, wo es galt, eine freiere Entwicklung zu fördern. In Bezug auf die akademische Disziplin hegte er sehr liberale Ansichten, er pflegte zu sagen: „Bäume, wenn sie im Freien stehen und im Wachsthume begriffen sind, gedeihen besser und tragen einst herrlichere Früchte, als wenn sie durch Künsteleien, Treibhäuser und konfiszirte Formen dazu gebracht werden sollen."

Das Dekanat der filosofischen Fakultät führte Kant sechsmal, das Rektorat der Universität zweimal, das erstemal im Sommer 1786. In diese Zeit fiel der Tod Friedrich's des Großen und die Huldigung seines Nachfolgers im September 1786. Kant vertrat bei diesen Festlichkeiten die Universität mit Würde und Gewandtheit. Die Anrede, welche Kant an der Spitze des akademischen Senats hielt, erwiederte Friedrich Wilhelm II. auf die huldreichste Weise; den König begleitete der Minister von Herzberg, von ihm wurde Kant überall, wo er mit ihm zusammentraf, in ganz besonderer Weise ausgezeichnet. Kant erhielt bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. eine persönliche Zulage von 220 Thaler außerhalb des Universitätsfonds; dies galt damals als ein außerordentlicher Beweis

der größten Anerkennung des Staates, und steht für die Universität Königsberg im achtzehnten Jahrhundert ohne zweites Beispiel da.

Im Jahre 1783 kaufte Kant sich ein eigenes Haus, das er bis an sein Lebensende besessen und bewohnt hat. Es liegt im Mittelpunkt der Stadt, in der Prinzessinstraße, nahe der Post, eine Marmorplatte zeigt die Inschrift: „Immanuel Kant wohnte und lehrte hier von 1783 bis zum 12. Februar 1804." Drei Jahre später richtete er seinen eigenen Haushalt mit großer Einfachheit ein; prunkvoller Hausrath fand seine Billigung nicht. Von dieser Zeit ab bat er sich täglich einen oder zwei Tischgenossen, zuweilen stieg die Zahl der Gäste bis auf fünf; für mehr hatte er keine Einrichtung. Sonntags aß er selbst regelmäßig bei seinem Freunde, dem Kaufmann Motherby.

Wenn man die Hausordnung Kant's und seine ganze Zeiteintheilung genauer betrachtet, so könnte sich bei dem oberflächlichen Beurtheiler leicht die Ansicht bilden, Kant sei gegen sich selbst ein großer Pedant gewesen. Doch was für jeden andern vielleicht Pedantismus gewesen wäre, das war es für Kant durchaus nicht. Seine schwächliche Gesundheit einerseits und das große Werk, das auf seinen Schultern allein ruhte, andererseits, nöthigten ihn seine Kräfte soviel als irgend möglich zu schonen und mit seiner Zeit zu geizen. Wenn Kant in diesen beiden Bestrebungen bis zur äußersten Grenze ging, so war der Grund, der ihn trieb, nicht, wie oft in solchen Fällen, niedriger Eigennutz, sondern der erhabenste Eifer für Erforschung der Wahrheit, und die ganz ungewöhnlichen Beschränkungen, die der große Filosof sich auferlegte, sind nur mit dem Namen des Heroismus zu bezeichnen.

Von Jugend auf war Kant äußerst sparsam, nicht um Haufen todten Metalles zusammen zu scharren, nicht um die Mittel zu sinnlichen Genüssen zu erkaufen, sondern um frei, und unabhängig von jedermann leben zu können*). Die persönliche Unabhängigkeit erklärte er für die Grundlage alles Lebensglückes, und versicherte, er habe sich stets glücklicher gefühlt im Entbehren, als ihn der Genuß, der ihn einem andern verpflichtet, hätte machen können. In seinen Magisterjahren war sein Rock einmal sehr abgetragen; einige wohlhabende Freunde trugen ihm auf eine feine Weise Geld an, um sich neue Kleider anzuschaffen; aber noch in seinem Alter freute er sich, daß er stark genug gewesen sei, das Anerbieten zurückzuweisen. Mit besonderer Befriedigung pflegte er zu erzählen, daß er nie einem Menschen auch nur einen Pfennig schuldig gewesen wäre. Einnahme und Ausgabe wurden streng gegen einander abgewogen, und deshalb wurde mit verhältnißmäßig geringen Mitteln Großes erreicht.

Nicht weniger strenge, wie seinem Geldbeutel, trat Kant seinem Körper gegenüber; auch diesem wurde nichts Ungebührliches zugemuthet, er wurde vielmehr auf das gewissenhafteste gepflegt, aber es wurden von ihm auch alle Leistungen gefordert, die in der Möglichkeit lagen. Vor allem zuerst beobachtete Kant den Grundsatz, seinen Körper nicht zu verweichlichen. Die moralische Willenskraft war ihm die oberste Behörde, welcher der Körper sich fügen mußte, und der härteste

*) Kuno Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Mannheim, 1860. S. 57 bis 87.

Kampf wurde nicht vermieden, um die unbedingte Autorität dieser Behörde aufrecht zu erhalten. Was er in dieser Hinsicht dachte und vermochte, zeigt die köstliche kleine Schrift: „Von der Macht des Gemüths, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein.“ Die herrlichen Regeln, welche er darin gibt, befolgte er selbst am treulichsten. In Folge seiner engen und flachen Brust litt er an einer fortwährenden Herzbeklemmung, einem beständigen Druck, den kein mechanisches Mittel heben konnte. Dieses Leiden verließ ihn eigentlich nie und erzeugte in ihm eine Zeitlang eine Schwermuth, welche sich fast bis zu Lebensüberdruß steigerte. Doch die beginnende Hypokondrie sollte bei dem großen Filosofen keine Brutstatt finden; seinem klaren Geiste wurde bald ersichtlich, welche Gefahr ihm von dieser Seite drohte, und ebensowohl erkannte er das einzige Mittel, welches ihn retten konnte: die Macht des eigenen Willens. Und sobald dieser gewappnete Kämpfer die leuchtende Waffe gegen den finstern Eindringling aufhob, wurde dessen Gebiet kleiner und kleiner, bis er schließlich dem Sieger bedingungslos unterliegen mußte: Kant brachte es so weit, daß er an den beklemmenden Druck gar nicht mehr dachte, und auf diese Weise gewann er Ruhe für die Arbeit seines Kopfes, eine ungestörte Gemüthsstimmung und Heiterkeit für den geselligen Freundeskreis. Auch bei anderen Empfindungen, die noch peinlicher waren, wußte er den störenden Einfluß dadurch zu bezwingen, daß er seine Aufmerksamkeit energisch davon ablenkte, bis ihn die Sache nicht mehr rührte. Auf diese Weise beherrschte er sogar die gichtartigen Schmerzen, die ihn während seiner letzten Jahre öfter am Einschlafen hinderten: durch eine freiwillig gewählte Vorstellung nicht aufregender Art gab er seinen Gedanken geflissentlich eine andere Richtung, die er so lange verfolgte, bis der Schlaf sich einstellte. Sogar gegen Schnupfen und Husten kehrte er mit gutem Erfolg seine moralische Heilmethode; mit einem recht großen Grade des festen Vorsatzes gelangte er dahin, den Reiz, welcher das Husten verursacht, durchaus nicht zu beachten.

Bis in die kleinsten Dinge bildete er seine Gesundheitsregeln aus. Seine Spaziergänge machte er gewöhnlich allein, um nicht durch die Unterhaltung zum Sprechen genöthigt und dadurch veranlaßt zu werden, mit geöffneten Lippen Athem zu holen. Deshalb wählte er auch stets einsame Oerter zu seinen Spaziergängen. Ein recht abgelegener und wenig bequemer Weg am Pregel, westlich von der Stadt, heißt noch heute zur Erinnerung an Kant's Wanderungen der Filosofengang. Um während des Arbeitens in seinem Zimmer nicht ohne Bewegung zu bleiben, legte er sein Taschentuch auf einen entfernten Stuhl, damit er bisweilen zum Aufstehen und Gehen genöthigt sei. Nach sorgfältig ausgedachten und durch die Erfahrung bestätigten Regeln war die ganze Lebensweise bestimmt; Speisen und Getränke wurden nur nach dem Prinzip, ob sie zuträglich oder schädlich seien, ausgewählt oder verworfen. Kaffee trank Kant lieber als Thee, doch genoß er nur den letztern, weil er ihm besser bekam; bis 1780 trank er nur rothen Wein, von da ab nur weißen. Mit der Zubereitung der Speisen wußte er genau Bescheid, wenn er auch nie sein eigener Koch war. Als in einer kleinen Gesellschaft einmal eine gelehrte Dame ein unendlich tiefsinniges Gespräch mit ihm zu beginnen einen todesmuthigen Anlauf nahm, beschrieb der Filosof zum großen Ergötzen der Anwesenden seiner schönen Nachbarin sieben verschiedene Arten, Flinsen (ein

ostpreußisches Gebäck) zu bereiten. Die Dauer des Schlafes, die Art des nächtlichen Lagers, sogar die Methode sich zu bedecken, alles war genauen Regeln unterworfen. So war Kant sein eigener Arzt, und da er jeden Anlaß krank zu werden, sorgfältig vermied, so ist er in der That auch nie in seinem Leben ernstlich krank gewesen. Arzeneien nahm er nie, nur in den letzten Tagen seines Lebens ließ er alles geduldig mit sich geschehen.

So wie Kant selber alles that, was in seiner persönlichen Gewalt stand, um jede Unruhe zu vermeiden, so wehrte er auch aus Kräften jede Störung ab, die von außen kam. Nicht weit von seinem Wohnhause in der Prinzessinstraße lag das Stadtgefängniß, die Schützerei genannt; die Bewohner desselben mußten zu ihrer Besserung geistliche Lieder singen, die bei den offenen Fenstern und den lautschreienden Stimmen für Kant eine unmittelbare Beigabe zu seinen filosofischen Gedanken wurden. Er war sehr ungehalten über diese Störung, die er „einen geistlichen Ausbruch der Langeweile" nannte, und wandte sich deshalb an seinen Freund Hippel, der erster Bürgermeister, Polizeidirektor und Aufseher der Stadtgefängnisse war, mit folgendem Briefe:

„Ew. Wohlgeboren waren so gütig, der Beschwerde der Anwohner am Schloßgraben wegen der stentorischen Andacht der Heuchler im Gefängniß abhelfen zu wollen. Ich denke nicht, daß sie zu klagen Ursache haben würden, als ob ihr Seelenheil Gefahr liefe, wenngleich ihre Stimme beim Singen dahin gemäßigt würde, daß sie sich selbst bei zugemachten Fenstern hören könnten (ohne auch selbst alsdann aus allen Kräften zu schreien). Das Zeugniß des Schützen*), um welches es ihnen wohl eigentlich zu thun scheint, als ob sie sehr gottesfürchtige Leute wären, können sie dessenungeachtet doch bekommen, denn der wird sie schon hören, und im Grunde werden sie nur zu dem Tone herabgestimmt, mit dem sich die frommen Bürger unserer guten Stadt in ihren Häusern erweckt genug fühlen. Ein Wort an den Schützen, wenn Sie denselben zu sich rufen zu lassen und ihm Obiges zur beständigen Regel zu machen belieben wollen, wird diesem Unwesen auf immer abhelfen, und denjenigen einer Unannehmlichkeit überheben, dessen Ruhestand Sie mehrmalen zu befördern gütigst bemüht gewesen, und der jederzeit mit der vollkommensten Hochachtung ist Ew. Wohlgeboren gehorsamster Diener J. Kant." —

Auch Tanzmusik in der Nachbarschaft verdarb dem Filosofen zuweilen Zeit und Laune. Die Musik liebte er überhaupt nicht sehr, am wenigsten die sentimentale und die melankolische. Die Königsberger Judenschaft hätte auf des Filosofen Moses Mendelsohn's Tod eine Trauermusik veranstaltet und Kant dazu eingeladen. Er ging hin, aber er tadelte, daß die Musik nur aus Klagetönen bestanden hätte; „das ist nichts," sagte er, „eine Trauermusik muß freilich traurig anfangen, sie muß aber nachher belebend und erfreuend werden, am wenigsten darf sie das Gemüth beängstigen."

Nicht allein dergleichen Geräusch, sondern überhaupt alles, was seine gewohnte Umgebung veränderte, war dem Filosofen lästig. In der Dämmerungsstunde pflegte er seinen Gedanken nachzuhängen, und blickte zu dieser Zeit vom Ofen

*) So wurde der Gefängnißwärter genannt.

seines Studirzimmers aus nach dem Löbenicht'schen*) Kirchthume, der in mäßiger Entfernung in etwas tieferer Lage sich erhob. Die Spitze dieses Thurmes war gleichsam der Punkt, um welchen die Gedanken des einsamen Denkers sich sammelten. Der Nachbar aber hat in seinem Garten Pappeln stehen, sie wachsen empor und verdecken schließlich die kritische Thurmspitze. Dieser Umstand war für Kant höchst unangenehm, und seine Gemüthsruhe und der ruhige Fluß seiner Gedanken kehrte erst wieder, als der gefällige Nachbar die Spitzen seiner Bäume geopfert hatte.

Um von dem Kapital seiner Zeit den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, hatte Kant seinen Tag auf das genaueste eingetheilt. Er schlief nie mehr als sieben Stunden, pünktlich um 10 Uhr ging er zu Bett, pünktlich um fünf Uhr stand er auf; unter keinen Umständen durfte sein Diener ihn länger schlafen lassen. Von diesem Diener wurde bezeugt, daß Kant in dreißig Jahren auch nicht ein einziges Mal den Zeitpunkt aufzustehen verfehlt habe. Nach dem Aufstehen rauchte er eine Pfeife Tabak und trank zwei Tassen sehr schwachen Thee, dann arbeitete er bis zum Anfang der Vorlesungen. Punkt sieben Uhr begab er sich aus seinem Studirzimmer in den Hörsal. Nach Beendigung der Vorlesungen um neun oder um zehn Uhr ging es sofort wieder zur Arbeit. Diese Stunden bis kurz vor ein Uhr waren seinen eigenen, zum Druck bestimmten Arbeiten gewidmet. Gegen ein Uhr kleidete Kant sich an, und dann kam der Mittagstisch, die Zeit seiner angenehmsten Erholung. Die geselligen Tafelfreuden waren ihm unter allen Lebensgenüssen die einzigen, die er mit einer gewissen Behaglichkeit und Sorgfalt pflegte. Die Speisen mußten einfach, doch gut zubereitet, der Wein gut und rein sein. Bier trank er nie, er hielt es für unbedingt schädlich. Die Mahlzeit, welche er zu sich nahm, war meist eine starke, denn sie war die einzige in vierundzwanzig Stunden, in der Zwischenzeit trank er nur reines Wasser; Mittagsschlaf erlaubte er sich nicht. Bis er seinen eigenen Haushalt einrichtete, speiste er in einem Gasthause, welches er aber sogleich wechselte, als unbescheidene Gäste sich an ihn drängten, und bei Tisch gelehrte Gespräche mit ihm beginnen wollten. Zu dieser Zeit wollte er sich von allem abspannen, was den Geist anstrengte, und wie sein Ausdruck war, dem Körper die Ehre geben. Bei der Tafel wünschte er keine Eile, er verweilte bei derselben drei, auch wohl fünf Stunden, und sprach rühmend von dem coenam ducere der feinen Römer. Bei Tisch war er am gesprächigsten, geschickt für die mannichfachste Unterhaltung, ein ebenso liebenswürdiger Wirth als überall gern gesehener Gast. Niemand hätte in dem heitern und gemüthlichen Tischgenossen, der mit jedermann ein lebhaftes Gespräch zu führen wußte, der für die einfachsten Sachen Interesse hatte und in seiner Ausdrucksweise auch starke Provinzialismen nicht ganz verschmähte, den größten Denker seiner Zeit vermuthet.

Auf die Mahlzeit folgte nach einer kleinen Pause der regelmäßige Spaziergang, den selbst das schlechteste Wetter nicht verhindern konnte; er dauerte etwa eine Stunde. Nach der Rückkehr las er die neu zugesandten literarischen Er-

*) Königsberg's ältere Theile werden der Löbenicht, die Altstadt und der Kneiphof genannt.

scheinungen, besonders eifrig aber die Zeitungen, denn für Politik hatte er ein ganz besonderes Interesse. In den Abendstunden ging er in seinem Zimmer auf und ab und überdachte die Vorlesungen des folgenden Tages oder schriftstellerische Arbeiten; zwischen neun und zehn, im Sommer etwas später ging er zu Bett.

Seine Kleidung war stets einfach, aber gewählt, ohne irgend etwas Auffallendes in Schnitt oder Farbe; die größte Reinlichkeit war ihm Bedürfniß. Den Degen trug er so lange als das achtzehnte Jahrhundert ihn für Beamte nöthig fand, dann legte er ihn als ein lästiges Anhängsel sehr gern ab. Nur bei dem Hute wechselte er die Mode nicht; einen kleinen dreieckigen Hut trug er länger als zwanzig Jahre, und gebrauchte zuletzt dessen niedergeschlagene Krempe als Augenschirm beim Lesen.

Von großer Einfachheit war seine häusliche Einrichtung. Das obere Stockwerk seines Hauses bewohnte er selbst, in dem untern befand sich der Hörsal. In seiner Wohnung gelangte man durch einen schmucklosen Hausflur in ein größeres Zimmer, die sogenannte Putzstube, welche ein Sofa, einige mit Leinwand überzogene Stühle, einen Glasschrank mit Porzellan, einen Schrank mit den Silbersachen und dem vorräthigen Gelde und ein Thermometer enthielt. Dieser Stube gegenüber lag das sehr einfache Speisezimmer. Aus der Putzstube kam man in das kleinere Studirzimmer, in welchem zwei einfache Tische, ein Sofa, einige Stühle, eine Kommode, ein Thermometer und ein Barometer die einzigen Geräthe waren; dicht daneben befand sich das noch kleinere Schlafzimmer, das auch im Winter nicht geheizt wurde, während er das Studirzimmer selbst an kälteren Sommertagen erwärmen ließ. Hierbei müssen wir jedoch bemerken, daß in Ostpreußen das Klima schon bedeutend rauher ist als im mittlern Deutschland. Starker Schnee in den letzten Tagen des Mai gehört nicht zu den Seltenheiten.

In dieser streng geschlossenen Ordnung fühlte Kant sich wohl, und jede Aenderung derselben war ihm unbequem. Einmal war er der Einladung eines ihm befreundeten Edelmanns gefolgt und hatte mit demselben eine Spazierfahrt unternommen, von welcher er Abends zehn Uhr erst zurückkehrte. Diese Abweichung von seiner Gewohnheit war ihm aber so bedenklich, daß er sich vornahm, auf ähnliche Vorschläge nie wieder einzugehen, und diesem Vorsatze blieb er stets getreu.

Vielleicht war es auch die Scheu vor einer Veränderung der gewohnten Lebensweise, was Kant abhielt, sich zu verheirathen. Allerdings war seine Neigung zweimal nahe daran, ihn zu überrumpeln. Als er in seinen mittleren Jahren stand, lernte er eine junge, schöne und sanfte Wittwe kennen, welche zum Besuche ihrer Verwandten in Königsberg war. Er hätte sie gern in sein Haus geführt, aber ein so wichtiger Schritt bedurfte in der Seele des redlichen Mannes der genauesten Prüfung und der sorgsamsten Berechnung seiner Mittel. Als er indeß das günstige Ergebniß gewonnen, hatte die schöne Wittwe sich im Oberlande bereits wieder verheirathet. Kurze Zeit nachher kam in Begleitung einer Edelfrau ein junges Mädchen aus Westfalen nach Königsberg; sie gewann die Neigung des Filosofen, doch war ihr Aufenthalt in Preußen ein so kurzer, daß Kant nicht Gelegenheit zu seiner Bewerbung fand. Die Unterhaltung mit anmuthigen Frauen und Mädchen liebte er sehr, doch suchte er nicht die auf, welche durch ihre Bildung

glänzen wollten, sondern er gab den sinnig häuslichen Naturen den Vorzug. Heirathsanträge wurden ihm öfter gemacht; als er fast siebzig Jahre alt war, ließ ein Prediger in Königsberg eine eigene Abhandlung unter dem Titel: „Rafael und Tobias. Gespräche über den Gott wohlgefälligen Ehestand“ drucken, brachte sie Kant und sprach ihm die Hoffnung aus, daß der Inhalt dieser Schrift nicht verfehlen werde, ihn zu bekehren. Kant erstattete dem guten Manne die Druckkosten, und erzählte die Geschichte in der heitersten Laune seinen Tischgenossen.

Für die Freundschaft hatte Kant die lebhafteste und wärmste Empfindung. Der tägliche vertraute Verkehr mit einigen erprobten Freunden war ihm der liebste Genuß des Lebens. Von seinem gelehrten Stande waren seine Freundschaftsbündnisse indessen ganz unabhängig. In der Wissenschaft war er sich selbst genug, er suchte im Kreise seiner Freunde Erfrischung, und deshalb wählte er dieselben stets ohne Rücksicht auf den Stand. Seine liebsten Freunde waren praktische Geschäftsmänner, besonders die Kaufleute Green und Motherby. Seine Bekanntschaft mit Green soll er auf eine eigenthümliche Weise gemacht haben. Zur Zeit des amerikanischen Freiheitskrieges hatte Kant aufs lebhafteste die Partei Amerikas gegen England ergriffen, Green dagegen, ein geborener Engländer, vertheidigte die Sache seines Vaterlandes mit demselben Eifer. Nun traf es sich, daß Kant bei einem Spaziergange in der Laube eines Gartens einige Freunde in der Gesellschaft anderer Männer fand. Er setzte sich zu ihnen, das Gespräch wandte sich auf die politischen Neuigkeiten, und Kant sprach ohne Rückhalt mit Begeisterung für die Sache der Amerikaner und mit hartem Tadel gegen die Engländer. Da springt Green, der von der Gesellschaft war, wüthend auf, erklärt die Aeußerungen Kant's für Beleidigungen, die ihn als Engländer persönlich angehen, und fordert Genugthuung. Kant gibt sie ihm mit Worten, so ruhig, und mit einer der Empfindung Green's so überlegenen Art, die Angelegenheiten und den Streit der Völker zu beurtheilen, daß ihm dieser gewonnen und versöhnt die Hand reicht, und statt mit einander zu kämpfen schließen die beiden Männer ein inniges Freundschaftsbündniß. Green war Kant's liebster Freund von allen, die er je gehabt. Uebrigens muß dieser Kaufmann ein sehr heller Kopf gewesen sein, denn Kant hat versichert, in seiner Kritik der reinen Vernunft habe er keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor Green mitgetheilt und von ihm habe beurtheilen lassen. Viele Jahre hindurch hat Kant seine Nachmittagsstunden bei Green zugebracht. Einer seiner Schüler, sein Amanuensis*) Jachmann, erzählt in seinen Briefen an einen Freund einen sehr bezeichnenden Zug aus dem Zusammenleben dieser Männer: „Kant ging jeden Nachmittag zu Green, fand diesen in einem Lehnstuhl schlafend, setzte sich neben ihn, hing seinen Gedanken nach und schlief auch ein. Dann kam gewöhnlich Bankdirektor Ruffmann und that ein Gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis sieben Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft ging so pünktlich um sieben Uhr auseinander, daß ich öfter die Bewohner der Straße sagen hörte, es könne noch nicht sieben sein,

*) Jeder ordentliche Professor der Universität Königsberg wählt aus der Zahl der Studenten seinen Amanuensis, seinen Gehülfen, der dafür einen Freitisch erhält.

weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen wäre." — Green war womöglich noch pünktlicher als Kant; Jachmann erzählt: „Kant hatte eines Abends seinem Freunde Green versprochen, ihn am folgenden Morgen um acht Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei einer solchen Gelegenheit um dreiviertel schon mit der Uhr in der Hand in der Stube umherging, mit der funfzigsten Minute den Hut aufsetzte, in der fünfundfunfzigsten den Stock nahm, und mit dem ersten Glockenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort und sah unterwegs Kant, der sich etwa zwei Minuten verspätet hatte und ihm entgegen kam, hielt aber nicht an, weil dies gegen die Abrede und gegen seine Regel war." — Green starb schon 1784, also zwanzig Jahre vor Kant. Dem letzteren war dieser Verlust der schmerzlichste von allen die er je erfuhr; seit dieser Zeit zog er sich mehr zurück und brachte seine Abende einsam zu.

Auch mit den Buchhändlern Kanter und Nikolovius verkehrte Kant; öfter besuchte er Gesellschaften bei Hippel, bei dem Grafen Kaiserling, dem Oberpräsidenten von Schrötter und bei verschiedenen Generälen der Garnison. Selbst den Kindern seiner Freunde wußte Kant durch seine menschenfreundliche Milde Liebe abzugewinnen; mit den Knaben unterhielt er sich oft halbe Stunden lang über ihre Schulangelegenheiten.

Außerhalb Königsbergs war sein gesellschaftlicher Umgang sehr beschränkt. In den mittleren Jahren seines Lebens besuchte er während der Ferien bisweilen das gastliche Haus des Freiherrn von Schrötter auf Wohnsdorf, in welchem für das behagliche Leben der Gäste sehr zweckmäßig gesorgt war, so daß jeder ungestört seinem Hange nachgehen konnte. Das Haus des Oberförsters Wobser in Moditten, eine Meile von Königsberg belegen, damals ein beliebter Sammelplatz für die ausgezeichneten Köpfe Königsbergs, wurde von ihm gleichfalls viele Jahre hindurch jährlich auf einige Tage oder Wochen besucht. Der Oberförster war ein allgemein geachteter Mann und wurde von Kant sehr geschätzt. In Moditten schrieb der letztere seine Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. Die Provinz Ostpreußen hat Kant nie verlassen, seine längste Reise führte ihn zu dem sieben Meilen entfernten Hafenstädtchen Pillau.

So lange die Freunde am Leben waren, trug Kant die zärtlichste Fürsorge für sie. In Krankheitsfällen ließ er sich oft täglich dreimal nach ihrem Befinden erkundigen; hatte der Tod sie aber abgefordert, so machte er es, wie der königliche Weise des Alten Testamentes beim Tode des Sohnes seiner geliebten Bathseba, er suchte zu überwinden, was kein Schmerz und keine Thränen wiederbringen konnten, damit die weichliche Klage ihm selber nicht den männlichen Muth raubte, den jede seiner Schriften so rein und fest zeigt.

Ueberhaupt ist Kant in seinen Werken ganz derselbe, wie im Leben. Jede Frage, die sich aufdrängt, wird gründlich und von allen Seiten erörtert, sie ist erschöpft, wenn Kant sie verläßt, ihr wird gerade so viel Zeit gewidmet als ihr zukommt, nicht mehr, aber auch nie weniger. Ein Gedanke nach dem andern baut sich auf, fest und wohlgeordnet fügt sich der Stein zum Steine, auf breitem, unerschütterlichem Grunde baut sich der Tempel auf, dessen Thürme dreist in die blaue Luft mit Kühnheit emporsteigen können, denn sie ruhen auf Mauern, die auf Felsen gegründet sind.

Und mit welcher Gründlichkeit, mit welcher unerschütterlichen Gewissenhaftigkeit verfuhr Kant bei der Abfassung seiner Werke! Im Februar 1772 schrieb er an Markus Herz in Berlin einen ausführlichen Brief über die Werke, welche er herauszugeben beabsichtigte und in denen er sein filosofisches Sistem darzustellen gedachte. In diesem Briefe sagt er: „Ohne mich nun über die ganze Reihe der bis zu dem letzten Zweck fortgesetzten Untersuchung weitläufig hier zu erklären, kann ich sagen, daß es mir, was das Wesentliche meiner Absicht betrifft, gelungen sei, und ich jetzt im Stande bin, eine Kritik der reinen Vernunft, welche die Natur der theoretischen sowohl als praktischen Erkenntniß, sofern sie bloß intellektual ist, enthält, vorzulegen, wovon ich den ersten Theil, der die Quellen der Metafysik, ihre Methode und Grenzen enthält, zuerst, und darauf die reinen Prinzipien der Sittlichkeit ausarbeiten und, was den erstern betrifft, binnen etwa drei Monaten herausgeben werde.“ —

In diesem Briefe wird also das Werk als ein schon gewonnenes, als ein fertiges bezeichnet, das nur zur Herausgabe hergerichtet zu werden braucht, in drei Monaten soll es erscheinen. In der That aber erschien die Kritik der reinen Vernunft erst Ostern 1781; aus den drei Monaten waren also beinahe zehn Jahre geworden!

Siebenundfunfzig Jahre war Kant alt, als er diesen ersten, mächtigen Grundstein seines Werkes legte, und bei seinem wenig kräftigen Körper, bei seiner leicht störbaren Gesundheit war in der That nur die heroische Willenskraft Kant's im Stande, den Ausbau des großen Werkes zu vollenden. Aber als der erste Grund gewonnen war, da stiegen die Mauern verhältnißmäßig rasch empor. Im Jahre 1785 erschien die Grundlegung zur Metafysik der Sitten, 1786 die metafysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, 1788 die Kritik der praktischen Vernunft. Mit der Kritik der Urtheilskraft im Jahre 1790 war in ihren Hauptzügen die kritische Arbeit vollendet. Das Lehrgebäude der neuen Filosofie stand in seinen Haupttheilen fest.

„Nachdem*) die Vermögen und Grenzen der menschlichen Vernunft in dem neuen Lichte der kritischen Filosofie entdeckt und zugleich alles entwickelt war, was aus der bloßen Vernunft folgt, so mußte diese neue Vernunftwissenschaft sich nothwendig auseinandersetzen mit allem nicht aus bloßer Vernunft geschöpften Inhalt unseres geistigen Lebens. Es mußte zu einer kritischen Auseinandersetzung kommen zwischen dem Razionalen und dem Positiven. Und je reiner und folgerichtiger Kant mit seiner kritischen Kunst das Razionale herausgerechnet hatte, um so schärfer mußte der Gegensatz gegen das Positive sich ausprägen. Dieser Gegensatz war innerhalb der kantischen Filosofie weit tiefer gefaßt und einer künftigen Versöhnung weit näher gerückt, als es in dem Aufklärungszeitalter vorher der Fall gewesen war. Indessen war der Gegensatz und Streit unvermeidlich. Und hier stand ihm gegenüber in erster Linie der Glaube in der Gestalt der positiven Religion, in zweiter das Recht in der Form des positiven, geschichtlich gegebenen Staates, in der letzten die positiven Wissenschaften, verkörpert in den sogenannten oberen Fakultäten in ihrem Unterschiede von der filosofischen. Es war sein letzter kritischer

*) Kuno Fischer a. a. O. S. 42 und 43.

Akt, diesen Streit der Fakultäten auseinanderzusetzen und zu schlichten. Voraus gingen diesem entscheidenden Gesammttreffen, gleichsam wie Vorpostengefechte, seine filosofische Religions- und Staatslehre.“ —

Als die dahin einschlagenden Schriften erschienen, war die Zeit im Staate Preußen, in welcher jeder nach seiner Façon selig werden konnte, vorüber. Der große Friedrich ruhte in der Garnisonkirche in Potsdam, und mit ihm war die großherzige Duldsamkeit, der erleuchtete Geist der Staatsregierung zu Grabe getragen worden. An der Spitze Preußens standen neben und auch wohl über Friedrich Wilhelm II. jene schwächlichen Egoisten, deren Anmaßung selbst einem Kant gegenüber keine Bescheidenheit lernen konnte.

Am 17. August 1786 hatte Friedrich der Große seine Augen zugethan, und schon am 3. Juli 1788 wurde der ausgezeichnete Minister Freiherr von Zedlitz von seinem Posten entfernt; an seine Stelle trat der obskure Prediger Wöllner, den ein Machtspruch in einen Staatsminister verwandelte; Hand in Hand mit ihm ging der Generaladjutant von Bischofswerder. Diese beiden Edlen unternahmen es, die aus den Fugen gegangene sittliche Welt im Lande Preußen wieder einzurenken und die Spuren, welche der große Geist Friedrich's des Einzigen hinterlassen, wieder auszutilgen. Das finstere Werk zeigte sich bald genug in seiner unverkennbaren Gestalt. Schon sechs Tage nach der Ernennung Wöllner's erschien ein Erlaß, der mit einem Aufwande von einem ungewöhnlich großen Maße von Weisheit herausgebracht hatte, daß Lehrer des lutherischen und des kalvinischen Glaubensbekenntnisses die Grundwahrheiten der Schrift zu untergraben versuchten und auf unverschämte Weise unter dem falschen Schein der Aufklärung zahllose und allgemein anerkannte Irrthümer verbreiteten. Es solle zwar die innere Ueberzeugung nicht gezwungen werden, doch müsse jeder von nun an nach dem festgestellten, d. h. vorgeschriebenen Kirchenglauben lehren, oder im Fall der Widersetzlichkeit Entsetzung vom Amte und noch härtere Strafe erwarten. Fünf Monate lang wurde dem Volke Friedrich's des Großen Zeit gegeben, dieses erste Geschenk des Obskurantismus anzustaunen, dann erfolgte die zweite Dosis der wirksamen Arznei. Am 19. Dezember 1788 folgte ein Edikt, welches alle im Inlande erschienenen Schriften unter das Schwert von besonderen Zensurbehörden und alle vom Auslande eingeführten Schriften unter strenge Aufsicht stellte.

Nun waren die Steine angefahren und der Kalk war gelöscht, und die Dunkelmänner konnten nun nach Herzenslust alle Fenster, durch welche das Licht eindrang, vermauern. Im April 1791 wurde in Berlin das Hauptstück gegründet, wie der selige Fischart etwa gesagt haben würde, nämlich eine Kommission zur obersten Prüfung aller Kirchen- und Schulsachen. Sie bestand aus drei notorischen Ignoranten, die man zu Oberkonsistorialräthen machte, das war der Prediger zu Breslau Daniel Hermes, der Prediger zu Berlin George Woltersdorf und Friedrich Hilmer. Die Ketzergerichte nahmen nun einen herrlichen Aufschwung, und wenn man so glücklich gewesen wäre, die Folter, die Friedrich der Große so frevelhaft ins Feuer geworfen, wieder neu konstruiren und in Thätigkeit setzen zu können, so wären ja wirklich die guten alten Zeiten der heiligen Inquisizion in aller ihrer Glorie wieder dagewesen. Die Dienstinstrukzion dieser Behörde setzte fest, daß niemand künftig in einem kirchlichen oder einem Schulamte angestellt werden sollte, bevor

er nicht von dieser Behörde geprüft und untadelhaft befunden sei. Ueber die bereits angestellten Prediger und Lehrer wurden genaue Listen geführt, in denen die Rechtgläubigkeit der Einzelnen auf Loth und Quint verzeichnet stand. Die Herren Oberkonsistorialräthe durchreisten die Provinzen, untersuchten die Lehranstalten, und wo sie die vorhandenen Lehrbücher nicht tauglich fanden, da setzten sie sich flugs hin und bestimmten andere, schrieben selbst welche, oder ließen sie von gleichgesinnten Amtsbrüdern auf Bestellung arbeiten. Woltersdorf unternahm in den ersten Tagen seines neuen Amtes einen wüthenden Angriff gegen Kant, indem er geradezu beim Könige darauf antrug, man solle den Begründer der kritischen Filosofie mundtodt machen, man solle ihm ein für allemal das Schreiben verbieten. Das erstemal sollte dieser plumpe Angriff noch mißglücken, zu so gewagten Unternehmungen mußte der Boden erst noch besser zubereitet werden. Durch ein neues Edikt vom 5. März 1792 wurde die frühere Zensurordnung noch bedeutend verschärft, jede Besprechung der Landesgesetze und der Verwaltungsverhältnisse wurde untersagt, und endlich bestimmte ein Erlaß vom 14. April 1794, daß alle Aufklärer, die gegen die früheren Verordnungen gehandelt, künftig ohne weitere Umstände als Aufrührer von Staatswegen belangt werden sollten. Damit war die Rüstkammer vervollständigt, und da man auch Verdächtigungen da, wo es paßte, als Beweismittel ansah, so konnte nun keine Maus mehr entrinnen.

Gerade in diese Zeiten fiel die Veröffentlichung von Kant's Schriften religiösen und politischen Inhalts. Von seinen Gegnern zu verlangen, sie sollten die Stellung dieser Schriften als unentbehrlicher Bausteine in Kant's Sistem erkennen, das wäre für jene Obskuranten doch zu viel Ehre gewesen; sie sahen darin Meinungen, welche zu den ihrigen ungefähr das Gegentheil waren, und das genügte! Denn dazu waren diese Leute nicht im Stande zu erkennen, daß niemand ein wärmerer, treuerer Freund der gesetzmäßigen Ordnung, niemand ein beredterer Anwalt des Friedens und der wahrhaft kristlichen Bruderliebe, der echten, edlen Menschlichkeit sein konnte, als Kant; der große, wahrhaft gute Mann, der als Greis von mehr als siebzig Jahren und während seines ganzen Lebens nicht müde geworden war, der Wahrheit zu dienen und die Tugend in Wort und Beispiel zu lehren, dieser Mann wurde als Verächter des Kristenthums und als Feind des Völkerglücks, als ein Lehrer des Umsturzes angeklagt. Sein Name wurde von jenen Leuten, die sein Sistem nicht nur nicht kannten, sondern überhaupt nicht kennen wollten, als Vogelscheuche für alle Freunde des Vaterlandes gebraucht, um ihre gesunden kirchlichen und politischen Grundsätze gegen solche gefährliche Ansteckung sicher zu stellen. Freilich war es den Dunkelmännern ja überhaupt nicht um Wahrheit zu thun, ihr wichtigstes Geschäft war nur, die Wahrheit zu verdecken und zu vergraben, da ihre eigenen Werke nur in der dichtesten geistigen Finsterniß gedeihen konnten. Womit hätten denn aber auch die Oberkonsistorialräthe ihre Zeit ausfüllen sollen, wenn nicht mit solchen Dingen?

Kant begann die Veröffentlichung der erwähnten Arbeiten mit der Abhandlung vom radikalen Bösen. Er bestimmte dieselbe für die Berliner Monatsschrift, welche als freisinniges Organ bekannt war. Diese Zeitung wurde in Jena gedruckt, aber Kant verlangte von dem damaligen Herausgeber ausdrücklich, er solle die Abhandlung der Berliner Zensurbehörde vorlegen, damit jeder Schein, als

wolle er einen ungesetzlichen Weg betreten, vermieden werde. Hilmer ertheilte die Erlaubniß zum Druck mit der Bemerkung, „daß sie gedruckt werden könne, da doch nur tiefdenkende Gelehrte die Kant'schen Schriften lesen."

Nun folgte die zweite Abhandlung „von dem Kampfe des guten Prinzips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen." Als Hilmer sie zur Ansicht erhielt, theilte er sie zur Prüfung seinem Kollegen Hermes mit, und beide verweigerten darauf das Imprimatur; als der Herausgeber sich nach den Gründen erkundigte, wurde ihm jede weitere Erklärung kurz verweigert.

Für Kant gab es jetzt noch einen andern Weg, die Erlaubniß zum Druck zu erhalten. Wenn nämlich die theologische Fakultät einer Universität in dem Inhalte seiner Schrift nichts Bedenkliches fand, so durfte sie veröffentlicht werden. Kant legte also der theologischen Fakultät der Universität Königsberg eine Schrift unter dem Titel: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" vor, welche außer den beiden schongenannten Aufsätzen noch zwei andere enthielt. Die theologische Fakultät, an ihrer Spitze ein sehr würdiger Mann und gewissenhafter Theolog, der Oberhofprediger Professor Dr. Schulz, ertheilte einstimmig die Erlaubniß zum Druck der Kant'schen Schrift, welche zur Ostermesse 1793 bei Nikolovius in Königsberg erschien und so ungetheilten Beifall selbst gelehrter orthodoxer Theologen fand, daß schon im folgenden Jahre eine zweite Auflage nöthig wurde.

In der Vorrede zur ersten Auflage gab Kant mit offenen Worten die Gründe seines Verfahrens an; er sagte darin folgendes:

„Wenn die Moral an der Heiligkeit ihres Gesetzes einen Gegenstand der größten Achtung erkennt, so stellt sie auf der Stufe der Religion an der höchsten, jene Gesetze vollziehenden Ursache einen Gegenstand der Anbetung vor, und erscheint in ihrer Majestät. Aber alles, auch das Erhabenste, verkleinert sich unter den Händen der Menschen, wenn sie die Idee desselben zu ihrem Gebrauche verwenden. Was nur sofern wahrhaftig verehrt werden kann, als die Achtung dafür frei ist, wird genöthigt, sich nach solchen Formen zu bequemen, denen man nur durch Zwangsgesetze Ansehen verschaffen kann, und was sich von selbst der öffentlichen Kritik eines jeden Menschen bloßstellt, das muß sich einer Kritik, die Gewalt hat, d. h. einer Zensur unterwerfen.

„Indessen da das Gebot: gehorche der Obrigkeit! doch auch moralisch ist und die Beobachtung desselben, wie die von allen Pflichten, zur Religion gezogen werden kann, so geziemt einer Abhandlung, welche dem bestimmten Begriffe der letztern gewidmet ist, selbst ein Beispiel dieses Gehorsams abzugeben, der aber nicht durch die Achtsamkeit bloß auf das Gesetz einer einzigen Anordnung im Staate, und blind in Ansehung jeder andern, sondern nur durch vereinigte Achtung für alle vereinigt bewiesen werden kann. Nun kann der Bücher richtende Theolog entweder als ein solcher angestellt sein, der bloß für das Heil der Seelen, oder auch als ein solcher, der zugleich für das Heil der Wissenschaften Sorge zu tragen hat; der erste richtet bloß als Geistlicher, der zweite zugleich als Gelehrter. Dem letztern als Gliede einer öffentlichen Anstalt, der (unter dem Namen einer Universität) alle Wissenschaften zur Kultur und zur Verwahrung gegen Beeinträchtigung anvertraut sind, liegt es ob, die Anmaßung des erstern auf die Bedingung einzuschränken, daß seine Zensur keine Zerstörung im Felde der Wissenschaften

anrichte, und wenn beide biblische Theologen sind, so wird dem letztern als Universitätsmitgliede von derjenigen Fakultät, welcher diese Theologie abzuhandeln aufgetragen worden, die Oberzensur zukommen, weil, was die erste Angelegenheit (das Heil der Seelen) betrifft, beide einerlei Auftrag haben; was aber die zweite (das Heil der Wissenschaften) anlangt, der Theolog als Universitätsgelehrter noch eine besondere Funkzion zu verwalten hat. Geht man von dieser Regel ab, so muß es endlich dahin kommen, wo es schon sonst (zum Beispiel zur Zeit des Galileo) gewesen ist, nämlich daß der biblische Theolog, um den Stolz der Wissenschaften zu demüthigen und sich selbst die Bemühung mit denselben zu ersparen, wohl gar in die Astronomie oder andere Wissenschaften, z. B. die alte Erdgeschichte, Einbrüche wagen, und wie diejenigen Völker, die in sich selbst entweder nicht Vermögen, oder auch nicht Ernst genug finden, sich gegen besorgliche Angriffe zu vertheidigen, alles um sich her in Wüstenei verwandeln, alle Versuche des menschlichen Verstandes in Beschlag nehmen dürfte." —

Aber diese ernsten und schwerwiegenden Worte Kant's, die auf jeden redlichen Karakter ihren Eindruck gar nicht verfehlen konnten, stachelten nur noch mehr die niedrigen Leidenschaften einer Kohorte an, denen nicht Beförderung der Wahrheit, nicht das Wohl des Vaterlandes, nicht die Reinheit der Gesinnungen, sondern nur der nackte eigene persönliche Vortheil und die Befriedigung hochmüthiger Herrschgelüste und verbissener Verketzerungssucht am Herzen lag. Die Berliner Zensoren verlangten mit Unterstützung des allmächtigen Ministers Wöllner die Beschränkung der Schreib- und Lehrfreiheit des großen Mannes, dem sie, von allen moralischen Beziehungen abgesehen, wissenschaftlich kaum wie Däumling dem Riesen Goliath gegenüber standen, und diesmal gelang den Dunkelmännern ihr Anschlag. Am 12. Oktober 1794 erhielt Kant folgende Kabinetsordre:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preußen u. s. w. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen: wie Ihr Eure Filosofie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Kristenthums mißbraucht; wie Ihr dies namentlich in Eurem Buch: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft," desgleichen in andern kleineren Abhandlungen gethan habt. Wir haben Uns zu Euch eines Besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohlbekannte landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nicht dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intenzion je mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch, bei fortgesetzter Renitenz, unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

Berlin, den 1. Oktober 1794. Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl. Wöllner."

Diesen Kabinetsbefehl hielt Kant völlig geheim, nicht einmal seine vertrautesten

Freunde erfuhren etwas davon. Es waren schwere Kämpfe, welche der große Mann bei dieser Gelegenheit mit sich selber zu bestehen hatte; auf einen Zettel schrieb er damals die Worte: „Widerruf und Verleugnung seiner innern Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanspflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen."

In der That war der einzige Weg, der übrig blieb, zu schweigen, denn offene Widersetzlichkeit hätte ebensowohl Kant's persönlichen Verhältnissen als auch der guten Sache geschadet. In diesem Sinne erwiderte Kant das königliche Schreiben; die Vorwürfe, welche ihm gemacht waren, wies er zurück, und zeigte, daß sie unbegründet waren, und übrigens erklärte er, daß er sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde.

Damit waren aber seine Widersacher in Berlin noch nicht zufrieden; diese Dunkelmänner fürchteten sich dergestalt vor dem gewaltigen Geiste des Filosofen, daß es ihnen noch nicht genug schien, dem Meister selber Fesseln angelegt zu haben, sie wollten auch die fröhlich grünende Sat ersticken, welche seine Hand ausgestreut hatte. Alle filosofischen und theologischen Lehrer der Universität Königsberg mußten sich durch Namensunterschrift verpflichten, nicht über Kant's Werk „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" Vorlesungen zu halten.

Kant war ein Greis von siebzig Jahren, als dieses Attentat gegen ihn verübt wurde, der Ruhm seines Namens war in ganz Europa laut. Für ihn mußte es ein bitteres Gefühl sein, sich unter die Machtsprüche von Geistesunmündigen beugen zu müssen, und besonders schwer fühlte er, der warme Vaterlandsfreund, der die stolze Sonne Friedrich's des Großen mehr als vierzig Jahre lang geschaut, die Schmach, daß Unwürdige, Heuchler und Schmeichler die ersten Stellen des Staates zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Alles dieses wirkte sehr ungünstig auf seine Gesundheit und auf die Heiterkeit seines Geistes, sein Körper entwickelte jetzt plötzlich rasch die Schwächen des Alters, die das frohe Bewußtsein und die Befriedigung seiner ehrenvollen Thätigkeit bisher mit Erfolg niedergekämpft hatte. Seit 1794 besuchte er keine Gesellschaft außerhalb seines Hauses mehr, seine Erholung fand er nur noch in der Unterhaltung der täglichen Gäste an seinem eigenen Tische. Seit dem Sommer 1795 stellte er alle seine Privatvorlesungen ein und las täglich nur noch eine Stunde öffentlich über Logik und Metafysik.

Desto eifriger arbeitete er an den literarischen Vervollständigungen seines großen Werkes. Die meisten seiner Abhandlungen über die Rechtslehre und verschiedene andere stammen aus dieser Zeit.

Für die Politik behielt er stets noch das lebhafteste Interesse; besonders theilnahmsvoll begleitete er die Fortschritte der französischen Republik. Die Anerkennung derselben von Seiten einiger der mächtigsten Staaten Europas rief seine Abhandlung „Vom ewigen Frieden" hervor, die 1795 erschien, und schon wenige Wochen später eine neue Auflage nöthig machte. Mit einer Willenskraft, welche die meisten Menschen selbst in ihren besten Jahren nicht kennen, förderte Kant seine wissenschaftlichen Arbeiten, bis endlich der erschöpfte Körper den Dienst versagte; im Winter von 1796 auf 1797 war er so schwach, daß er überhaupt

alle seine Vorlesungen schließen zu müssen glaubte. Der Frühling fachte die erlöschenden Kräfte noch einmal wieder an, und noch einmal entschloß Kant sich zu seiner Lehrthätigkeit zurückzukehren. Als er auf den 14. Juni 1797 wiederum den Beginn einer Vorlesung ankündigte, erschienen an diesem Tage sämmtliche Studirende der Universität in festlichem Aufzuge vor dem hochgefeierten Lehrer, um ihre Freude darüber zu bezeugen, daß er noch länger unter ihnen weilen wolle. Es war das letzte Semester, in welchem Kant lehrte, mit dem Herbst des Jahres 1797 schloß er seine gesammte Lehrthätigkeit für immer.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich mit großem Interesse am Studium eines Buches von Hufeland: „Die Kunst das menschliche Leben zu verlängern," welches der Verfasser ihm zusandte.

Als König Friedrich Wilhelm II. im November 1797 starb, wurden von seinem Nachfolger sofort alle Zensurbedrückungen aufgehoben. In der Vorrede zu dem „Streit der Fakultäten" vom Jahre 1798 erzählte Kant nun seine Erlebnisse unter dem Ministerium Wöllner. Die „Anthropologie", welche am Ende des Jahres 1798 erschien, war das letzte Werk, welches Kant selbst herausgab. In den letzten Jahren, selbst noch in den letzten Monaten seines Lebens beschäftigte Kant sich mit einem Werke, welches er als sein Hauptwerk bezeichnete; er nannte es „das Sistem der reinen Filosofie in ihrem ganzen Inbegriff." Sachkenner, welche nach seinem Tode die Handschrift einsahen, haben versichert, daß in diesem umfangreichen Werke nichts neues enthalten sei; es ist bis jetzt noch nicht gedruckt worden.

Mit dem Jahre 1802 näherte Kant's Leben sich sichtlich dem Ende; die Gedächtnißkraft schwand auffallend, es wurde ihm äußerst schwer, eine Reihenfolge von Gedanken zu behalten. Die bekanntesten Namen seiner Umgebungen entfielen ihm oder wurden verwechselt, und doch sah er es ungern, wenn ihm eingeholfen wurde. Es wurde jetzt nothwendig, daß er alle Tagesgeschäfte sich vorher aufzeichnete; er bediente sich dazu kleiner Notizbücher, von denen noch mehrere auf der Königsberger Bibliothek aufbewahrt werden. Die Verwaltung seiner gesammten Privatgeschäfte übernahm seit dieser Zeit einer seiner Freunde und früherer Schüler, Wasianski. Ueber die abnehmenden Kräfte seines Körpers wie seines Geistes täuschte Kant sich übrigens durchaus nicht. Schon im Jahre 1799 pflegte er gegen seine Umgebung zu äußern: „Meine Herren, ich bin alt und schwach, Sie müssen mich betrachten wie ein Kind." Und doch setzte er bis zu dem Jahre 1802, also bis in sein achtundsiebzigstes Jahr, die strenge Ordnung seiner Lebensweise von Morgens fünf Uhr bis Abends zehn Uhr durch. Als sein Körper schwächer wurde, ging er nur eine Stunde früher zu Bett, und fühlte seine Kräfte dadurch außerordentlich gestärkt. Als er dieses Heilmittel aber verstärkte und schon um acht Uhr sich niederlegte, war der Erfolg nicht der erwartete. Seine Füße versagten ihm den Dienst, er fiel bald im Gehen, bald im Stehen, aber immer ohne sich zu verletzen. Er selber scherzte darüber und sagte, er könne nicht schwer fallen, sein Körper sei zu leicht, er habe das Minimum der Muskularsubstanz erreicht. In der That war sein Leib ungewöhnlich abgemagert. Ueber den Tod sprach er in dieser Zeit oft mit großer Ruhe, er sah ihm

mit der Heiterkeit des treuen Dieners entgegen, der vor seinem gütigen Herrn Rechenschaft über sein redliches Thun ablegen soll.

Vor dem Steindammer Thore liegen hart am Glacis der Festung die sogenannten Hufen, eine Reihe von öffentlichen und Privatgärten, die den einzigen landschaftlich anmuthigen Punkt in der einförmigen Umgebung Königsbergs bezeichnen. Nach einem dieser Hufengärten unternahm Kant im Sommer 1802 mit Wasianski einigemal eine Spazierfahrt; anfangs fühlte er seine Kräfte bedeutend dadurch gestärkt, Schlaf und Appetit wurden besser, aber bald waren auch diese Fahrten von einer Viertelmeile ihm zur Last, er stellte sie ein; seine gewohnten Spaziergänge hatte er schon seit drei Jahren aufgegeben.

Der folgende Winter vermehrte seine Beschwerden, mehr als einmal wünschte Kant den Tod herbei und sagte, er könne der Welt nicht mehr nützen, und wisse nicht, was er nun noch mit sich anfangen solle. Schreckhafte Träume von Raub- und Mordanfällen verscheuchten seinen Schlaf; in dieser Zeit nahm er geduldig alle Arzneimittel, die man ihm reichte; früher hatte er sie stets standhaft zurückgewiesen, er wolle nicht an Arzneivergiftung sterben, sagte er.

Auf seinen letzten Geburtstag (22. April 1803) freute er sich mehrere Tage voraus. Zur Feier desselben hatte er, wie gewöhnlich, eine größere Zahl Tischgäste einladen lassen, aber an dem Tage selbst, mit dem er sein achtzigstes Lebensjahr antrat, war er abgestumpft und durch das Geräusch der größern Gesellschaft betäubt. Zwei Tage darauf schrieb er in sein Erinnerungsbüchlein: „Nach der Bibel, unser Leben währet siebzig Jahre, und wenns hoch kommt, achtzig Jahre, und wenn's köstlich war, ist es Mühe und Arbeit gewesen!"

Immer wieder kämpfte sein großer Geist gegen die unerbittliche Hand des herannahenden Todes; um sich von seinen Magenbeschwerden zu befreien, dachte er im letzten Jahre seines Lebens sogar noch an eine Reise ins Ausland. Im September 1803 nahm seine Schwäche so rasch zu, daß man ihn nicht mehr allein lassen konnte. Eine seiner Schwestern lebte noch in Königsberg, Frau Theuer, die Wittwe eines Handwerkers; sie war nur sechs Jahre jünger als Kant, aber noch sehr rüstig. Diese Schwester trat jetzt zur Pflege bei ihrem Bruder ein: nur allmälig konnte Kant sich an sie gewöhnen, wurde aber durch ihre große Aufmerksamkeit in der Pflege, verbunden mit einem bescheidenen, zurückhaltenden Betragen zuletzt noch recht günstig für sie eingenommen. Im Oktober verminderte sich auffallend die Sehkraft seines rechten Auges, mit dem linken war er schon seit zwanzig Jahren blind. Er vermochte jetzt nur noch die Stunden des Vormittags außer dem Bette zuzubringen. Mit dem Januar 1804 wurde er theilnahmslos gegen seine liebsten Gewohnheiten, er sprach fast gar nicht mehr. Nur eine unsägliche innere Unruhe schien ihn zu plagen, als wenn er noch jetzt das Bedürfniß nach Thätigkeit in sich fühlte. Sein Arzt, der Professor Elsner, der damals gerade das Rektorat der Universität führte, pflegte ihn zu einer bestimmten Stunde zu besuchen. Als Kant am 3. Februar seine Ankunft hörte, versuchte er mit größter Mühe sich von seinem Lehnstuhle aufzurichten, sprach von einem Posten, beschwerlichem Amt, großer Dankbarkeit und wollte sich nicht niederlassen, da der Arzt noch nicht saß. Wasianski, der zugegen war, verstand den Sinn der abgebrochenen Worte zu deuten: Kant fühle sich zu großer Dankbarkeit

verpflichtet, daß Elsner ihn bei seinem hohen Posten als Rektor und bei den vielen Geschäften seines beschwerlichen Amtes doch täglich besuche. „Ganz recht," rief Kant aus, und mit Anstrengung, aber mit unverkennbarer Freude setzte er hinzu: „Das Gefühl für Humanität hat mich noch nicht verlassen."

Nun ging es rasch zu Ende. Seit dem 3. Februar nahm Kant keine Speisen mehr zu sich, am 9. Februar fiel er in einen bewußtlosen Zustand, aus dem er nur auf Augenblicke erwachte, um mit erlöschender Kraft seinen Pflegern rührende Zeichen des Dankes zu geben. In der letzten Nacht seines Lebens schien das Gefühl von Durst ihn zu quälen: mehrmals bot man ihm einen erquickenden Trunk an, er lehnte ihn ab und sprach dabei: „Es ist gut." Es waren seine letzten Worte. Sonntag den 12. Februar 1804, Vormittags um 11 Uhr, schlief der große Mann sanft ein.

Die Nachricht von seinem Tode machte in der Stadt einen unbeschreiblichen Eindruck, denn auch diejenigen Volksklassen, welche seine wissenschaftliche Bedeutung nicht zu fassen vermochten, verehrten in ihm den edelmüthigen Wohlthäter einer sehr großen Anzahl von Hülfsbedürftigen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens verwandte Kant fast sein ganzes Diensteinkommen zu milden Zwecken; seine armen Verwandten lebten fast ganz von seinen regelmäßigen Unterstützungen. Das Vermögen, welches er im Laufe seines langen Lebens in uneigennütziger Treue erworben und welches die Geschäftsklugheit seiner Freunde Green und Motherby bis auf mehr als zwanzigtausend Thaler steigerte, hatte er testamentarisch seinen armen Verwandten und denen, die ihn pflegten, vermacht.

Am 28. Februar wurde die Leiche zu Grabe getragen. Ein überaus zahlreiches Gefolge aus allen Ständen geleitete sie vom Trauerhause zu dem Dome im Kneiphofe, wo unter Betheiligung sämmtlicher Angehörigen der Universität und der Spitzen der Behörden die Todtenfeier stattfand. Dann wurde der Sarg in dem sogenannten Professorengewölbe an der Nordseite des Domes beigesetzt.

Fünf Jahre nach Kant's Tode wurde das Professorengewölbe geschlossen, über demselben, an der Außenseite des Domes, wurde ein bedeckter Gang hergerichtet, der den Professoren und Studirenden der Universität zum Spazierengehen dienen sollte. An die Nordseite des Domes stoßen nämlich die verschiedenen Gebäude, in welchen sich ehemals die Hörsäle der Albertina befanden, sie bilden mit dem Dome ein unregelmäßiges Viereck. Jener bedeckte Gang erhielt den Namen der „Stoa Kantiana", am 22. April 1810 wurde er eingeweiht, die Festrede hielt Herbart, Kant's würdiger Nachfolger.

Die beste bildliche Darstellung Kant's besitzt die Universität Königsberg in einer Büste von Marmor, welche Hagemann, ein ausgezeichneter Schüler des ältern Schadow, gearbeitet hat. Sie war früher in dem großen Hörsale des alten Universitätsgebäudes aufgestellt, und bildet jetzt den bedeutungsvollsten Schmuck der Aula des prächtigen neuen Gebäudes am Königsgarten*). —

Mit Recht sagt Hermann Grimm in seiner Vorrede zum Leben Rafael's, daß die Jetztzeit das Bedürfniß der Heroenverehrung hat. Alles Schöne und

---

*) Der Verfasser bittet, an dieser Stelle das nachzusehen, was in dem Vorworte über den Artikel Kant gesagt worden ist.

Wahre, alle Förderung der Erkenntniß und Aufklärung, jeder Anstoß auf der Bahn des Fortschrittes zum Bessern geht von einzelnen bevorzugten Geistern aus; diese sind gleichsam die Organe, durch welche die Gottheit zu der Menschheit spricht. Einer von diesen Heroen ist **Kant**. Wie man in der Entwickelungsgeschichte der Erde einzelne große Schöpfungsperioden unterscheidet, so heben sich auch in der Geschichte des Geistes, in der Entwickelung des menschlichen Denkens einzelne große Abschnitte ab, und jeder Abschnitt hat seine Repräsentanten, seine Heroen, welche gleichsam als siegreiche Feldherren die Mächte der Finsterniß zurückgeschlagen und das Reich der Wahrheit ausgebreitet und befestigt haben.

Während im ganzen Orient das menschliche Denken auf einer niedrigen Stufe der Unselbständigkeit und Unfreiheit stehen blieb und sich von den Fesseln religiöser Fantasterei nicht frei machen konnte, war es den Griechen vorbehalten, das Denken in das ihm gebührende Recht einzusetzen, und es auf die Stufe der Freiheit und Selbständigkeit zu erheben. Das von den Griechen begonnene Werk der geistigen Arbeit ist vorzugsweise von den germanischen Nazionen, welche das Salz der Erde genannt werden, fortgesetzt und weitergeführt worden. Gegen infallibilistes Pfaffenthum auf der einen Seite, und gegen materialistische Verflachung des geistigen Lebens auf der andern Seite haben die germanischen Völker stets in erster Reihe als Kämpfer dagestanden, und die Fahne des echten Idealismus siegreich vorangetragen; und wenn man von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen darf, so wird der Kampf gegen Papstthum und Franzosenthum, der heftiger als je entbrannt ist, auch siegreich zu Ende geführt werden.

Einen hervorragenden Antheil an der Arbeit der Aufklärung hat Kant genommen; er gehört zu den Vorkämpfern, welche das Gebiet der Wahrheit in bahnbrechender Weise gelichtet und erweitert haben.

Eine sistematische Darstellung der Kantischen Filosofie wird niemand an dieser Stelle erwarten, wir müssen uns darauf beschränken, Einzelnes aus seiner Filosofie herauszuheben und die wichtigsten Ideen kennen zu lernen, für welche Kant gelebt und gewirkt hat. Auch diese Einzelheiten werden genügen, um ihn als gewaltigen universalen Geist zu erkennen und zu würdigen.

Kant war nicht ein einseitiger Gelehrter; „er wurde vielmehr der geistige Bildner seines Landes im edelsten Sinne des Wortes; er regte höhere geistige Bedürfnisse an, die nicht ausschließlich dem engern Kreise des gelehrten Standes anheimfielen, die allgemein bei den Gebildeten des Volkes eingeführt, die geistige Entwickelung und Erhebung des Landes rascher förderten. Ein großer Theil der Staatsmänner, welche in den wichtigsten Perioden der Umgestaltung der preußischen Staatsverwaltung als Leiter gewirkt haben, sind unmittelbar aus seiner Schule hervorgegangen, haben unter seinem geistigen Einflusse ihre Bildung gewonnen*).“

Mit Recht kann man daher sagen, daß es keinen zweiten deutschen Filosofen gegeben hat, welcher einen so großen Einfluß auf das nazionale geistige Leben ausgeübt hat, wie Kant. Für die höchsten Güter der Menschheit hat er mit unermüdlicher Ausdauer und mit standhafter Selbstverläugnung gewirkt. Wenn er, wie es seine Gewohnheit war, pünktlich um fünf Uhr Morgens den Schlaf ab-

*) Kant's Werke XI, 5.

schüttelte, dann erhob er sich nicht um vergänglichem Gewinne nachzugehen, sondern um als echter Jünger der Filosofie im Dienste der höchsten Ideen thätig zu sein, welche ein Menschenherz höher schlagen machen, für welche ein Menschenherz sich erwärmen kann.

Denn die Aufgabe, deren Lösung die Filosofie anstrebt, ist die höchste, welche für das menschliche Denken möglich ist, nämlich die, den göttlichen Gedanken der Weltschöpfung nachzudenken, und die göttliche Harmonie, nach welcher alles im Weltall, das Sinnliche wie das Geistige, entsteht, sich bewegt und in neue Formen hinübergeht, zu durchschauen und in den Einzelheiten nachzuweisen. Den Zusammenhang aller Dinge mit dem großen göttlichen Geiste, die ewigen Gesetze, denen alles unterworfen ist, und die letzte Bestimmung, welcher alles Seiende zustrebt, das ist, was die Filosofie ergründen will. Daß diese Aufgabe hier auf Erden nie vollständig gelöst werden kann, daß eine Lösung nur annähernd und in unvollkommener Weise gelingen kann, das darf uns nicht abhalten, immer wieder aufs neue dieser Aufgabe uns zuzuwenden und uns ernsthaft und fortgesetzt mit ihr zu beschäftigen. Denn was wir hier nur unvollkommen im trüben Dämmerlichte unserer beschränkten Einsicht sehen oder ahnen, das werden wir in jenem Leben im göttlichen reinen Lichte der Wahrheit schauen. Denn nur wenn wir in dem schöpferischen Mittelpunkt des Alls ständen und von da aus den Gedanken völlig durchschauten, aus dem es entsprungen ist, könnten wir rückwärts aus ihm die letzten Endzwecke des Einzelnen voraussagen und die höchsten Gesetze der Weltregierung begreifen. Wir können es nicht von unserm menschlichen Standpunkte, der uns nur dem Geschaffenen unmittelbar, aber nicht dem Schöpfer und seinen Absichten gegenüberstellt*). Es ist daher natürlich, daß die großen Räthsel von jeher ungelöst bleiben mußten.

Trotzdem gewährt es dem menschlichen Geiste immer aufs neue ein göttliches ideales Vergnügen, an der Lösung dieser Räthsel zu arbeiten, denn die großen Fragen der Filosofie kehren immer wieder. Diese Fragen sind: 1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich thun? 3. Was darf ich hoffen? 4. Was ist der Mensch?

Die erste Frage beantwortet die Metafysik, die zweite die Moral, die dritte die Religion, und die vierte die Anthropologie. Der Filosof muß also bestimmen können 1. die Quellen des menschlichen Wissens, 2. den Umfang des möglichen und den nützlichen Gebrauch alles Wissens, und endlich 3. die Grenzen der Vernunft**).

Wenn einerseits die höchste und letzte Aufgabe der Filosofie darin besteht, daß sie die Welt des Erkannten zu einem harmonischen Sistem zusammenfaßt, so hat sie andererseits wie aus dem eben Mitgetheilten erhellt, auch noch eine andere, mehr der praktischen Anwendung des Denkens zugewandte Aufgabe. Sie soll den richtigen Weg zeigen, auf welchem der Mensch das Gebiet des Wissens erobern soll, sie soll gleichsam die Leuchte sein, um dem Forscher den richtigen Pfad zu erleuchten und ihn auf demselben zu erhalten. Von wie großer Bedeutung nach dieser Richtung hin die Filosofie für das ganze Gebiet der menschlichen Erkenntniß

*) Lotze, Mikrokosmus I, am Schlusse. **) Kant I, 347.

ist, erhellt am besten aus der Thatsache, daß der Anstoß zu der neuern Naturforschung von der Filosofie ausgegangen ist, indem von der letztern diejenige Methode des Forschens begründet und zur Geltung gebracht wurde, durch welche die Naturwissenschaften auf die jetzige wissenschaftliche Höhe gebracht worden sind.

Der Begründer dieser Methode war Francis Bacon (1561 bis 1626, auch Bako von Verulam und Viscount St. Albans genannt, unter Jakob I. Lordsiegelbewahrer und Großkanzler), der daher mit Recht an die Spitze der neuern Filosofie gestellt wird. Vor ihm hatte sich die gesammte Wissenschaft in leere und unfruchtbare Wortstreitigkeiten verloren; von eigentlicher Erforschung der Wahrheit, wie sie heute auf allen Gebieten geübt wird, war keine Rede; die sogenannte Wissenschaft war ein Labirinth von abstrakten fantastischen Theorien und überlieferten Vorurtheilen; Aberglaube und blinder Religionseifer arbeiteten mehr an der Befestigung des Irrthums als an der Förderung der Wahrheit. Bako führte eine völlige Erneuerung der Wissenschaft herbei dadurch, daß er eine neue Methode aufstellte: die Methode der Induktion. Diese Methode besteht darin, daß genaue Erfahrungen gesammelt und zuverlässige Experimente angestellt werden, und daß von hier aus Schlüsse auf das Allgemeine gemacht werden. Auf diese Weise ist man dahin gelangt, eine große Zahl der wichtigsten Entdeckungen zu machen und die Natur in ihrem gesetzmäßigen Schaffen gleichsam zu belauschen. Der ganze ungeheure Fortschritt der Naturwissenschaften ist begründet auf die Einführung dieser richtigen Methode und datirt von daher. Man kann daher mit Recht sagen, daß die Filosofie, wenn sie gleich im Mittelalter wie ein Irrlicht die Menschen in die Sümpfe und Moräste des Irrthums verlockte, doch auch wieder die wahre Leuchte für die richtige und heilbringende Erforschung der Wahrheit geworden ist.

Diese neue Filosofie, welche von Bako begründet ist, ist von Kant auf die höchste Stufe der Entwickelung geführt worden. Während Bako nur die allgemeinen Grundsätze aufgestellt hat, nach denen die Forschung verfahren muß, hat Kant wie ein großartiger Baumeister den innern Ausbau des ganzen wissenschaftlichen Gebäudes in einer Weise gefördert, die stets unsere Bewunderung und unser Interesse im höchsten Grade erregen wird. Kant's Sistem kann einem mächtigen gothischen Dome verglichen werden, der, wenn er gleich nicht ganz frei ist von scholastischem Schnörkelwerk und manche nicht sehr helle Gänge enthält, doch an Schönheit und Pracht alles überstrahlt. Wenn wir hier auch nur einzelne Blicke in den wunderbaren Bau thun können, so werden sie doch eine Ahnung von der Großartigkeit des Ganzen geben.

1. Um sich überhaupt von dem Gange der filosofischen Forschung eine Vorstellung zu machen und um insbesondere das wissenschaftliche Verfahren Kant's zu begreifen, muß man sich die beiden Ausdrücke „analytisch“ und „synthetisch“ klar machen.

„Man kann zu einem jeden allgemeinen Begriffe auf zweierlei Wegen kommen, entweder durch die willkürliche Verbindung der Begriffe (synthetisch), oder durch Absonderung von derjenigen Erkenntniß, welche durch Zergliederung ist deutlich gemacht worden (analytisch). Die Mathematik faßt niemals anders Definizionen ab, als auf die erstere Art, sie gelangt zu allen ihren Definizionen synthetisch.

Ein Kegel mag sonst bedeuten was er wolle, in der Mathematik entsteht er aus der willkürlichen Vorstellung eines rechtwinkligen Dreiecks, das sich um eine Seite dreht. Der Begriff, den ich erkläre, ist nicht vor der Definizion gegeben, sondern er entspringt allererst durch dieselbe. Die Erklärung entspringt hier und in allen anderen Fällen offenbar durch die Synthesis.

„Mit den Definizionen der Weltweisheit ist es ganz anders bewandt. Es ist hier der Begriff von einem Dinge schon gegeben, aber verworren oder noch nicht genugsam bestimmt. Ich muß ihn zergliedern (analysiren), die abgesonderten Merkmale zusammen mit dem gegebenen Begriffe in allerlei Fällen vergleichen, und diesen abstrakten Gedanken ausführlich und bestimmt machen. Jedermann hat z. B. einen Begriff von der Zeit; dieser soll erklärt werden. Ich muß diese Idee in allerlei Beziehungen betrachten, um Merkmale derselben durch Zergliederung zu entdecken, verschiedene abstrahirte Merkmale verknüpfen, ob sie einen zureichenden Begriff geben und unter einander zusammenhalten, ob nicht zum Theil eine die andere in sich schließe. Wollte ich hier synthetisch auf eine Definizion der Zeit zu kommen suchen, welch ein glücklicher Zufall müßte sich ereignen, wenn dieser Begriff gerade derjenige wäre, der die uns gegebene Idee völlig ausdrückte.

„Es ist das Geschäft der Weltweisheit, Begriffe, die als verworren gegeben sind, zu zergliedern, ausführlich und bestimmt zu machen; der Mathematik aber, gegebene Begriffe von Größen, die klar und sicher sind, zu verknüpfen und zu vergleichen, um zu sehen, was hieraus gefolgert werden könne. Die Mathematik kann daher nie demselben unglücklichen Zwiste ausgesetzt sein als die Weltweisheit*)."

2. Sehr karakteristisch für Kant's Filosofie ist die kleine Abhandlung aus dem Jahre 1784: „Was ist Aufklärung?" — Diese Abhandlung kann gewissermaßen als das Programm angesehen werden für das wissenschaftliche Streben und Forschen Kant's. Es karakterisirt die ganze damalige Epoche: auf allen Gebieten nahm die Menschheit einen heroischen kühnen Aufschwung; ein großartiges, zuletzt sich selbst überstürzendes Streben nach Aufklärung und Verbesserung riß alles mit sich fort. Selbst ein solcher kühler Verstandesmensch wie Kant wird in dieser Abhandlung ungewöhnlich erregt, und er gebraucht die Waffen eines bittern Spottes und scharfen Witzes.

„Aufklärung," sagt er, „ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.

„Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem die Natur sie längst von fremder Leitung freigesprochen, dennoch gern zeitlebens unmündig bleiben, und warum es Anderen so leicht wird, sich zu deren Vormündern aufzuwerfen.

*) Kant I, 67. Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral. 1764.

Es ist so bequem, unmündig zu sein! Habe ich ein Buch, das für mich Verstand hat, einen Seelsorger, der für mich Gewissen hat, einen Arzt, der für mich die Diät beurtheilt, u. s. w. so brauche ich mich ja nicht selbst zu bemühen. Ich habe nicht nöthig zu denken, wenn ich nur bezahlen kann, Andere werden das verdrießliche Geschäft schon für mich übernehmen. Daß der bei weitem größte Theil der Menschen (darunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündigkeit, außerdem daß er beschwerlich ist, auch für sehr beschwerlich halte, dafür sorgen schon jene Vormünder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben. Nachdem sie ihr Hausvieh zuerst dumm gemacht haben und sorgfältig verhüteten, daß diese ruhigen Geschöpfe ja keinen Schritt außer dem Gängelwagen, darin sie sie einsperrten, wagen durften, so zeigen sie ihnen nachher die Gefahr, die ihnen droht, wenn sie es versuchen, allein zu gehen. Nun ist diese Gefahr zwar eben so groß nicht, denn sie würden durch einigemal Fallen wohl endlich gehen lernen, allein ein Beispiel von der Art macht doch schüchtern und schreckt gemeiniglich von allen ferneren Versuchen ab. Es ist also für jeden einzelnen Menschen schwer, sich aus der ihm beinahe zur Natur gewordenen Unmündigkeit herauszuarbeiten. Er hat sie sogar lieb gewonnen und ist vor der Hand wirklich unfähig, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, weil man ihn niemals den Versuch davon machen ließ. Satzungen und Formeln, diese mechanischen Werkzeuge eines vernünftigen Gebrauchs oder vielmehr Mißbrauchs seiner Naturgaben, sind die Fußschellen einer immerwährenden Unmündigkeit. Daher gibt es nur wenige, denen es gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit herauszuwickeln und dennoch einen sichern Gang zu thun.

Daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich, ja es ist, wenn man ihm nur Freiheit läßt, unausbleiblich. Denn da werden sich immer einige Selbstdenkende sogar unter den eingesetzten Vormündern des großen Haufens finden, welche, nachdem sie das Joch der Unmündigkeit selbst abgeworfen haben, den Geist einer vernünftigen Schätzung des eigenen Werthes, und des Berufes jedes Menschen, selbst zu denken, um sich verbreiten werden. Besonders ist hierbei: daß das Publikum, welches zuvor von ihnen unter dieses Joch gebracht worden, sie hernach selbst zwingt darunter zu bleiben, wenn es von einigen seiner Vormünder, die selbst aller Aufklärung unfähig sind, dazu aufgewiegelt worden; so schädlich ist es, Vorurtheile zu pflanzen, weil sie sich zuletzt an denen selbst rächen, die oder deren Vorgänger ihre Urheber gewesen sind. Daher kann ein Publikum nur langsam zur Aufklärung gelangen. Durch eine Revoluzion wird vielleicht wohl ein Abfall von persönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger oder herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen, sondern neue Vorurtheile werden ebensowohl als die alten zum Leitbande des gedankenlosen großen Haufens dienen.

Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als Freiheit, und zwar die unschädlichste unter allem, was nur Freiheit heißen mag, nämlich die: von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen. Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: Räsonnirt nicht! Der Offizier sagt: räsonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: räsonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonnirt nicht, sondern glaubt! (Nur ein einziger Herr in der Welt

sagt: räsonnirt so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt, aber gehorcht!) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit. Welche Einschränkung aber ist der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar förderlich? — Ich antworte: der öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der allein kann Aufklärung unter den Menschen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derselben aber darf öfters sehr enge eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern. Ich verstehe aber unter dem öffentlichen Gebrauche seiner eigenen Vernunft denjenigen, den jemand als Gelehrter von ihr vor dem ganzen Publikum der Leserwelt macht. Den Privatgebrauch nenne ich denjenigen, den er in einem gewissen ihm anvertrauten bürgerlichen Posten oder Amte von seiner Vernunft machen darf."

Mit diesem Eifer die Aufklärung zu fördern hängt die Ansicht Kant's von dem Fortschreiten der Menschheit zum Bessern zusammen. Er sagt hierüber in einem Kapitel „wahrsagende Geschichte der Menschheit" aus dem Streit der Fakultäten (I, 291): „Es ist ein nicht bloß gutgemeinter und in praktischer Absicht empfehlungswürdiger, sondern allen Ungläubigen zum Trotz auch für die strengste Theorie haltbarer Satz: daß das menschliche Geschlecht im Fortschreiten zum Bessern immer gewesen sei, und so fernerhin fortgehen werde, welches, wenn man nicht bloß auf das sieht, was in irgend einem Volke geschehen kann, sondern auch auf die Verbreitung über alle Völker der Erde, die nach und nach daran theilnehmen dürften, die Aussicht in eine unabsehliche Zeit eröffnet; wofern nicht etwa auf die erste Epoche einer Naturrevoluzion, die (nach Kamper und Blumenbach) bloß das Thier- und Pflanzenreich, ehe noch Menschen waren, vergrub, noch eine zweite folgt, welche auch dem Menschengeschlechte ebenso mitspielt, um andere Geschöpfe auf diese Bühne treten zu lassen u. s. w. Denn für die Allgewalt der Natur, oder vielmehr ihrer uns unerreichbaren obersten Ursache ist der Mensch wiederum nur eine Kleinigkeit. Daß ihn aber auch die Herrscher von seiner eigenen Gattung dafür nehmen und als eine solche behandeln, indem sie ihn theils thierisch, als bloßes Werkzeug ihrer Absichten belasten, theils in ihren Streitigkeiten gegeneinander aufstellen, um sie schlachten zu lassen, — das ist keine Kleinigkeit, sondern Umkehrung des Endzwecks der Schöpfung selbst." —

3. Erscheinung. Das Ding an sich. Verstand. Vernunft. (Grundlegung zur Metafysik der Sitten. VIII, 84.)

„Es ist eine Bemerkung, welche anzustellen eben kein subtiles Nachdenken erfordert wird, sondern von der man annehmen kann, daß sie wohl der gemeinste Verstand, obzwar nach seiner Art durch eine dunkle Unterscheidung der Urtheilskraft, die er Gefühl nennt, machen mag: daß alle Vorstellungen, die uns ohne unsere Willkür kommen (wie die der Sinne), uns die Gegenstände nicht anders zu erkennen geben, als sie uns affiziren, wobei, was sie an sich sein mögen, uns unbekannt bleibt, mithin daß, was diese Art Vorstellungen betrifft, wir dadurch auch bei der angestrengtesten Aufmerksamkeit und Deutlichkeit, die der Verstand nur immer hinzufügen mag, doch bloß zur Erkenntniß der Erscheinungen, niemals der Dinge an sich selbst gelangen können. Sobald dieser Unterschied (allenfalls bloß durch die bemerkte Verschiedenheit zwischen den Vorstellungen, die uns anderswoher gegeben werden, und dabei wir leidend sind, von denen die wir

lediglich aus uns selbst hervorbringen und dabei wir unsere Thätigkeit beweisen) einmal gemacht ist, so folgt von selbst, daß man hinter den Erscheinungen doch noch etwas anderes, was nicht Erscheinung ist, nämlich die Dinge an sich, einräumen und annehmen müsse, ob wir gleich uns von selbst bescheiden, daß, da sie uns niemals bekannt werden können, sondern immer nur, wie sie uns affiziren, wir ihnen nicht näher treten und, was sie an sich sind, niemals wissen können. Dieses muß eine, obzwar rohe, Unterscheidung einer Sinnenwelt von der Verstandeswelt abgeben, davon die erstere, nach Verschiedenheit der Sinnlichkeit in mancherlei Weltbeschauern, auch sehr verschieden sein kann, indessen die zweite, die ihr zu Grunde liegt, immer dieselbe bleibt. Sogar sich selbst und zwar nach der Kenntniß, die der Mensch durch innere Empfindung von sich hat, darf er sich nicht anmaßen zu erkennen, wie er an sich selbst sei. Denn da er doch sich selbst nicht gleichsam schafft und seinen Begriff nicht a priori*), sondern empirisch (durch die Erfahrung) bekommt, so ist natürlich, daß er auch von sich durch den innern Sinn und folglich nur durch die Erscheinung seiner Natur und die Art wie sein Bewußtsein affizirt wird, Kundschaft einziehen könne, indessen er doch nothwendiger Weise über diese aus lauter Erscheinungen zusammengesetzte Beschaffenheit seines eigenen Subjekts noch etwas anderes zum Grunde liegendes, nämlich sein Ich, so wie es an sich selbst beschaffen sein mag, annehmen und sich also in Absicht auf die bloße Wahrnehmung und Empfänglichkeit der Empfindungen zur Sinnenwelt, in Ansehung dessen aber, was in ihm reine Thätigkeit sein mag (dessen was gar nicht durch Affizirung der Sinne, sondern unmittelbar zum Bewußtsein gelangt), sich zur intellektuellen Welt zählen muß, die er doch nicht weiter kennt.

„Dergleichen Schluß muß der nachdenkende Mensch von allen Dingen, die ihm vorkommen mögen, fällen; vermuthlich ist er auch im gemeinsten Verstande anzutreffen, der, wie bekannt, sehr geneigt ist, hinter den Gegenständen der Sinne noch immer etwas Unsichtbares, für sich selbst Thätiges zu erwarten, es aber wieder dadurch verdirbt, daß er dieses Unsichtbare sich bald wiederum versinnlicht, d. h. zum Gegenstande der Anschauung machen will und dadurch also nicht um einen Grad klüger wird.

„Nun findet der Mensch in sich wirklich ein Vermögen, dadurch er sich von allen anderen Dingen, ja von sich selbst, insofern er durch Gegenstände affizirt wird, unterscheidet, und das ist die Vernunft. Diese, als reine Selbstthätigkeit, ist sogar darin noch über den Verstand erhoben, daß, obgleich dieser auch Selbstthätigkeit ist und nicht, wie der Sinn, bloß Vorstellungen enthält, die nur entspringen, wenn man von Dingen affizirt (mithin leidend) ist, er dennoch aus seiner Thätigkeit keine andere Begriffe hervorbringen kann, als die, welche bloß dazu dienen, um die sinnlichen Vorstellungen unter Regeln zu bringen und sie dadurch in einem Bewußtsein zu vereinigen, ohne welchen Gebrauch der Sinnlichkeit er gar nichts denken würde, da hingegen die Vernunft unter dem Namen der Ideen eine so reine Spontaneität zeigt, daß er dadurch weit über alles, was ihm Sinnlichkeit nur liefern kann, hinausgeht, und ihr vornehmstes

*) a priori bedeutet das durch sich selbst oder aus Vernunftgründen (ohne Erfahrung) Erkannte; a posteriori heißt: aus der Erfahrung erkannt.

Geschäft darin beweist, Sinnenwelt und Verstandeswelt von einander zu unterscheiden, dadurch aber dem Verstande selbst seine Schranken vorzuzeichnen.

Um deswillen muß ein vernünftiges Wesen sich selbst, als Intelligenz (also nicht von Seiten seiner unteren Kräfte), nicht als zur Sinnen-, sondern zur Verstandeswelt gehörig ansehen; mithin hat es zwei Standpunkte, daraus es sich selbst betrachten und Gesetze des Gebrauchs seiner Kräfte, folglich aller seiner Handlungen, erkennen kann, einmal, sofern es zur Sinnenwelt gehört, unter Naturgesetzen (Heteronomie), zweitens, als zur intelligibeln Welt gehörig, unter Gesetzen, die, von der Natur unabhängig, nicht empirisch, sondern bloß in der Vernunft gegründet sind."

4. Freiheit. (Grundlegung zur Metafysik der Sitten. VIII, 80. 86. 92.)

„Als ein vernünftiges, mithin zur intelligibeln Welt gehöriges Wesen kann der Mensch die Kausalität seines eigenen Willens niemals anders als unter der Idee der Freiheit denken; denn Unabhängigkeit von den bestimmten Ursachen der Sinnenwelt (dergleichen die Vernunft jederzeit sich selbst beilegen muß) ist Freiheit. Mit der Idee der Freiheit ist nun der Begriff der Autonomie*) unzertrennlich verbunden, mit diesem aber das allgemeine Prinzip der Sittlichkeit, welches in der Idee allen Handlungen vernünftiger Wesen ebenso zum Grunde liegt, als Naturgesetz allen Erscheinungen.

„Es ist nicht genug, daß wir unserm Willen, es sei aus welchem Grunde, Freiheit zuschreiben, wenn wir nicht ebendieselbe auch allen vernünftigen Wesen beizulegen hinreichenden Grund haben. Denn da Sittlichkeit für uns bloß als für vernünftige Wesen zum Gesetze dient, so muß sie auch für alle vernünftige Wesen gelten, und da sie lediglich aus der Eigenschaft der Freiheit abgeleitet werden muß, so muß auch Freiheit als Eigenschaft des Willens aller vernünftigen Wesen bewiesen werden, und es ist nicht genug, sie aus gewissen vermeintlichen Erfahrungen von der menschlichen Natur darzuthun (wiewohl dieses auch schlechterdings unmöglich ist und lediglich a priori dargethan werden kann), sondern man muß sie als zur Thätigkeit vernünftiger und mit einem Willen begabter Wesen überhaupt beweisen. Ich sage nun: ein jedes Wesen, das nicht anders als unter der Idee der Freiheit handeln kann, ist eben darum, in praktischer Rücksicht, wirklich frei, d. h. es gelten für dasselbe alle Gesetze, die mit der Freiheit unzertrennlich verbunden sind, ebenso, als ob sein Wille auch an sich selbst, und in der theoretischen Filosofie gültig, für frei erklärt würde. Nun behaupte ich, daß wir jedem vernünftigen Wesen, das einen Willen hat, nothwendig auch die Idee der Freiheit leihen müssen, unter der es allein handle. Denn in einem solchen Wesen denken wir uns eine Vernunft, die praktisch ist, d. h. Kausalität in Ansehung ihrer Objekte hat. Nun kann man sich unmöglich eine Vernunft denken, die mit ihrem eigenen Bewußtsein in Ansehung ihrer Urtheile anderwärts her eine Lenkung empfinge, denn alsdann würde das Subjekt nicht seiner Vernunft, sondern einem Antriebe die Bestimmung der Urtheilskraft zuschreiben. Sie muß sich selbst als Urheberin ihrer Prinzipien ansehen, unabhängig von fremden Einflüssen, folglich muß sie

*) Selbstgesetzgebung, die sittliche oder Willensfreiheit des Menschen.

als praktische*) Vernunft, oder als Wille eines vernünftigen Wesens, von ihr selbst als frei angesehen werden, d. h. der Wille desselben kann nur unter der Idee der Freiheit ein eigener Wille sein, und muß also in praktischer Absicht allen vernünftigen Wesen beigelegt werden. —

„Der Rechtsanspruch, selbst der gemeinen Menschenvernunft auf Freiheit des Willens gründet sich auf das Bewußtsein und die zugestandene Voraussetzung der Unabhängigkeit der Vernunft von bloß subjektiv bestimmten Ursachen, die insgesammt das ausmachen, was bloß zur Empfindung, mithin unter die allgemeine Benennung der Sinnlichkeit gehört. Der Mensch, der sich auf solche Weise als Intelligenz betrachtet, setzt sich dadurch in eine andere Ordnung der Dinge und in ein Verhältniß zu bestimmenden Gründen von ganz anderer Art, wenn er sich als Intelligenz mit einem Willen, folglich mit Kausalität begabt denkt, als wenn er sich wie Fänomen in der Sinnenwelt (welches er wirklich auch ist) wahrnimmt, und seine Kausalität, äußerer Bestimmung nach, Naturgesetzen unterwirft. Nun wird er bald inne, daß beides zugleich stattfinden könne, ja sogar müsse. Denn daß ein Ding in der Erscheinung (das zur Sinnenwelt gehörig) gewissen Gesetzen unterworfen ist, von welchen ebendasselbe als Ding oder Wesen an sich selbst unabhängig ist, enthält nicht den mindesten Widerspruch; daß er sich selbst aber auf diese zwiefache Art denken und vorstellen müsse, beruht, was das erste betrifft, auf dem Bewußtsein seiner selbst als durch Sinne affizirten Gegenstandes, was das zweite anlangt, auf dem Bewußtsein seiner selbst als Intelligenz, d. h. als unabhängig im Vernunftgebrauch von sinnlichen Eindrücken (mithin als zur Verstandeswelt gehörig).

„Daher kommt es, daß der Mensch sich eines Willens anmaßt, der nichts auf seine Rechnung kommen läßt, was bloß zu seinen Begierden und Neigungen gehört, und dagegen Handlungen durch sich als möglich, ja gar als nothwendig denkt, die nur mit Hintansetzung aller Begierden und sinnlichen Anreizungen geschehen können. Die Kausalität derselben liegt in ihm als Intelligenz und in den Gesetzen der Wirkungen und Handlungen nach Prinzipien einer intelligibeln Welt, von der er wohl nichts weiter weiß, als daß darin lediglich die Vernunft, und zwar reine, von Sinnlichkeit unabhängige Vernunft das Gesetz gebe. —

„Die Vernunft würde alle ihre Grenzen überschreiten, wenn sie es sich zu erklären unterfinge, wie reine Vernunft praktisch sein könne, welches völlig einerlei mit der Aufgabe sein würde, zu erklären, wie Freiheit möglich sei.

„Denn wir können nichts erklären, als was wir auf Gesetze zurückführen können, deren Gegenstand in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann. Freiheit aber ist eine bloße Idee, deren objektive Realität auf keine Weise nach Naturgesetzen, mithin auch nicht in irgend einer möglichen Erfahrung dargethan werden kann; die also darum, weil ihr selbst niemals nach irgend einer Analogie ein Beispiel untergelegt werden mag, niemals begriffen oder auch nur eingesehen werden kann. Sie gilt nur als nothwendige Voraussetzung der Vernunft in einem Wesen, das sich eines Willens, d. h. eines vom bloßen Begehrungsvermögen noch verschiedenen Vermögens (nämlich sich zum Handeln als Intelligenz,

*) Praktisch = eine den Willen bestimmende Ursache.

mithin nach Gesetzen der Vernunft, unabhängig von Naturinstinkten, zu bestimmen), bewußt zu sein glaubt. Wo aber Bestimmung nach Naturgesetzen aufhört, da hört auch alle Erklärung auf, und es bleibt nichts übrig als Vertheidigung, d. h. Abweisung der Einwürfe derer, die tiefer in das Wesen der Dinge geschaut zu haben vorgeben und darum die Freiheit dreist für unmöglich erklären. Man kann ihnen nur zeigen, daß der vermeintlich von ihnen darin entdeckte Widerspruch nirgend anders liege, als darin daß, da sie, um das Naturgesetz in Ansehung menschlicher Handlungen geltend zu machen, den Menschen nothwendig als Erscheinung betrachten mußten, und nun, da man von ihnen fordert, daß sie ihn als Intelligenz auch als Ding an sich selbst denken sollten, sie ihn immer auch da noch als Erscheinung betrachten, wo denn freilich die Absonderung seiner Kausalität (d. h. seines Willens) von allen Naturgesetzen der Sinnenwelt in einem und demselben Subjekte im Widerspruche stehen würde, welcher aber wegfällt, wenn sie sich besinnen, und, wie billig, eingestehen wollten, daß hinter den Erscheinungen doch die Sachen an sich selbst (ob zwar verborgen) zum Grunde liegen müssen, von deren Wirkungsgesetzen man nicht verlangen kann, daß sie mit denen einerlei sein sollten, unter denen ihre Erscheinungen stehen."

5. Der gute Wille. (Grundlegung zur Metafysik der Sitten, VIII, 15 ff.)

„Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Witz, Urtheilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth, aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Karakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es ebenso bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit, und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande, unter dem Namen der Glückseligkeit, machen Muth, und hierdurch öfters auch Uebermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüth und hiermit auch das ganze Prinzip zu handeln berichtige und allgemein-zweckmäßig mache; ohne zu erwähnen, daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, nimmermehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu sein auszumachen scheint. —

„Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt und ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. h. an sich gut. Wenngleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur es diesem Willen gänzlich an Vermögen fehlte seine Absicht durchzusetzen; wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Aufbietung aller Mittel, so weit sie in unserer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen als etwas, das seinen vollen

Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen noch abnehmen. Es liegt gleichwohl in dieser Idee von dem absoluten Werthe des bloßen Willens, ohne eigenen Nutzen bei Schätzung desselben in Anschlag zu bringen, etwas so Befremdliches, daß, ungeachtet aller Einstimmung selbst der gemeinen Vernunft mit derselben, dennoch ein Verdacht entspringen muß, daß vielleicht bloß hochfliegende Fantasterei ingeheim zum Grunde liege, und die Natur in ihrer Absicht, warum sie unserm Willen Vernunft zur Regiererin beigelegt habe, falsch verstanden sein möge. Daher wollen wir diese Idee aus diesem Gesichtspunkte auf die Prüfung stellen.

„In den Naturanlagen eines organisirten, d. h. zweckmäßig zum Leben eingerichteten Wesens nehmen wir es als Grundsatz an, daß kein Werkzeug zu irgend einem Zwecke in demselben angetroffen werde, als was auch zu demselben das schicklichste und ihm am meisten angemessen ist. Wäre nun an einem Wesen, das Vernunft und einen Willen hat, seine Erhaltung, sein Wohlergehen, mit Einem Worte seine Glückseligkeit der eigentliche Zweck der Natur, so hätte sie ihre Veranstaltung dazu sehr schlecht getroffen, sich die Vernunft des Geschöpfes zur Ausrichterin dieser ihrer Absicht zu ersehen. Denn alle Handlungen, die es in dieser Absicht auszuüben hat, und die ganze Regel seines Verhaltens würden ihm weit genauer durch Instinkt vorgezeichnet, und jener Zweck weit sicherer dadurch haben erhalten werden können, als es jemals durch Vernunft geschehen kann, und sollte diese ja obenein dem begünstigten Geschöpfe ertheilt worden sein, so würde sie ihm nur dazu haben dienen müssen, um über die glückliche Anlage seiner Natur Betrachtungen anzustellen, sie zu bewundern, sich ihrer zu erfreuen und der wohlthätigen Ursache dafür dankbar zu sein; nicht aber, um sein Begehrungsvermögen jener schwachen und trüglichen Leitung zu unterwerfen und in der Naturabsicht zu pfuschen; mit Einem Worte, sie würde verhütet haben, daß Vernunft in praktischen Gebrauch ausschlüge und die Vermessenheit hätte, mit ihren schwachen Einsichten ihr selbst den Entwurf der Glückseligkeit und der Mittel dazu zu gelangen, auszudenken; die Natur würde nicht allein die Wahl der Zwecke, sondern auch die Mittel selbst übernommen und beide mit weiser Vorsorge lediglich dem Instinkte anvertraut haben.

„In der That finden wir auch, daß, jemehr eine kultivirte Vernunft sich mit der Absicht auf den Genuß des Lebens und der Glückseligkeit abgibt, desto weiter der Mensch von der wahren Zufriedenheit abkomme, woraus bei vielen, und zwar den versuchtesten im Gebrauche derselben, wenn sie nur aufrichtig genug sind, es zu gestehen, ein gewisser Grad von Misologie, d. h. Haß der Vernunft entspringt, weil sie nach dem Ueberschlage alles Vortheils, den sie, ich will nicht sagen von der Erfindung aller Künste des gemeinen Luxus, sodern sogar von den Wissenschaften (die ihnen am Ende auch ein Luxus des Verstandes zu sein scheinen) ziehen, dennoch finden, daß sie sich in der That nur mehr Mühseligkeit auf den Hals gezogen, als an Glückseligkeit gewonnen haben, und darüber endlich den gemeinern Schlag der Menschen, welcher der Leitung des bloßen Naturinstinkts näher ist, und der seiner Vernunft nicht viel Einfluß auf sein Thun und Lassen verstattet, eher beneiden als gering schätzen. Und so weit muß man gestehen, daß das Urtheil derer, welche die ruhmredigen Hochpreisungen der Vortheile, die uns die Vernunft

in Ansehung der Glückseligkeit und Zufriedenheit des Lebens verschaffen sollte, sehr mäßigen und sogar unter Null herabsetzen, keineswegs grämisch oder gegen die Güte der Weltregierung undankbar sei, sondern daß diesen Urtheilen insgeheim die Idee von einer andern und viel würdigern Absicht ihrer Existenz zum Grunde liege, zu welcher, und nicht zu der Glückseligkeit, die Vernunft ganz eigentlich bestimmt sei, und welcher darum, als oberster Bedingung, die Privatabsicht des Menschen größtentheils nachstehen muß.

„Denn da die Vernunft dazu nicht tauglich genug ist, um den Willen in Ansehung der Gegenstände desselben und der Befriedigung aller unserer Bedürfnisse (die sie zum Theil selbst vervielfältigt) sicher zu leiten, als zu welchem Zwecke ein eingepflanzter Naturinstinkt viel gewisser geführt haben würde, gleichwohl aber uns Vernunft als praktisches Vermögen, d. h. als ein solches, das Einfluß auf den Willen haben soll, dennoch zugetheilt ist; so muß die wahre Bestimmung derselben sein, einen, nicht etwa in anderer Absicht als Mittel, sondern an sich selbst guten Willen hervorzubringen, wozu schlechterdings Vernunft nöthig war, wo anders die Natur überall in Austheilung ihrer Anlagen zweckmäßig zu Werke gegangen ist. Dieser Wille darf also zwar nicht das einzige und das ganze, aber er muß doch das höchste Gut und zu allem Uebrigen, selbst allem Verlangen nach Glückseligkeit, die Bedingung sein, in welchem Falle es sich mit der Weisheit der Natur gar wohl vereinigen läßt, wenn man wahrnimmt, daß die Kultur der Vernunft, die zur erstern und unbedingten Absicht erforderlich ist, die Erreichung der zweiten, die jederzeit bedingt ist, nämlich der Glückseligkeit, wenigstens in diesem Leben auf mancherlei Weise einschränke, ja sie selbst unter nichts herabbringen könne, ohne daß die Natur darin unzweckmäßig verfahre, weil die Vernunft, die ihre höchste praktische Bestimmung in der Gründung eines guten Willens erkennt, bei Erreichung dieser Absicht nur einer Zufriedenheit nach ihrer eigenen Art, nämlich aus der Erfüllung eines Zwecks, den wiederum nur Vernunft bestimmt, fähig ist, sollte dieses auch mit manchem Abbruch, der den Zwecken der Neigung geschieht, verbunden sein."

6. Kategorischer Imperativ. Pflicht. (Grundlegung zur Metafysik der Sitten VIII, 37. Kritik der praktischen Vernunft VIII, 214.)

„Ein vollkommen guter Wille würde unter objektiven Gesetzen (des Guten) stehen, aber nicht dadurch als zu gesetzmäßigen Handlungen genöthigt vorgestellt werden können, weil er von selbst, nach seiner subjektiven Beschaffenheit, nur durch die Vorstellung des Guten bestimmt werden kann. Daher gelten für den göttlichen und überhaupt für einen heiligen Willen keine Imperativen; das Sollen ist hier am unrechten Ort, weil das Wollen schon von selbst mit dem Gesetze nothwendig einstimmig ist. Daher sind Imperativen nur Formeln, das Verhältniß objektiver Gesetze des Wollens überhaupt zu der subjektiven Unvollkommenheit des Willens dieses oder jenes vernünftigen Wesens, z. B. des menschlichen Willens, auszudrücken.

Alle Imperativen werden durch ein Sollen ausgedrückt, und zeigen dadurch das Verhältniß eines objektiven Gesetzes der Vernunft zu einem Willen an, der seiner subjektiven Beschaffenheit nach dadurch nicht nothwendig bestimmt wird. Die Imperativen sagen, daß etwas zu thun oder zu unterlassen gut sein würde, allein

sie sagen es einem Willen, der nicht immer darum etwas thut, weil ihm vorgestellt wird, daß es zu thun gut sei.

Alle Imparativen gebieten entweder hypothetisch oder kategorisch. Jene stellen die praktische Nothwendigkeit einer möglichen Handlung als Mittel zu etwas anderm, was man will (oder doch möglich ist, daß man es wolle) zu gelangen vor. Der kategorische Imperativ ist der, welcher eine Handlung als für sich selbst, ohne Beziehung auf einen andern Zweck als objektiv-nothwendig vorstellt. Der kategorische Imperativ ist also derjenige, welcher, ohne irgend eine andere durch ein gewisses Verhalten zu erreichende Absicht als Bedingung zu Grunde zu legen, dieses Verhalten unmittelbar gebietet. Er betrifft nicht die Materie der Handlung und das, was aus ihr erfolgen soll, sondern die Form und das Prinzip, woraus sie selbst folgt, und das Wesentlich-Gute derselben besteht in der Gesinnung, der Erfolg mag sein, welcher er wolle. Dieser Imperativ mag der der Sittlichkeit heißen.

Der kategorische Imperativ ist also nur ein einziger und zwar dieser: handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde.

Bemerkung. Maxime ist das subjektive Prinzip zu handeln, und muß vom objektiven Prinzip, nämlich dem praktischen Gesetze, unterschieden werden. Jene enthält die praktische Regel, durch welche die Vernunft den Bedingungen des Subjekts gemäß bestimmt wird, und ist also der Grundsatz, nach welchem das Subjekt handelt; das Gesetz aber ist das objektive Prinzip, gültig für jedes vernünftige Wesen, und der Grundsatz, nach dem es handeln soll, d. h. ein Imperativ.

Das Bewußtsein einer freien Unterwerfung des Willens unter das Gesetz, doch als mit einem unvermeidlichen Zwange verbunden, der allen Neigungen, aber nur durch eigene Vernunft, angethan wird, ist die Achtung vor dem Gesetz. Das Gesetz, das diese Achtung fordert und auch einflößt, ist, wie man sieht, kein anderes als das moralische (denn kein anderes schließt alle Neigungen von der Unmittelbarkeit ihres Einflusses auf den Willen aus). Die Handlung, die nach diesem Gesetze, mit Ausschließung aller Bestimmungsgründe aus Neigung, objektiv praktisch ist, heißt Pflicht.

Pflicht! du erhabener großer Name, der du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheſt, was natürliche Abneigung im Gemüthe erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüthe Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich im geheimen ihm entgegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachlaßliche Bedingung desjenigen Werths ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit

ihr das empirisch bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke unter sich hat. Es ist nichts anderes, als die Persönlichkeit, d. h. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanism der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigenthümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen unterworfen ist; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch als zu beiden Welten gehörig (zur Sinnenwelt und zur intelligibeln) sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung, und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß. —

7. Der bestirnte Himmel und das Sittengesetz. (Kritik der praktischen Vernunft VIII, 312.)

„Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt; der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheiten verhüllt oder im Ueberschwänglichen außer meinem Gesichtskreise suchen und bloß vermuthen, ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz. Das erste fängt von dem Platze an, den ich in der äußern Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Sistemen von Sistemen, überdies noch in gränzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit, an, und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher (dadurch aber auch zugleich mit allen jenen sichtbaren Welten) ich mich, nicht wie dort, in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und nothwendiger Verknüpfung erkenne. Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Werth, als einer Intelligenz, unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart, wenigstens soviel sich aus der zweckmäßigen Bestimmung meines Daseins durch dieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ist, sondern ins Unendliche geht, abnehmen läßt.“ —

8. Die Unsterblichkeit der Seele. (Kritik der praktischen Vernunft VIII, 261.)

„Die Bewirkung des höchsten Gutes in der Welt ist das nothwendige Objekt eines durchs moralische Gesetz bestimmbaren Willens. In diesem aber ist die völlige Angemessenheit der Gesinnungen zum moralischen Gesetze die oberste Bedingung des höchsten Guts. Sie muß also ebensowohl möglich sein, als ihr Objekt, weil sie in demselben Gebote dieses zu fördern enthalten ist. Die völlige Angemessenheit des Willens aber zum moralischen Gesetze ist Heiligkeit, eine Vollkommenheit, deren kein vernünftiges Wesen der Sinnenwelt, in keinem Zeitpunkte seines Daseins, fähig ist. Da sie indessen gleichwohl als praktisch nothwendig

gefordert wird, so kann sie nur in einem ins Unendliche gehenden Progressus (Fortschritt) zu jener völligen Angemessenheit angetroffen werden, und es ist nach Prinzipien der reinen praktischen Vernunft nothwendig, eine solche praktische Fortschreitung als das reale Objekt unseres Willens anzunehmen.

„Dieses unendliche Fortschreiten ist aber nur unter Voraussetzung einer ins Unendliche fortdauernden Existenz und Persönlichkeit desselben vernünftigen Wesens (welche man die Unsterblichkeit der Seele nennt) möglich; mithin diese, als unzertrennlich mit dem moralischen Gesetze verbunden, ein Postulat der reinen praktischen Vernunft (worunter ich einen theoretischen, als solchen aber nicht erweislichen Satz verstehe, sofern er einem a priori unbedingt geltenden praktischen Gesetze unzertrennlich anhängt)."

9. Das Dasein Gottes, als ein Postulat der reinen praktischen Vernunft. (Kritik der praktischen Vernunft VIII, 280.)

„Das moralische Gesetz führte in der vorhergehenden Zergliederung zur praktischen Aufgabe, welche ohne allen Beitritt sinnlicher Triebfedern bloß durch reine Vernunft vorgeschrieben wird, nämlich der nothwendigen Vollständigkeit des ersten und vornehmsten Theils des höchsten Guts, der Sittlichkeit, und, da diese nur in einer Ewigkeit völlig aufgelöst werden kann, zum Postulat der Unsterblichkeit. Eben dieses Gesetz muß auch zur Möglichkeit des zweiten Elements des höchsten Guts, nämlich der jener Sittlichkeit angemessenen Glückseligkeit, ebenso uneigennützig wie vorher aus bloßer unparteiischer Vernunft, nämlich auf die Voraussetzung des Daseins einer dieser Wirkung adäquaten Ursache führen, d. h. die Existenz Gottes, als zur Möglichkeit des höchsten Guts (welches Objekt unseres Willens mit der moralischen Gesetzgebung der reinen Vernunft nothwendig verbunden ist) nothwendig gehörig, postuliren."

10. Gottesdienst und Religion. (X, 122, 205, 145.)

„Die Menschen sind nicht leicht zu überzeugen, daß die standhafte Beflissenheit zu einem moralisch guten Lebenswandel alles sei, was Gott von Menschen fordert, um ihm wohlgefällige Unterthanen in seinem Reiche zu sein; sie können sich ihre Verpflichtung nicht wohl anders als zu irgend einem Dienste denken, den sie Gott zu leisten haben; daß sie, wenn sie ihre Pflichten gegen Menschen, sich selbst und andere, erfüllen, eben dadurch auch göttliche Gebote ausrichten, mithin in allem ihrem Thun und Lassen, sofern es Beziehung auf Sittlichkeit hat, beständig im Dienste Gottes sind, und daß es auch schlechterdings unmöglich sei, Gott auf andere Weise näher zu dienen, will ihnen nicht in den Kopf. Weil ein jeder große Herr der Welt ein besonderes Bedürfniß hat, von seinen Unterthanen geehrt und durch Unterwürfigkeitsbezeigungen gepriesen zu werden, ohne welches er nicht so viel Folgsamkeit gegen seine Befehle, als er wohl nöthig hat, um sie beherrschen zu können, von ihnen erwarten kann, und weil überdies auch der Mensch, so vernunftvoll er auch sein mag, an Ehrenbezeigungen doch immer ein unmittelbares Wohlgefallen findet, so behandelt man die Pflicht, sofern sie zugleich göttliches Gebot ist, als Betreibung einer Angelegenheit Gottes, nicht des Menschen, und so entspringt der Begriff einer gottesdienstlichen, statt des Begriffs einer rein moralischen Religion.

„Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und After-

dienst. Wenn aber einmal zur Maxime eines vermeintlich Gott für sich selbst wohlgefälligen, ihn auch nöthigenfalls versöhnenden, aber nicht rein moralischen Dienstes übergegangen ist, so ist in der Art, ihm gleichsam mechanisch zu dienen, kein wesentlicher Unterschied, welcher der einen vor der andern einen Vorzug gebe. Diese Arten sind alle, dem Werth oder vielmehr Unwerth nach, einerlei, und es ist bloße Ziererei, sich durch feinere Abweichung vom alleinigen intellektuellen Prinzip der echten Gottesverehrung für auserlesener zu halten als die, welche sich eine vorgeblich gröbere Herabsetzung zur Sinnlichkeit zu Schulden kommen lassen. Ob der Andächtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche oder ob er eine Wallfahrt nach den Heiligthümern in Loretto oder Palästina anstellt, ob er seine Gebetsformeln mit den Lippen oder wie der Tibetaner durch ein Gebetsrad an die himmlische Behörde bringt, oder was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Werth. Der Wahn, durch religiöse Handlungen des Kultus etwas in Anschauung der Rechtfertigung vor Gott auszurichten, ist der religiöse Aberglaube, so wie der Wahn, dieses durch Bestrebung zu einem vermeintlichen Umgang mit Gott bewirken zu wollen, die religiöse Schwärmerei ist. Dieser Aberglaube aber treibt unausbleiblich zum Pfaffenthum, welches allemal da anzutreffen ist, wo nicht Prinzipien der Sittlichkeit, sondern statuarische Gebote, Glaubensregeln und Observanzen das Wesentliche ausmachen. Der Klerus herrscht als der einzig autorisirte Bewahrer und Ausleger des unsichtbaren Gesetzgebers, alle übrigen aber, auch das Oberhaupt des politischen Gemeinwesens nicht ausgenommen, sind Laien; und so beherrscht die Kirche zuletzt den Staat, nicht eben durch Gewalt, sondern durch Einfluß auf die Gemüther; wobei aber unvermerkt die Gewöhnung an Heuchelei die Redlichkeit und Treue der Unterthanen untergräbt, sie zum Scheindienst auch in bürgerlichen Pflichten abwitzigt und, wie alle fehlerhaften Prinzipien, gerade das Gegentheil von dem hervorbringt, was beabsichtigt war.

„Es ist eine nothwendige Folge der fysischen und zugleich der moralischen Anlage in uns, welche letztere die Grundlage und zugleich die Auslegerin aller Religion ist, daß diese endlich von allen empirischen Bestimmungsgründen, von allen Statuten, welche auf Geschichte beruhen und die vermittels eines Kirchenglaubens provisorisch zur Beförderung des Guten vereinigen, allmälig losgemacht werde, und so reine Vernunftreligion zuletzt über alles herrsche, damit Gott sei alles in allem. Die Hüllen müssen abgelegt werden. Das Leitband der heiligen Ueberlieferung mit seinen Anhängseln, den Statuten und Observanzen, welches zu seiner Zeit gute Dienste that, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel. So lange der Mensch ein Kind war, war er klug als ein Kind und wußte mit Satzungen, die ihm ohne Zuthun auferlegt wurden, auch wohl Gelehrsamkeit, ja sogar eine der Kirche dienstbare Filosofie zu verbinden; nun er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist. Der erniedrigende Unterschied zwischen Laien und Klerikern hört auf, und Gleichheit entspringt aus der wahren Freiheit. Das alles ist nicht von einer äußern Revoluzion zu erwarten, die stürmisch und gewaltsam ihre von Glücksumständen sehr abhängige Wirkung thut. In dem Prinzip der reinen Vernunftreligion als einer an alle Menschen beständig geschehenden göttlichen, obzwar nicht empirischen, Offenbarung muß der Grund

zu jenem Uebertritt zu jener neuen Ordnung der Dinge liegen, welcher, einmal aus reifer Ueberlegung gefaßt, durch allmälig fortgehende Reform zur Ausführung gebracht wird.“ —

Nachdem wir in dem Vorhergehenden die Ansichten Kant's über die großen Fragen der geistigen und sittlichen Welt kennen gelernt, möge hier schließlich noch eine Stelle aus der kleinen Abhandlung „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ folgen, welche Kant, wie wir erzählten, während eines Aufenthaltes in dem gastlichen Forsthause zu Moditten im Jahre 1764 schrieb. Die Stelle, die wir auswählten, enthält eine Lobrede auf das weibliche Geschlecht; sie wird um so unparteiischer sein, da Kant ja nie in eine nähere Beziehung zu irgend einem weiblichen Wesen trat. Es heißt daselbst (IV, 426 ff.):

„Derjenige, welcher zuerst das Frauenzimmer unter dem Namen des schönen Geschlechtes begriffen hat, kann vielleicht etwas Schmeichelhaftes haben sagen wollen, aber er hat es besser getroffen, als er wohl selbst geglaubt haben mag. Denn ohne in Erwägung zu ziehen, daß ihre Gestalt überhaupt feiner, ihre Züge zarter und sanfter, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender ist als bei dem männlichen Geschlechte, ohne auch dasjenige zu vergessen, das man für die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zum vortheilhaften Urtheile für sie geneigt machen, so liegen vornämlich in den Gemüthskarakteren dieses Geschlechtes eigenthümliche Züge, die es von dem unsern deutlich unterscheiden und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen. Andererseits könnten wir auf die Benennung des edlen Geschlechtes Anspruch machen, wenn es nicht auch von einer edlen Gemüthsart erfordert würde, Ehrennamen abzulehnen und sie lieber zu ertheilen als zu empfangen. Hierdurch wird nun nicht verstanden, daß das Frauenzimmer edler Eigenschaften ermangelte, oder das männliche Geschlecht der Schönheit gänzlich entbehren müßte, vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbart, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Karakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche. Hierauf müssen alle Urtheile von diesen zwei Gattungen, sowohl die rühmlichen als die des Tadels, sich beziehen, alle Erziehung und Unterweisung muß dieses vor Augen haben, und alle Bemühung, die sittliche Vollkommenheit des Einen oder des Andern zu befördern; wo man nicht den reizenden Unterschied unkenntlich machen will, den die Natur zwischen zwei Menschengattungen hat treffen wollen. Denn es ist hier nicht genug sich vorzustellen, daß man Menschen vor sich habe, man muß zugleich nicht aus der Acht lassen, daß diese Menschen nicht von einerlei Art sind.

Das Frauenzimmer hat ein angeborenes stärkeres Gefühl für alles, was schön, zierlich und geschmückt ist. Schon in der Kindheit sind sie gern geputzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden. Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen sich einen feinen Anstand zu geben und be-

sitzen sich selbst, und dieses in einem Alter, wenn unsere wohlerzogene männliche Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist. Sie haben viel theilnehmende Empfindungen, Gutherzigkeit und Mitleid, ziehen das Schöne dem Nützlichen vor und werden den Ueberfluß des Unterhaltes gern in Sparsamkeit verwandeln, um den Aufwand auf das Schimmernde und den Putz zu unterstützen. Sie sind von sehr zärtlicher Empfindung in Ansehung der mindesten Beleidigung, und überaus fein, den geringsten Mangel der Aufmerksamkeit und Achtung gegen sie zu bemerken. Kurz sie enthalten in der menschlichen Natur den Hauptgrund der Abstechung der schönen Eigenschaften mit den edlen und verfeinern selbst das männliche Geschlecht.

„Man wird mir hoffentlich die Herzählung der männlichen Eigenschaften, insofern sie jenen parallel sind, schenken und sich befriedigen, beide nur in der Gegeneinanderhaltung zu betrachten. Das schöne Geschlecht hat ebensowohl Verstand, als das männliche, nur es ist ein schöner Verstand, der unserige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet.

„Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anderes als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben. Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquise von Chastelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben, denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinns noch kenntlicher ausdrücken, um welchen sie sich bewerben. Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feinern Gefühle nahe verwandt ist, und überläßt abstrakte Spekulazionen oder Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande. Die Schönen werden demnach keine Geometrie lernen, sie werden in der Geschichte sich nicht den Kopf mit Schlachten, und in der Erdbeschreibung nicht mit Festungen anfüllen; denn es schickt sich für sie ebenso wenig, daß sie nach Schießpulver, als für die Mannspersonen, daß sie nach Bisam riechen sollten.

Selbst viele von den Schwachheiten der Schönen sind so zu reden schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen; die, welche er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich. Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler. Denn zu geschweigen, daß die Mannspersonen, die dem Frauenzimmer so gern schmeicheln, übel daran sein würden, wenn dieses nicht geneigt wäre, es wohl aufzunehmen, so beleben sie dadurch wirklich ihre

Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren muntern Witz spielen zu lassen, ingleichen durch die veränderlichen Empfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen. Hierin ist nun so gar nichts Beleidigendes für andere, sondern vielmehr, wenn es mit gutem Geschmack gemacht wird, soviel Artiges, daß es sehr ungezogen ist, dagegen mit mürrischem Tadel loszuziehen. Ein Frauenzimmer, das hierin gar zu flatterhaft und gaukelnd ist, heißt eine Närrin, welcher Ausdruck gleichwohl keine so harte Bedeutung hat, als mit veränderter Endsilbe beim Manne." —

In diesen Worten des großen Filosofen liegt tiefe Wahrheit, und ganz besonders mögen sie von denen beherzigt werden, welchen die Sorge für unsere höheren Töchterschulen obliegt. Es ist im höchsten Grade unnatürlich, unsere jungen Mädchen mit Kenntnissen aller Art vollzupfropfen, deren Erwerbung ihnen so manche in ihrem Alter wohlberechtigte Freude raubt; und dabei ist die erworbene Gelehrsamkeit ihnen im spätern Leben nicht nur von fast gar keinem Nutzen, sondern sie rückt sie völlig aus dem Kreise, in den die Natur sie stellte, sie raubt ihnen ihre eigene schöne, wirkungsreiche Heimath, ohne sie in der neuen Heimath heimisch zu machen, deren sämmtliche Verhältnisse ihnen niemals werden zusagen können. Es ist wahrlich an der Zeit dafür zu sorgen, daß das Gemüth und die Gesundheit unserer jungen Mädchen in bessere Pflege genommen werden. —

Zum Schluß möchten wir noch auf eine besondere Seite der Kantischen Filosofie hinweisen. Wenn Kant durch seine vorurtheilsfreie, gründliche, allumfassende Methode der Forschung seiner Filosofie einen allgemeinen wissenschaftlichen Karakter aufgeprägt hat, so verdient dieselbe doch auch zugleich vorzugsweise eine deutsche Filosofie genannt zu werden. Welche hohe Bedeutung sie in dem Leben des deutschen Volkes hat, erhellt allein schon aus folgender Betrachtung.

Wenn wir die Frage aufstellen, wodurch die deutsche Nazion so groß geworden ist, wodurch sie auf allen Gebieten, in den Künsten des Friedens und des Krieges, zu so außerordentlich rühmlichen Leistungen sich emporgeschwungen hat, daß sie jetzt an der Spitze aller Nazionen steht, so ist die Antwort: durch ihr Pflichtgefühl. Das Pflichtgefühl ist bei keinem andern Volke so ausgebildet und so tief und festgewurzelt wie bei dem deutschen: der Soldat wie der Gelehrte, der Fürst wie der schlichte Landmann sind von diesem Gefühle beseelt, und die großen Erfolge der Neuzeit verdanken wir hauptsächlich dem Umstande, daß alle in heroischer Weise bestrebt gewesen sind, ihre Pflicht zu thun. Während die Franzosen mit bombastischen, prunkhaften Redensarten stets auf den äußern Ruhm hingewiesen wurden als das höchste, womit sie sich in den Augen der Welt und vor sich selbst schmücken könnten, wurden die Deutschen mit schlichten Worten an ihre Pflicht erinnert; dieser waren sie eingedenk und mit diesem Bewußtsein gewappnet, wurde der eitle, ruhmeslüsterne Franzose vor ihnen zu Schanden.

Nun beruht, wie die angeführten Stellen zeigten, das ganze Moralsistem Kant's auf dem Begriffe der Pflicht. Das Pflichtgefühl zu wecken und auszubilden, das ist für ihn die Hauptaufgabe der Erziehung der Menschheit und der einzig wahre Weg, auf dem die Menschheit zum Bessern fortschreiten kann. Kein anderer Filosof hat den Begriff der Pflicht so hoch gestellt und so verherrlicht, wie Kant; seine Sprache erhebt sich bei der Erörterung dieses Begriffes zu poetischem Schwunge.

Aber selten werden wir auch einen Mann finden, der so wie Immanuel Kant seiner Pflicht bis in die kleinste Beziehung getreu war. Die ganze Geschichte stellt dem großen Filosofen auf diesem Felde nur ein einziges Fürstengeschlecht zur Seite: das der Hohenzollern, und aus ihnen ganz besonders den Zeitgenossen Kant's, Friedrich den Großen. Gegen diese Thatsache sollte eine gewisse politische Partei der heutigen Zeit nicht blind sein. Wer nur sehen will, der wird leicht erkennen, auf welcher Seite der Weg zur Größe und zum Ruhme des deutschen Vaterlandes liegt.

Es hat aber auch wenige Menschen gegeben, welche in ihrem Leben so glücklich, so innerlich befriedigt waren, wie Kant. Auch dieser Umstand muß eine ernste Mahnung für uns sein. Das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht gegen Gott und gegen den Nächsten, das ist der festeste Grund für alle menschliche Glückseligkeit, welche am allerwenigsten aber in dem Moraste subjektiver Rechthaberei, in dem Formelkram starrer Glaubenssätze und in den Aeußerlichkeiten selbstgefälliger Heuchelei gedeihen kann. Eine große Wahrheit leuchtet dem Menschengeschlechte aus den Religionsgeschichten aller Völker und aller Zeiten entgegen, sie ist ausgesprochen in dem großen Worte Lessing's:

Nicht die Uebereinstimmung in den Meinungen, sondern die Uebereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht!

Quellen und Hülfsmittel.

G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung. Fünf Bände. Vierte Auflage. Leipzig 1853.
J. Hillebrand, Die deutsche Nazionalliteratur, von Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Drei Bände. Hamburg und Gotha 1846.
H. Hettner, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Drei Theile. Braunschweig 1864.
W. Menzel, Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Drei Bände. Stuttgart 1859.
H. Kurz, Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. Dritte Auflage. Leipzig 1870.

Klopstock.

H. Döring, Klopstock's Leben. Weimar 1825.
Mörikofer, Klopstock in Zürich Zürich und Frauenfeld 1851.
Lappenberg, Briefe von und an Klopstock. Braunschweig 1867.
Klopstock's Werke. Zwölf Bände. Leipzig 1798 bis 1817.
H. Düntzer, Klopstock's Oden, erläutert. 6 Hefte. Jena 1860 bis 1861.

Wieland.

J. G. Gruber, Wieland's Leben. Vier Bände. Leipzig 1828.
Wieland's Werke. 53 Bände. Leipzig 1818 bis 1828.
Auswahl denkwürdiger Briefe, herausgegeben von L. Wieland. 2 Bände. Wien 1818.

Lessing.

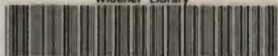
Danzel und Guhrauer, Lessing's Leben. Zwei Bände. Leipzig 1850 bis 1854.
Ad. Stahr, Lessing's Leben. 2 Bände. Berlin 1859.
F. Adler, Lessing's Wohnungen in Berlin. Sonntagsbeilagen der Vossischen Zeitung, Jahrgang 1868, 43 bis 45.
Lessing's Werke, herausgegeben von Karl Lachmann. 13 Bände. Berlin 1839 bis 1840.
Lessing's Werke, 10 Bände. Leipzig 1841.
Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag von David Friedrich Strauß. Berlin 1864.

Herder.

Karoline von Herder, Erinnerungen aus dem Leben Herder's. Zwei Bände. Stuttgart 1820.
Herder's Lebensbild, mitgetheilt von seinem Sohne Gottfried von Herder. Drei Bände. Erlangen 1846.
Briefe von und an Herder, herausgegeben von H. Düntzer und G. v. Herder. Drei Bände. Leipzig 1862.
Jegor von Sivers, Herder in Riga. Riga 1868.
Herder's Werke, herausgegeben von J. G. Müller. Sechzig Bände. Stuttgart 1827 bis 1830.

Kant.

Kant's Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert, nebst Biografie von Schubert und Geschichte der Kant'schen Filosofie von Rosenkranz. Zwölf Bände. Leipzig 1838 bis 1842.
Kuno Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre. Mannheim 1860.
R. Reicke, Kantiana. Königsberg 1860.


Widener Library
3 2044 098 665 912